This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Sammlung
Historischer Bildnisse.

Auch

Soc. 2233e. 6
4.S.5-7

Soc. 2233e. 6
45.5-7

Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

V

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.

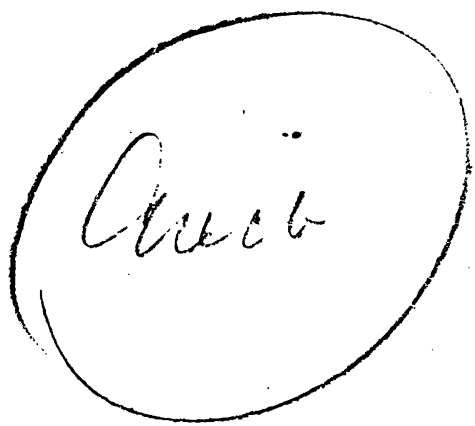
Cola di Rienzi,

Roms Tribun.

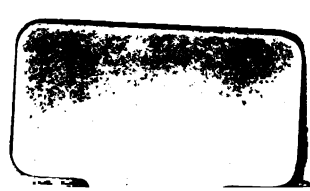
Von

Herm. Joſ. Schmitz,
Doctor der Theologie und des canoniſchen Rechtes.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Soc. 2233e. 6
45.5-7



Sammlung

hiſtoriſcher Bildniſſe.

Vierte Serie.

V

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1879.

Cola di Rienzi,

Roms Tribun.

Von

Herm. Joſ. Schmitz,
Doctor der Theologie und des canoniſchen Rechtes.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

V

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.

Cola di Rienzi,

Roms Tribun.

Von

Herm. Joſ. Schmitz,
Doctor der Theologie und des canoniſchen Rechtes.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Meinen geliebten Eltern

gewidmet.

Vorbemerkung.

Aus der ursprünglichen Absicht, das Leben des römischen Volkstribunen Cola di Rienzi zum Gegenstand eines Vortrages zu machen, ist im Verlaufe der hierzu erforderlichen Studien diese Schrift entstanden. Bietet die Persönlichkeit des Tribunen an sich schon ein hohes Interesse dadurch, daß sie den an Eigenthümlichkeiten reichen Charakter des italienischen Volkes in seltener Weise abspiegelt, so verdient das anfangs glänzende, später in schnellem Sturze so unerwartet endigende Wirken des Tribunen um der Ideen willen, denen es geweiht war, die eingehende Beachtung des zeitgenössischen Geschichtsfreundes. Diese Ideen haben nämlich noch heute für die Beurtheilung und Besprechung der „römischen Frage" ein hohes Interesse.

Aus letzterem Grunde mag es auch wohl zu erklären sein, daß Cola's di Rienzi Bestrebungen in neuerer und neuester Zeit vielfach zum Gegenstande dichterischer und agitatorischer Bearbeitung genommen worden sind, freilich meist ganz im Widerspruch mit der historischen Wirklichkeit seiner Erscheinung. Während noch der dem Tribunen gleichzeitige Schriftsteller Giovanni Villani in seinem Tribunate ein rein phantastisches Werk sieht und dasselbe viel zu wenig im realen Zusammenhange mit der Zeitgeschichte betrachtet, die demselben zur Grundlage der Verwirklichung diente, haben

die neueren Bearbeiter den Tribunen ohne viel Bedenken zum Träger specifisch moderner Ideen gemacht. Lord Byron sieht in ihm den Erlöser finsterer Jahrhunderte der Schmach, die Hoffnung Italiens, dessen Grab mit einem nimmer welkenden Kranze vom Baume der Freiheit geschmückt zu werden verdiene. Lord Byron hat bei dieser Auffassung übersehen, daß das, was er unter Freiheit und Erlösung verstand, den Zeitgenossen Cola's wahrlich nicht als ein wünschenswerther Besitz erschien. — Bulwer faßt den Volkstribunen wie einen modernen Demagogen auf. Ist es schon an sich unstatthaft, den modernen Begriff eines Demagogen auf die völlig heterogenen Munizipal-Verhältnisse des mittelalterlichen Roms zu übertragen, dann muß die Vorliebe, die er der Wirksamkeit seines Helden leiht, doppelt bedenklich erscheinen. — Noch weiter ist Wagner bei der Bearbeitung der Geschichte Cola's di Rienzi zu einem Drama gegangen, indem er sich in der breiten, ausgetretenen Spur landläufiger Anschauungen über die Päpste und ihre Tendenzen, ebenfalls ganz im Widerspruch mit aller historischen Treue, bewegte.

Diesen und ähnlichen Auffassungen gegenüber beabsichtigt die vorliegende Studie, der historischen Wirklichkeit ihr Recht zu lassen und zu geben. Wir folgen bei derselben hauptsächlich den Forschungen Felix Papencordt's, welcher Cola di Rienzi und seine Zeit nach ungedruckten Quellen dargestellt und das einschlägige Material so fleißig gesammelt hat, daß nach ihm jede Arbeit die seinige zu Grunde zu legen hat. Möge die vorliegende Schrift geeignet sein, manches Belehrende zu bieten.

Düsseldorf, im Dezember 1878.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Zustände in Italien und Rom zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts	1
II.	Die Jugendzeit Cola's di Rienzi. Seine Erhebung zum Tribunen	8
III.	Die Wiederherstellung der Ordnung in Rom. Das Bündniß der italienischen Städte	12
IV.	Der Kampf gegen die Barone	14
V.	Die Annahme der Ritterwürde und die Krönung des Tribunen	19
VI.	Des Tribunen und Petrarca's politisches Programm	23
VII.	Das Verhältniß des Tribunen zum Papst	30
VIII.	Der Sturz des Tribunen	35
IX.	Der Fatalismus des Tribunen. Sein Aufenthalt bei den Fraticelli	39
X.	Cola di Rienzi als Senator in Rom. Sein Tod	44
XI.	Cola di Rienzi und der Einheitsstaat Italien	53

Cola di Rienzi,

Roms Tribun.

I.

Zustände in Italien und Rom zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Die enge Verbindung der Kirche mit der die europäischen Nationen zu einer großen Völkerfamilie einigenden Christenheit, welche das Mittelalter charakterisirt, begann in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich zu lockern. Die deutschen Kaiser hatten, durch cäsaropapistische Gelüste verführt, sich zu einer Reihe von folgenschweren Kämpfen gegen das Papstthum verleiten lassen. Friedrich II. hatte in diesen Kämpfen die letzten und ruchlosesten Mittel, welche dem mittelalterlichen Feudalstaate überhaupt zur Verfügung standen, erschöpft, die Rüstkammer der Cäsaropapie war ausgeleert; ihre Waffen waren stumpf geworden: das Papstthum war Sieger geblieben. Allein die Kirche betrauerte in dem entarteten, seiner hohen Mission entfremdeten Kaiserthum den Verlust des liebsten Sohnes. Das weltliche Schwert war, seitdem es *gegen* die Kirche geführt worden war, auch *für* die Kirche unnütz geworden. Es gab kein Kaiserthum, umflossen von der Herrlichkeit der Kirche, mehr; es gab keinen Schirmvogt der Kirche, keine oberste Schutzmacht der Christenheit mehr. Eine trostlose Zerrüttung der Zustände in der ganzen christlichen Welt war die unausbleibliche Folge des vollzogenen Bruches zwischen Reich und Kirche.

Hatte die Verbindung der beiden Gewalten einen Rechtszustand geschaffen, wonach das Papstthum kraft seiner gottgewollten Sendung als ein völkerrechtliches Tribunal angesehen wurde und in Geltung war, dann mußte mit der Auflösung

dieſer Verbindung auch dieſes völkerrechtliche Schiedsamt ſeine Geltung einbüßen, und alle auf ihm beruhenden Befugniſſe, welche naturgemäß mit der Bildung der Chriſtenheit entſtanden waren, mußten in Wegfall kommen. Andererſeits hatte die Löſung dieſer Verbindung verhängnißvolle Folgen für die chriſtlichen Völker. Die politiſche Einheit der chriſtlichen Geſellſchaften war gebrochen; die chriſtlichen Völker ſtanden fortan vereinzelt neben einander, pflegten darum nur noch egoiſtiſch ihre Sonderintereſſen, aus deren Widerſtreit nothwendig bald Feindſeligkeiten und Kriege ſich ergaben. Seit dem Untergang des Heidenthums war die Scheidewand, welche der Nationalismus zwiſchen den Völkern aufſtellt, gefallen; nachdem nun aber das gemeinſchaftliche Dach, unter welchem der alle Völker umfaſſende chriſtliche Staat und die Kirche gewohnt, abgebrochen war, trat mit der heidniſchen Staatsidee auch der heidniſche Nationalismus auf's Neue hervor. Frankreich ging voran. Philipp der Schöne erkannte, daß die Stunde zur ſelbſtſüchtigen Erhöhung ſeiner Nation gekommen war. Wenn er hierzu neben allen Mitteln des Betruges und der Fälſchung auch die Verlegung des päpſtlichen Stuhles nach Frankreich benutzte, dann lief wohl neben der Neigung zu ſtaatlicher Vergewaltigung der Kirche die andere Vorſtellung unter, daß das Papſtthum, wie es vorher dem römiſchen Kaiſerthum der deutſchen Nation Würde und Glanz verliehen, auch für die nationale Suprematie eines einzelnen Volkes benutzt oder vielmehr mißbraucht werden könne. Und wenn andererſeits die Politik der Päpſte ſich an Frankreich anlehnte, ſo folgte dieſelbe hierin offenbar den Nachwirkungen und Anſchauungen des vorhergegangenen Rechtszuſtandes, von denen ſie ſich nicht trennen mochte inmitten der endloſen Wirren einer Zeit, in der es ſchien, als ob die Kirche ohne einen mächtigen fürſtlichen Beſchützer in ihrer Exiſtenz gefährdet ſei. Es bedurfte der ſchmerzlichſten Erfahrungen eines 70jährigen erniedrigenden Exils, um allgemein das Verſtändniß für die Lehre zu zeitigen, daß die Kirche Chriſti in die ausſchließliche Schutzherr-

ſchaft eines Staates nur auf Koſten der wichtigſten Intereſſen ſich begeben könne, die ſie bei allen Völkern zu verfolgen habe.

Für Italien und Rom, auf deſſen politiſche Verhältniſſe die Verbindung der beiden Gewalten während des Mittelalters den unmittelbarſten Einfluß ausgeübt hatte, konnte die Löſung dieſer Verbindung nicht ohne eine Periode gewaltſamer innerer Zerrüttung vor ſich gehen. Den Zuſtand Italiens ſchildert Heinrich VII. ſelbſt in einer denkwürdigen Urkunde alſo: „Während und wegen der Abweſenheit des römiſchen Königs," ſagt er, „haben alle Städte und Gemeinden die Reichsrechte an ſich geriſſen; Bürgerkrieg hat ſie verwirrt, mit jedem Tag heftiger werdende innere Parteiungen haben ſie zerfleiſcht, tyranniſches Walten hat ſich ihrer bemeiſtert. Inmitten des Wüthens der Parteien ſind zahlloſe Bürger ausgetrieben, ihre Güter von den Gegnern weggenommen; ſie ſollen genöthigt werden, in fremden Städten um ihr Brod zu betteln." Wohl hatte Heinrich VII. ſich dem todkranken Italien genaht mit all dem guten Willen, den Dante preist, wenn er von ihm ſagt: daß der Bräutigam nahe, die Glorie ſeines Volkes, der Cäſar und Auguſtus, der Förderer der Gerechtigkeit, der Richter voll Milde, der Beſchützer der Bedrückten — aber die frohe Zeit, welche Troſt und Frieden bringen ſollte, erſchien nicht; der Morgen nach langer Nacht brach nicht an, und die Thränen wurden nicht getrocknet. Italien war unempfänglich für die Heilmittel eines deutſchen Kaiſers geworden.

Der Römerzug Ludwig des Baiern konnte die Verwirrung nur mehren. Unter den Troß ſeiner politiſchen Parteigänger miſchten ſich häretiſirende Mönche, die Politik wie Religion zum Deckmantel ihres unkirchlichen Treibens mißbrauchten; um ein Schisma zu verſuchen, konnte er ſich des ſchmählichen Nicolaus bedienen; und das Erſcheinen des Baiernherzogs in Italien bot ſeinen Anhängern Anlaß, durch Zerſtörung, Verurtheilung und Güterеinziehung gegen die Gegner zu wüthen. Als dann Ludwig Rom verließ „mit all ſeinem Volk und ſeinen Götzen",

wie die Florentiner an den Herzog von Calabrien schrieben, d. h. mit seinem Papst und dessen Cardinälen, da war die Wuth des römischen Volkes so groß, daß man auf dem Capitol alle kaiserlichen Erlasse und Verleihungen verbrannte, Kinder die Gräber verstorbener Deutschen und Ghibellinen aufrissen und ihre modernden Reste in die Tiber warfen.

Es kann nicht auffallen, daß die einzelnen italienischen Städte inmitten der allgemeinen Verwirrung sich gegenseitig zu befehden begannen. Venedig, Genua, Florenz und das geschmähte Pisa lagen in stetem Hader; Bündnisse und Gegenbündnisse wurden geschlossen. Söldnerheere, aus Italienern, Deutschen und Völkern aller Nationen zusammengewürfelt, schlugen ihre Schlachten um den Preis neuer Plünderungen. Florenz, eine ergiebige Finanzquelle für die geldgierigen Barone aus Apulien und Campanien, ertrug im Innern die ärgsten Gewaltthätigkeiten eines vornehmen Abenteurers, Gautier de Brienne, Herzogs von Athen, und kaum hatte es dessen Joch abgeschüttelt, so benutzte es die wiedergewonnene Freiheit, um einen Vernichtungskampf gegen den Rest des städtischen Adels zu führen und der Pöbelherrschaft den Weg zu bahnen. — In Genua wurde 1335 der Herrschaft des Königs Robert ein Ende gemacht; aber die Wahl des Dogen Simon Boccanegra kostete einen blutigen Bürgerkrieg. — In Neapel wurde der Gemahl der jungen Königin, Andreas von Ungarn, ermordet und damit der Grund gelegt zu endlosen Intriguen im Innern und Gefahren kriegerischer Verwicklungen nach Außen. — Die Romagna, Umbrien und Toskana bluteten unter der schmachvollen Geißel eines Freibeuter-Krieges, den Werner von Urslingen, mehr Räuberhauptmann als Herzog, mit einem brandschatzenden deutschen Freibeuterheer führte. In der nächsten Umgebung Roms lagen die Colonnas in dauernder Fehde mit den Feinden ihrer Familie. „Der Friede," so schreibt Petrarca an den Cardinal Giovanni Colonna, „ist aus diesen Gegenden verbannt, ob durch Schuld des Volkes, ob durch Gesetz des Himmels, ob

durch Ungunst des Geschicks und schlimmen Einfluß der Gestirne, weiß ich nicht. Bewaffnet wacht der Hirt bei seiner Heerde, weniger um den Wölfen, als um den Räubern zu wehren. Mit dem Panzer bekleidet, treibt der Ackerer die Stiere nicht mit dem Stachel, sondern mit der Lanze zur Arbeit. Der Vogelfänger verdeckt das Netz mit dem Schilde, der Fischer bindet die Lockspeise an den Speer, aus dem tiefen Brunnen schöpft man Wasser statt mit dem Eimer im rostigen Helme ... Alles athmet Krieg, Feindschaft, gehässige Leidenschaften."

Rom selbst litt am meisten unter der Zerrüttung Italiens; nicht mehr Hauptstadt der christlichen Welt seit der Verlegung der päpstlichen Residenz, schien es unfähig zu sein, sich in die Art anderer Städte von niedrigem Rang hineinzuleben. Heinrich VII., nach Dante's Wort „von Geistesmuth beseelt, wie Keiner je zu allen Zeiten", vermochte in Rom von Feinden aller Art „gleich niedrigem Gewürm" umgeben, kaum so viele Tage Ruhe zu schaffen, als nothwendig waren, um im Lateran die Kaiserkrönung an sich vollziehen zu lassen. So unbeugsam er, vom Unglück neu gestählt, sich zeigte, an der Unheilbarkeit der Zustände in Rom, konnte auch dieser Kaiser, der Italien zu heilen kam, ehe es bereit war, nichts mehr ändern. Adel und Volk rangen mit wechselndem Glück um den maßgebenden Einfluß auf die Leitung der städtischen Angelegenheiten. Ersterer erhielt eine Verstärkung dadurch, daß eine Sippschaft vornehmer Popularen, auch Cavalerotti von ihrer berittenen Dienstleistung in der städtischen Miliz genannt, sich den Baroni und Principi anschloß. Um die Gegensätze zwischen den beiden vornehmsten Adels-Geschlechtern, den Colonna und den Orsini, auszugleichen, erhielt seit Nicolaus III. je ein Mitglied dieser Familien in der Senatorwürde die höchste städtische Gewalt. Steigerten sich aber die Gewaltthätigkeiten des Adels bis zur Unerträglichkeit, dann ermannte sich immer wieder das Volk und riß die Ausübung der höchsten städtischen Gewalt durch die Ernennung der Senatoren auf längere oder kürzere Zeit an

sich. So fand Ludwig der Baier bei seiner Ankunft in Rom die höchste Gewalt in den Händen von 52 Ehrenmännern (buoni uomini), welche von dem Volke und zwar je vier in jedem Bezirk (rione) frei gewählt waren. In ähnlicher Weise waren i. J. 1337 dreizehn Bezirks-Vorsteher (Caporioni) mit der städtischen Gewalt vom Volke betraut worden.

Indessen besaß das Volk in Rom bei Weitem nicht die Wohlhabenheit, wie in den toskanischen Städten. Die Zünfte der verschiedenen Gewerbe und Handwerke, welche sich meistens an irgend einer Kirche oder Kapelle als ihrem Sitz gebildet hatten und noch bis in die neueste Zeit fortbestehen, müssen damals ziemlich bedeutungslos gewesen sein, sonst wäre ihre Organisation wohl mehr als die lokale Bezirks-Eintheilung (rioni) bei der Wahl der Volksvertreter zur Geltung gekommen. Der Einfluß der abwesenden Päpste auf städtische Angelegenheiten war in gleicher Weise wie jener der machtlosen römischen Kaiser außerordentlich beschränkt. In ersterer Hinsicht ist es recht bedeutsam, daß das Münzregal, welches den Päpsten zustand, bereits seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von den Römern selbst ausgeübt wurde, und zum Beweise der Ohnmacht der Letzteren mag nur angeführt werden, daß die Kronsteuer ihnen von den Römern nicht mehr gezahlt wurde, und Heinrich VII. um die Erlaubniß bat, über eigene Angelegenheiten in dem Weichbild der Stadt zu Gericht sitzen zu dürfen, während nach altem Kaiserrecht, wo immer der Kaiser anwesend war, jede andere Gerichtsbarkeit ruhte.

Unter solchen Verhältnissen zog bald Verödung in Rom ein, und wo der Glanz der Jahrhunderte seine Stätten gehabt, wurden die Ruinen die Zeugen des allgemeinen Verfalls. Cardinal Napoleon Orsini schrieb bereits nach Clemens' V. Tod an den König von Frankreich, die ganze Stadt sei an den Rand des Verderbens gebracht. Bei der Thronbesteigung Clemens' VI. klagt Petrarca, daß die Kirche des Lateran in Folge eines Brandes ohne Dach dem Schnee und Regen ausgesetzt

ſei; daß die Titularkirche S. Nereo e Achilleo dem Einſturz drohe, und daß auch einer Kirche auf dem Aventin das Dach fehle. „So viele Kirchen und Paläſte ich habe," läßt er die Stadt ausrufen, „an ſo vielen Wunden leide ich."

Die Urſache des Jammers wurde im Fernſein des Papſtes und des Kaiſers von der Stadt erkannt. Rom wird uns geſchildert als ſeiner beiden Lichter beraubt, wie eine Braut in Trauergeſtalt, weil der eine und der andere Bräutigam die Treue gebrochen hatte. Mit welcher Hoffnung man auf den Kaiſer hinblickte, hatte Dante dem König Friedrich ausgeſprochen:

„Italia, Sklavin, Herberge der Schmerzen,
Schiff ohne Steuermann im grauſamen Sturme,
Nicht Länderherrin, ſondern Haus der Sünde!
Die in dir leben, wiſſen nichts von Eintracht;
In bitterer Feindſchaft ſiehſt du ſich zerreißen,
Die Eine Mauer umſchließt und Ein Graben.
Komm' her und ſieh, wie deine Roma weint,
Verwittwet, einſam, Tag' und Nächte rufend:
Mein Cäſar, ach! weßhalb biſt du mir ferne?"

Eine gleiche Sehnſucht lebte in den Römern nach der Rückkehr des Papſtes. Petrarca ſchildert ſie in einer Epiſtel an Papſt Benedict XII.: „Verwieſen, dürftig, im elenden Anzug, verachtet lag neulich ein Weib vor Deiner geheiligten Schwelle, Vater der Chriſten. Ich war eben zugegen. Kein Gefährte war ihr nahe; alle Freunde hatte das Geſchick ihr geraubt. Mir war, als kenne ich die Matrone. Denn hingen auch verwirrt ihre gebleichten Haare; war ſie grauenvoll anzuſehen beim erſten Begegnen, ſo war ihr Antlitz doch hoheitblickend, und zahlreiche Spuren einſtiger großer Schönheit waren ihr geblieben. — Und unter traurigem Gemurmel ſchlug an mein Ohr der Name: Roma. Rom harret ſehnſuchtsvoll des Bräutigams; ganz Italia erwartet Dich, den Vater. Komm', bringe Hülfe den Bittenden!"

In dieſe Zeit innerer Unzufriedenheit und leidenſchaftlichen Haders fällt das Leben und Auftreten des Tribunen Cola di Rienzi.

II.

Die Jugendzeit Cola's di Rienzi. Seine Erhebung zum Tribunen.

Cola di Rienzi wurde zu Rom i. J. 1313 geboren; ganz nahe am Tiberufer, da, wo die Brücke zur Inſel führt, ſtand ſein elterliches Haus, in welchem der Vater Lorenzo eine gewöhnliche Herberge hielt, während die Mutter durch Waſſertragen und Waſchen in benachbarten Haushaltungen ein Nebenverdienſt erwarb. In Folge des frühen Todes der Mutter ſchickte der Vater den Knaben Nicolaus nach Anagni; dort lebte derſelbe bis zu ſeinem zwanzigſten Lebensjahr „wie ein Bauer unter Bauern". Indeſſen hatte er in Anagni ſich immerhin eine ſolche wiſſenſchaftliche Vorbildung erworben, daß, als er nach Rom bei dem Tode ſeines Vaters i. J. 1334 zurückkehrte, er ſich dem Studium der Geſchichte und der Alterthumskunde widmen konnte. Er verſtand es, die Inſchriften und Bildwerke auf Denkmälern zu deuten, und bald wurde ſeine jugendliche Phantaſie von der Sehnſucht nach der früheren Herrlichkeit des alten Rom ganz erfüllt. „Wo ſind jetzt," ſo fragte er dann wohl, „die wackeren Römer, wo iſt ihre erhabene Gerechtigkeit? O, könnte ich zu einer Zeit leben, worin ſolche Männer erblühen!" In den alten Klaſſikern ſuchte er ſeine liebſte Lectüre; aus Boethius und Symmachus ſchöpfte er einige philoſophiſche Kenntniſſe; auch war er in der heiligen Schrift bewandert. Mit großem Rednertalent begabt, eignete er ſich eine nicht gewöhnliche Gewandtheit der Sprache an, welche allerdings, wie der Charakter ſeiner Zeit und Umgebung, nicht frei von rhetoriſchem Schwulſt und einem Haſchen nach alterthümlichen Redensarten war.

Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, gewann Cola di Rienzi, auch körperlich ein schöner Mann, durch Leutseligkeit gegen Alle, durch Mildherzigkeit gegen Hülflose, bald Ansehen und Sympathien unter dem niederen Volk, zu dem er sich um so mehr hingezogen fühlte, seitdem sein Inneres wegen der ungestraften Ermordung seines Bruders durch einen Adeligen auf Rache gegen den gesammten Adel sann. Im Uebrigen müssen seine Familien-Verhältnisse glückliche gewesen sein; wenigstens wird uns seine Gattin als eine ausgezeichnete Frau geschildert, welche ihm auch einen Sohn und zwei Töchter schenkte.

Die erste Gelegenheit zu öffentlichem Auftreten bot sich Cola di Rienzi dar, als eine Gesandtschaft nach Avignon geschickt wurde, um Clemens VI. die römische Senatorwürde anzubieten; Cola gehörte zwar nicht zu den von dem Senat ausgewählten Gesandten, allein er schloß sich denselben an im Namen seiner Freunde. Die Versprechen der Abkürzung der Jubiläumsfrist und eines Besuches der Apostelgräber, welche der Papst gab, wurden von Cola di Rienzi in einer hochtrabenden Epistel dem römischen Volke alsbald mitgetheilt, und er nannte sich in derselben römischer Consul der Waisen, Wittwen und Armen, einzig volksthümlicher Gesandter bei dem Papste. Seinen Aufenthalt in Avignon benutzte er, um dem Papste die Gewaltthätigkeiten der Barone und der beiden Senatoren aus dem Hause der Colonna und der Orsini zu schildern, wodurch er allerdings vorübergehend in Folge der Einflüsse des Adels in Ungnade fiel, aber schließlich mit dem Amte eines Notars der städtischen Kammern betraut nach Rom i. J. 1344 zurückkehrte.

In Ausübung dieses Amtes hatte Cola di Rienzi die beste Gelegenheit, die Uebelstände der städtischen Verwaltung kennen zu lernen. Als er aber in der Rathsversammlung den Räthen zurief: „Ihr seid keine guten Bürger, weil ihr das Blut des armen Volkes verzehrt, ohne ihm helfen zu können", erhielt er von dem Kämmerer Andreozzo eine schallende Ohrfeige. Dieß war die Veranlassung, daß er nunmehr zur Rache jenes Mittel

gebrauchte, welches damals in der Regel angewandt wurde, um auf das Volk tiefer einzuwirken, nämlich figürliche Darstellungen und allegorische Bilder. Er ließ auf der Wand des Palastes, der auf dem Capitol stand, nach dem campo vaccino hin, ein untergehendes Schiff ohne Mast und Segel und Steuer, in demselben eine Wittwe in Trauerkleidung mit aufgelöstem Haar knieend hinzeichnen. „Das ist Roma", war die Aufschrift. Vier andere sinkende Schiffe versinnbildeten die Städte Babylon, Carthago, Troja und Jerusalem mit dem Spruch: „Diese Städte sind durch Ungerechtigkeit in Gefahr und Verderben gerathen." Vier Frauengestalten hielten die Inschrift: „Ueber jegliche Herrschaft warst du, Roma, erhaben; jetzt erwarten wir deinen Untergang." Vier Inseln schlossen das Ganze ein; auf einer derselben trauerte in allegorischer Frauengestalt Italia; die Aufschrift besagte: „Jedem Lande hast du die Herrschaft entrissen, und mich allein nahmst du zur Schwester"; auf einer anderen war der Glaube in weißgekleideter Frauengestalt versinnbildet und ihr die Klage in den Mund gelegt: „Wenn Roma untergeht, wo finde ich einen Hort?" In der obern Abtheilung wurden durch Thiergestalten, und zwar durch Löwen, Wölfe und Bären die Barone, durch Hunde, Schweine und Rehböcke die Rathsherren, durch Schafe, Drachen und Füchse die falschen Beamten, durch Hasen, Katzen und Ziegen die Räuber, Mörder und Diebe charakterisirt. Die göttliche Majestät mit zwei Schwertern, umgeben von Petrus und Paulus, thronte in der Höhe über dem Ganzen.

Die Wirkung, welche diese eigenartige Proclamation unter dem Volke hervorbrachte, muß eine ganz außerordentliche gewesen sein. Cola di Rienzi brauchte sich nicht mehr darauf zu beschränken, in den Wohnungen der Colonna und anderer Adeligen über den Zustand der Stadt und die Nothwendigkeit von Reformen Reden zu halten; er konnte nunmehr wagen, der Ausführung seiner Pläne näher zu treten. Zunächst ließ er die Bronce-Tafel, auf welcher die lex regia eingegraben

war, von dem Altar in der Laterankirche wegnehmen und in feierlicher Weise in die Wand hinter dem Chore einsetzen. Die Bestimmung dieser lex regia, wonach der römische Senat dem Kaiser das imperium übergibt, gab ihm Anlaß, bei dieser Gelegenheit, phantastisch gekleidet, vor Baronen und Volk im Lateran eine Rede von der alten Herrlichkeit Roms zu halten.

Ein anderes Gemälde auf der Außenwand der Kirche S. Angelo in Pescheria steigerte noch die Aufregung des Volkes, und am Tage nach Aschermittwoch, am 15. Februar 1347, ließ Cola di Rienzi durch einen Zettel an der Stationskirche des Tages S. Giorgio in Velabro ankündigen: „Binnen Kurzem werden die Römer zu ihrer alten guten Verfassung zurückkehren." Der Pfingsttag (20. Mai) wurde hierfür von ihm ausersehen. Er lud alle Bürger durch Trompetenschall ein, am Morgen dieses Tages ohne Waffen auf dem Capitol zu erscheinen. In der Frühe hörte er mehrere heilige Messen vom heiligen Geist und trat dann aus der Kirche S. Angelo ganz gewaffnet, aber mit entblößtem Haupte, umgeben von seinen Vertrauten und den vier Bannern der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Eintracht und des hl. Georg, heraus, um an der Seite des päpstlichen Vicars nach dem Capitol zu ziehen. Dort hielt er eine feurige Rede über das Unglück des römischen Volkes; erklärte sich aber bereit, aus Liebe zum Vaterland und zum Heile des römischen Volkes jeder Gefahr entgegenzugehen, und ließ sofort unter dem Jubel des Volkes die neuen Verfassungsgesetze verlesen. Das Volk billigte Alles, verjagte die beiden Senatoren Pietro Colonna und Roberto Orsini vom Capitol und übertrug dem Cola volle Gewalt über Leben und Tod, sowie in allen Verwaltungs-Angelegenheiten und endlich zur Ausführung der neuen Verfassung. Nach einigen Tagen erbat und erhielt Cola di Rienzi den Titel eines „Tribunen" und Befreiers des Volkes; als solcher unterzeichnete er fortan die Verordnungen und ließ auch bald einige Münzen prägen.

III.

Die Wiederherstellung der Ordnung in Rom. Das Bündniß der italienischen Städte.

Die Ziele, welche Cola di Rienzi bei seiner Erhebung zum Tribunen sich gesteckt hatte, gingen zunächst nicht über die Ordnung der städtischen Verhältnisse in Rom hinaus. In der städtischen Verwaltung, wo er Zeuge der Unordnung, der Habgier und der Corruption gewesen, wo die in Folge der inneren Fehden eingetretene Unsicherheit jedes gedeihliche Wirken verhinderte, sollte zunächst eine Neugestaltung eintreten; die Stadt Rom sollte von ihrem Verderben errettet werden und im alten Glanz wiedererstehen. Das bezweckten die Gesetze und die Verfassung, welche der Tribun dem römischen Volke gab. Dieselben waren wesentlich municipaler Art und betrafen die Herstellung der öffentlichen Sicherheit für Handel und Gewerbe, die Bestrafung der Vergehen und zwar mit drakonischer Strenge, die Unterstützung der Armen und die Pflichten der Barone, die Straßen zu überwachen, die der Stadt gehörigen Festen, Brücken und Thore zu schützen und auch aus dem Volke die Befehlshaber der Miliz zu ernennen.

Die neue Ordnung der Dinge befestigte sich rasch. Kirchen und Klöster erhielten die von den Baronen geraubten Orte, Burgen und Besitzungen zurück. Das Vasallenthum wurde abgeschafft; kein Römer durfte einen andern Herrn als den Papst erwählen; die Wappen der Barone wurden von den Wohnungen entfernt. Durch regelmäßige Eintreibung der Steuern, durch Regelung der Salzsteuer und Herdabgaben verbesserten sich die städtischen Einkünfte bald in solchem Maße, daß die Brückenzölle und die drückenden Brod- und Wein-Steuern abgeschafft werden konnten. Die Lebensmittel wurden durch Ueberwachung des Verkaufes besser und billiger. Die Stadtmiliz stand dem

Tribunen zur Aufrechthaltung der Ruhe zur Verfügung und mußte auf ein Zeichen der Capitols-Glocke bewaffnet erscheinen. Ein Collegium von Ehrenmännern sprach auf dem Capitol bei auftauchenden Streitigkeiten Recht. Der Tribun ermahnte Alle zum Frieden und zur Versöhnung, und es gelang das Unerhörte, daß achtzehnhundert Feindschaften auf Leben und Tod durch gütliche Ermahnung beigelegt wurden. Würfelspiel und Fluchen, sowie Ehebruch wurde unter bürgerlicher Strafe verboten.

Die municipale Selbständigkeit der italienischen Städte stand damals in höchster Blüthe; für die Erhöhung ihrer äußeren politischen Machtstellung und ihrer nationalen Selbstregierung zeigten die Italiener wenig Begeisterung; desto eifersüchtiger waren sie auf ihre städtischen Freiheiten. Auf diesem Gebiete berührt ja jede Vergewaltigung unmittelbar die Interessen des Volkes, seinen Herd, sein Vermögen und sein Leben; der Italiener des Mittelalters war schnell entflammt zum blutigen Kampfe gegen alle derartigen Angriffe auf sein freiheitliches Leben. So hatte sich unter beständiger Bekämpfung und Einschränkung der landesherrlichen Rechte das Municipalwesen der einzelnen Städte höchst freiheitlich ausgebildet, und nach wohlbefestigter Ordnung im Innern war in der Regel die Municipalherrschaft bald über die Mauern der Städte hinaus zunächst auf den Besitz des Weichbildes, dann auf größere Territorien in der Umgebung ausgedehnt worden.

Nach Herstellung und Befestigung der neuen municipalen Verfassung in Rom gedachte der Tribun sich und der Stadt neuen Glanz durch Anknüpfung von Beziehungen zu den übrigen italischen Städten zu verschaffen, welche sich der gleichen municipalen Selbständigkeit erfreuten. Daher forderte er zunächst die Rom näher liegenden Städte, dann die entfernteren bis Mantua hin auf, einen Rechtskundigen nach Rom zu senden, um aus den Abgesandten ein Consistorium auf sechs Monate zur Berathung der municipalen Angelegenheiten der italischen Städte zu bilden. Außerdem sollte jede Stadt zwei Bevoll-

mächtigte zu einer allgemeinen Versammlung in Rom am nächsten Fest der Apostelfürsten entsenden.

Die Botschaft wurde von den italischen Städten ausnahmslos sehr günstig aufgenommen; in Neapel hatte der Tribun sogar den Erfolg, zum Schiedsrichter von den streitenden Parteien, sowohl von Andreas von Ungarn wie von der Königin Johanna, angerufen zu werden. Die Begeisterung für die Wiederauferstehung Roms ergriff ganz Italien; selbst in Jerusalem, so versichert der Tribun, hätten die Christen Freudenfeste gefeiert, während der Sultan in Furcht seine Häfen befestige. Die Boten des Tribunen waren mit silbernen Stäbchen ausgezogen und rühmten sich, daß sie mit den Abzeichen ihres Amtes in Wäldern und auf Straßen unversehrt einhergezogen und Tausende vor ihnen niedergekniet wären, um das Stäbchen unter Thränen der Freude ob der wiederhergestellten Sicherheit und Ordnung zu küssen. Die Wälder freuten sich, so schildert ein gleichzeitiger Schriftsteller, daß keine Räuber mehr in ihnen hausten, die Stiere konnten den Acker pflügen; die Pilger fingen wieder an, die Heiligthümer zu besuchen, und die Kaufleute zogen ihres Weges mit ihrer Ladung; sie ließen ihre Waaren bei Nacht auf der Straße und fanden sie wohlbehalten und unberührt wieder. Furcht und Zittern befiel die Tyrannen, und die braven Leute freuten sich, daß sie aus der Sklaverei befreit waren. Ein begeisterter Brief, den Petrarca von Avignon aus an die Römer richtete, gab dem allgemeinen Jubel Ausdruck.

IV.

Der Kampf gegen die Barone.

Cola di Rienzi hatte in der Adelspartei, die bis dahin die unumschränkte Herrschaft in Rom ausgeübt, unversöhnliche Gegner erhalten. Aus dem Volke hervorgegangen und einzig auf Volksrechte sich stützend, war die Herrschaft des Tribunen

eine beständige Herausforderung zum Kampfe gegen den Adel, der bis dahin jede Regung zur Selbständigkeit von Seiten des Volkes gewaltsam unterdrückt hatte. Die schnelle Erhebung Cola's war wohl nur darum ohne Blutvergießen möglich geworden, weil Stefano Colonna seit Ende April mit dem größten Theile der Miliz nach Corneto zur Beschaffung von Getreide-Vorräthen ausgerückt war. Auf die Kunde von der Umwälzung in der Stadt eilte Stefano Colonna mit seiner Miliz nach Rom zurück; aber derselbe faßte die Lage der Dinge so wenig ernsthaft auf, daß er eine Aufforderung des Tribunen, die Stadt wieder zu verlassen, mit der Drohung erwiederte: „Wenn mich jener Narr noch ein wenig ärgert, so werde ich ihn aus dem Fenster des Capitols werfen lassen." Jedoch der Tribun zeigte Energie: er ließ mit der Glocke des Capitols Sturm läuten; das Volk eilte dorthin zusammen und nahm eine so drohende Haltung an, daß Stefano, von einem Diener begleitet, nach Paläſtrina zu seiner Familie floh. Alle Barone mußten die Stadt verlassen. Damit aber ein Bündniß derselben verhindert werde, ließ der Tribun sie einzeln nach Rom vorladen, um den Eid der Treue auf die neue Verfassung zu leisten. Die Barone, wenn auch widerwillig, erschienen und schworen den verlangten Eid.

Nicht so schnell fügte sich der Präfect von Viterbo; er mußte durch eine Belagerung seiner Burg zu einem Vergleich und zur Anerkennung der römischen Municipalherrschaft gezwungen werden; die Miliz des Tribunen fand da Gelegenheit, ihre Feuerprobe zu bestehen, und hielt am 22. Juli triumphirend ihren Einzug in Rom.

Indessen erregten die Barone fortwährend den Argwohn des Tribunen; ihr Selbstbewußtsein kehrte zurück, sobald sie erkannten, daß sie mehr überrascht als besiegt worden seien; zudem hielten sie sich für unentbehrlich, seitdem ihre Kriegstüchtigkeit in kleineren Kriegszügen, wie gegen den Grafen Gaetano, in Anspruch genommen worden war. Es ist, wie schon Tacitus

bemerkt hat, dem Menschengeschlechte eigen, den zu hassen, den man unterdrückt hat. So wirkten auch hier Furcht und Haß zusammen, um in dem Tribunen den Gedanken an völlige Vernichtung seiner Gegner reifen zu lassen.

Unter dem Vorwande einer Berathung lud er die vornehmsten Glieder der Colonna, der Orsini und der übrigen Adelsgeschlechter auf das Capitol zu einem Gastmahl ein, und als einer der Colonna eine beißende Bemerkung über seine Kleiderpracht machte. ließ er die Geladenen insgesammt in den Kerker werfen. Am folgenden Morgen wurde das Volk zusammenberufen, um einem Blutgericht über die Gefangenen beizuwohnen, denen in der Nacht Minoritenbrüder in's Gefängniß zur Vorbereitung auf den Tod geschickt worden waren. Das Blutgerüst war errichtet; die Barone, unter ihnen der alte ehrwürdige Colonna, wurden vorgeführt. Mochte nun die schwächliche Fürsprache Einiger aus dem Volk gewirkt haben, oder Zaghaftigkeit den Tribunen beherrschen: er bestieg die Rednerbühne, nicht um das Todesurtheil zu verkünden, sondern um über den Text: „Vergib uns unsere Schulden", eine Versöhnungsrede zu halten. Dann machte er die Gefangenen zu Befehlshabern der Miliz, verlieh ihnen Aemter und Würden, hielt ihnen am folgenden Tag ein Gastmahl und entließ sie, einen Jeden mit einer Fahne beschenkt. Petrarca warf dem Tribunen vor, „er habe eine Gelegenheit, wie sie niemals einem Kaiser geworden, die Feinde mit einem Male zu unterdrücken, unbenützt gelassen; er hätte die Barone wenigstens ihrer Macht und ihrer stolzen Burgen berauben und sie aus Feinden zu Bürgern der Stadt oder doch aus furchtbaren zu verächtlichen Feinden machen sollen". Jedenfalls hatte der Tribun, wie die Römer sagten, „Feuer und Flammen angezündet". Die Barone gingen auf ihre Burgen, um in der Erinnerung an ihre Todesangst Rache zu planen.

Marino, das befestigte Castell der Orsini, wurde ihr Vereinigungspunkt, die Colonna ihre Führer. Von Marino aus

verwüsteten ihre Söldner in Streifzügen die Gegend, bewältigten Nepi und brandschatzten das römische Stadtgebiet. Der Tribun benutzte die Entrüstung der Römer, die sich nicht mehr vor das Thor S. Giovanni wagten und die durch die Kunde, daß Rainaldo Orsini einen alten Römer aus edlem Geschlechte in einem festen Thurme hatte verbrennen lassen, auf das Aeußerste erbittert waren. Er brachte die ansehnliche Heeresmacht von zwanzigtausend Mann Fußvolk und achthundert Reitern zusammen; schon rüstete man zum Sturm gegen Marino, als der Tribun sich durch die Ankunft des päpstlichen Legaten genöthigt sah, nach Rom zurückzukehren. Indessen forderte er die italienischen Städte, namentlich Florenz, zur Hilfe auf und erhielt auch von Ludwig von Ungarn gemäß dem Bundesvertrag dreihundert Reiter. Dagegen ließ er sich gegen den Präfecten von Viterbo von seinem eigenthümlichen Argwohn hinreißen und ihn mitsammt den Mannschaften, die derselbe zur Heeresfolge mit nach Rom geführt, bei Gelegenheit eines Gastmahles ergreifen und in's Gefängniß werfen. Fieberhafte Unruhe beherrschte den Tribunen, und seltsame Visionen, die er von dem Geiste Bonifaz' VIII. gehabt haben wollte, mußten ihm zu eigener und des Volkes Ermuthigung dienen.

Die Barone rüsteten sich in der Nacht vom 19/20. November zu einem längst verabredeten Handstreich gegen Rom; sie lagerten bei dem Kloster San Lorenzo außerhalb der Stadtmauern. Als man dort Kriegsrath hielt, floß der Regen in Strömen, das Sturmgeläute der Glocken in der Stadt schallte unheimlich herüber; der Exsenator Pietro Colonna erzählte von seinem Traumgesicht, wie er sein Weib in Wittwenkleidern gesehen habe; dieß alles verursachte Unschlüssigkeit. Da man sich nun auch in der Vereinbarung, wonach das Thor durch verbündete Cavalerotti von innen geöffnet werden sollte, getäuscht sah, indem die Wache auf die verabredete Losung hin die Schlüssel des nur von innen aufschließbaren Thores höhnend über die Mauer warf, beschloß man, mit klingendem Spiel am

Thor vorüber und so mit Ehren nach Paläſtrina zurückzuziehen. Schon zog der dritte Heereshaufen vorüber, da ſprengten die Römer von innen das Thor, um auszufallen, während der jugendliche Johann Colonna, des alten Stefan Enkel, das Einverſtändniß ſeiner Verbündeten darin vermuthete. Tollkühn ſprengte der blühende Jüngling, von einem einzigen deutſchen Ritter begleitet, hinein und brachte einen Augenblick den Tribunen mit ſeinen Schaaren in Verwirrung. Als aber die Römer keine anderen Reiter folgen ſahen, drangen ſie auf den Jüngling ein; er ſtürzte mit ſeinem Pferde in eine Vertiefung und wurde von der Menge erſchlagen. Der Vater, ſeinen Sohn ſuchend, ritt durch das halbgeöffnete Thor; da ſah er in dem Licht der eben aufgehenden Sonne die Leiche des edlen Jünglings nackt, entſtellt, in einer blutigen Waſſerpfütze vom muthentbrannten Volk umringt. Stumm ritt er zurück; aber Schmerz und Liebe zog ihn noch einmal hin zur Stätte des Leichnams: dort traf ihn ein Steinwurf; er ſtürzte und bald ward auch er vom Volk erſchlagen. Jetzt ſtürmten die übrigen Barone muthentbrannt, aber ungeordnet gegen das Thor; das römiſche Heer war in der Uebermacht und richtete ein furchtbares Blutbad an. 80 Leichen der berühmteſten Barone bedeckten den Kampfplatz und blieben dem wilden Hohn des Volkes, welches den lang genährten Haß gegen den Adel daran ſättigte, bis zum Nachmittag ausgeſetzt. Auch der Exſenator Pietro Colonna wurde, wie er es geahnt, erſchlagen und zwar in einer Vigne, wohin er ſich geflüchtet. Jordan Orſini entkam tödtlich verwundet nach dem Schloß Marino. Was dem edlen Greiſe Stefan Colonna einſt von Petrarca verkündigt worden, war in Erfüllung gegangen; er überlebte ſeine Kinder. Der Stolz ſeines Hauſes, der Ruhm der geſammten römiſchen Ritterſchaft wurde mit dem Leichnam ſeines Sohnes und ſeines Enkels zu Grabe getragen. „Welche Majeſtät in dieſem Greiſe," ſo hatte Petrarca von ihm geſagt, „welche Stimme, Stirne und Antlitz, welche Art, Geiſteskraft und Körperſtärke! Ich glaubte Julius

Cäsar oder Scipio Africanus zu sehen." Wie ein Held ertrug er das Unglück. Als der Bote ihm in Paläſtrina die Reihe der Todten ſeines Hauſes aufzählte, blickte er klagelos zur Erde und ſagte: „Der Wille des Herrn geſchehe; ja wohl: ſterben iſt beſſer, als das Joch eines Bauern zu tragen."

Der Tribun, im Kampf von Todesfurcht befallen, bekränzte jetzt ſein Haupt mit Olivenlaub; triumphirend zog er unter Trompetenſchall zum Capitol. Dort wiſchte er ſein ungebrauchtes Schwert von dem Blute des Colonna, in das er es getaucht, vor verſammeltem Volke ab; „du haſt das Ohr," ſo ſprach er, „von einem Haupte abgeſchlagen, welches nicht Papſt noch Kaiſer zu treffen im Stande waren." Dann ſchickte er Boten mit phantaſtiſchen Siegesberichten nach den Städten Italiens. Ganz Rom war berauſcht von wilder Freude. Kaum geſtattete der Tribun den edlen Frauen, ihre Todten zu beweinen. Am folgenden Morgen ließ er ſeinen Sohn auf der Wahlſtätte aus der Blutlache der Colonna zum Ritter taufen. Dann folgten Gaſtmahle und Feſte. Der Tribun hatte geſiegt, aber was Maherbal dem Hannibal vorwarf, konnte Petrarca ihm zum Vorwurf machen: er wußte den Sieg nicht zu benutzen und auch nicht edel zu ertragen. Der greiſe Stefan Colonna auf ſeiner Feſte Paläſtrina, ein Bild des edlen mit Ritterſinn getragenen Schmerzes, und der Tribun auf dem Capitol, trunken vom Siegesrauſch ſich ſelbſt vergeſſend, bilden einen ſehr bezeichnenden Contraſt, der nicht zu Gunſten des Plebejers ſpricht.

V.

Die Annahme der Ritterwürde und die Krönung des Tribunen.

Schon ehe der Tribun den Sieg über die Barone gewann, war er über ſeine anfänglichen Ziele hinausgegangen. Der leicht errungene Erfolg auf municipalem Gebiete raubte ihm die

Besonnenheit und nährte in ihm den Wahn, er sei nicht allein zum Wiederhersteller der bürgerlichen Ordnung in Rom, sondern auch zum Erneuerer der politischen Machtstellung Italiens berufen. Indem er dieser Versuchung nachgab, verlor er den Boden unter seinen Füßen. Der vormalige städtische Notar hatte Verständniß für das Wohl und Wehe des Volkes in bürgerlichen Angelegenheiten in seine Stellung als Tribun mitgebracht; sobald er indeß in phantastischem Ehrgeiz nach Höherem die Hand ausstreckte, schwanden die klaren Ziele vor seinen Augen; er wurde ein Abenteuerer, als er sich einbildete, die politische Frage Italiens lösen zu können.

Die bereits erwähnte Berufung von Bevollmächtigten sämmtlicher Städte Italiens war von dem Tribunen auf den 1. August verlegt worden. In glänzendem Aufzug, selbst phantastisch gekleidet, begab er sich nach dem Lateran; ungefähr 200 Delegirte der verschiedenen Städte und viel Volk begleitete ihn. Von der Loggia der Kirche aus verkündete er: „Heute Nacht werde ich die Ritterwürde empfangen; kehrt morgen zurück und ihr sollt Dinge hören, welche Gott im Himmel und den Menschen auf Erden gefallen werden.“ Nach einem Abendgottesdienst stieg der Tribun in das Taufbecken, welches seinen Namen von der Taufe des Kaisers Constantin trägt, und nahm in demselben ein Bad. Während der Nacht schlief er in der Taufkapelle und wurde nicht wenig durch das verhängnißvolle Zeichen, daß sein Ruhebett zerbrach, in Schrecken versetzt. Am Morgen wohnte er in der Loggia der heiligen Messe des päpstlichen Vicars bei; er ließ sich von einem Ritter mit dem Schwerte umgürten und erhielt die goldenen Sporen. Dann wandte er sich im ritterlichen Scharlachkleide zu dem Volke und ließ durch den städtischen Notar ein Gesetz vorlesen, durch welches kund gethan wurde, daß der Tribun unter dem Vorleuchten des heiligen Geistes, zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung der römischen Kirche die Ritterwürde empfangen habe; daß die heilige Stadt Rom selbst das Haupt des Erdkreises und die Grundlage des

christlichen Glaubens sei; daß alle Städte Italiens frei und die Bürger derselben römische Bürger mit dem Vorrecht römischer Freiheit seien. Dann wurde erklärt, daß die Wahl des römischen Kaisers, die Gerichtsbarkeit und die Herrschaft über das ganze heilige Reich der erhabenen Stadt selbst und ihrem Volke gehöre; und es wurden alle Prälaten, erwählte Kaiser, Könige und Fürsten, welche eine Macht und Gewalt über die genannte Wahl und über das Kaiserthum in Anspruch nehmen, auf einen bis Pfingsten zu bezeichnenden Termin in die Kirche des Lateran vorgeladen, um vor dem Tribun und den andern Beamten des Papstes und des römischen Volkes ihre Rechtsansprüche geltend zu machen. Insbesondere wurde Ludwig der Bayer und Karl von Böhmen, welche sich für wirkliche oder erwählte Kaiser ausgaben, sowie die Fürsten, welche ein Wahlrecht besaßen, nach Rom vorgeladen. Durch das Gesetz solle aber der Gerichtsbarkeit und der Macht der heiligen Kirche, des Papstes und des Cardinals-Collegiums in keiner Weise Abbruch geschehen.

Nach verlesener Citation entblößte der Tribun das Schwert und schlug nach der Richtung der vier Weltgegenden in die Luft mit dem jedesmaligen Ausruf: „Dieses ist mein.“ Das Volk gab durch lauten Jubel seine Zustimmung. Der Vicar des Papstes, von dem Vorfall überrascht, setzte sofort zur Wahrung der Rechte des Papstes einen Protest auf, allein die Vorlesung desselben wurde auf Befehl des Tribunen durch Trompeten und Paukenschall unmöglich gemacht. Dann wurde in dem lateranensischen Palast ein glänzendes Banket gehalten; in 130 Kesseln waren für die römischen Männer und Frauen die Speisen bereitet. Für das gemeine Volk floß Wein den ganzen Tag über aus den Nasenlöchern der Pferde der Reiter-Statue Marc Aurels. Turniere und Tänze wurden aufgeführt. Die Gesandten brachten Geschenke an Geld und kostbaren Steinen. Am folgenden Morgen fand auf dem Capitol die Weihe der Banner für die befreundeten Städte Italiens Statt. Boten

gingen mit der Nachricht von der Feier und den gefaßten Beschlüssen aus, um Fürsten und Völker zur friedlichen Eintracht zu ermahnen; im Allgemeinen wurden dieselben günstig aufgenommen, in Deutschland dagegen verachtet.

Die erhobenen Ansprüche des Tribunen für Rom und Italien erregten bald auch bei seinen Freunden Bedenken. Mit dem Gedanken der Einheit Italiens hatten sich in ihm unklare Ideen von der Weltmonarchie Roms vermengt; zudem mußte die träumerische Versicherung, bei Durchführung seines Programms die Rechte des Papstes zu wahren, als bewußte oder unbewußte Täuschung erscheinen. Derartige Beobachtungen machten die Einsichtigen an dem Tribunen irre, und der auf einzelne seiner Aeußerungen hin gegründete Verdacht, daß er seine eigene Persönlichkeit für die Kaiserkrönung in Aussicht genommen habe, war nicht geeignet, die Gemüther an ihn zu fesseln.

Indessen glaubte der Tribun das Maß des ihn umgebenden äußeren Glanzes noch vermehren zu sollen; als ob die Annahme der Ritterwürde den Mangel an ritterlichem Geiste in ihm ersetzen müsse.

Am 15. August wurde wie alljährlich das Christusbild von der Kirche des Lateran aus in volksthümlicher Procession nach Maria Maggiore hin- und zurückgetragen; dieser Tag schien dem Tribunen geeignet zu weiteren Festlichkeiten. Die Träume von der Herrlichkeit der alten Cäsaren, die sich mit mehrfachen Kronen krönen ließen, hatten ihn zu dem Entschluß gebracht, eine ähnliche Krönung an sich vollziehen zu lassen. So wurden denn auf sein Geheiß von den Gesträuchen auf dem Constantinbogen Kränze gewunden. Der Vicar des Bischofs von Ostia las im Lateran die heilige Messe, da der päpstliche Vicar dieses Mal seine Mitwirkung versagt hatte. Je ein Vertreter des Klerus der sieben Hauptkirchen setzte dem Tribunen unter übertriebenen Ehrensprüchen eine Krone auf. Ein als Bettler gekleideter Mensch nahm dann zum Zeichen der Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit jede Krone einzeln ab; nur den im

Namen des römiſchen Volkes überreichten ſilbernen Reichsapfel behielt der Tribun. An dieſe Ceremonien ſchloß ſich eine Rede des Tribunen, in welcher er die Proteſte und Vorladungen vom Tage des Ritterſchlages erneuerte. So hatte alſo der Tribun ſeine Träume von den antiken Helden an ſich verwirklicht; ſein Glück bethörte ihn ſo ſehr, daß er ſich an dieſem Tage mit Chriſtus verglich, unter Berufung auf die von ihm vollführte Befreiung der Stadt von Tyrannen. Ueber ſolchen Uebermuth vergoß der im Volke von Rom hochgeehrte, heiligmäßige Mönch Fra Guglielmo bittere Thränen. „Heute," ſo ſagte er zu einem Günſtling des Tribunen, „iſt dein Herr aus dem Himmel geſtürzt."

VI.

Des Tribunen und Petrarca's politiſches Programm.

Die weiteren Pläne, welche der Tribun über die Demokratiſirung des Stadtregimentes hinaus verfolgte, gipfelten in dem Gedanken, die Nationalidee in Italien zu verwirklichen. Italien ſollte ſich auf Grund des ihm eigenen nationalen Rechtes ſelbſt einen Kaiſer, und zwar italieniſcher Nation, erwählen. Der moderne Staatsgedanke „Italia fara da se" ward von ihm erfaßt und der erſte Verſuch, ihn zu verwirklichen, gemacht.

Was Cola di Rienzi bei Gelegenheit ſeiner Erhebung zum Ritter und ſeiner Krönung angedeutet, das ſprach er klar und deutlich aus, als er am 18. September zwei Doctoren der Rechte mit einem Beglaubigungsſchreiben für eine Rundreiſe durch ganz Italien bevollmächtigte. Alle Italiener ſollten hiernach als römiſche Bürger an der Kaiſerwahl Theil nehmen; die Wahl ſelbſt ſollte von vierundzwanzig Wahlherren in Rom geſchehen. „Wir beabſichtigen," ſo heißt es in dem Schreiben, „nachdem der Termin von Pfingſten verfloſſen iſt, durch das heilige römiſche Volk und durch diejenigen, welchen wir die Stimmen für die Kaiſerwahl verleihen, einen Italiener ..... glücklich auf den

Kaiſerthron zu erheben.“ So ſollte das unwürdige Joch der Fremdlinge abgeſchüttelt werden und die Würden, welche den Italienern gehörten, nicht mehr von Anderen bekleidet werden. Die neue Verfaſſung ſollte auf Tafeln von Erz verzeichnet werden.

Mag nun immerhin der Tribun bei ſolchen Beſtimmungen über die Kaiſerwahl zunächſt in eigenſüchtiger Berechnung daran gedacht haben, ſelbſt vom Tribunus Auguſtus zum Cäſar Auguſtus ſich zu erheben; jedenfalls proclamirte er eine Kaiſeridee, welche mit der bisherigen Vorſtellung vom Kaiſerthum in entſchiedenem Gegenſatz ſtand. Wohl bekämpften ſich bisher guelfiſche und ghibelliniſche Parteien, indem die Erſteren von einer möglich hohen politiſchen Machtſtellung des Papſtes das Heil der Chriſtenheit erwarteten, während die Letzteren in der Erſtarkung und Ausdehnung der Kaiſergewalt das einzige Mittel für die friedliche Entfaltung des chriſtlichen Völkerlebens erblickten; aber beide Parteien blieben inmitten ihrer Kämpfe auf dem Boden mittelalterlicher Rechts- und Weltanſchauung. Sie anerkannten beide für die chriſtlichen Völker nur einen einzigen gemeinſamen Chriſtenſtaat, in welchem die Kirche gleich der Sonne und das Kaiſerthum gleich dem Monde Licht und Leben ſpenden. Dieſer gemeinſame Chriſtenſtaat war ihnen die von Gott gewollte geſellſchaftliche Ordnung, in welcher alle Macht von Gott verliehen und im Dienſte Gottes ausgeübt wird. Papſt und Kaiſer waren ihnen die von Gott gewollten Organe, durch welche die Menſchheit zu ihrem zeitlichen und ewigen Ziele herangebildet werden ſoll. Zur übernatürlichen Seligkeit ſoll der Menſch, als Bürger des übernatürlichen Reiches der Kirche, durch den Papſt, das Haupt der ganzen Chriſtenheit und den Stellvertreter Chriſti, geführt werden. In der Univerſal-Monarchie des Kaiſerthums war dann, wie Dante hervorhebt, die vollkommenſte Form des ſtaatlichen Lebens gegeben, welche durch Sporn und Zügel die Begierden bändigt, die Gerechtigkeit pflegt, die Menſchheit dem irdiſchen Ziele entgegenführt und die übernatürliche Glückſeligkeit vorbereitet.

Ein ſolcher Chriſtenſtaat hatte in der beengten Vorſtellung des Tribunen keinen Raum. Wenn er ſich nach einem Kaiſer für Italien ſehnte, dann dachte er nicht mehr wie der Ghibelline Dante an den chriſtlichen, durch die Kirche allein gewordenen Schutzherrn, ſondern an ein modernes nationales Staatshaupt für Italien, welches ſeine Berechtigung von der Wahl der Nation herleiten und ſeine Aufgabe in der Beförderung nationaler Wohlfahrt innerhalb der Grenzen ſeines Volkes und im Gegenſatze zu jedem anderen chriſtlichen Volke ſuchen ſollte. Dieſe moderne Staatsidee war indeſſen bei dem Tribunen nicht ein Kind des eigenen Geiſtes; ſie war eine Idee des ihm befreundeten Petrarca und nur deren Ausführung war ihm zugefallen. Der Dichter hatte durch ſein flammendes Wort wiederholt die Begeiſterung Italiens für den Tribunen wachgerufen; er bewunderte deſſen Werk wie ein einziges Zaubergebilde, aber er ſelbſt war der Zauberer, der Tribun nur ſein Adept.

Am klarſten hat Petrarca dieſes ſein politiſches Syſtem in einem Briefe „an das römiſche Volk“ v. J. 1351 ausgeſprochen: „Vor Dir,“ ſo beginnt er, „Dir, mein unüberwindliches Volk, Du Bändigerin aller Länder, will ich heimlich und mit wenigen Worten eine große Sache verhandeln.“ Dann im überſchwänglichen Lob der Römer und in der Vertheidigung des Tribunen ſich ergehend, ruft er in Bezug auf letzteren: „Nicht der Vernachläſſigung, ſondern der Vertheidigung der Freiheit wird er angeklagt; nicht daß er das Capitol verlaſſen, ſondern daß er es gewonnen, iſt ſeine Schuld. Das wird ihm als höchſte und mit dem Kreuze zu büßende Frevelthat vorgeworfen, daß er zu behaupten wagte: die römiſche Herrſchaft ſei auch jetzt in Rom und bei dem römiſchen Volke.“ Dann bezeichnet er die römiſche Herrſchaft für jedes Volk als die gerechteſte und lieblichſte. „Wann,“ ſo fährt er fort, „gab es jemals ſolchen Frieden, ſolche Ruhe, ſolche Gerechtigkeit, ſolche Ehre für die Tugend, ſolchen Lohn für die Guten, ſolche Strafe für die Schlechten, ſolchen Rath in allen Dingen, als wie der Erdkreis ein Haupt hatte und Rom ſelbſt

das Haupt war?" Dieſes Lob ſpendet er indeſſen nicht dem chriſtlichen Rom, dem Mittelpunkt der chriſtlichen Welt, ſondern dem heidniſchen, völkerbezwingenden Rom; denn in der geſchilderten Vortrefflichkeit findet er den Grund, warum „gerade zu dieſer Zeit Gott, der Liebhaber des Friedens und der Gerechtigkeit, aus einer Jungfrau hat geboren werden und die Erde beſuchen wollen". Und daß Gott wolle, daß dieſes höchſte Haupt kein anderes ſei, als Rom, das habe der Allmächtige mit vielen Zeichen angedeutet — nicht etwa, wie man nach kirchlicher Anſchauung erwarten ſollte, durch die Beſtimmung Roms zum Sitz Petri, ſondern — „indem er dieſe Stadt durch ihren Ruhm im Kriege und Frieden und durch ihre beiſpielloſe Tapferkeit ſolches Vorranges würdig machte". — Inhaber und Träger dieſer Macht iſt für den Dichter das römiſche Volk. „Wenn man nachſucht, findet man, daß nach der Tyrannei (oder wenn man lieber will, nach der Monarchie) Julius Cäſars die römiſchen Herrſcher, obwohl ſie dem Rathe der Götter beigezählt wurden, vom römiſchen Staat und vom Volke die Erlaubniß zu allem einholten, was geſchehen ſolle; und wenn dieſe gegeben oder verweigert wurde, ſo thaten ſie, was dieſe beſchloſſen hatten, oder ſtanden davon ab." Er wolle nur beweiſen, verſicherte der Dichter, daß das römiſche Reich, obwohl durch die Ungunſt des Geſchickes geſchmälert und lange unterdrückt, auch vielfach von Spaniern, Afrikanern, Griechen, Galliern und Deutſchen in Beſitz genommen, immer noch, ſoviel auch davon übrig geblieben, in Rom fortleben und nirgend anderswo, und dort auch bleiben werde, ſollte auch nichts mehr von der Stadt übrig ſein, als der nackte Fels des Capitols. „Ebenſo war damals, als wir noch nicht von äußerer Macht bedrängt wurden, und bloß die römiſchen Cäſaren geboten, nicht bei ihnen das Herrſcherrecht, ſondern bei der Burg des Capitols und beim römiſchen Volk."

Derartige dichteriſche Phantaſien über die Neugeſtaltung Italiens mußten auf den Tribunen einen um ſo größeren Einfluß

erlangen und zu deſſen Ideal um ſo eher werden, als er der Protection des Dichters nicht zum geringſten Theile ſeine bisherigen Erfolge verdankte. War er ja doch von dem Dichter gleich nach Erhebung zum Tribunat i. J. 1347 mit den Worten bewillkommnet worden: „Sei gegrüßt, unſer Camillus, unſer Brutus, unſer Romulus, oder mit welchem andern Namen Du genannt zu werden vorzieheſt; ſei gegrüßt, Du Begründer der römiſchen Freiheit, des römiſchen Friedens, der römiſchen Ruhe! Dir verdankt die Gegenwart, in Freiheit zu ſterben, Dir das kommende Geſchlecht, in Freiheit geboren zu werden.“ Auch die Römer ſelbſt waren zugleich in ähnlicher Weiſe darauf aufmerkſam gemacht worden, daß der Tribun ein Werkzeug des Himmels ſei, Roms Glorie zu erwecken aus dem Todesſchlafe. „Ihr aber,“ ſo ſchrieb der Dichter von Avignon aus, „ihr Bürger, glaubet mir, dieſer Mann iſt euch vom Himmel geſandt worden. Ehret ihn als ein ſeltenes Geſchenk der Gottheit.“ Der Enthuſiasmus, welcher in Rom ob dieſer Anpreiſungen entzündet wurde, zeigt deutlich, wie groß und maßgebend der Einfluß des auf dem Capitol mit dem Lorbeerkranze gekrönten Dichters auf die Römer war.

Dieſe Staatsidee Petrarca's, von dem Tribun lebhaft aufgegriffen, mußte als lebensunfähig ſich erweiſen, ſobald ſie den Boden der Wirklichkeit berührte. Der Verſuch des zu errichtenden politiſchen Neubaues in Italien fand in dem Boden, in welchem das geſammte, noch aufrechtſtehende, wenn auch entſtellte und geſchwächte geſellſchaftliche wie politiſche Leben der chriſtlichen Völker im Mittelalter wurzelte, keinen Halt. Dieſer Boden war der Glaube, der freudige, poſitive Glaube eines ſtreng beſtimmten Chriſtenthums, welches alle Verhältniſſe des Lebens durchgeiſtigte und zu höherer Weltanſchauung erhob. Wie dieſer Glaube der Kunſt die ideale Richtung und Weihe gab, die Poeſie in ihren Dienſt nahm, den Ritter zum Kreuzfahrer machte und jeden Keim der Cultur, von deren Reſten noch das heutige Geſchlecht zehrt, pflanzte und in's Blühen brachte, ſo beherrſchte

derſelbe auch das ganze öffentliche Leben des Volkes. Der ſchwere Fehler Petrarca's wie des Tribunen lag darin, daß ſie dieſen natürlichen Schwerpunkt des Geſammtlebens ihres Volkes nicht erkannten und ihn verrückten: nicht mehr die Religion, ſondern die künſtlich gemachte Begeiſterung für die Antike ſollte fortan die Seele des öffentlichen Lebens und der politiſchen Geſtaltung des Landes werden. Das italieniſche Volk ſollte den Grund- und Eckſtein ſeiner Kraft nicht mehr in dem Felſen Petri, ſondern in dem verwitterten Felſen des Capitols ſuchen und im Sinnen über den Trümmerſtätten, wo einſt Cicero und die Scipionen geſtanden, die Begeiſterung für eine neue politiſche Größe und Herrlichkeit ſchöpfen.

Kein Wunder, daß das Chriſtenthum dem Petrarca, wenn er zur Tugend ermahnen will, wie eine dürre Steppe erſcheint; er findet die Tugend nur in einem Mucius Scävola, Camillus, Cincinnatus, in den Scipionen und in Cicero, die er dem Volke als Muſter der Nachahmung vor Augen führt. Auch der Tribun weiß von Avignon aus die Rückkehr des Papſtes nicht anders anzupreiſen, als dadurch, daß er ihn an die Seite altheidniſcher Heroen ſtellt. „Eure Stadt," ſo ſchreibt er, „reinige ſich von dem Dorngeſträuche der Laſter, und empfange den kommenden Bräutigam mit dem lieblichen Duft erneuter Tugenden. Deßhalb ermahnen wir euch mit heißen Freudenthränen, daß ihr ableget die eiſernen Waffen, die Flammen des Streites auslöſcht, ... und dieſem unſerem oberſten Prieſter eine mit Purpur und Gold geſchmückte Bildſäule in dem Amphitheater oder auf dem Capitole errichtet, damit ſein freudiges und glorreiches Andenken in Ewigkeit nicht zu Grunde gehe. Denn welcher Cicero, Cäſar, Metellus oder Fabius, die wir in den alten Jahrbüchern unter die Befreier des Vaterlandes zählen und deren Bildniſſe von koſtbarem Geſtein wir wegen des Andenkens und des Glanzes ihrer Tugenden bewundern, hat ſein Vaterland mit ſolchem Ruhme ſchmücken können?"

So ſollte ſich das geſammte politiſche Leben der italieniſchen

Nation in der Verherrlichung des heidnischen Alterthums erneuern. Mag nun immerhin die Begeisterung für die altrömische Herrlichkeit inmitten der traurigen Gegenwart und der zerrütteten Lage Roms und Italiens erklärlich scheinen; mag der Jubel und die Ermuthigung des Tribunen und des Dichters begreiflich sein, als das morsche Bretterhaus römischer Baronenherrschaft unter dem lustigen Tanz des Volkes zusammenbrach: darum wurde doch das Wagniß, mit beiden Füßen über alle christlichen Jahrhunderte in das Heidenthum hinüberzuspringen, nicht minder verderblich. Es ist eben unmöglich, die Jahrhunderte der Vergangenheit aus dem Leben eines Volkes auszulöschen und die lebensvollen Traditionen zu durchschneiden, an denen dieses Leben mit seinen höchsten Gütern hängt. Es war darum ein Wahn, eine Glanzperiode der Vergangenheit in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit in die veränderten Verhältnisse der Gegenwart hinüberzaubern zu wollen; die Sinnesart, die Ansprüche und der Geschmack des Volkes konnten bei ihrer im Laufe der Zeit erfolgten totalen Umbildung im Besitz der alten wiedergeborenen Herrlichkeit auf die Dauer nicht anders als sich enttäuscht und unbefriedigt finden. Die Herrlichkeit des alten Rom war für immer dahin, und so wenig wie die Ruinen der Kaiserpaläste jemals wieder zu einem Forum und einer imperatorischen Basilika erstehen, wird es möglich sein, die Geister, die einst in denselben umgingen, wieder zu erwecken.

Somit war das Beginnen des Tribunen Cola di Rienzi, ein national-italienisches Kaiserreich zu gründen, nichts weiter als eine verspätete Leichenrede auf das altheidnische Rom. Der Poet Petrarca konnte leicht darüber deklamiren; für ihn stand nur eine Idee auf dem Spiel. Der Tribun war bei dem Versuch der Verwirklichung in schlimmerer Lage; er riskirte seine Macht, vielleicht sein Leben. So ist es stets, wenn für ein Phantasiegebilde anstatt zur Feder zum Schwert gegriffen, wenn statt des Parnasses das Capitol bestiegen wird.

VII.

Das Verhältniß des Tribunen zum Papſt.

Die nach Lage der Dinge für den Tribunen einzig mögliche Aufgabe war die Neuordnung des Stadtregimentes in Rom. Sobald er dieſelbe aus dem Auge verlor, um italieniſche Nationalpolitik zu treiben, wurde er nothwendig in eine feindſelige Stellung zum Papſte gedrängt.

Es iſt unzweifelhaft, daß der Tribun bei ſeinem anfänglichen Auftreten von dem Geiſte der Unterwürfigkeit und der Verehrung gegen den Papſt geleitet wurde. In dem erwähnten Briefe, den er von Avignon aus voll Begeiſterung an die Römer richtete, nennt er den Papſt den kommenden Bräutigam, den Nachfolger Chriſti, den oberſten Prieſter. In der Rede, welche er dann in Rom auf dem Capitol über das Unglück und die Knechtſchaft des römiſchen Volkes hielt, verſicherte er, daß er aus Liebe zum Papſte ſeine Perſon der Gefahr ausſetze. Sobald er die Neuordnung der Verwaltung vollzogen, benachrichtete er den Papſt ſowohl ſchriftlich wie durch eine Geſandtſchaft und bat um Beſtätigung der neuen Verfaſſung. Mochte nun immerhin der Papſt auf die Kunde von der Selbſthülfe der Römer in ſeinem als Antwort erlaſſenen Breve an den Biſchof von Orvieto mit Recht darüber Klage führen, daß er keine zuverläſſigen Nachrichten über die in Rom herrſchenden Mißſtände, denen der neue Legat in Neapel, Bertrand von Deux, abhelfen ſollte, erhalten habe, mochte er ſich auch mit Recht darüber beſchweren, daß die Neuordnung ohne vorheriges Einvernehmen mit ihm vollzogen worden ſei; ſo flößten ihm doch die Geſinnungen des Tribunen damals ſo wenig Bedenken ein, daß er den Biſchof von Orvieto und Cola ſelbſt als Rectoren der Stadt für die Ausübung der höchſten Gewalt beſtätigte.

Der Wendepunkt in dem bisherigen Verhalten des Tribunen trat mit jenem 1. Auguſt ein, an welchem er die Ritterwürde

annahm und der Stadt Rom das alleinige Recht der Kaiſerwahl zuſprach. Von dieſem Augenblicke an konnte der päpſtliche Legat nicht mehr mit dem Tribunen zuſammengehen; er proteſtirte und verließ bei der Krönung des Tribunen, die als weitere Demonſtration gegen den Papſt durch unerlaubte Annahme neuer Titel angeſehen werden mußte, die Stadt Rom. Bei der Anmaßung des ausſchließlichen Rechtes der Kaiſerwahl griff der Tribun vermeſſen in die päpſtlichen Rechte ein, und verletzte außerdem das päpſtliche Anſehen dadurch, daß er ſowohl den vom Papſt beſchirmten Karl von Böhmen zur Verantwortung nach Rom vorlud, als auch den entſetzten und mit dem Kirchenbann belegten Ludwig als gleichberechtigt und unter dem Titel „Herzog von Baiern" zur Geltendmachung ſeiner Anſprüche nach Rom citirte.

Nach ſolchem Vorgehen konnte weder ein Entſchuldigungs-Schreiben, mit dem der Tribun den Anklagen des päpſtlichen Vicars zuvorkommen wollte, ſeinen Zweck erreichen, noch die Verſicherung, die er dem Papſte gab, Glauben verdienen: „niemals ſolle der Tag erſcheinen, an welchem er in Worten und Werken oder auch nur in Gedanken Etwas gegen die kirchliche Freiheit oder gegen den Papſt unternehmen werde". Ja er mußte ſich geradezu den Verdacht der Zweideutigkeit zuziehen, wenn er nach erfolgter Krönung am 15. Auguſt den Papſt vor den liſtigen Zungen der Verleumder warnte, welche ihm, dem demüthigen Diener des Papſtes, nachſtellten; er wolle ſich verpflichten, jegliche Strafen nach dem gerechten Urtheil Sr. Heiligkeit zu erdulden; wenn in meinem Werk, ſo bittet er, „Etwas der Lehre der Kirche oder der heiligen Väter entgegen iſt, ſo ändert es nach Eurer Klugheit und Tugend; denn ich halte nicht feſt an meinen Anſichten, wenn ſie nicht canoniſch bewährt ſind."

Die Thaten des Tribunen ſtanden mit ſolchen Worten nicht im Einklange: ſein Bruch mit dem Papſt mag bei Aufſtellung ſeines politiſchen Programms vorerſt unbewußt geweſen ſein; derſelbe erweiterte ſich indeß nothwendig bei Verfolgung der

politiſchen Pläne und mußte bei hartnäckigem Feſthalten an denſelben bald zu einem freigewollten werden. Als man am päpſtlichen Hofe zu Avignon den Prozeß gegen den Tribunen einleitete, ſchrieb dieſer zu ſeiner Vertheidigung Briefe, die in Formen der Demuth die arge Dreiſtigkeit und den innern Trotz nur ſchlecht verbargen. Gegenüber dem Vorwurf, das Taufbecken Conſtantins durch das Ritterbad verunehrt zu haben, bemerkte er, „was einem Heiden erlaubt geweſen ſei, der von dem Ausſatze gereinigt werden ſollte, das dürfe doch auch ein Chriſt thun, welcher Stadt und Volk von dem Ausſatze tyranniſcher Knechtſchaft befreit habe". — „Zu ſeiner Zeit ſeien mehr Wunder und Zeichen geſchehen, als bei der Taufe des Kaiſers." — „Wie immer es auch Ew. Heiligkeit gefällt, daß ich von dieſem Amte entfernt werde, ſo wird dieſes für heilig und gerecht gehalten; ich bin bereit, die Regierung abzugeben, und entſchloſſen, niemals Eurem Willen entgegenzuhandeln. Aber deßhalb braucht Ihr auch nicht die Curie mit Prozeſſen zu ermüden, oder mit Eurem Donner den Erdkreis zu erfüllen; ein einziger geringer Bote von Euch hätte dazu genügt und wird genügen; denn Gott iſt größer, als der Menſch, Ihr aber ſeid größer, als die Könige und Fürſten des Erdkreiſes."

Es ſollte dem Tribunen bald Gelegenheit zu der von ihm gewünſchten Probe ſeiner Ergebenheit geboten werden; dabei mußte es ſich aber auch zeigen, wie wenig Aufrichtigkeit ſeiner Verſicherung, ſich einem derartigen Boten des Papſtes zu unterwerfen, innewohnte.

Der Cardinallegat Bertrand von Deux hatte vom Papſte den Auftrag, Cola di Rienzi zum Widerruf der von ihm verletzten Rechte der Kirche zu veranlaſſen, und im Falle er dieß nicht erreiche, denſelben einſtweilen oder auf immer des Rectoramtes zu entſetzen. Demgemäß kam der Cardinallegat nach Rom und forderte den bei Marino gegen die Barone kämpfenden Tribunen auf, vor ihm zu erſcheinen. Der Tribun zog nach Rom, ließ den Palaſt der Orſini, die den Legaten unterſtützten, niederreißen und ritt mit ſeiner Reiterei nach dem Va-

tican. Ueber ſeinem Panzer trug er die mit Perlen und Gold beſetzte Krönungs-Dalmatica der Kaiſer; die Tribunenkrone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, ſchritt er unter dem Schmettern der Trompeten hinauf zu dem Palaſte. „Du haſt nach mir geſchickt," ſo ſagte er zum Cardinal, „was ſteht zu Dienſt?" Der erſtaunte Legat antwortete: „Ich habe einige Informationen von unſerem Herrn, dem Papſte." „Was ſind dieß für Informationen?" rief der Tribun herausfordernd mit erhobener Stimme. Der Legat ſah ihn an und ſchwieg. Da wandte der Tribun ihm verächtlich den Rücken, ging in ſeiner Kaiſertracht mit höhniſchem Lächeln von dannen, ſtieg auf's Pferd und brach wieder nach Marino auf.

Der Tribun hatte durch dieſes Auftreten, welches ſich an ſeine ſonſtige phantaſtiſche Kaiſerſpielerei würdig anreihte, ein Doppeltes erreicht; den unvermeidlichen Bruch mit dem Papſte hatte er vollzogen, aber durch die Form, in der er es gethan, hatte er die Gefahr der Erbitterung und Auflehnung der Römer Angeſichts eines ſo folgenſchweren Schrittes vermieden. Mußte ihn ja doch das Schickſal Ludwig des Baiern noch in jüngſter Vergangenheit darüber belehrt haben, wie feſt die Römer an dem Papſte hielten.

Auch das weitere Vorgehen des Tribunen gegen den Papſt iſt nicht ohne kluge Berechnung. Er behauptete, die katholiſche Kirche und die Stadt Rom ſeien Eins und unzertrennlich verbunden; dadurch wußte er geſchickt die Römer gegen alle päpſtlichen Erlaſſe von Avignon aus aufzuregen und deren Giltigkeit von der Zuſtimmung der Römer und ſeiner eigenen abhängig zu machen. Außerdem erließ er Geſetze, welche verfügten, daß die Geiſtlichen, welche außerhalb der Stadt wohnten, zurückkehren ſollten. Die Anwendbarkeit dieſer Geſetze auf den Papſt in Avignon mußte in Rom um ſo mehr erkannt werden, als der Tribun ſchon früher die römiſche Geiſtlichkeit zu feierlichem und inbrünſtigem Gebete an den heiligen Geiſt aufgefordert, „daß dieſer die Herzen des Papſtes und der Cardi-

näle erleuchten möge, damit ſie nicht das von der Gottesfurcht getrennte Avignon der hehren Stadt Rom vorzögen". Es mag dahingeſtellt bleiben, was ein Berichterſtatter erwähnt, daß der Tribun dem Papſte gedroht habe, er würde in Verbindung mit den Römern einen andern Papſt wählen, wenn Clemens VI. nicht innerhalb eines Jahres nach Rom zurückkehre; ſeine Losſagung vom Papſt bleibt durch die erwähnten Thatſachen hinreichend bekundet, um ſo mehr, als er für den weitern Kampf gegen den Papſt um Bundesgenoſſenſchaft warb. Er wandte ſich dahin, wo er der Zuſage gewiß war; an den gebannten Ludwig den Baier ſchickte er nämlich zwei Deutſche als Geſandte mit einem Schreiben, worin er dem Baiernherzog den Kaiſertitel gab und ihm den Beſitz des neapolitaniſchen Reiches für einen ſeiner Söhne anbot.

Hiermit war die zuwartende Nachſicht des Papſtes erſchöpft. Am 3. December beauftragte der Papſt den Legaten, Truppen gegen den Tribunen zuſammenzuziehen; die Geldmittel würden ihm von dem Schatzmeiſter im Patrimonium, von den Nuntien in Toscana und der Lombardei verſchafft werden; mit den Baronen ſolle er ein Bündniß ſchließen und ſehr vorſichtig in etwaigen Verhandlungen mit dem zweideutigen Präfecten ſein, denn dieſer pflüge mit Ochs und Eſel. Zugleich richtete der Papſt ein Breve an das römiſche Volk, in welchem er die Vergehen des Tribunen aufzählt. Neben den erwähnten Anmaßungen des Tribunen hinſichtlich der Kaiſerwahl wird in dem Breve auf die Irrthümer desſelben wider den katholiſchen Glauben und auf die Ausübung der Gerichtsbarkeit über Geiſtliche hingewieſen; dann wird den Römern der Rath ertheilt, dem gedachten Cola in keiner Weiſe fernerhin zu folgen oder ihn zu unterſtützen, ſondern ihn, „deſſen Bosheit ſchleicht wie eine Schlange, beißt wie ein Krebs, anſteckt wie ein Gift, mit ſeinen Irrthümern allein zu laſſen, und wie ein räudiges Schaf, welches durch Berührung die ganze Heerde befleckt, zurückzuſtoßen und in Gehorſam und Ehrfurcht gegen die Kirche zu beharren".

VIII.

Der Sturz des Tribunen.

Der Tribun war aus dem Kampfe gegen die Barone siegreich hervorgegangen; als er aber bei Verfolgung seiner politischen Pläne sich dem Papste in offener Feindseligkeit gegenüberstellte, erfolgte sein Sturz schneller, als von irgend einer Seite geahnt wurde. Allerdings waren die Römer in ihrer Begeisterung für den Tribunen ernüchtert, als sie ihn in prunkenden Gewändern bei festlichen Gelagen den Luxus und die Schwelgerei jener vormaligen Tyrannen nachahmen sahen, von welchen er die Stadt befreit haben wollte. Auch mag der fürstliche Aufwand, den die Gemahlin des Tribunen sich erlaubte, um so mehr erbittert haben, je niedriger ihre Herkunft war; zudem hatte die glänzende Finanzlage der Stadt unter den fortwährenden Ausgaben für die zahlreichen Festlichkeiten sehr gelitten; und wenn die Güter der Wohlhabenden sowie der Kirchen und Klöster herhalten mußten, und auch die Salzsteuer erhöht wurde, um die nöthigen Gelder zu beschaffen, dann mag die Unzufriedenheit und der Verdacht, von dem Tribunen hintergangen worden zu sein, in der Bevölkerung recht bald um sich gegriffen haben. Indessen erklären alle diese Umstände den unerwartet schnellen Sturz Cola's nicht ausreichend. Seine Stellung und Macht erschien äußerlich in Folge der errungenen Siege über die Barone gesichert und das erwähnte Breve des Papstes an das römische Volk war noch nicht in Rom angelangt, als der Tribun bereits gestürzt war. Der Tribun selbst hat ein klares Bild seiner damaligen Lage später in einem Schreiben, 15. August 1350, an Arnest von Parbubitz, Erzbischof von Prag, entworfen: „Ich verachtete die Worte des Mannes Gottes," sagte er; „ich bekenne, daß damals die Einigkeit zwischen dem Vicar des Papstes und mir vollständig gelöst ward und es entfiel auch aus meinen Händen das Scepter.

Während meine Herrſchaft nach dem errungenen Sieg (über die Colonna) feſter als gewöhnlich begründet zu ſein ſchien, ward mir die Hochherzigkeit des Sinnes entzogen und häufiger verwirrte mich plötzlich eine Kleinmüthigkeit, ſo daß ich jede Nacht durch Traumgeſichte aufgeſchreckt ausrief, der Palaſt des Capitols ſtürze zuſammen oder Feinde ſtürmten bewaffnet heran. Und mag es immerhin ſich lächerlich anhören, was ich ſage, eine Nachteule ſetzte ſich wider Gewohnheit jede Nacht auf die Zinnen des Capitols, und obgleich wiederholt von den Dienern verſcheucht, flog ſie immer wieder zurück, um in unausgeſetztem Geſchrei ihr trauriges Geſchäft vollendend mir während zwölf Nächten Unruhe und Schlafloſigkeit hartnäckig zu verurſachen, und ſo kam es, daß jetzt Traumgeſichte und Nachtvögel denjenigen beängſtigten, welchen bis dahin der wüthende Zorn römiſcher Großen und drohende Schaaren von Bewaffneten nicht zu ſchrecken vermocht hatten."

Dieſe Geſpenſterfurcht des Tribunen war zweifellos die Folge der in ihm ſich befeſtigenden Erkenntniß, durch den Bruch mit dem Papſte ſehr verhängnißvolle Wege betreten zu haben. Er beſchloß, einzulenken und ſeine Macht auf die Grenzen ſeiner in Uebereinſtimmung mit dem Papſte ausgeübten Befugniſſe in ſtädtiſchen Angelegenheiten zu beſchränken. In einer Volksverſammlung nahm er zunächſt den päpſtlichen Vicar wieder zu ſeinem Amtsgenoſſen an; ſeine Anſprüche auf die Ernennung eines Kaiſers, ſowie die Vorladung deutſcher Kaiſer und Fürſten nahm er zurück; er verzichtete auf die Herrſchaft über die unmittelbaren Unterthanen der Kirche, indem er den von ihm eingeſetzten Podeſtà unter ausdrücklicher Erklärung, den Rechten und Wünſchen des Cardinal-Legaten entſprechen zu wollen, abberief. Dann legte er die angemaßten Titel ab und nannte ſich bloß Tribunus Auguſtus und bald nur noch Cola, Ritter und Statthalter für unſern Herrn den Papſt. Bei einem feierlichen Gottesdienſte in der Kirche auf dem Capitol ließ er den Pſalm ſingen: „Dein iſt, o Herr, das Reich, Dein

die Herrſchaft und Macht", und hing unterdeſſen ſeine ſilberne Krone, ſein eiſernes Scepter und ſeine Prachtgewänder an dem Muttergottesbilde in der Kirche Ara Coeli auf.

Der Eindruck, den die Sinnesänderung des Tribunen auf die römiſche Bevölkerung machte, war keineswegs ein günſtiger; man wollte in ſeinem jetzigen Auftreten mehr einen Mangel an Energie, als eine ehrenvolle Wahrung der vorher verletzten Rechtsordnung finden. Wohl mochte es dem Tribunen Ernſt mit ſeiner Umkehr ſein; hatte ihm ja auch Petrarca von Genua aus warnend geſchrieben: „Beſinne Dich, ſo lange es noch Zeit iſt. Blicke um Dich; prüfe Dich ſelbſt, erwäge, wer Du biſt, wer Du warſt, woher Du gekommen biſt, wie weit Du gehen kannſt ohne Nachtheil für die Freiheit, welche Stellung Du eingenommen, welchen Namen Du angenommen, welche Hoffnungen Du geweckt, welche Anſichten Du öffentlich bekannt haſt. Dann wirſt Du einſehen, daß Du nicht Herr, ſondern Diener des Gemeinweſens biſt." Allein das Zurückweichen des Tribunen hatte der Oppoſition neues Leben gegeben. Dieß trat bei den Wahlen zu Tage, die er anordnete, um den ſtädtiſchen Rath durch neununddreißig Männer zu verſtärken.

Die Gewählten waren zum Theil nicht Parteigänger und wurden daher von dem Tribunen mit Beihülfe des Volkes vertrieben. Allein wenn auch das Volk bei dieſer Gelegenheit nochmals die Waffen zu Gunſten des Tribunen ergriff, ſo verlangte es doch drei Tage ſpäter, am 10. December, in einer Verſammlung die Vorlegung der Artikel, auf welche hin eine Einigung zwiſchen dem Cardinal-Legaten und dem Tribunen erzielt worden war, um ſich zu vergewiſſern, ob durch dieſelben nicht etwa die bisher errungenen Vortheile und Rechte gefährdet würden. Der päpſtliche Vicar verließ in der Furcht, das Volk werde ſich den Befehlen des Papſtes nicht fügen, wiederum die Stadt; allein der Tribun erklärte ausdrücklich, er wolle fernerhin nur als Statthalter des Papſtes gelten.

So hätte der Tribun nach Verzichtleiſtung auf ſeine politiſchen

Pläne und unter der Voraussetzung einer Versöhnung mit dem Papste vielleicht noch lange Zeit im Stadtregiment sich halten können, hätte er noch mit derselben Zuversicht auf das Vertrauen des Volkes für zukünftige Schwierigkeiten bauen können. Wie wenig dieß aber möglich war, zeigte die nun schnell eintretende Katastrophe.

Ein gewisser Johann Pipino, Graf von Minorbino, befand sich in Rom, um Reiter für den daselbst erwarteten König Ludwig von Ungarn zu werben. Derselbe machte gemeinschaftliche Sache mit Luca Savelli, dem Gegner des Tribunen, mißhandelte dessen Gerichtsdiener, und als er hierauf eine Vorladung erhielt, vor dem Tribunen zu erscheinen, zog er sich in seine Wohnung bei S. Salvatore in Pensilis, in der Nähe des Flaminischen Circus, zurück, verschanzte sich daselbst, ließ durch eine Sturmglocke seine Söldner zusammenrufen und bestieg die Barrikade unter dem Rufe: „Es lebe das Volk, Tod dem Tribunen!" Der Tribun vernahm den Lärm und ließ in gewohnter Weise Sturm läuten, um das Volk zusammenzurufen; allein das Volk blieb aus. Der Tribun schickte nun eine Abtheilung Söldner gegen die Barrikade, allein ihr Hauptmann fiel und der Angriff mißlang. Als der Tribun von diesen Vorgängen Nachricht erhielt und sah, wie die einzelnen Stadtviertel, statt seiner Führerschaft zu folgen, sich zur eigenen Sicherheit verschanzten, glaubte er, die ganze Stadt sei in Aufruhr gegen ihn, und begann nun unter Weinen und Klagen den Wenigen auf dem Capitol vorzuhalten, wie gerecht er regiert und nun, dem gehässigen Neid seiner Gegner weichend, seine wohlthätige Herrschaft im siebenten Monate aufgeben müsse. Die Anwesenden weinten mit ihm; dann bestieg er sein Pferd und zog unter Trompetenschall und Fahnenwehen nach der Engelsburg, wo er sich verschloß und wohin auch seine Frau in Mönchsverkleidung flüchtete. Nach einigen Tagen flohen Beide nach Civita Vecchia. So endete ruhmlos die Herrschaft des Tribunen am 15. December 1347.

Sein Lebensbeſchreiber ſagt von ihm, er habe verſprochen, für das Wohl des Volkes zu ſterben, und nicht einmal den Muth eines kleinen Knaben gezeigt. Wie eine Flamme, die ausgelöſcht wird vom jähen Sturmwind, ohne einen Rauchzug zurückzulaſſen, ſo ging er in der Kataſtrophe unter; die wenigen noch treu gebliebenen Römer weinten über ihn, aber ſie klagten im Grunde genommen nur darüber, daß eine Reihe ſchöner Tage und noch ſchönerer Träume ihr Ende erreicht hatten. Petrarca hatte dem Tribunen dieſes Schickſal gedeutet, als er ihm am 27. November von Genua aus warnend zurief: „Nicht ohne Anſtrengung erlangt man einen berühmten Namen; nicht ohne Anſtrengung bewahrt man ihn. Verſetze mich nicht in die traurige Nothwendigkeit, eine lyriſche Dichtung, an der ich arbeite, in eine Satire umzuwandeln. Du kannſt umſtürzen, was Du errichtet haſt: der Baumeiſter reißt am leichteſten das eigene Werk ein. Was aber, da Du aufrecht ſtehen kannſt, iſt größerer Wahnſinn, als freiwillig fallen, in der Hoffnung, ſich wieder zu erheben?“ Die Thränen des Tribunen bei ſeinem Sturz waren die bittere Satire auf ſeine übermüthigen Reden, auf ſeine prunkenden Aufzüge und ſeine überſchwängliche Kaiſeridee. Der Papſt gab dem deutſchen Könige Nachricht von dem Vorgefallenen. „Die trotzigen Hörner dieſes Cola,“ ſo ſchloß er, „ſind abgeſtoßen; er hat die frech und unbefugt angenommenen tribuniziſchen Inſignien verloren; ſchmachvoll iſt er aus der Stadt vertrieben worden.“

IX.

Der Fatalismus des Tribunen. Sein Aufenthalt bei den Fraticelli.

Man würde ein zutreffendes Bild von dem römiſchen Volkstribunen, von ſeiner glanzvollen Erhebung und ſeinem unerwarteten Sturze nicht erhalten, wenn man den ſeinem Treiben und Thun zu Grunde liegenden religiöſen Myſticismus bei

Würdigung desſelben außer Acht ließe. So ſehr man auch Bedenken tragen muß, ihm die Geiſteskraft eines großen Staatsmannes zuzuerkennen, ſo ſehr wird man ſich vor der leichtſinnigen Beurtheilung hüten müſſen, die in ſeinem Wirken nur ein Spiel des Zufalles oder gar, wie es geſchehen iſt, des vermeſſenen Wahnwitzes ſehen wollte.

Was dem Tribunen zur Quelle ſeiner anfänglichen Begeiſterung wie ſeiner ſpäteren Verzagtheit wurde, war die Ueberzeugung, unter beſonderem Einfluß des heiligen Geiſtes zu ſtehen. Dieſe Ueberzeugung tritt bei all ſeinen Unternehmungen hervor. Ueber den Bildern, durch welche er auf das Volk wirkte, ſchwebte die Taube als Sinnbild des heiligen Geiſtes. An dem Morgen, ehe er das Volk zuſammenrief, hörte er von Mitternacht an eine Reihe von Meſſen zum heiligen Geiſt. Das Pfingſtfeſt wählte er zum Beginn ſeines Auftretens aus. Sein Scepter trug zu beiden Seiten die Inſchrift: „Gott, heiliger Geiſt.“ In der Kirche des Lateran wurde er mit dem Geſang: „Komm, heiliger Geiſt“ empfangen. Jeden Morgen bereitete er ſich durch Empfang des heiligen Sacramentes zu ſeinen Amtsgeſchäften als einem Gott ganz beſonders wohlgefälligen Werke vor, wie er ſelbſt ſagte: „Im Namen und mit der Gnade des heiligen Geiſtes, von welchem unſere Ehre ihren Anfang und ihr beſtändiges Wachsthum erhalten hat.“ Seine Ritterwürde proclamirte er unter dem Vorleuchten des heiligen Geiſtes, deſſen unwürdiger Knecht und Streiter er ſei; er drückte ſein Verlangen aus, die Gaben des heiligen Geiſtes möchten in der Stadt und in ganz Italien empfangen und vermehrt werden; er behauptete, es geſchehe vermöge der Macht und Gnade des heiligen Geiſtes, wenn er „die Stadt Rom zum Haupte des Erdkreiſes erkläre und dem römiſchen Volke die Kaiſerwahl zuſchreibe“; und er ſei auch bereit, gegenüber etwaigen Rechtsanſprüchen, das zu thun, was der heilige Geiſt ihm eingebe. Die ganze Feierlichkeit bei Annahme der Ritterwürde beſchloß „der Ritter vom heiligen Geiſt“ wieder mit

einem Gottesdienſt zu Ehren des heiligen Geiſtes. In gleicher Weiſe kommt dieſe Vorſtellung zur Geltung bei ſeiner Krönung mit den ſieben Kronen, welche an die ſieben Gaben des heiligen Geiſtes erinnern und ſeiner Verſicherung Nachdruck geben ſollten, daß ſeine Gewalt vom heiligen Geiſte herrühre.

Dieſe Ueberzeugung, ein auserwähltes Werkzeug des heiligen Geiſtes zu ſein, bietet den Schlüſſel, den Charakter des Tribunen in ſeiner Eigenart zu erkennen. Wäre dieſelbe ein geregeltes Vertrauen auf den göttlichen Beiſtand, die Stärkung eines ächten chriſtlichen Glaubenslebens geweſen, dann hätte ſie den Tribunen belehrt, in den beſtehenden Verhältniſſen den Willen Gottes zu ſehen, die geltenden Rechte zu wahren und nicht an unmögliche, gegen die Rechte der Kirche verſtoßende Aufgaben ſich zu wagen; weil dieſelbe aber nur ein Mittel ſeines Ehrgeizes war und auf ihn einwirkte wie ein blindes Fatum, trieb ſie ihn unbewußt und planlos weiter, ließ ihn vorhandene Schwierigkeiten unterſchätzen und gegen Klippen und ſteile Höhen unbedacht angehen. Nicht der Sturm war ihm gefährlich, wohl aber die ruhige See, weil ihm Compaß, Stern und Leuchtthurm fehlte. Darum entfallen bei ſeinem Sturz die Zügel der Regierung ſo kraftlos ſeiner Hand, in dem Augenblicke, wo er ſeine anfängliche Aufgabe wieder aufnehmen und fortführen ſoll. Er klagt, die Hoheit des Sinnes ſei ihm abhanden gekommen, allein thatſächlich war er an ſeinem Glauben, ein Werkzeug des heiligen Geiſtes zu ſein, irre geworden. Weil er an dem Fatum, das ihn bis dahin geführt, verzweifelte, darum ging er unter, ohne einen Verſuch der Rettung zu machen. Petrarca beurtheilte ſo ſeinen Helden, wenn er ihm ſchreibt: „Wo iſt jetzt Dein heilbringender Genius, wo, um verſtändlicher zu reden, jener Geiſt, der Rathgeber guter Werke, mit dem Du beſtändig zu reden ſchienſt? Denn nicht anders, glaubte man, könne Solches durch einen Menſchen geſchehen.“

Die Vorſtellung, ein Werkzeug des heiligen Geiſtes zu ſein, ſteht in der Zeit des Tribunen nicht vereinzelt da. Eine

spiritualistische Strömung begann sich im 14. Jahrhundert der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, besonders in Italien, zu bemächtigen. Dieselbe war zunächst ein krankhafter Auswuchs der vorher zur hohen Blüthe gelangten christlichen Mystik, der in der Zerfahrenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse einen fruchtbaren Boden fand. Bei der allgemeinen Verzweiflung an der Wiederherstellung der Ordnung durch eigene Kräfte, welche in den zagenden Gemüthern leicht Eingang gefunden hatte, legte man die Hände in den Schooß und erwartete die Zeichen des Himmels: die Wiederkunft des heiligen Geistes und die glanzvolle Herstellung seines Reiches auf Erden. Bald sollten schwere Heimsuchungen wie der schwarze Tod, der seinen schauerlichen Umzug hielt, hinzukommen, um der allgemeinen Schwärmerei eine feste Gestalt zu geben. Massenhaft tauchten jetzt die Schwarmgeister auf, welche durch Geißelungen und außerordentliche Bußübungen ein Eingreifen des Himmels in die Geschicke der Menschen gleichsam erzwingen wollten.

Dieser krankhafte Spiritualismus fand einen ständigen Halt an den sogenannten Fraticelli, Franziskanermönchen, welche den Geist Gottes, der einen hl. Franciscus geführt, mit ihrem ungeregelten Zelotismus verwechselten, welche die heilige Armuth unter Mißachtung der von der Weisheit der Kirche gezogenen Grenzen üben wollten, und der todkranken Zeit dadurch ein Heilmittel zu bringen wähnten, daß sie sich bei Bekämpfung der herrschenden Verweltlichung zu leidenschaftlichem Hasse gegen die weltliche Ordnung überhaupt und zur planmäßigen Unbotmäßigkeit gegen die noch irdische Güter besitzende Kirche hinreißen ließen, und bei Verkündigung der göttlichen Strafgerichte auf das zu hoffende Reich eines wiederkehrenden hl. Franciscus hinwiesen.

Die Verurtheilung dieser Verirrung durch die Universitäten, und die Bemühungen der Päpste, die Rückkehr der Fraticelli unter die kirchliche Autorität herbeizuführen, hatten die Gegensätze nur verschärft. Da wo der Apennin in das neapolitanische

Gebiet eintritt und in den weiten schneebedeckten Gebirgsmassen wilde Einöden birgt, hatten die Fraticelli sich ihre Stätten gewählt, um in unversöhnlicher Opposition ihr Einsiedlerleben ungestört zu führen.

Das war der Ort, wohin es den Ritter vom heiligen Geiste, den gestürzten Tribunen, mächtig hinziehen mußte. Unter diesen verwandten Geistern fand er eine geschützte Zufluchtsstätte; da fand er das, was in ihm als Ueberzeugung gelebt hatte, in der einfachsten und stärksten Form verkörpert wieder; hier schöpfte er neue Bestärkung in dem Wahn, an dem er schon irre geworden, ein Werkzeug des heiligen Geistes zu sein. Er ließ sich als Tertiarier bei den Fraticelli aufnehmen und theilte ihre Anschauung wie ihre Lebensweise. Nach kurzer Zeit kam ein gewisser Fra Angelo zu ihm, nannte seinen Namen und gab vor, seinen Aufenthalt durch Eingebung des heiligen Geistes erfahren zu haben; er sprach ihm von einer demnächstigen gewaltigen Erneuerung der christlichen Welt durch den Kaiser, zu dessen Vorläufer er ausersehen sei. Auch wies er dem Tribunen nach, wie dessen Sturz in den Prophezeiungen des gleichgesinnten Abtes Joachim geweissagt sei. Mehr bedurfte es nicht, um den Tribunen seine göttliche Berufung erkennen und neue Bahnen betreten zu lassen.

X.

Cola di Rienzi als Senator in Rom. Sein Tod.

Cola di Rienzi verließ die Einöde, zog unbekannt über die Alpen und begab sich nach Prag zu Karl IV. Er wollte auf's Neue eine politische Rolle spielen. In der Auswahl der Mittel zu diesem Ziele wenig wählerisch, setzte er zunächst seine Hoffnungen auf Karl IV. Er trug demselben die in der Einsiedelei erlernten Weissagungen von bevorstehenden Heimsuchungen der christlichen Welt und der darauffolgenden Herrlichkeit des Kaiserthums vor; dabei ließ er es an scharfem Tadel über die

Ausschreitungen der Päpste in Handhabung des Schwertes nicht fehlen und erging sich auch in principieller Darstellung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Papst; sich selbst bot er dann dem Kaiser an, um ihm die Wege nach Rom zu bahnen und Italien für den Kaiserzug vorzubereiten. Allein Karl IV. mit seinem nüchternen praktischen Sinn war unempfänglich für die Schwärmereien Cola's; er fühlte sich vielmehr durch die fanatischen Schilderungen der Mißbräuche in seiner Verehrung für die Kirche gekränkt, und da die Aeußerungen des Tribunen über Papstthum und Wiederkunft des heiligen Geistes in bedenklichem Gegensatz zur katholischen Lehre standen, so ließ er denselben in Gewahrsam nehmen, übergab ihn dem Erzbischof von Prag zur Aburtheilung und ließ dem Papste Kunde von dem Gefangenen zukommen.

In dem Briefwechsel, welcher sich nun zwischen Cola und dem Könige Karl IV. entspann, kennzeichnet sich der Erstere keineswegs in vortheilhafter Weise; er beruft sich auf ein Gerücht, daß er selbst ein illegitimer Nachkomme Heinrichs VII. sei, und gibt eine Erklärung seiner Prophezeiungen, die dieselben immer deutlicher als kranke Hirngespinnste erscheinen ließen. König Karl dagegen zeichnet sich durch einen lebendigen Glauben und eine tiefe Demuth in seinen Erwiederungen aus. „Wir ermahnen Dich," so schließt er, „die phantastischen Dinge fahren zu lassen und keinen harten Nacken gegen Gott anzunehmen, sondern den Schild des Glaubens anzulegen und fortan in einem demüthigen und zerknirschten Herzen, welches Gott nicht verschmäht, zu verharren." Man muß Vieles in den Aeußerungen des Tribunen dem niederdrückenden Einfluß zu Gute halten, welchen die Gefangenschaft auf seine lebendige Phantasie ausübte.

Als seine Vorstellungen bei Karl IV. ohne Wirkung blieben und er sich auch an dessen Kanzler, Johann von Neumark, mit ebenso wenig Glück trotz aller Schmeicheleien gewandt hatte, versuchte er den einflußreichen Erzbischof von Prag, Arnest von Parbubitz, für sich zu gewinnen. In den beiden Vertheidigungs-

schriften, welche er an den Erzbischof richtete, tritt eine arge Verbitterung gegen die Päpste, deren Fehler er rücksichtslos und übertrieben tadelt, hervor; an seinen Prophezeiungen aber hielt er auch Angesichts seiner wahrscheinlichen Verurtheilung fest, und im Hinblick auf seinen Tod gewinnt er wieder an Ergebung in den Willen Gottes und demüthigem Bußeifer.

Nachdem nun auf Betreiben des Erzbischofs die Verurtheilung seiner Irrlehren im Dom zu Prag verlesen worden war, schickte der Kaiser ihn im Monat Juli 1351 unter sicherem Geleite an den Papst nach Avignon. Dort strömte das Volk zusammen, den berühmten Gefangenen zu sehen, und Petrarca schildert den Aufzug mit den Worten: „Unlängst kam zur Curie nicht freiwillig, sondern als Gefangener Nicolaus, des Laurentius Sohn, einst der Stadt Rom gefürchteter Tribun, jetzt aller Sterblichen elendester. Er, der auf dem Capitol ruhmvoll fallen konnte, hat zur eigenen Schmach, wie zu der des römischen Namens und Gemeinwesens, erst böhmische, dann limosinische Kerkerhaft erduldet. Wie sehr meine Feder ihn belobte und ermahnte, ist vielleicht bekannter, als mir erwünscht ist. Der Mann, der die Bösen der ganzen Welt zum Zittern gebracht, die Guten mit freudiger Erwartung erfüllt hatte, der aber in den schweren Irrthum verfiel, daß Leben in Schande dem Tod in Ehre vorzuziehen sei, kam zur Curie niedrig und verachtet. Er, dem einst das römische Volk und die Edelsten der italischen Städte das Geleite gaben, schritt elendiglich einher zwischen zwei Wächtern, während die Menge zusammenlief, begierig, das Angesicht desjenigen zu sehen, dessen Namen sie einst mit höchstem Lobe nennen gehört hatte. Er trug keine Ketten; es war das Einzige, welches an seiner Schmach fehlte." Die Dichtung hat nicht verfehlt, dem gefangenen Tribunen auch Ketten anzulegen; indessen war seine Haft wie in Prag, so auch in Avignon mit freier Beköstigung eine leichte, und noch heute zeigt man in Avignon im päpstlichen Palast im obern Geschosse des Thurmes von Trouillas das kleine Gemach.

Die Stimmung wandte sich bald in Avignon unerwartet zu Gunsten des Tribunen. Man ließ in dem Prozeß, welcher von drei Cardinälen geführt wurde, die Anklage auf Ketzerei fallen und beschränkte sich auf die Untersuchung der politischen Vergehen, die Fürsprache des Kaisers Karl IV., die Protection des Cardinals von Boulogne, die öffentliche Meinung in Rom, welche auf einen Brief des Petrarca hin sich dem Tribunen wieder zuwandte, wenn sich auch die Römer nicht so, wie der Dichter sie ermahnte, des Gefangenen annahmen; endlich die in Avignon verbreitete Ansicht, Cola di Rienzi selbst sei ein Dichter; alles dieß wirkte zusammen, die Kerkerhaft desselben trotz der Verurtheilung sehr zu erleichtern; die heilige Schrift und Titus Livius wurden ihm als Lectüre bewilligt. Vor Allem aber erhielt der Tribun dadurch Verzeihung, daß er seine früheren Fehler nunmehr erkannte, den Wahn der Prophezeiungen einsah und sofort dem Papste Mittheilung machte, als man versuchte, ihn von Neuem in den Dienst des Schwarmgeisterthums der Fraticelli hineinzuziehen. Auch an den Erzbischof von Prag schrieb er, daß er von dem Geiste des Stolzes verführt worden sei und das Gericht, welches über ihn ergangen, verdiene.

Die Stadt Rom hatte seit dem Abzug des Tribunen Cola di Rienzi eine Reihe von Umwälzungen im Stadtregimente erfahren; die Leichtigkeit, mit der jeder Inhaber der obersten Gewalt von den gegnerischen Parteien wieder gestürzt wurde, zeigte die Ohnmacht derselben und reizte zu neuem Umsturz. Zuerst hatten zwei Senatoren die höchste Gewalt ausgeübt, aber sie waren nicht einmal während des Jubiläums i. J. 1350 im Stande, die Ruhe in der Stadt aufrecht zu halten und den Cardinallegaten vor Insulten zu schützen; dann wählte das Volk Giovanni Cerroni aus dem Geschlechte der Popularen zum alleinigen unbeschränkten Senator; aber auch dieser mußte wieder der Adelspartei weichen. Das gedrückte Volk erhob sich von Neuem und wählte den Popularen Baroncelli, den frühern

Senatsschreiber, zum Haupte der Stadt und gab ihm den Titel „zweiter Tribun und erlauchter römischer Consul". Auch dieser ward bald gestürzt. Die öffentlichen Zustände werden in ihrer ganzen Trostlosigkeit von einem Zeitgenossen mit den Worten geschildert: „Jeder that Böses nach seinem Sinn, weil kein Ort da war, um Gerechtigkeit zu holen. Das Volk war unglücklich, und die Stadt drinnen voll von Uebelthätern, und draußen wurde allenthalben geraubt und geplündert; die Fremden und die Pilger waren wie die Schafe unter den Wölfen."

Diese fortdauernden Unordnungen hatten in Avignon nicht nur die Einsetzung einer speciellen Commission von drei Cardinälen zur Berathung der Frage des Kirchenstaates veranlaßt, sondern auch nach dem Tode Clemens' VI. dessen Nachfolger Innocenz VI. zu dem energischen Entschluß geführt, den entschiedenen Cardinal Albornoz zu seinem Legaten für ganz Italien zu ernennen und ihm die unumschränktesten Vollmachten in geistlichen und weltlichen Dingen zu übertragen.

Jetzt erschien auch Cola di Rienzi geeignet, den Cardinal in Lösung seiner Aufgabe zu unterstützen. Innocenz VI. gab den Gefangenen frei, sprach ihn von allen Censuren los und gab in einem Schreiben vom 16. September 1353 an die Römer seiner Erwartung Ausdruck, daß sie den heimkehrenden Mitbürger und Ritter, den edlen Mann Cola di Rienzi, bereitwillig aufnehmen würden. Indessen übertrug der Papst das Recht der nähern Bestimmung über die Art der Verwendung Cola's vollständig dem Cardinal Albornoz.

Zunächst nahm Cola Theil an dem glücklichen Kriegszug des Cardinals gegen den Präfecten von Viterbo und fand im Lager Gelegenheit, die Bekanntschaft mit vielen Römern zu erneuern, ohne daß es ihm jedoch gelang, über die Zeichen der Verehrung hinaus, Zusagen an Geldmitteln und Söldnern zu erhalten. In Perugia dagegen, welche Stadt ihm darauf vom Cardinal als Wohnsitz angewiesen wurde, wußte Cola Arembaud, den Bruder des mächtigen Bandenführers Montreal, für

ſeine Pläne zu begeiſtern und zu einem Darlehen von viertauſend Goldgulden zu beſtimmen. Der Cardinal Albornoz gab Cola die Einwilligung zum Römerzug und ernannte im Namen des Papſtes ihn zum Senator von Rom. An der Spitze eines geworbenen Söldnerheeres von zweihundert Mann Fußvolk und Reiterei machte ſich der Senator Cola di Rienzi auf den Weg.

In Rom baute man Ehrenpforten; die Cavalerotti zogen ihm mit Oelzweigen bis Monte Mario entgegen; das Volk ſtrömte unter Jauchzen zum Thore in der Nähe der Engelsburg, um den wunderbaren Befreier wieder zu ſehen, der nach ſieben Jahren der ſeltſamen Schickſale eines Flüchtlings, eines Einſiedlers, eines Gefangenen jetzt durch laubbekränzte Straßen als Senator nach dem Capitol zurückkehrte. Dort hielt er eine Rede, in welcher er ſchilderte, wie er gleich einem Nabuchodonoſor ſieben Jahre von der Heimath fern geweſen und jetzt, durch den Papſt zum Senator erhoben, von ſeiner Unwürdigkeit befreit ſei. Der Magiſtrat huldigte ihm; der Regentenſtab ward ihm überreicht. Die Botſchafter, welche Cola di Rienzi am folgenden Morgen an die italiſchen Städte und in's Ausland entſandte, hoben beſonders die Ergebenheit an die Kirche, den Papſt und die Cardinäle hervor; auch brachte Cola eine Veränderung in ſeinem Wappen an, um ſeine Unterwürfigkeit unter den Papſt zu bekunden. Dieſer ſchrieb ihm am 11. September 1354 ein Breve, worin die ſchöne Mahnung ſich findet: „Fürchte Gott, ehre die Kirche, ſei gegen Deinesgleichen freundlich, gegen Niedrige gütig, gegen Höhere achtungsvoll, den Waiſen hülfreich, gegen Arm und Reich derſelbe, ein gerechter Richter, der nicht auf die Perſon ſieht, mit Maß ſtrenge, gegen Unverbeſſerliche unerbittlich, gegen das Elend erbarmungsvoll. Biſt Du ein aufmerkſamer Hüter der Gerechtigkeit, ſo wird die Gerechtigkeit Dich vor Gefahren hüten. Bete mit dem hl. Auguſtin zu Gott, auf daß Er Dir verleihe, Dich ſelber zu erkennen.“

Trat auch in allen Maßnahmen und Beziehungen Cola's di Rienzi die von jetzt anerkannte Begrenzung seiner Befugnisse auf die Führung des Stadtregimentes klar hervor, dann machten sich zeitweilig bei der Führung dieses Regimentes andere Mängel bedenklicher Art geltend. Schon Cola's äußere Erscheinung hatte sich sehr unvortheilhaft verändert; die edle Würde derselben war in Drangsalen und Kerkerhaft verkümmert; er war beleibt, aufgedunsen und roth im Gesicht, mit entzündeten Augen, mit langem Bart. Seinen Worten und Erlassen fehlte die frühere Frische; es war, als ob ihm die Schwingen des Geistes genommen seien. Die Römer empfingen bald den Eindruck, daß statt des selbstlosen Tribunen ein Mann zu ihnen zurückgekehrt sei, der in niedrigem Eigennutz nur noch seine Beamtenstellung ausbeutete und über Gebühr der Sorge für seine Behäbigkeit verfallen war. Der Senator liebte schwelgerischen Prunk und Trinkgelage; er aß und trank unmäßig. Fremdlinge als bewaffnete Söldner umgaben ihn, als ob er unter den Römern wie unter Feinden für seine Person hätte fürchten müssen; mit rücksichtsloser Strenge trieb er seine früheren Güter wieder ein, die er bei seinem Sturz verloren hatte. Das mußte nothwendig die Gemüther tief verletzen. Ueberdieß schien das Glück den bisher ausnehmend begünstigten Liebling verlassen zu haben.

Zunächst nahm er den Kampf gegen die Barone wieder auf, welche seine Boten mißhandelt hatten; er zog mit Heeresmacht gegen Paläſtrina, den letzten Abkömmling der Colonna, den Stefanuccio, zu vernichten. Allein er mußte die Brüder Montreals zu einem neuen Darlehen an Geld nöthigen, um die widerwilligen Söldner durch Auszahlung der Löhnung noch zusammenzuhalten. Ohne Disciplin und ohne geschickte Führung vermochten die Truppen wohl die Umgebung der Veste zu plündern, aber gegen die Cyklopenburg der Colonna nichts auszurichten. Cola kehrte am 24. August nach Rom zurück, wohin ihn auch die unerwartete, besorgnißerregende Ankunft Montreals rief.

Mögen die Drohungen dieses reichen Bandenführers, der

höchſt unvorſichtig nur in Begleitung von vierzig Hauptleuten in der Stadt erſchien, um die ſeinen Brüdern erpreßten Darlehen mit Zinſeszinſen zurückzufordern, wirklich gefallen oder nur von Cola zur Förderung ſeiner Abſichten erfunden worden ſein, Montreal wurde mit ſammt ſeinen Brüdern und ſeiner Begleitung verhaftet. Cola ſchlug das angebotene bedeutende Löſegeld aus, ließ den Montreal verhören, foltern und als einen öffentlichen Räuber, der die Marken und die Romagna verwüſtet, zum Tode verurtheilen. Ritterlich bereitete ſich Montreal in Gebet und geiſtlichen Uebungen unter Leitung eines Mönches während der Nacht auf den Tod vor. Als die Todtenglocke am Morgen die Menge verſammelte, ſchritt er baarfuß in prächtiger Tracht die Capitolstreppe hinab bis zu dem Marmorlöwen, wo ein Madonnenbild die Armenſünderſtätte bezeichnete. Verachtend blickte er auf die Menge und betheuerte, daß er ſchuldlos ſterbe, weil er niemals dem römiſchen Volke wehe gethan. „Römer," ſo ſagte er, „ich ſterbe, aber nicht nach Gerechtigkeit, eure Armuth und mein Reichthum ſind ſchuld an meinem Tode." Dann kniete er nieder und ſein Haupt fiel unter dem Schwerte. Ein nackter Stein in der Kirche Ara Coeli deckt den Leichnam des gefürchteten Kriegsmannes, der Italiens Schrecken geweſen war und der von ſeinen Zeitgenoſſen mit Cäſar, vom Papſt Innocenz VI. mit Holofernes verglichen wurde.

Der Eindruck, den die Hinrichtung Montreals auf die Bevölkerung Roms hervorrief, war für den Senator ungünſtig. Man begann einzuſehen, daß Rom nicht berechtigt war, an Montreal für die auf fremden Gebieten begangenen Frevel Juſtiz zu üben; die Art und Weiſe, wie Cola ſich dieſes Bruders ſeiner Verbündeten bemächtigt hatte, erinnerte an Verrath und Undank eines Tyrannen. Zudem zog der Senator die Reichthümer des Enthaupteten an ſich, um ſeine Söldner auszulohnen. Man fing jetzt an, ihn zu haſſen und mißtrauiſch zu meiden.

Cola ſann unterdeß ernſtlich darauf, den Krieg gegen die

Colonna zu beendigen. Den Truppen gab er einen tüchtigen Hauptmann in Annibaldi; er selbst blieb auf dem Capitol, schränkte sich in seinen Ausgaben ein, legte Zölle auf Wein und Salz, und um sich selbst dem wachsenden Unmuth gegenüber zu schützen, umgab er sich mit einer zahlreichen Leibwache. Der Argwohn veranlaßte ihn, einen angesehenen Populären, Pandolfunccio, ergreifen und hinrichten zu lassen. Um die Geldmittel zu vermehren, ließ er bald diesen bald jenen Bürger aufgreifen und gegen Lösegeld wieder in Freiheit setzen. Aufregung und Furcht ließen ihn nicht mehr zur Ruhe kommen und erzeugten in ihm die widersprechendsten Gemüthsbewegungen; aus ungezügeltem Lachen verfiel er nach wenigen Augenblicken in heftiges Weinen. Die Gährung in der Stadt erreichte bald ihren Höhepunkt.

Am Morgen des 8. October rottete sich das Volk in den Vierteln der Barone, von diesen aufgestachelt, zusammen; unter tobendem Geschrei zog es lärmend nach dem Capitol. „Es lebe das Volk, Tod dem Verräther, der die Zölle aufgelegt hat!" lautete die Parole. Cola, aus seinem Bette aufgeschreckt, glaubte Anfangs an einen Volksauflauf gewöhnlicher Art, und erst als Alle aus seiner Nähe flohen, die Richter, die Notare und Wächter bis auf drei seiner Verwandten, erkannte er die Gefahr. Er legte die Rüstung an und mit dem Banner des Volkes trat er auf den Erker im oberen Saal heraus, um zum Volk zu reden. Allein ein furchtbares Geschrei übertönte seine Stimme; Steine wurden nach dem Palast geschleudert, mit Pfeilen wurde auf ihn geschossen und Feuer an das Erdgeschoß gelegt. Cola entrollte das Banner, aber der Ruf: „Tod dem Verräther!", eine Verwundung an der Hand und ein Blick nach dem Kerker, an dessen Gitter der Bruder Montreals zum Volke redete, bestimmten ihn, sich zurückzuziehen. An den Streifen eines zerschnittenen Tischtuches ließ er sich in den Hofraum hinab. Hier schwankte er, ob er als Ritter sterben, oder noch wenigstens das nackte Leben retten solle. Unschlüssig legte er den Helm ab

und setzte ihn wieder auf. Die Feigheit behielt die Oberhand; er zog die Rüstung aus, verschnitt den Bart, färbte sein Gesicht, legte einen Bauernkittel an und hüllte sich in eine Decke. In verstellter Mundart rufend: „Hinauf zu dem Verräther", mischte er sich unter das Volk und erreichte die letzte Thüre. Dort wurden seine goldenen Armbänder bemerkt; man ergriff ihn und führte ihn das Capitol hinab zu dem Marmorlöwen an die Armensünderstätte. Halb wie ein Ritter, halb wie ein Köhler gekleidet, stand er da. Noch scheute sich das Volk einen Augenblick, Hand an ihn zu legen. Da drängte sich ein Mann vor und machte sich zum Henker, indem er ihm das Schwert in den Leib stieß; ein Notar spaltete den Kopf und dann begann die entfesselte Volkswuth ihre Arbeit. Den mißhandelten Leichnam schleifte man bis in das Viertel der Colonna; da hing man ihn an den Füßen unter den Balkon eines Hauses auf, als Ziel des Spottes und der Steinwürfe für die Gassenbuben. Nach zwei Tagen verbrannten Juden die Reste des Tribunus Augustus auf einem Haufen Disteln im Mausoleum des Augustus und zerstreuten die Asche. Sein Tribunat hatte sieben Monate, seine Senatorwürde sieben Wochen gedauert.

Auf den frechen Gallier, sagt sein Biograph, schlug Papirius mit seinem Elfenbeinstabe und starb nicht mit einer Bettdecke auf dem Kopfe, wie Cola di Rienzi.

XI.

Cola di Rienzi und der Einheitsstaat Italien.

Der Tribun Cola di Rienzi ist, wie kaum ein anderer seiner römischen Zeitgenossen, die Personification des römischen Volkes; seine Ideen entstammen der Denkungsart seines Volkes; selbst seine Handlungsweise ist ganz und gar nach dem Thun und Lassen dieses Volkes geartet. Der Tribun war volksthümlich, nicht weil etwa das Volk zu ihm wie zu einem höheren Genius hinaufgeblickt hätte, sondern weil es in ihm ein Bild seines

eigenen Sinnens und Trachtens ſah und ihn darum abgöttiſch verehrte. Wenn das Volk ihm entgegenjubelte, dann fühlte es, daß es ſeine eigenen Triumphe feiere; und wenn es ihn ſpäter auf der Armenſünderſtätte hinmordete, dann geſchah dieß, weil es ſich ſelbſt in dem Götzen, den es ſich gemacht, getäuſcht fand und über deſſen Machtloſigkeit erbittert war. Es zerſchlug denſelben ebenſo leicht, als es ihn erhoben hatte.

Wie die Perſönlichkeit Cola's an ſich, ſo iſt auch ſein Lebenslauf in ſeinen Hauptzügen ein Spiegelbild der Geſchicke ſeines Volkes.

Im Studium der Inſchriften auf den noch erhaltenen Marmorreſten altheidniſcher Paläſte hatte Cola di Rienzi ſeine Begeiſterung für die Antike genährt und damit das Verlangen wach gerufen, die Großthaten und den Ruhm der antiken Helden zu erneuern. Auch im römiſchen Volke lebte damals eine ſeltſame Begeiſterung für die Antike; der Ruhm der heidniſchen Ahnen leuchtete ihm in dem Maße ein beneidenswertherer Traum vor, als die Gegenwart troſtloſer ſich geſtaltete. Schien das chriſtliche Rom ſo ganz und gar ſeine Majeſtät verlieren zu wollen, dann lag es nahe, auf den Ruinen des antiken wehmüthig in jenen Erinnerungen an die altheidniſchen Helden Troſt zu ſuchen, die damals eifrigere Vertheidiger und Lobredner fanden, als zuvor. Dieß war nur möglich in dem verödeten, papſtloſen Rom, das jetzt faſt zu einer Viehweide geworden war, wie Totilas ihm einſt angedroht hatte.

Wie die Begeiſterung für die Antike, ſo war auch der Sinn für munizipales Leben und munizipale Freiheit Cola di Rienzi und den Römern wie den Italienern überhaupt gemeinſam. Das den Neigungen und Fähigkeiten am eheſten entſprechende, zudem berechtigte Gebiet der Thätigkeit Cola's war die Ordnung und Verwaltung der ſtädtiſchen Angelegenheiten; ſo lange er auf dieſem Gebiete ausharrte, war ſein Stern im Steigen; als er es mit dem der italieniſchen Nationalpolitik vertauſchte, ſank er. Die gleiche Erſcheinung zeigt ſich in der Geſchichte

des italieniſchen Volkes. Zunächſt begeiſtert ſich der Italiener nur für ein freiheitliches Leben auf munizipalem Gebiete. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Stadt will er wahren, und die Traditionen ihres Weichbildes ſchützen; eiferſüchtig wacht er über die lokalen Freiheiten und die Vorrechte ſeiner Stadt. Daher die Erſcheinung, daß der Magiſtrat in den Städten Italiens im Mittelalter und ſelbſt bis in unſere Tage mit ausgedehnteren Befugniſſen und höherem Anſehen bekleidet iſt, als es je in den Städten Deutſchlands oder Frankreichs der Fall war. Daher der beiſpiellos in der Geſchichte daſtehende Glanz, den gerade die italieniſche Städteentwicklung in verſchiedenen Perioden erreicht hat; daher auch die endloſen Rivalitäten und erbitterten Fehden, welche die italieniſchen Städte einander in den blutigſten Kämpfen gegenüberſtellte. Neapel, Rom, Florenz, Piſa, Genua, Mailand und Venedig liefern in der Geſchichte ihres wechſelvollen Ruhmes wie Niederganges den übergenügenden Beweis dafür, daß dieſe Städte ſtets viel empfindlicher waren für die Schädigung ihres munizipalen Lebens und viel empfänglicher für die Blüthe ihrer communalen Wohlfahrt, als für den Aufſchwung und den Niedergang der italieniſchen Nation. Erſt wenn die Entwicklung des ſtädtiſchen Gemeinweſens auf der Höhe der geſicherten Macht zum Abſchluß gelangt war, ſehen wir die Bewohner auch hierin dem römiſchen Tribunen ähnlich für die politiſchen Fragen Geſammtitaliens empfänglich werden, aber auch dann ſuchten ſie deren Löſung ſtets nur aus dem engen Geſichtspunkte der Sonderintereſſen ihrer Stadt. Darum iſt die italieniſche Geſchichte vorwiegend eine Städtegeſchichte. Nur ſelten und dann nur vorübergehend hat ein nationaler Gedanke im italieniſchen Volke Eingang gefunden, noch ſeltener zu politiſch gemeinſamem Handeln es vermocht. Darum fanden auch die deutſchen Kaiſer nicht nur wenig Widerſtand, ſondern Sympathien, ſo lange und ſo ſehr ſie nur die Freiheit der Städte ſchonten und deren Entwickelung nicht hemmend entgegentraten.

Die Bildung eines nationalen Einheitsstaates in Italien steht im entschiedenen Widerspruch mit dem gesammten historischen Leben des Volkes, namentlich mit der ganzen Vergangenheit des italienischen Städtelebens. Als Glieder eines Einheitsstaates haben die italienischen Städte noch keine neue Glanzperioden gesehen, ja sie haben thatsächlich seit dem letzten Decennium an Macht und Ansehen auf allen Gebieten, besonders auf commerciellem, verloren. Es wird sich erst bei einer Krisis des Einheitsstaates Italien zeigen müssen, ob wirklich, wie die Lobredner desselben behaupten, die nationale Idee den traditionellen Territorial-Patriotismus der einzelnen Städte überwunden habe, oder ob dann, wenn außerordentliche Opfer für die Erhaltung der National-Einheit gebracht werden sollen, nicht die geschichtliche Lehre sich erneuern wird, daß die einzelnen Städte für ihre Sonderinteressen auch heute noch mehr Verständniß und Vorliebe haben, als für die „Italia una".

Die Herolde des modernen Einheitsstaates Italien haben in dem Tribunen Cola di Rienzi einen ihrer vorzüglichsten Geistesahnen erblicken wollen, und ihren Ruf „Italia una" als den Wiederhall seiner Zeit und als die Verwirklichung seiner Ideen hingestellt. Zwischen ihnen und dem Tribunen waltet aber ein wesentlicher Unterschied. Der Einheitsstaat im modernen Sinne erfordert eine Pulverisirung der Gesellschaft und eine Auflösung der einzelnen Theile und Schichten des Volkes in ebenso viele gleiche Atome des Staates. Ein derartiger Gedanke war dem Tribunen fremd. Ganz abgesehen davon, daß die absolutistische Staatsidee der modernen Zeit ganz außerhalb seiner Begeisterung für ein starkes, freiheitliches Volksleben lag, bezeugen seine Botschaften an die einzelnen Städte Italiens, daß er die traditionellen Rechte derselben unverkümmert gewahrt wissen wollte. Cola di Rienzi strebte nur ein Städtebündniß auf der breiten Basis der Schonung der territorialen Sonderinteressen an; eine politische Einheit aber und ein nationaler Gedanke kam in seinen Plänen nur insofern zur Geltung, als

er einen Italiener für die Kaiserwahl vorschlug. Zwischen diesen Plänen aber und der Schöpfung eines Einheitsstaates Italien im modernen Sinne liegt eine tiefe Kluft, die nur durch die Hegel'sche Staatsphilosophie überbrückt werden konnte.

Das politische Programm Cola's di Rienzi war ein verschiedenes in den beiden Perioden seines Auftretens als Tribun und dann als Senator. Während der ersteren wollte er eine Conföderation mit dem Haupte eines italienischen Kaisers, der durch Volkswahl gewählt werden sollte; während der letzteren wollte er eine Conföderation unter dem Protectorate des Papstes. Das sind die beiden politischen Ideen, welche im Laufe der Geschichte abwechselnd immer wieder die Geister in Italien erfüllten und von denen bald die eine bald die andere in Wirklichkeit überzusetzen versucht wurde. Die Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen, der beiden größten politischen Parteien des mittelalterlichen Italiens, drehten sich im Grunde nur um den Sieg einer von diesen beiden politischen Ideen. Bis in die Neuzeit haben diese beiden Ideen sich Geltung verschafft. Das Project des Züricher Friedens v. J. 1859, eine italienische Conföderation unter päpstlichem Protectorat herzustellen, basirt auf der Idee des Senators Cola di Rienzi; Italien mit dem italienischen König in Rom ist aus der dem Papstthum feindseligen Denkungsart des Tribunen hervorgegangen.

So oft die kirchliche Anschauung von der Stellung Roms und Italiens in der christlichen Welt in den Hintergrund trat, hat man in der Politik stets den Versuch gemacht, für Rom und Italien, dessen Größe seit Constantin wesentlich auf dem Papstthum beruht, das Heil allein durch weltliche Macht und durch nationale Bestrebungen zu erreichen. Der Tribun Cola di Rienzi ist in diesem Versuch gescheitert. Ob und wie lange ein Nationalstaat Italien, nach dieser antikirchlichen Anschauung gebildet, Bestand hat, hängt davon ab, ob und wie lange das italienische Volk sich der Erkenntniß verschließt, daß seine politischen Geschicke auf das Innigste mit der Kirche verwachsen sind,

und daß die Größe Roms wie Italiens providenziell durchaus von den Schickſalen des Papſtthums bedingt iſt. Darin unterſcheidet ſich eben das römiſche Volk von jedem andern, daß die Kirche im Laufe der Geſchichte auch von ſeinem ſtaatlichen Gebiete Beſitz ergriffen hat und in ſein ganzes politiſches Sinnen und Trachten hineingedrungen iſt. Die weltliche Herrſchaft der Päpſte in Rom hat, ganz abgeſehen von den erhabenen Rechtstiteln ihrer Begründung, die Kraft ihrer oftmaligen Wiederherſtellung aus der innigen Verbindung der politiſchen Geſchicke Italiens mit denen der Kirche geſchöpft.

Der verhängnißvolle Irrthum Cola's di Rienzi und gleichgeſinnter Heilkünſtler Italiens beſtand darin, daß ſie dem Wahn nachgingen, man könne den Staatsgedanken, welcher der einheitlichen Geſtaltung irgend eines andern chriſtlichen Staates zu Grunde liegt, ohne Weiteres auch auf Italien übertragen. Für Rom und Italien hat ein nationaler Einheitsſtaat zur Vorausſetzung, daß das römiſche und italieniſche Volk nicht nur die kirchliche Anſchauung aufgebe, es ſei die weltliche Herrſchaft für die Päpſte zur freien Regierung der Kirche nöthig, ſondern daß ſich beide auch von der Vorſtellung trennen, ihre Blüthe und Größe in der innigen Verbindung ſeines politiſchen Lebens mit der Kirche zu ſuchen. Beides wäre ein Bruch mit der Vergangenheit, eine Lostrennung von tief eingewurzelten kirchlich-politiſchen Traditionen. Eine ſolche Tradition aber, unabtrennbar von der geſammten Vergangenheit, der ganzen Denk- und Anſchauungsweiſe des römiſchen und italieniſchen Volkes, iſt die, daß Rom dem Papſte gehöre, daß die politiſchen Geſchicke Roms in die Hände der Päpſte von der Vorſehung gelegt ſind und daß die Wurzeln der nationalen Kraft Italiens in dem Felſen Petri liegen.

Man hat mit Recht die geſchichtliche Thatſache bewundert, daß die Häreſie niemals im italieniſchen Volke Eingang gefunden hat. Die Oberflächlichkeit hat eine Erklärung hierfür in einem vorgeblichen Mangel an ſpeculativer Geiſtesrichtung ſuchen

wollen; viel näher liegt die Deutung, daß das italieniſche Volk für ſeine politiſche Machtentfaltung gar nichts von einem Bruch mit dem römiſchen Papſte erwarten konnte. Cola di Rienzi hat dieſe Erfahrung gemacht. Als er auf dem Gipfel ſeiner Macht ſtand und die Hand nach der italieniſchen Kaiſerkrone ausſtreckte, da welkte gar bald der Lorbeerkranz von Grün auf Conſtantins Bogen geflochten; er verzagte, weil er keine politiſchen Wege ausfindig machen konnte, die Italien ohne päpſtliche Führung zu gehen fähig wäre. Petrarca gab dieſer Anſchauung Ausdruck, als er ſpäter bei der Kaiſerkrönung Karls IV. äußerte: „Petri Nachfolger iſt ſeiner Sache ſicherer, als der Nachfolger Cäſars. Nicht bloß erlaubt er; er befiehlt dem mit Krone und Titel ſich Begnügenden, Rom zu verlaſſen. Dem, welchem er Kaiſer zu ſein geſtattet, geſtattet er nicht, zu herrſchen. Er läßt ihn in den Tempel ein, die Krone zu empfangen, aber er verſchließt ihm Burg und Stadt des Reiches.“ So wird es wohl immer ſein: „Petri Nachfolger iſt in Rom ſeiner Sache ſicherer, als der Nachfolger Cäſars.“ Cäſar mag triumphirend das Capitol beſteigen; er mag ſeine Wappen an Stelle der päpſtlichen Wappen aufhängen; er mag durch eine Breſche in Roms Mauern Einzug halten, aber niemals wird er es auf die Dauer verhindern, daß die Römer auch ihre politiſche Wohlfahrt bei den Päpſten ſuchen, und bei jedem Schritt, den er thut, wird er erfahren, daß dieſe Ueberzeugung in Rom fortlebt; er wird ſich in Rom als Fremdling erkennen, je länger er im Hauſe des Papſtes wohnt. „Petri Nachfolger iſt in Rom ſeiner Sache ſicherer, als der Nachfolger Cäſars.“

Der moderne nationale Einheitsſtaat Italien ſteht ſonach im Widerſpruch mit zwei die italieniſche Geſchichte beherrſchenden Thatſachen. Die eine iſt der Territorial-Patriotismus der Italiener, die andere die innige Verbindung der politiſchen Wohlfahrt Roms und Italiens mit dem Papſtthum.

Nur Unklarheit des Denkens kann die jüngſt aufgetauchte Meinung zu vertheidigen ſuchen, es könne der Papſt ſich mit

dem nationalen Einheitsſtaat Italien ausſöhnen und durch die Betheiligung der Katholiken an dem politiſchen Leben dem päpſtlichen Stuhle in dieſem Einheitsſtaat die wünſchenswerthe Freiheit der Bewegung erkämpft werden. Es iſt kein großer Scharfſinn nöthig, um zu erkennen, daß dieß den Bruch des italieniſchen Volkes mit der Vergangenheit, den der Einheitsſtaat vollzogen hat, auch päpſtlicherſeits anerkennen, das Heimathsrecht des Papſtes in Rom aufgeben und denſelben wie einen Miether von dem Fremdlinge abhängig machen hieße. Mögen immerhin die europäiſchen Geſellſchaften in ihrem öffentlichen Leben von den Geſetzen des Chriſtenthums abgefallen ſein, man wird darum dem Papſte nicht zumuthen können, dieſen Abfall als legal anzuerkennen, und dem modernen Staats- und Nationalitätsbegriff ſein rechtmäßiges und in Italien volksthümlich gewordenes Königthum zum Opfer zu bringen. Mag immerhin Italien als Einheitsſtaat eine Geſchichte von achtzehn Jahren hinter ſich haben, man wird es dem Papſtthum nicht verargen können, wenn es ſich dieſen achtzehn Jahren gegenüber auf das Jahrtauſend ſeines Beſitzſtandes und die in allen Kataſtrophen dieſer Zeit erprobte Feſtigkeit desſelben beruft.

Auch iſt es eine arge Täuſchung, die Hoffnung zu hegen, daß der moderne, aller chriſtlichen Grundlagen entbehrende, nationale Einheitsſtaat jemals die Selbſtändigkeit der Kirche und die Freiheit des päpſtlichen Stuhles ehrlich anerkenne und wahre; dadurch würde derſelbe ſich in ſeinem Urſprung verurtheilen und in ſeinem Beſtand aufgeben. Der moderne Staat, der kein höheres Recht als ſich ſelbſt und ſeinen Willen anerkennt, muß nothwendig Alles, auch die Kirche, ſich botmäßig zu machen ſuchen. Gelingt ihm das in Italien, ſo ſind die Folgen verhängnißvoller als in jedem andern Lande, denn hier wird alsbald das Haupt der Kirche, das Papſtthum und damit die geſammte Kirche in den Dienſt eines einzelnen Staates geſtellt. So ſtehen mit dem politiſchen Intereſſe, welches die Römer und Italiener zunächſt an der Unabhängigkeit des päpſtlichen Stuhles

nehmen, die religiösen Sorgen aller Katholiken der Erde um die Freiheit der Kirche in engster Verbindung.

Die Lösung der römischen Frage, d. h. die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft in Rom, hängt demnach von der vielleicht nur nach schlimmen Erfahrungen wieder durchdringenden Erkenntniß der Römer und des italienischen Volkes ab, daß die politische Größe und Blüthe Roms wie Italiens unabänderlich an die weltliche Unabhängigkeit des Papstes geknüpft ist.

Wie Cola di Rienzi es in seiner für die Antike begeisterten Zeit nicht vermocht hat, die Herrlichkeit des altheidnischen römischen Staates im christlichen Rom zu erneuern, so wird auch die antike Staatsidee in der heutigen Form des Nationalstaates in Rom früher oder später von dem weltbesiegenden Geiste des katholischen Christenthums und dem Felsen, auf dem es ruht, überwunden werden. Das ist der Triumph des christlichen Roms immerdar gewesen. Ueber aller antiken und modernen Größe Roms wird stets die Kuppel über dem Grabe des galiläischen Fischers und über ihr das Kreuz gen Himmel ragen.

Kaiserlichen Lippen entstammt das diese Wahrheit bezeugende Wort: „Die Herrlichkeit Roms beruht nicht auf der Schönheit der neuen Stadt; für mich liegt sie darin, daß man die Ueberreste des kolossalen alten Reiches huldigend vor dem Kreuze liegen sieht.“

Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

VI

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.

Der ehrwürdige

Johann Baptiſt de Laſalle

und das

Inſtitut der Brüder der chriſtlichen Schulen.

Ein Beitrag zur Geſchichte der Pädagogik

von

Dr. Friedrich Juſtus Knecht.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in *Strassburg*, *München* und *St. Louis*, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorrede.

Weil die Schulfrage auf der Tagesordnung aller großen und kleinen Politiker steht, so herrscht dermalen in der pädagogischen Literatur eine ungemein große Rührigkeit. Namentlich wird das Gebiet der Geschichte der Pädagogik sehr fleißig bearbeitet und es erscheint alljährlich eine große Anzahl von Büchern, welche sich mit dem Leben, dem Wirken und den Schriften früherer Pädagogen beschäftigen. Leider kommen dabei meistens die großen Schulmänner, welche die katholische Kirche hervorgebracht hat, zu kurz, weil es ihnen an katholischen Biographen fehlt. Es ist darum ein sehr verdienstliches Unternehmen, daß der Verleger der „Historischen Bildnisse" sich entschlossen hat, den bereits erschienenen Lebensbildern hervorragender Katholiken eine Anzahl Biographien bedeutender katholischer Schulmänner der früheren Zeit folgen zu lassen. Durch diese pädagogischen Lebensbilder wird in der That eine Lücke in der katholischen Literatur ausgefüllt, die mit mir gewiß viele Freunde der Kirche schon schmerzlich empfunden haben. Es reicht der jetzt herrschenden Zeitströmung gegenüber nicht mehr aus, daß wir im Allgemeinen auf die großen Verdienste der Kirche um die Schule hinweisen; wir müssen vielmehr

an concreten Beispielen diese Verdienste unwiderleglich nachweisen.

Ich eröffne die Reihe dieser Lebensbilder katholischer Schulmänner mit der Biographie eines Mannes, welcher unbestreitbar zu den größten Pädagogen aller Zeiten gehört, leider aber selbst von den Katholiken in Deutschland noch wenig erkannt und gewürdigt wird. Ich habe dieses Buch nach den besten und zuverlässigsten Quellen und mit großer Liebe bearbeitet. Obwohl dasselbe in dem ehrwürdigen de Lasalle vor Allem den Pädagogen im Auge hat, so durfte doch der heroische Tugendheld, dessen Canonisationsproceß seinem Abschlusse nahe ist, nicht ganz unberücksichtigt bleiben; denn der Stifter des Ordens der Brüder der christlichen Schulen hat deßhalb der christlichen Erziehung so außerordentlich große Dienste geleistet, weil er ein Heiliger war. Möge die verehrungswürdige Gestalt dieses großen Wohlthäters der Menschheit alle Leser, namentlich diejenigen aus dem Priester- und Lehrerstande, mit heiliger Begeisterung für die christliche Jugenderziehung erfüllen und in weiten Kreisen die Achtung vor den pädagogischen Leistungen der katholischen Kirche vermehren!

Der „Einleitung" habe ich eine größere Ausdehnung geben zu dürfen geglaubt, als ihr nach dem Umfange dieses Buches zustände, weil dieselbe die Bestimmung hat, die Reihe der Lebensbilder katholischer Pädagogen einzuleiten. Möge es der Verlagshandlung gelingen, recht tüchtige Bearbeiter für diese Biographien zu finden!

Den nun bald in Folge der bekannten neupreußischen Schulpolitik den heimischen Boden verlassenden ehrwürdigen Brüdern Aloysius, Eucherius und Gottfried in Koblenz spreche ich

öffentlich meinen herzlichſten Dank aus für die große Freundlichkeit, mit welcher ſie mir bei Beſchaffung der Quellen*

* Als ſolche führe ich beſonders an:

1) Ayma, L. Vie du V. J. B. de la Salle. Liège, 1857.
2) Ayma, L. Oeuvre des écoles chrétiennes. Aix, 1859.
3) Ravelet, Armand, Histoire du Vénérable J. B. de la Salle, fondateur de l'institut des frères des écoles chrétiennes. Deuxième édition. Paris, Victor Palme, 1874 (p. VI und 496).
4) Vie du Vén. J. B. de la Salle, fondateur etc. Par un membre de cet institut (Frère Lucard). Tom. I. et II. Deuxième édition. Paris, Possielgue frères, 1876 (p. LXI, 226 et 349). (Dieſes Werk übertrifft noch das Buch von Ravelet, da es auf genaueſtem Quellenſtudium beruht und durchaus zuverläſſig iſt.)
5) Salvan, Vie du V. J. B. de la Salle, fondateur etc. Toulouse, 1852.
6) Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Johann Baptiſt de la Salle, Stifters ꝛc. Von P. J. M. Krebs, aus der Congregation des allerheiligſten Erlöſers. Regensburg, Manz, 1859. (Nach Salvan, deſſen Werk durch Ravelet und Bruder Lucard weit überholt iſt. Die pädagogiſche Seite iſt in dieſem Buche nicht genügend berückſichtigt.)
7) Conduite des écoles chrétiennes par Messire de la Salle. Moronval, 1849.
8) Conduite à l'usage des écoles chrétiennes. Versailles, Beau J^ne, 1863.
9) Règle du gouvernement de l'institut des frères des écoles chrétiennes. Paris, Poussielgue, 1845.
10) Les douze vertus d'un bon maître. Paris, Moronval, 1845.
11) Méditations dites du V. J. B. de la Salle, à l'usage des frères des écoles chrétiennes. Edition revue et corrigée par le T. H. frère Philippe. Versailles, Beau J^ne, 1858.
12) Circulaires instructives et administratives. Paris, 1er août 1875; 15 juin 1878.

behilflich waren, und für die gütige Auskunft, welche sie auf meine vielfachen Anfragen ertheilten.

Erlach bei Renchen (Baden), 8. Januar 1879.

Der Verfasser.

---

13) Le frère Philippe. Sa vie, sa mort, ses obsèques. Par A. S. de Graffigny. 6e édition. Paris, Charles Noblet, 1874.

14) Die christlichen Schulbrüder. I. Einrichtung der christlichen Schulen durch Johann Baptist de la Salle. Aus dem Französischen. 2. Auflage. II. Regeln und Constitutionen des Instituts der Brüder der christlichen Schulen. Augsburg, Kollmann, 1856. (Ist theilweise falsch übersetzt und orientirt nicht hinreichend über die dermaligen Einrichtungen des Instituts der Brüder der christlichen Schulen.)

Inhalt.

Seite

I. Einleitung. In der Katholicität der Kirche liegt der Ursprung der Volksschule. Anstrengungen der Kirche für Verbreitung des Volksunterrichtes, namentlich in Frankreich. Synodale Thätigkeit zu Gunsten der Volksschule. Die Synode von Evreux. Mangel an guten Lehrern. Weibliche Schulorden. Joseph von Calasanza. Cäsar von Bus. Demia. Dessen Vorstellungen. Bartholomäus Holzhauser. Bourdoise. Gebetsverein, um gute Lehrer zu erflehen 1

II. De Lasalle's Geburt und Kindheit. Berufswahl und Studien. Canonicat. Im Seminar zu St. Sulpice. Vorzüge der Seminarbildung. Tod seiner Eltern. Rückkehr nach Rheims. Sein abgetödtetes Leben. Die Priesterweihe 21

III. Allmähliche Vorbereitung de Lasalle's zu seiner providentiellen Mission. Roland. Nicolaus Barré. Die Schwestern des heiligen Jesukindes. Nyel. Dessen Freischulen für Knaben. De Lasalle wird Doctor der Theologie. Aufnahme der Lehrbrüder in sein Haus 33

IV. Neue Freischulen in Rethel, Guise, Laon. De Lasalle verzichtet auf sein Canonicat und vertheilt sein Vermögen. Er erweckt große Begeisterung für den Lehrerberuf. Sein unausgesetztes Tugendstreben 45

V. Der Lehrverein wird eine religiöse Congregation. Die Gelübde. De Lasalle hält Schule. Das erste Landlehrer-Seminar. Errichtung eines Vornoviciates. Zustand des Volksschulwesens im 17. und 18. Jahrhundert. De Lasalle als der Schöpfer der eigentlichen Lehrerbildungsanstalten. Todesfälle in der Gesellschaft 56

Seite

VI. Die Niederlaſſung in Paris. Die Schulordnung. Katechetenſchule. Reiſe nach Rheims. Verlegung des Vornoviciates nach Paris. De Laſalle's Krankheit. Tod des Bruders Lheureux. Verbot des Studiums der lateiniſchen Sprache 67

VII. De Laſalle miethet ein Haus in Vaugirard. Das Gelübde der Beharrlichkeit. Noviciat in Vaugirard. Strenge desſelben. Die Hungersnoth von 1693. Zwölf Brüder machen die ewigen Gelübde. Die Ausarbeitung der Regel. Verlegung des Noviciates in die Nähe der Stadt. Weitere Brüderſchulen in Paris 75

VIII. Die Zunft der Schreiblehrer. Streit zwiſchen den Schreib- und den Volksſchullehrern. Feindſeligkeit beider gegen die Brüderſchulen. Günſtige Entſcheidung des Parlaments. Vergleich vor der Kirchenbehörde. Die Brüderſchule in St. Hippolyt. Das Landlehrer-Seminar. Lehrplan desſelben. Das Penſionat für irländiſche Knaben. Eine Beſſerungsanſtalt. Die erſte techniſche Sonntagsſchule in Europa 85

IX. Schulgründungen in Chartres. Hirtenbrief des Biſchofes. Neue, mit der Mutterſprache beginnende Leſemethode de Laſalle's. Schulen in Calais und Troyes. Niederlaſſung des Bruders Gabriel in Rom. Schulweſen daſelbſt. Schule in Avignon. Hauskauf in Rheims 94

X. Verfolgung in Paris. Antheil der Janſeniſten an derſelben. Pfarrer de la Chétardie. Abſetzung de Laſalle's durch den Erzbiſchof. Proteſt der Brüder. Ausgleich . 102

XI. Umzug de Laſalle's nach St. Antoine, dann nach St. Rochus. Zweigniederlaſſungen in Verſailles, Dijon und Darnetal. De Laſalle's Berufung nach Rouen. Die Freiſchulen dieſer Stadt. Verlegung des Noviciates nach St. Yon. Errichtung eines Penſionates mit einer Realſchule. Vergleich de Laſalle's mit Francke. De Laſalle's heilpädagogiſche Anſtalt und deren Erfolge . . 112

XII. Neue Verfolgung der Brüder in Paris. Verurtheilung. Vergebliche Appellation. Abreiſe der Brüder von St. Sulpice. Rückberufung derſelben. Die Brüderſchulen in Rouen. Verleumdung der Anſtalt in St. Yon. Zweigniederlaſſungen in Mende, Alais, Grenoble, Valréas,

Seite

St. Denis. Visitationsreise. Der Geist des Glaubens und der Liebe im Institut 121

XIII. Die Hungersnoth von 1709. Die Verlegung des Noviciates nach Paris. Gottvertrauen de Lasalle's. Krankheit unter den Brüdern in Paris. Bruder Barthélemy. Zweigniederlassungen in Versailles, Moulins, Boulogne. Rückblick auf die Ausbreitung des Instituts. Unterrichtsfreiheit. Abbé Clément. Landlehrer-Seminar in St. Denis. Infame Anklage und Verurtheilung de Lasalle's . . . 133

XIV. De Lasalle's Visitationsreise nach dem Süden. Er hält Schule in Avignon. Aufenthalt in Marseille. Gründung eines Noviciates daselbst. Feindseligkeit der Jansenisten gegen de Lasalle. Vereitelte Romreise. Neue Visitationsreise. Er hält Schule in Grenoble. Verehrung des Volkes für de Lasalle. Krankheit de Lasalle's. Er zieht sich nach Parmenie zurück. Ein Offizier von Adel wird Schulbruder. Die Bulle Unigenitus. Glaubenseifer de Lasalle's 145

XV. Neue Verfolgung der Brüder in Paris. Eingriffe in die Organisation des Instituts. Abbé de Brou. De Lasalle erhält einen Obedienzbrief und kehrt nach Paris zurück. Verlegung des Noviciates nach St. Yon. Leben daselbst. Porträt de Lasalle's. Besuch in Calais. Er dankt als Generalsuperior ab. Bruder Barthélemy wird Generalsuperior. Revision der Regel 158

XVI. De Lasalle bereitet sich demüthig auf den Tod vor. Er muß nach Paris reisen. Sein erbaulicher Wandel im Seminar zu St. Nicolas. Ankauf von St. Yon. De Lasalle's Krankenbesuch in der Bastille. Seine Rückkehr nach St. Yon. Seine letzte Krankheit. Besserung am St. Josephs-Feste. Er empfängt die heiligen Sterbsacramente. Sein seliger Tod. Eindruck der Todesnachricht. Seine Ruhestätte und sein Testament . . 170

XVII. Kurze Geschichte des Institutes seit dem Tode des ehrwürdigen Stifters. Bruder Timotheus erwirkt die Anerkennung und Bestätigung des Instituts durch den König und den Papst. Die Approbationsbulle Benedicts XIII. Bruder Agathon und die französische Revolution. Napoleon bestätigt das Institut auf's Neue.

Seite

Bruder Philipp (1838—1874) und seine großen Verdienste. Patriotisches Verhalten der Brüder während des Krieges von 1870/71. Der Heiligsprechungs-Proceß de Lasalle's. Denkmal desselben in Rouen. Die gegenwärtige Verbreitung des Instituts 180

XVIII. Die Regel des Instituts. Zweck, Gelübde, Geist des Instituts. Die Tagesordnung der Brüder. Gebet und Studium 197

XIX. De Lasalle als pädagogischer Reformator und Organisator. Seine Schriften. De Lasalle hat die Muttersprache zum Fundamente der Volksschulbildung gemacht, die Lehrerbildung organisirt, den Schulbesuch befördert und die Leitung des Schulwesens geordnet. Seine Erziehungsmethode. Geduld und Wachsamkeit des Lehrers, Belohnung und Strafe, individuelle Behandlung der Zöglinge 208

XX. Seine Unterrichtsmethode. Massenunterricht. Stillschweigen. Zeichen. Helfer. Anregende, entwickelnde Lehrweise. Lehrplan für Volksschulen. Fortbildung dieser Methode 226

XXI. Einige Zeugnisse über die Erfolge der Brüder der christlichen Schulen 239

XXII. Schlußbetrachtung 251

XXIII. Anhang. Die Schulbrüder auf deutschem Boden . 256

I.

Einleitung.

In der Katholicität der Kirche liegt der Ursprung der Volksschule. Anstrengungen der Kirche für die Verbreitung des Volksunterrichtes, namentlich in Frankreich. Synodale Thätigkeit zu Gunsten der Volksschule. Die Synode von Evreux. Mangel an guten Lehrern. Weibliche Schulorden. Jos. v. Calasanza. Cäsar von Bus. Demia; dessen Vorstellungen. Barth. Holzhauser. Bourdoise. Gebetsverein, um gute Lehrer zu erflehen.

Die Kirche ist die Mutter der Volksschule. Sie hat nicht nur den Begriff der Volksschule, der Schule für Alle und ganz besonders für die Armen, erzeugt, sondern hat auch diesen Begriff im Laufe der Jahrhunderte immer vollkommener und allgemeiner in ihrem Schooße verwirklicht. Sie hat die Volksschule sowohl der Idee als der Wirklichkeit nach geschaffen.

Bei den heidnischen Culturvölkern, den Griechen und den Römern, konnte der Gedanke an eine Bildungsanstalt für Alle nicht aufkommen, denn bei ihnen war das Sklaventhum eine sociale Einrichtung, und selbst die größten und edelsten Geister unter ihnen glaubten an die Berechtigung und an die Nothwendigkeit dieser traurigen Institution, welche einen großen Theil der Einwohner als feile, thierische Waare behandelte. Aber auch der Freie hatte bei diesen Völkern keine eigene persönliche Bestimmung, sondern der Zweck seines Daseins ging in der Gemeinschaft auf. Aristoteles nennt den Menschen „ein politisches Thier" und verlangt, wie auch Plato in seiner Idealrepublik, daß der Einzelne ausschließlich für die Zwecke des

Staates herangebildet werde. Die Bildungsanstalten der Alten waren deßhalb keine eigentlichen Erziehungsanstalten, in denen der Mensch für seine eigene höhere Bestimmung erzogen wurde, sondern Dressuranstalten, in denen die Jugend zum Dienste der Staatsinteressen abgerichtet wurde.

Das Christenthum brachte dem Menschen seine über dieses Erdenleben hinausreichende persönliche Bestimmung zum klaren Bewußtsein; es lehrte zugleich, daß diese Bestimmung für alle Menschen die gleiche ist, daß Alle Kinder Gottes und Erben des Himmels zu werden berufen sind; und der göttliche Stifter des Christenthumes gründete die Kirche, damit sie die Menschen durch Belehrung, Heiligung und Führung zu diesem erhabenen Ziele hinleite. „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe" (Matth. 28, 19). Der Beruf der Kirche ist darum wesentlich ein erziehlicher, und sie hat denselben ihrer göttlichen Bestimmung gemäß an allen Menschen, an Mündigen und Unmündigen, an Reichen und Armen auszuüben: Alle sollen durch die Kirche zu Christus und durch Christus zu Gott geführt werden. Aus dieser Katholicität der christlichen Kirche ist der Begriff der Volksschule hervorgegangen. Nur die Kirche, welche allen Menschen das Heil zu bringen berufen ist, konnte den Entwurf zu jener Anstalt fassen, welche allen Unmündigen die nöthige Anleitung zur selbständigen Verfolgung ihres Lebenszieles geben soll.

Und diesen Entwurf hat die Kirche ausgeführt, wo immer sie ihre segensreiche Wirksamkeit zu entfalten im Stande war. Selbst zu der Zeit, da die Diener der Kirche auf jedem Schritt und Tritt von blutiger Verfolgung umgeben waren, haben sie in den Katakomben die Katechumenen um ihre Lehrstühle versammelt, um sie in der christlichen Lehre und im christlichen Leben zu unterweisen. In der Katakombe der hl. Agnes zu Rom sind noch heute zwei Säle mit dem Lehrstuhle des Katecheten und den Bänken der Katechumenen zu sehen. Nachdem

die Verfolgungen der Kirche aufgehört hatten, ging mit der Organisirung der Pfarreien die Gründung von Schulen Hand in Hand. Das Concil von Vaison (Dep. Vaucluse) im Jahre 529 verordnete, daß die Pfarrgeistlichen, „der heilsamen Gewohnheit folgend, die wir in Italien gefunden haben", Schüler um sich sammeln und sie unterrichten und „als gute Väter" erziehen sollen. Die Concilien von Tours (567), von Toledo (624) und von Konstantinopel (624) erließen ähnliche Verordnungen. Und wenn später christliche Fürsten die Kirche in Gründung von Schulen unterstützt haben, so haben sie das gethan, weil und insofern sie eben christliche, d. h. vom Geiste der Kirche beseelte Fürsten waren, welche die Segnungen der christlichen Cultur für ihre Länder zu schätzen wußten.

Als Karl der Große im Jahre 774 nach Vernichtung der longobardischen Gewaltherrschaft, umgeben von Bischöfen, Aebten und vornehmen Laien, nach Rom zog, schickte Papst Hadrian I. seinem königlichen Freunde eine stattliche Procession mit Kreuz und Fahnen und Musik entgegen. Die langen Reihen der Schüler und Studenten der ewigen Stadt, welche ihn mit Jubel begrüßten, machten auf den genialen Frankenkönig einen unauslöschlich tiefen Eindruck und führten ihm die vortheilhaften Wirkungen des Unterrichtes und der Bildung vor Augen. Er nahm Lehrer von Rom mit und ertheilte in dem berühmten Capitulare von 789 den kirchlichen Schulverordnungen die kaiserliche Sanction, indem er befahl, daß die Priester die Kinder unterrichten, und daß an den Klöstern und an den bischöflichen Sitzen Schulen gegründet werden sollten. Auch Bischof Theodulph von Orleans verordnete um 797, daß die Priester in den Dörfern und Flecken Schule halten und die Kinder unentgeltlich unterrichten sollten.

Im neunten Jahrhundert dringen die Erzbischöfe Hinkmar von Rheims und Herard von Tours, sowie die Bischöfe Haytho von Basel, Yves von Chartres, Theodulph und Walter von Orleans darauf, daß in jeder Pfarrei eine Schule sei, in welcher

die Kinder Elementarunterricht empfangen könnten. Die Synode von Aachen (802) will an die Laien die Frage gestellt wissen, ob sie auch ihre Kinder in die Schule schicken. Die Reformsynode von Mainz vom Jahre 813 gebot in Uebereinstimmung mit dem kaiserlichen Capitulare: „Jeder soll seine Söhne zur Schule schicken, entweder in ein Kloster oder außerhalb zu einem Priester." Papst Eugen II. verfügte im Jahre 826: „Wir vernehmen, daß an einigen Orten sich keine Lehrmeister befinden und der Unterricht vernachlässigt werde. Darum empfehlen wir allen Bischöfen und den ihnen untergebenen Pfarrgemeinden, Lehrer zu bestellen, welche im Lesen, in den freien Künsten und in den Heilslehren fleißig Unterricht ertheilen." Auch die Päpste Gregor VII. und Honorius III. drangen auf Errichtung von Schulen.

Die 11. allgemeine (3. lateranensische) Kirchenversammlung unter Alexander III. (1179) bestimmte im 18. Canon: „Da die Kirche Gottes als eine gute Mutter für die leiblichen und geistigen Bedürfnisse der Armen zu sorgen verpflichtet ist, so soll, damit den armen Kindern die Gelegenheit geboten werde, lesen zu lernen und im Studium Fortschritte zu machen, jede Domkirche einen Magister haben, welcher die jungen Kleriker und die armen Schüler unentgeltlich unterrichtet, und diesem soll ein zu seinem Unterhalte hinreichendes Beneficium angewiesen werden, so daß den Lernbegierigen die Pforte der Schule offen stehe. An den anderen Kirchen und an den Klöstern, wo es früher zu diesem Zwecke bestimmte Stiftungen gab, soll wieder ein Scholasticus (Lehrer) angestellt werden. Eine Bezahlung darf weder für die Erlaubniß zu lehren noch für die Ausübung des Lehramtes verlangt werden, und die Erlaubniß Schule zu halten soll Niemanden versagt werden, der seine Tauglichkeit nachweist. Die Zuwiderhandelnden sollen ihr kirchliches Beneficium verlieren, weil sie den Fortschritt der Kirche hemmen, wenn sie aus Habsucht die Erlaubniß zu lehren verkaufen."

Das 4. Lateranconcil unter Innocenz III. (1215) erneuerte dieſe Vorſchriften und die Biſchöfe führten dieſelben aus, ſoweit es die Zeitverhältniſſe geſtatteten. So iſt uns z. B. ein Erlaß des Erzbiſchofs Peter von Colmieu von Rouen aus dem Jahre 1235 erhalten, worin derſelbe den Prieſtern vorſchreibt, „ihre Pfarrangehörigen oft zu ermahnen, daß ſie ihre Kinder ſorgfältig unterrichten laſſen und dieſelben ohne Unterbrechung zur Schule ſchicken". Eine ſolche Anweiſung hatte offenbar die allgemeine Verbreitung der Schulen zur Vorausſetzung. In der That bezeugt der im Jahre 1124 verſtorbene Abt Quibert von Nogent, daß es in Frankreich keine Stadt und keine Ortſchaft gebe, in denen nicht eine Schule offen ſtände.

Die Exiſtenz der Schulen in den einzelnen Städten und Dorfſchaften während des Mittelalters nachzuweiſen, iſt ein überaus mühſeliges, für manche Territorien faſt unausführbares Werk. Es ſteht in dieſer Hinſicht, beſonders in Deutſchland, der Specialforſchung noch ein weites Gebiet offen. Für Frankreich, mit deſſen Schulverhältniſſen wir es in dieſem Buche vorzugsweiſe zu thun haben, hat Fayet nachgewieſen, daß in der verhältnißmäßig kleinen Diöceſe Langres während des 13. und 14. Jahrhunderts die Städte und ſelbſt kleine Ortſchaften ihre Schule beſaßen, und daß in 53 Pfarreien alte Schulſtiftungen vorhanden ſind. Bezüglich der Normandie haben die eingehenden und ſorgfältigen Unterſuchungen des Herrn von Beaurepaire dargethan, daß überall in den Städten und auf dem Lande während des Mittelalters fundirte Schulen vorhanden waren. Die Schulen mußten wohl ſehr verbreitet ſein, wenn Gerſon in ſeiner um das Jahr 1400 geſchriebenen Abhandlung über die Diöceſanviſitationen den Biſchöfen den Rath geben konnte, ſie ſollten ſorgfältig nachforſchen, „ob jede Pfarrei eine Schule beſitze, und wie die Kinder darin unterrichtet würden, und Schulen zu gründen, wo noch keine exiſtirten".

In Paris war ſchon im Jahre 556 eine niedere Schule bei der biſchöflichen Kirche von Notre-Dame. Urſprünglich war

ſie für die Chorknaben beſtimmt, um dieſe leſen und ſingen zu lehren, aber es wurden auch andere Kinder zugelaſſen. Als ſich die Stadt vergrößerte und die Zahl der Kirchen ſich vermehrte, nahm auch die Zahl der Pfarrſchulen zu. In der Steuerliſte der Stadt Paris vom Jahre 1292 kommen 11 Schullehrer (9 Laien und 2 Cleriker) und 1 Lehrerin vor. Im Jahre 1380 hielt der Scholaſticus Wilhelm von Salvarville als Schulleiter eine Lehrerverſammlung, bei welcher 41 Lehrer und 22 Lehrerinnen der Stadt erſchienen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ſchätzte der Scholaſticus Claude Joly die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen auf 500. Im 17. Jahrhundert war die Stadt Paris mit ihren 43 Pfarreien in 147 Schulbezirke eingetheilt, von denen jeder eine Knabenſchule und eine Mädchenſchule beſaß. Außerdem gab es noch in faſt jeder Pfarrei unentgeltliche Armenſchulen, ferner viele Schreiblehrer, über deren eigenthümliche Stellung wir in der Lebensgeſchichte de Laſalle's Näheres berichten werden; endlich waren noch alle die Anſtalten da, welche von der Univerſität abhingen.

Die Kirche hat aber nicht nur zahlloſe Schulen gegründet, ſondern auch das Volksſchulweſen geregelt und organiſirt. Die älteſten Schulſtatuten für Paris finden ſich in lateiniſcher Sprache in einem alten Buche des Scholaſtikats; ohne Zweifel waren ſie vorher lange Zeit in Uebung, ehe ſie ſchriftlich fixirt wurden. Dieſelben enthalten bereits die Grundzüge einer guten Schulordnung, welche ſpäter vielfach (ſo durch den Scholaſticus Wilhelm Ruellé im Jahre 1626) erweitert, aber nicht weſentlich geändert wurden. Die Lehrer und Lehrerinnen gelobten eidlich vor dem Scholaſticus deren getreue Beobachtung. Die Lehrperſonen bildeten ſo eine Corporation unter der kirchlichen Autorität, welche der Scholaſticus im Namen des Biſchofes ausübte. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſuchten ſich die Lehrer dieſer Autorität zu entziehen; ſie bildeten unabhängige Vereine und wählten ſich eigene Vorſtände. Aber dieſe traten bald als ſtrenge Herren auf, citirten die Lehrer vor Gericht,

forderten Abgaben von ihnen und drückten dieselben auf verschiedene Art. Nun wandten sich die Lehrer und die Lehrerinnen an das Parlament und baten dasselbe inständig, sie wollten unter der alleinigen Autorität des Scholasticus bleiben. In der That bestätigte das Parlament durch Beschluß vom 23. Juni 1623 die Autorität des Scholasticus über die Elementarschulen und deren Lehrpersonen und befahl den Lehrern und Lehrerinnen, alle Streitigkeiten vor den Scholasticus zu bringen; zur Vertheidigung gemeinsamer Standesinteressen wurde ihnen erlaubt, sich in Gegenwart des Scholasticus einen Sachwalter zu wählen, dessen Vollmacht aber mit dem Austrag der betreffenden Sache ein Ende nahm. So bewährte sich auch hier der alte Erfahrungssatz, daß unter dem Krummstab nicht nur gut zu leben, sondern auch gut Schule zu halten ist.

Die angeführten Belege stellen es außer Zweifel, daß in Frankreich während des Mittelalters nicht bloß für die höheren Schulen, sondern auch für die eigentlichen Volksschulen sehr viel geschehen war. Aber die langen französisch-englischen Kriege (1339—1453) verhinderten jede ruhige Weiterentwicklung des Schulwesens und zerstörten zahlreiche Bildungsanstalten, die das vielgeschmähte Mittelalter geschaffen hatte. Da war es wiederum die Kirche, welche alle Anstrengungen machte, um dem verfallenen Schulwesen aufzuhelfen. Sie errichtete nicht nur in den bischöflichen Seminarien höhere Bildungsanstalten, sondern gründete auch Schulen für die Kinder des Volkes.

Fast alle Diöcesansynoden und Provincialconcilien des 16. Jahrhunderts beschäftigen sich mit dem Schulwesen und verlangen, daß in jeder Pfarrei eine Schule sei. So die Synode von Sens (1524), die beiden Synoden von Chartres (1526 und 1555), die Synoden von Toulouse (1531), Poitiers (1544), Auxerre (1552), Arras (1570), Besançon (1573), Evreux (1576), Lyon (1577), Rouen (1581); dann die Provincialconcilien von Bourges (1528), Cambrai (1565), Meaux (1579) und Tours (1583).

Welcher Art dieſes großartige, unermüdliche Wirken der Kirche für die Volksſchule war, mögen die wenigen folgenden Stellen aus einem längeren Decrete der Synode von Evreux über das Volksſchulweſen darthun. Die Synode ſagt: „Die Hoffnung wie die Pflanzſtätte ſowohl der katholiſchen Religion als auch des Staates ſind die Schulen, in welchen die Jugend zum wahren Glauben, zur Frömmigkeit und zum Erwerb von Kenntniſſen angeleitet wird; aus ihr ſollen würdige und heilige Prieſter, Richter und Lenker des Volkes hervorgehen. Nun iſt aber dasjenige, was Eltern, Obrigkeiten und Biſchöfen das höchſte und nächſte Anliegen ſein ſoll, leider ihr letztes geworden, oder vielmehr es iſt ihnen gar kein Anliegen mehr. Alles neigt ſich zum Untergange; das Geſetz iſt vom Prieſter, die Rechtsgelehrſamkeit vom Richter, Vorſicht und Klugheit von den Regenten des Volkes gewichen. Dahin iſt die Einigkeit in Religion und Glauben, dahin auch die Eintracht der Menſchen. Dieſe Güter wiederzubringen, gibt es wohl keinen kürzeren Weg, als die Errichtung von Schulen, in welchen die Jugend von zartem Alter an zu leben und Unterweiſung zu empfangen gewöhnt wird; dieſe ſind gleichſam der gemeinſame Schafſtall, worin die Jugend mit derſelben Milch der Religion und Lehre genährt werden ſoll, um im Denken und Wollen eins zu ſein.“ Wer muß nicht die tiefe Einſicht in die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Schulen für das geſammte Leben bewundern, die ſich in dieſen ernſten Worten kund gibt? Auch der Charakter der Schule als einer Erziehungsanſtalt und die ſociale Bedeutung der Schule iſt von der genannten Synode treffend zum Ausdrucke gebracht. „In dieſer Beziehung,“ fährt das angeführte Decret fort, „müſſen wir in unſerer Diöceſe die Sorgfalt unſerer Vorfahren bewundern, da ſich innerhalb derſelben kaum eine bedeutende Pfarrei befindet, welche nicht einſt Haus und Stiftung für Schulen beſeſſen hätte.“ Die Wichtigkeit dieſes Zeugniſſes für den Beſtand der mittelalterlichen Volksſchule leuchtet von ſelbſt ein.

Um die Schulen wiederherzustellen, trifft das Decret sodann folgende energische Anordnungen: Erstens befiehlt es unter Strafe der Excommunication „allen Schulmeistern sowie denjenigen, welche die ursprünglich für Schulhalter und Lehrer bestimmten Stellen, Pfründen, Besoldungen, Ländereien und was immer für hierher gehörige Einkünfte innehaben, daß sie innerhalb zweier Monate thatsächlich an den Orten und in denjenigen Häusern ihren Wohnsitz nehmen, welche ihrer Stelle zugewiesen sind, daß sie sofort ihr Lehramt wirklich ausüben und in andere Geschäfte sich nicht mischen, noch auch andere, mit ihrer Pflicht gegen Schule und Schüler unvereinbare Pfründen beibehalten". Die zum Schulamte Unfähigen sollen ohne Weiteres auf ihre Stelle verzichten. Zweitens wird „allen denjenigen, welchen das Recht zusteht, in den Städten, Flecken und Dörfern der Diöcese Lehrer aufzustellen, befohlen, daß sie innerhalb der oben festgesetzten Frist in Gemeinschaft mit den Einwohnern dieser Orte zum Lehramte taugliche Personen anstellen und für eine billige Belohnung derselben Fürsorge treffen". Den Nachlässigen werden geistliche Strafen angedroht. Drittens wird, um die alten Schulgüter wieder beizubringen, angeordnet, daß die Seelsorger während zweier Monate jeden Sonntag alle diejenigen, welche dergleichen „Gott zum Dienste der Schulen geweihte Güter" besitzen, unter der Strafe der Excommunication zur Zurückgabe, oder, wenn die Güter veräußert worden sind, zum Ersatz auffordern sollen. Viertens werden die Diöcesanen eindringlich ermahnt, Wohlthäter der Schulen zu sein: „In Erwägung, daß es keine besseren Werke der Frömmigkeit geben kann, als jene, durch welche die Frömmigkeit selbst von zarter Jugend an den Herzen der Menschen eingeflößt, Kirche und Staat erbaut wird, weisen wir hiermit die Verwalter der frommen Stiftungen an, daß sie mit ihren Pfründen die Lehrer der Schule bedenken oder wenigstens von deren Einkommen etwas zum Besten der Schulen vorbehalten. Auch ermahnen wir die Bruderschaften und die Verwalter der

Kirchenstiftungen, daß sie bei allen Vertheilungen sich besonders den Vorsteher der Schulen empfohlen sein lassen. Die kranken Pfarrer oder Vicare endlich erinnern wir, sie möchten in ihren Testamenten den Lehrer als den Vater der ganzen Gemeinde nicht übergehen." Aus diesen herrlichen, von hoher Werthschätzung des Lehramtes eingegebenen Ermahnungen sehen wir, auf welche Weise die Kirche Schulen gestiftet hat.

Betreffs der Schuldisciplin sagt das Synodaldecret: „Der Lehrer möge eingedenk sein, daß die Kinder zur Frömmigkeit und zum fleißigen Lernen vielmehr angelockt als gezwungen sein wollen, damit es sich nicht ereigne, daß die Kinder beides schon hassen, bevor sie es nur kennen gelernt haben. Da jedoch nach den Worten der Schrift derjenige, welcher die Ruthe spart, in Wahrheit die Seele seines Kindes haßt (Sprüchw. 8, 24), so greife der Lehrer auch zur Ruthe, jedoch nur wenn er gezwungen wird. Gleichwie wir aber von dem Lehrer eine gemäßigte Strenge verlangen, so verurtheilen wir auch auf der anderen Seite die übertriebene Nachsicht der Eltern, die da verlangen, man solle den Kindern Alles gestatten, was ihnen beliebt, und keine Zucht üben. Sollte es geschehen, daß Eltern aus diesem Grunde ihre Kinder aus der Schule abrufen oder gegen den Lehrer sich eine Schmähung erlauben, so geben wir dem letzteren durch dieses unser Statut die Vollmacht, dieselben vor uns oder unsern Official zu rufen, damit sie hier lernen, demjenigen nicht zu zürnen, dem sie eigentlich Dank sagen sollten."

In diesen Anordnungen offenbart sich hohe pädagogische Weisheit. Auch lernen wir daraus, daß die Bischöfe die Lehrer gegen die Rohheit und den Undank der Eltern in Schutz nahmen und auf fleißigen Besuch der Schule drangen. In letzterer Hinsicht enthält das Synodalstatut von Arras aus dem Jahre 1584 sehr strenge Vorschriften betreffs des Schulbesuches. Aehnliche Vorschriften gaben die übrigen Synoden, welche oben angeführt wurden. Auf dem Provincialconcil von Cambray (1565)

wurden bezüglich der Schulen unter andern folgende Beſchlüſſe gefaßt: „Die Biſchöfe werden Sorge tragen für die Wiederherſtellung oder Unterhaltung der chriſtlichen Schulen zur Unterweiſung der Kinder in den Grundlehren der Religion. In allen Pfarreien ſollen Schullehrer ſein für den Unterricht der Jugend. Die Knaben ſollen, ſo viel als möglich, von den Mädchen getrennt ſein. Die Pfarrer werden ſich alle Monate von den Fortſchritten der Kinder überzeugen und mit aller Sorgfalt darauf achten, daß ihnen von zarter Kindheit an die Furcht und die Liebe Gottes eingepflanzt werde. Die Landdecane werden alle ſechs Monate oder wenigſtens alle Jahre dieſe Kinderſchulen viſitiren und dem Biſchofe über die Unterrichtsweiſe eines jeden Lehrers Bericht erſtatten.“ So machte die Kirche alle Anſtrengungen, um den Unterricht der Jugend auszubreiten und das Volksſchulweſen zu ordnen und zu organiſiren.

Die vielen inneren Wirren indeß und die neun ſchrecklichen Hugenottenkriege, welche für Frankreich im 16. Jahrhundert dasſelbe waren, was für Deutſchland im 17. Jahrhundert der dreißigjährige Krieg wurde, hemmten nicht nur die weitere Entwicklung und Verbreitung der Schulen, ſondern vernichteten auch ſehr viele der beſtehenden Schulanſtalten. Wo Hunderte von Kirchen zerſtört wurden, konnten die Schulen nicht gedeihen. Ueberdieß war großer Mangel an tauglichen Lehrkräften eingetreten, der ſich beſonders in den Armenſchulen geltend machte. Aus dieſen Zuſtänden erwuchs der Kirche, der Schöpferin und bisherigen Beſchützerin des Schulweſens, die doppelte Aufgabe, nicht nur neue Schulen zu gründen, ſondern auch tüchtige Lehrperſonen heranzubilden. Auch diesmal zeigte ſich die Kirche ihrer ſchweren Aufgabe gewachſen. Der Geiſt des lebendigen Glaubens und durch ihn der Geiſt der chriſtlichen Liebe, welcher durch das Concil von Trient mächtig geweckt worden war, entwickelte in dieſer Periode eine Fruchtbarkeit in Gründung wohlthätiger Inſtitutionen, die noch heute unſere Bewunderung verdient.

Im Jahre 1596 kamen die Urſulinerinnen, deren Inſtitut im Jahre 1535 von der hl. Angela Merici in Italien gegründet worden war, nach Frankreich, und hier vermehrte ſich die Zahl dieſer Erzieherinnen der weiblichen Jugend ſo ſehr, daß ſie im Jahre 1789 bei 9000 betrug. Im Jahre 1600 ſtiftete der ſelige Peter Fourrier die Congregation der Lehrfrauen von Notre-Dame, bald darauf (im Jahre 1607) gründete Johanna von Leſtonac, eine Nichte Montaigne's und Marquiſe von Montferrat, zu Bordeaux die Congregation der „Töchter unſerer lieben Frau"; der Orden von der Heimſuchung, im Jahre 1610 vom hl. Franz von Sales geſtiftet, beſaß 1641 ſchon 87 Häuſer, und 1789 allein in Frankreich 7000 Mitglieder; im Jahre 1625 entſtand zu Roye in der Picardie aus Anlaß eines unſittlichen Attentates, das ein Lehrer gegen eine ſeiner Schülerinnen beging, das Inſtitut der „Töchter des Kreuzes", welches gleichfalls der Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet iſt, und bald die ganze Picardie mit ſeinen Anſtalten bedeckte. 1636 ſtiftete Mad. de Miramion zu Paris die „Töchter der hl. Genovefa"; 1648 entſtand die Congregation der Mutter Gottes zur Erziehung der Waiſen beiderlei Geſchlechtes (welcher Napoleon 1810 das Erziehungshaus der Ehrenlegion anvertraute). 1650 entſtehen zu gleicher Zeit die „Schweſtern des hl. Joſeph" zu Velay, die „Schweſtern des Glaubens" zu Agen, die „Schweſtern der chriſtlichen Union" zu Fontenay le Comte, 1665 das Inſtitut der „Unterrichtsfräulein", von Tronſon und Frl. Martel geſtiftet für den Mädchenunterricht in Landorten und Weilern, die „Damen des hl. Maurus" 1666 zu Rouen durch P. Barré, 1679 zu Evreux die „Schweſtern der Liebe" durch Mad. Tulard, und in den Ardennen die Congregation der „Töchter der Vorſehung" durch Frl. Morel u. ſ. w. Kurz, als die Revolution ausbrach, waren in Frankreich 80 000 Ordensfrauen, die ſich größtentheils der Erziehung und dem Unterrichte ſowie der Krankenpflege widmeten.

Wie groß der Eifer der Kirche für Errichtung und Unterhaltung von Schulen war, ersehen wir unter Anderem aus einem Erlasse des Bischofs von Chalons vom Jahre 1662 an die Archidiakonen und Landdecane seiner Diöcese. „Nehmet jährlich," heißt es darin, „eine Summe Geldes aus den Kirchenfonds, um an den Orten, wo wegen der Armuth der Bewohner kein Lehrer ist, einen solchen anstellen zu helfen. Wenn ihr selbst auf irgend eine Weise zu dem einem Schullehrer gebührenden Unterhalte beitragen könnt, so ziehet dieses gute Werk den anderen, die nicht so nothwendig und nicht so dringend sind, vor. Leget es denjenigen, welche zu Gunsten der Kirche Stiftungen machen wollen, nahe, dieselben für dieses gute Werk zu bestimmen, und veranlasset reiche Kranke, in ihrem Testamente einen jährlichen Beitrag diesem Zwecke zu widmen, indem ihr ihnen eindringlich die Vortrefflichkeit und das große Verdienst dieses Liebeswerkes vorstellet. Ermahnet kräftig und ohne Unterlaß, sowohl öffentlich als privatim, die Väter und Mütter, ihre Kinder zur Schule zu schicken, sobald sie schulfähig geworden sind. Mit einem Worte, unterlasset nichts, was in euern Kräften steht, um in euern Pfarreien die Anstellung eines guten Lehrers zu bewirken."

Für den Unterricht der weiblichen Jugend war hinlänglich gesorgt; aber an männlichen Lehrkräften für den niederen Unterricht fehlte es noch allerwärts. Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, gründete der hl. Joseph von Calasanza 1597 zu Rom den Orden der Piaristen, d. i. einen Orden von Priestern, die sich ganz dem Jugendunterrichte widmen. Dieser Orden breitete sich weit aus und leistete vorzügliche Dienste; aber seine Schulen blieben keine Elementarschulen, sondern wurden nach und nach höhere Schulen und nahmen das Lateinische in ihren Lehrplan auf. Im Jahre 1592 stiftete der ehrwürdige Cäsar von Bus in Cavaillon in der Diöcese Avignon die „Congregation der christlichen Lehre", welche aus Priestern und Laien bestand und von Clemens VIII. approbirt

wurde. Cäsar von Bus starb 1607, und seine Schüler eröffneten unentgeltliche Schulen, welche im südlichen Frankreich bis zur Revolution existirten. Aber auch diese Schulen erweiterten sich bald zu höheren Schulen mit Unterricht im Lateinischen.

Einen anderen Versuch, dem Mangel an Volksschullehrern abzuhelfen, machte der Erzpriester Karl Demia in Lyon, dessen Wirken wir ausführlicher schildern müssen, weil von ihm der ehrwürdige de Lasalle ernste Anregung empfangen hat. Durch den Erzbischof von Lyon zum außerordentlichen Visitator der Diöcese Lyon ernannt, lernte Demia die Verhältnisse des Volkes kennen und wurde schmerzlich ergriffen von der Unwissenheit und Verwilderung der Jugend in Lyon. Um Heilung für diese Uebel zu schaffen, richtete er an die Stadtvorsteher von Lyon eindringliche „Vorstellungen". Die Magistratspersonen ließen sich nicht überzeugen, aber mildthätige Personen wurden von den „Vorstellungen" gerührt und boten die Mittel zur Errichtung einer Armenschule, welche Demia am 9. Januar 1667 im Stadtviertel St. Georg eröffnete. Diesen Tag hielt der würdige Priester für den glücklichsten seines Lebens, er schrieb ihn auf die erste Seite seines Breviers und feierte dessen jährliche Wiederkehr mit rührender Frömmigkeit. Aber sein Eifer war durch diese erste Stiftung nicht befriedigt. Auf's Neue richtete er an die Stadtvorsteher beredte und kräftige „Vorstellungen", welche dießmal einen besseren Erfolg hatten. Die Stadtvorsteher bewilligten 200 Francs jährlich zur Gründung einer Schule, in der die Kinder die christliche Lehre, lesen und schreiben lernen sollten. Bald darauf wurden noch drei solcher Schulen gegründet, so daß es deren fünf waren, in welchen unentgeltlicher Unterricht ertheilt wurde. Der Erzbischof ernannte Demia zum Oberaufseher dieser Schulen. Ueberdieß wurden die „Vorstellungen" gedruckt und in verschiedene Städte des Königreiches verschickt.

Die „Vorstellungen" Demia's bekunden eine tiefe

Einsicht in die Aufgabe und sociale Wichtigkeit der Elementarschule und verdienen ebenso gut, ja noch mehr als die vielgenannte Schrift Luther's „An die Rathsherren aller Städte Deutschlands", einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Volksschulwesens; denn Luther behielt vorzugsweise die höheren, lateinischen Schulen im Auge, Demia aber redete den Schulen des Volkes das Wort. Hören wir, wie tief und großartig der edle Lyoner Priester die Bedeutung der Volksschule für das öffentliche Gemeinwesen darlegt! „Das Hauptmittel," sagt Demia, „um den Glanz und die Blüthe dieser großen Stadt (Lyon) zu erhöhen, ist die Errichtung von christlichen Schulen, worin die Armen beiderlei Geschlechtes von früher Jugend an unentgeltlich unterrichtet würden. Diese Errichtung ist von solcher Wichtigkeit und von so großem Nutzen, daß es in der ganzen Stadtverwaltung keinen Gegenstand gibt, welcher in höherem Grade die Sorgfalt und Wachsamkeit der Stadtvorsteher verdiente; denn davon hängt der Friede und die öffentliche Ordnung ab, die nicht bestehen können, wenn nicht die einzelnen Einwohner ihre Pflichten gegen Gott, gegen das Vaterland und gegen ihre Familie erfüllen. Wohl werden die Kinder der besseren Familien über diese Pflichten zu Hause durch ihre Eltern, in den Schulen durch die Lehrer, welche sie bezahlen, und in den höheren Anstalten durch die Rectoren, welche die Stadt erhält, unterwiesen; die Armen aber haben die Mittel nicht, um ihre Kinder auf diese Weise zu erziehen, darum lassen sie dieselben in der Unkenntniß ihrer Pflichten aufwachsen: die Sorge um den Lebensunterhalt läßt sie die Sorgfalt, ihren Kindern gute Lebensweise beizubringen, vergessen, und da sie selbst schlecht erzogen sind, können sie ihnen keine gute Erziehung angedeihen lassen. Darum kann man nur mit tiefem Schmerze sehen, wie die Erziehung der Kinder des armen Volkes gänzlich vernachlässigt ist, da sie doch für den Staat die wichtigste ist, weil die Armen die Mehrzahl sind, und da doch ebenso nothwendig, ja noch nothwendiger die

Unterhaltung öffentlicher Schulen für die Armen ist, als die Errichtung von höheren Schulen für die Kinder der vermöglichen Familien ... Von dem Mangel an guter Erziehung kommt es her, daß es so schwer ist, treue Dienstboten und gute Arbeiter zu finden; daher kommt es, daß man so viele Müßiggänger und Landstreicher sieht, die nichts treiben, als essen und trinken, und die in der Stadt eine Armee von Bettlern bilden, welche öffentliche Unordnungen befürchten lassen. Wenn ein guter Unterricht für die armen Knaben so nothwendig ist, so ist er zur Ehre Gottes und zum öffentlichen Wohle nicht minder nöthig bei den Mädchen, da das weibliche Geschlecht seiner großen Schwachheit wegen um so mehr der Stütze der Tugend bedarf, und da vom guten Anfang das glückliche Ende abhängt. Um den Klerus und die Klöster in guter Ordnung zu erhalten, hat man Schulen errichtet, die man Seminare und Noviziate nennt. Um die Städte und die Provinzen christlich zu reformiren und die Quelle so vieler Unordnungen zu verstopfen, gibt es kein anderes Mittel, als die Errichtung von niederen Schulen für den Unterricht der Kinder des armen Volkes, in denen man ihnen nebst der Gottesfurcht und den guten Sitten das Lesen, das Schreiben und das Rechnen durch taugliche Lehrer lehren würde, und diese Kenntnisse und Fertigkeiten würden sie in die glückliche Lage versetzen, in den meisten Künsten und Gewerben arbeiten zu können, denn jene elementaren Schulkenntnisse befördern bei allen Professionen den Fortschritt und die Vervollkommnung in hohem Grade ... Diese öffentlichen Schulen wären auch gewissermaßen Hochschulen der Vollkommenheit für die armen Kinder, denn die feurigen Leidenschaften der Jugend würden hier gedämpft und der Vernunft unterworfen, ihr Verstand würde aufgeklärt durch die Tugenden, die man sie lehren würde, ihr Gedächtniß würde angefüllt mit dem Guten, das sie da hören, und ihr Wille würde bewegt werden durch die Tugendbeispiele, die sie da sehen würden. Solche Schulen wären gleichsam die Marktplätze (um mit der heiligen Schrift

zu reden), wo Jedermann brauchbare Gehilfen finden würde: die einen für das Hauswesen, die anderen für ihr Geschäft, manche selbst zum Dienste der Wissenschaften. Man könnte diese kleinen Arbeiter in den Weinberg schicken und sie nach ihren Neigungen und Anlagen verwenden, denn letztere würden, ausgebildet in dieser Hochschule der Tugend, Menschen hervorbringen, die ehrbar wären in ihrem Wandel, erfinderisch in den Künsten, geschickt für das Handwerk, mit einem Worte tauglich zu allem, wozu man sie verwenden wollte. Wenn man auf diese Art das junge Volk emporziehen würde, so würde man die Ausschweifung beseitigen und die Verkommenheit würde abnehmen ... Ueberdieß würde den Armen das Almosen einer guten Erziehung nützlicher und nachhaltiger sein, als alle anderen, die man ihnen reichen könnte, weil es nicht bloß für den Unterhalt des Leibes, sondern auch für die Ernährung und Vervollkommnung der Seele sorgte. Eine gute Erziehung ist eine bleibende Wohlthat, und die geistige Ausbildung der jungen Leute ist für sie ein Kapital, das sie für immer besitzen und aus welchem sie durch alle Tage ihres Lebens Zinsen beziehen können. In der That, wenn man der unzählbaren Schaar von Armen die Grundlagen der Frömmigkeit und Kunstfertigkeit beibringt, heißt das nicht, ihnen Brod, Wohnung, Kleidung und alles Nothwendige für dieses und das andere Leben darreichen, da sie vermittelst ihrer Geschicklichkeit sich nicht nur alles dieses verschaffen und vor der Noth des Lebens sich schützen, sondern auch durch das Lesen guter Bücher und die Haltung der Gebote Gottes sicher das ewige Ziel erreichen können, für das sie erschaffen sind?"

Karl Demia verfaßte auch eine eingehende Schulordnung, worin die Abtheilung der Klassen nach den Fortschritten der Schüler, die Unterrichtsmethode und die Disciplinarmittel genau vorgeschrieben wurden. Und um tüchtige Lehrkräfte heranzubilden, sammelte er Geistliche und Laien, die sich dem Schulunterrichte zu widmen bereit waren, um sich, und gab ihnen

Anweisungen und Regeln. Ueberdieß berief er die älteren Lehrer und Lehrerinnen zu einer Conferenz, erläuterte ihnen die Schulordnung und verpflichtete sie zu deren Befolgung. Alle Pfarrer der Diöcese mußten ihm über die Lehrer und Lehrerinnen ihrer Pfarrei Rechenschaft ablegen, und er schickte von Zeit zu Zeit geeignete Personen zur Visitation dieser Schulen. So wirkte er als ein wahrer Organisator und Reformator des Schulwesens in der Lyoner Diöcese. Aber auch in anderen Gegenden erbat man sich Lehrer von Karl Demia; die Bischöfe von Grenoble, Agde, Toulon und Châlons schrieben um solche, und man schickte ihm junge Leute zur Erziehung zu. Deßhalb gründete Demia im Jahre 1672 aus seinem eigenen Vermögen ein kirchliches Lehrerseminar, in welchem er Priester heranziehen wollte, die als Lehrer und zugleich als Vicare in den Landgemeinden wirken sollten. Auch stiftete er die Congregation der „Schwestern vom hl. Karl" für den Unterricht der Mädchen und für die Krankenpflege. Diese Congregation blüht bis zum heutigen Tage, während das Lehrerseminar nach dem am 23. October 1689 erfolgten Tode seines Gründers in Verfall gerieth, da sich die darin Gebildeten mehr und mehr dem höheren Unterrichte zuwandten. Auch der selige Peter Fourrier von Mattaincourt, der Stifter der Congregation „von unserer lieben Frau" für die Erziehung der Mädchen, und der ehrwürdige P. Barré, der Stifter der Congregation „vom hl. Maurus", versuchten die Gründung einer religiösen Genossenschaft von Lehrern für die Knabenschulen, aber ihre Versuche gelangen nicht. Ihre dabei gemachten Erfahrungen dagegen kamen dem ehrwürdigen de Lasalle zu gut.

Auch im katholischen Deutschland zeigte sich eine ähnliche Bewegung zu Gunsten des Volksschulwesens. Besonders waren der Erzbischof Johann Philipp von Mainz und der von ihm im Jahre 1655 nach Bingen berufene selige Bartholomäus Holzhauser, der Stifter des Instituts der in Gemeinschaft lebenden Weltgeistlichen, bemüht, die Schäden, welche

der dreißigjährige Krieg dem christlichen Leben zugefügt hatte, durch Errichtung von deutschen Volksschulen und durch christliche Unterweisung der Jugend auszubessern. Bartholomäus Holzhauser schrieb zu diesem Zwecke eine eigene Abhandlung: „Ueber Errichtung von deutschen Schulen (de scholis vernaculis instituendis)" und ging selbst mit gutem Beispiele in eifriger Unterweisung der Jugend voran.

Während Demia im Süden Frankreichs für Verbesserung und Vermehrung der Volksschulen unausgesetzt thätig war, hatte sich im Mittelpunkte des Reiches, in Paris, ein anderer edler Priester der Sache der Jugendbildung mit heiligem Eifer angenommen. Bourdoise, ein Freund des heiligen Vincenz von Paul und Olier's, des ehrwürdigen Stifters der Congregation von St. Sulpice, war schmerzlich berührt von der Mißachtung, in welcher die niederen Schulen standen, von dem Mangel an tüchtigen Lehrern und Erziehern der Jugend und von der precären Existenz der vorhandenen Lehrkräfte. „Ich wünschte," schrieb er an Olier, „daß in der Schule ein religiöser übernatürlicher Geist herrsche, so daß die Kinder, während sie lesen und schreiben lernen, zu guten Christen gebildet würden. Heutzutage gehen alle Arten von Kindern in die Schulen, aber in diesen waltet nicht der übernatürliche Geist des Christenthumes. Darum darf man sich nicht wundern, wenn nur wenige später christlich leben, denn wenn die Schule dem Christenthume nützlich sein soll, dann muß man Lehrer haben, welche in ihrem Amte als Apostel arbeiten, und nicht als Lohndiener, die ihre Stellung als ein armseliges Handwerk zur Gewinnung des Lebensunterhaltes betrachten ... Was mich betrifft, so wollte ich gerne von Haus zu Haus betteln gehen, um einem wahren Lehrer sein Auskommen zu verschaffen, und ich möchte gleich dem hl. Franz Xaver von allen Universitäten des Königreiches Männer verlangen, die geneigt wären, nicht nach Japan oder Indien zu gehen, um den Heiden zu predigen, sondern der christlichen Erziehung der Jugend sich zu

widmen. Gute Lehrer heranzubilden, ist ohne Zweifel ein der Kirche nützlicheres und verdienstlicheres Werk, als sein Leben lang auf den bedeutendsten Kanzeln der größten Städte des Königreiches zu predigen. Wenn ein Priester, der die Wissenschaft der Heiligen besäße, sich zum Schulmeister machen würde, so würde er dadurch seine Heiligsprechung verdienen. Die besten, die größten, die berühmtesten Lehrer, die Doctoren der Sorbonne wären nicht zu gut dafür. Weil die Pfarrschulen arm sind und von Armen geleitet werden, so bildet man sich ein, das sei nichts, und doch ist es das einzige Mittel, um das Laster auszurotten und die Tugendhaftigkeit zu verbreiten, und ich fordere alle Welt auf, ein besseres Mittel zu erfinden. Ich glaube, wenn der hl. Paulus und der hl. Dionysius heute nach Frankreich kämen, würden sie das Amt eines Schulmeisters jedem anderen vorziehen ... Aber dazu wäre es nöthig, daß sie von anderswoher ihren Unterhalt bezögen, damit sie nicht in den Augen des Volkes als Bettler und Lohndiener erschienen und mißachtet würden ... Durch christliche Schulen werden die Herzen vorbereitet, das Wort Gottes in den Predigten aufzunehmen. Die Schule ist das Noviziat des Christenthumes, sie ist das Seminar aller Seminare."

Bourdoise blieb nicht bei so schönen Reden über christliche Erziehung der Jugend stehen. Er eröffnete selbst in der Pfarrei St. Nicolas du Chardonnet eine christliche Schule, die sehr berühmt wurde. Im Jahre 1649 befand er sich zu Liancourt, wo er gleichfalls eine unentgeltliche Schule gegründet hatte, und viele Geistliche und Ordensleute, welche der Bürgerkrieg (der Fronde) von Paris vertrieben hatte, waren bei ihm. Alle waren für die Sache der christlichen Erziehung eingenommen und beklagten mit ihm den Mangel an guten Lehrern. Selbst außer Stande, diesem Mangel genügend abzuhelfen, machte ihnen Bourdoise den Vorschlag, einen Gebetsverein zu gründen, um vom Himmel tugendhafte, intelligente und berufseifrige Lehrer zu erflehen. Sie gingen mit Freuden auf diesen

Gedanken ein. Der Verein wurde am 15. März 1649 begonnen und unter den Schutz des heiligen Joseph, des Musters und Patrons aller Erzieher, gestellt. Nach wenigen Tagen zählte derselbe siebenzig Geistliche zu Mitgliedern, und Bourdoise gab sich alle Mühe, denselben weiter zu verbreiten; er schrieb Briefe, predigte und hielt Conferenzen zu diesem Zwecke mit unermüdlichem Eifer. Eines Tages predigte er in Gentilly mit solchem Feuer über diese seine Herzensangelegenheit, daß sich sofort achtzig Personen einschreiben ließen. Alle Glieder dieses St. Josephsvereines verpflichteten sich, nach Kräften für die Sache der christlichen Schulen zu wirken und ohne Unterlaß zu beten, daß Gott den kirchlichen Vorstehern einen großen Eifer für die Erziehung der Jugend einflößen und gute Lehrer senden möge. Diese Gebete, aus reiner Liebe zur Jugend und aus heiliger Begeisterung für die Ehre Gottes hervorgegangen, waren ohne Zweifel dem allweisen Lenker aller Geschicke höchst angenehm. Sie wurden erhört. Kaum waren zwei Jahre seit Errichtung des Vereines vorübergegangen, als J. B. de Lasalle, der Stifter der Brüder der christlichen Schulen, zur Welt kam.

II.

De Lasalle's Geburt und Kindheit. Berufswahl und Studien. Canonicat. Im Seminar zu St. Sulpice. Vorzüge der Seminarbildung. Tod seiner Eltern. Rückkehr nach Rheims. Sein abgetödtetes Leben. Die Priesterweihe.

Johann Baptist de Lasalle wurde am 30. April 1651 zu Rheims geboren. Er war der älteste Sohn von Louis de Lasalle, königlichem Rathe beim Obergericht zu Rheims, und von Nicolle Moët de Brouillet. Die Familie de Lasalle war von sehr altem Adel. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ließ sich Lancelot de Lasalle in Rheims nieder, wo sein Sohn Franz de Lasalle, der Großvater von Louis de Lasalle, das große Haus

in der Nähe der berühmten Kathedralkirche erwarb, welches heute noch eine Gedenktafel als das Geburtshaus unseres Johann Baptist ausweist. Auch das Geschlecht der von Brouillet, welcher Johann Baptist mütterlicherseits entstammte, gehörte zu den angesehensten Adelsgeschlechtern der Champagne. Mehr aber als durch den Adel der Geburt, zeichneten sich Louis de Lasalle und seine Gemahlin durch den Adel der Gesinnung aus: geeinigt durch lebendigen Glauben und christliche Liebe, lebten sie in wahrhaft christlicher, glücklicher Ehe und waren eifrig bestrebt, die sieben Kinder, mit denen Gott sie gesegnet hatte, in der Zucht des Herrn zu erziehen. Sie zeichneten sich besonders durch ihre unerschöpfliche Wohlthätigkeit aus, als es galt, das große Elend zu lindern, welches zu jener Zeit Krieg, Hungersnoth, Krankheiten und Räubereien über die Champagne gebracht hatten.

Johann Baptist war der Erstgeborene unter den sieben Kindern. Er zeigte von frühester Jugend an große Liebe zum Gebete und zum Dienste Gottes. Kapellchen und Altäre zu bauen und die Ceremonien des Gottesdienstes nachzuahmen, war die Freude seines kindlichen Herzens; sehr gerne hörte er auch das Leben der Heiligen vorlesen, deren heroische Tugenden auf sein empfängliches Gemüth unaustilgbare Eindrücke machten. Als ihm in seinem achten Lebensjahre die sehnlichst verlangte Ehre zu Theil wurde, unter die Chorknaben der St. Hilariuskirche aufgenommen zu werden, verrichtete er seine Obliegenheiten mit solcher Liebe, Andacht und Würde, daß er wie ein Engel im Heiligthume erschien. Häufig verließ er die Spiele seiner Jugendfreunde, um in die Kirche zu eilen und vor dem Altare der Gottesmutter oder am Grabe des hl. Remigius zu beten. Der junge Johann Baptist genoß das unschätzbare Glück, seine Jugend an der Hand einer frommen Mutter und unter den Augen eines christlichen Vaters zu durchleben. Beten, Lernen und Singen — zu Letzterem leitete ihn sein Vater, ein großer Liebhaber der Musik, an — bildeten die Hauptbeschäf-

tigungen seiner ersten Jugendjahre. Kein böser Einfluß störte die geistige und sittliche Entwicklung des Kindes, kein unziemliches Wort trübte die Reinheit seines Herzens. Als Johann Baptist neun Jahre alt geworden war, kam er als externer Zögling an die von der Universität zu Rheims im Jahre 1554 gegründete höhere Lehranstalt, die damals unter dem trefflichen Rector Thomas Mercier in hohem Ansehen stand. Durch Talent und Fleiß, sowie durch Gottesfurcht und Freundlichkeit machte Johann Baptist große Fortschritte in den Studien und gewann sich die Achtung seiner Lehrer und die Zuneigung seiner Mitschüler.

Die Freude am Gebete und am Dienste Gottes waren unverkennbare Zeichen, daß in der Seele des Knaben die Gnade Gottes mächtig war und ihn zu Höherem rief. Er verlangte Priester zu werden. Wohl hätte es seine Familie lieber gesehen, wenn er als ihr Erstgeborener, der Gewohnheit jener Zeiten folgend, sich dem Staatsdienste gewidmet, die Familie fortgepflanzt und durch seine Talente zu höherem Ansehen gebracht hätte; aber die Stimme der Natur mußte schweigen, wo Gottes Stimme immer deutlicher sich vernehmen ließ. Johann Baptist empfing am 11. März 1662 die Tonsur und trat dadurch in die Zahl der Cleriker ein. Noch nicht ganz elf Jahre alt entsagte er der Welt und ihrem Sinne und widmete sich für immer dem Dienste Gottes. Glücklicher Knabe, der in der Blüthe einer unentweihten Jugend sein ungetheiltes Herz dem Allerhöchsten schenkte und mit opferwilligem Sinne ausrief: **Dominus pars haereditatis meae et calicis mei!** (Du, o Herr, sollst meines Erbes und meines Kelches Antheil sein!) Der geistliche Beruf Johann Baptists brachte seiner Familie, deren Namen er unsterblich machte, mehr Ehre, als wenn er eine noch so hohe Stellung in der Welt sich errungen hätte, und wenn er auch durch die Wahl des priesterlichen Standes auf leibliche Nachkommen verzichtete, so wurde er, wie wir sehen werden, der geistige Vater einer tausendfältigen Nach-

kommenſchaft, deren ſegensreiches Wirken über die ganze Erde ſich verbreiten ſollte.

Selbſtverſtändlich wurden ſeine Studien durch den Eintritt in den geiſtlichen Stand nicht unterbrochen, ſondern um ſo eifriger fortgeſetzt, ſo daß Johann Baptiſt, den eine ſeltene Harmonie aller Gaben des Geiſtes und des Herzens auszeichnete, bald allgemeine Achtung und Bewunderung ſich erwarb. Als daher der Kanzler der Univerſität zu Rheims, Peter Dozet, Archidiakon der Champagne, daran dachte, vor ſeinem Tode die Domherrnpfründe, die er 53 Jahre lang innegehabt hatte, einem würdigen Nachfolger zu übertragen, da fiel ſein Augenmerk auf ſeinen Vetter Johann Baptiſt de Laſalle. Er reſignirte mit Zuſtimmung des Erzbiſchofes zu Gunſten desſelben, und Johann Baptiſt wurde am 7. Januar 1667 als Canonicus inſtallirt. Das Domcapitel von Rheims war eines der berühmteſten in Frankreich; es zählte 56 Canoniker, worunter acht Dignitäre; ihm hatte ſeiner Zeit der hl. Bruno angehört und 4 Päpſte (Sylveſter II., Urban II., Hadrian IV. und Hadrian V.); viele Cardinäle und Biſchöfe waren aus demſelben hervorgegangen. Wenn nun Peter Dozet einen noch nicht ganz 16jährigen Jüngling in dieſe altberühmte Körperſchaft berief, ſo mußte er wohl von der Tugend dieſes Jünglings feſt überzeugt ſein. „Mein junger Vetter," ſagte er zu ihm, „bedenke wohl, daß ein Canonicus wie ein Carthäuſer ſein und ſein Leben in Einſamkeit und Zurückgezogenheit zubringen muß." Dieſen Rath vergaß Johann Baptiſt de Laſalle niemals.

Das Verfahren, an Unmündige Pfründen zu vergeben, war nicht ohne Gefahren. Wie leicht konnte ein ſo jugendlicher Canonicus im ſicheren Genuſſe eines reichlichen Einkommens und der Unabhängigkeit ſich einem weichlichen und bequemen Leben ergeben! Für Johann Baptiſt de Laſalle beſtand dieſe Gefahr nicht, denn er fand vom erſten Augenblicke an in ſeiner neuen Würde nur neue und ſchwere Pflichten und einen wirkſamen Sporn, der erlangten Ehre ſich immer würdiger zu machen.

Er blieb demüthig, fromm, fleißig und eingezogen. Pünktlich erſchien er im Chor und betete mit Andacht das heilige Officium. „Herr de Laſalle iſt für uns," ſagte einer ſeiner Collegen, „ein Muſter der Pünktlichkeit, der Beſcheidenheit und der Unſchuld." Als er ſeine Gymnaſialſtudien beendigt und einen zweijährigen Curs der Philoſophie durchgemacht hatte, erhielt er im Jahre 1669 nach einem glänzenden Examen den Grad eines Magiſters. Johann Baptiſt trennte aber nie die Wiſſenſchaft von der Liebe Gottes; darum unterließ er inmitten ſeiner eifrigen Studien keine ſeiner Andachtsübungen; vielmehr machte er bedeutende Fortſchritte im religiöſen Leben, indem er jetzt bereits jenes Bußleben begann, durch welches er in die Fußſtapfen der Heiligen eintreten und ſich zu einem auserwählten Werkzeuge Gottes befähigen ſollte. Die Geſchichte hat uns aufbewahrt, daß Johann Baptiſt de Laſalle in dieſer Zeit auf Holzſcheitern ſchlief, um ſeinen Leib abzutödten und die Zeit des Schlafes abzukürzen, die des Gebetes aber zu verlängern. Schon dieſe eine Thatſache genügt, um uns zu überzeugen, mit welch hohem Ernſte der fromme Jüngling ſich der Nachfolge Jeſu Chriſti befliß.

Der junge Canonicus war durch ſeine kirchliche Stellung berufen, dereinſt im Rathe des Erzbiſchofes zu ſitzen und die Seelen mit dem Brode der göttlichen Wahrheit zu nähren. Er verlangte deßhalb nach einem gründlichen Unterrichte in der Theologie und wandte zu dieſem Zwecke ſeine Augen nach Paris, wo an der Sorbonne berühmte Lehrer der heiligen Wiſſenſchaft wirkten und mit der wiſſenſchaftlichen Ausbildung die ebenſo nothwendige Erziehung zur prieſterlichen Heiligung verbanden. Er trat mit Zuſtimmung ſeiner vortrefflichen Eltern am 18. October 1670 in das Prieſterſeminar von St. Sulpice in Paris ein. Der ehrwürdige Olier, welcher dieſe ſegensreiche Anſtalt gegründet hatte, lebte zwar bei de Laſalle's Eintritt nicht mehr, aber ſein Geiſt und das Beiſpiel ſeiner hohen Tugenden wirkten in St. Sulpice fort und leiteten ſeine wür-

digen Nachfolger. Herr von Bretonvilliers war seit Oliers Tod der Superior und Herr Tronson der Director des Seminares. Letzteren, der in der Folge Generalsuperior der Sulpicianer wurde, wählte sich de Lasalle zu seinem Seelenführer. Die Zöglinge von St. Sulpice besuchten die Lehrstunden der Sorbonne. Unter anderen wichtigen und heilsamen Einrichtungen, durch welche die Seminaristen auf ihren erhabenen Beruf vorbereitet wurden, ist hier diejenige hervorzuheben, welche die Heranbildung tüchtiger Katecheten bezweckte. Olier miethete verschiedene Säle und versammelte darin gegen 4000 Kinder, denen die Seminaristen unter Leitung eines Directors regelmäßig den Katechismus erklären mußten. Diese Einrichtung, welche der hl. Vincenz von Paul sehr lobte, sollte eifrigst in allen Priesterseminaren der Welt nachgeahmt werden, denn die katechetische Ausbildung der Geistlichen läßt in vielen Diöcesen gar Manches zu wünschen übrig, obwohl sie bei dem Geiste, der in der modernen Schule herrscht, von doppelter Wichtigkeit ist. Zur Zeit, da unser junger Canonicus im Seminare von St. Sulpice war, hatte Professor Bauyn, ein bekehrter Calvinist, der sich durch heroische Tugend und bewunderungswürdiges Geschick in der Führung der Seelen auszeichnete, die Leitung der katechetischen Uebungen. Er versammelte jede Woche wenigstens einmal die Katecheten um sich und unterhielt sich mit ihnen über die Pflichten und Regeln ihres Amtes; außerdem hielt er eine monatliche Conferenz, welcher die Seminaristen beiwohnten, und in welcher praktische Uebungen in Ertheilung des katechetischen Unterrichtes vorgenommen wurden. Er ging dabei in alle Einzelheiten der katechetischen Lehrkunst ein und ließ die Zöglinge unter seinen Augen die Anwendung der empfohlenen Regeln machen.

In St. Sulpice, wo geistliches Leben und wissenschaftliches Studium mit einander Hand in Hand gingen, verlebte de Lasalle anderthalb glückliche Jahre, geachtet und geliebt von seinen Vorstehern und seinen Mitschülern. Einer von seinen Lehrern,

Lechaſſier, hat ihm das folgende rühmliche Zeugniß ausgeſtellt: „De Laſalle war gleich Anfangs ein treuer Beobachter der Regel, pünktlich bei den Uebungen der Anſtalt; bald nachher ſchien er noch mehr von der Welt entfernt zu ſein, als er es bei ſeinem Eintritte war. Sein Umgang war ſtets ſanft und ehrbar; er hat meines Wiſſens nie Jemanden gekränkt und ſich nie einen Vorwurf zugezogen.“ Das gleiche Lob gaben ihm ſeine Mitſchüler. Oft ſagten ſie ſpäter zu den Brüdern der chriſtlichen Schulen: „Euer Stifter war ſchon in St. Sulpice unſer Vorbild; er war ein Heiliger.“

Der von Bourdoiſe zu dem Zwecke gegründete Joſephsverein, um vom Himmel gute Lehrer für die Kinder des Volkes zu erflehen, hatte auch in dem Seminar von St. Sulpice Eingang gefunden. De Laſalle, deſſen ſcharfer Verſtand die Wichtigkeit des Vereinszweckes erkannte und deſſen Herz für alles Edle begeiſtert war, trat ebenfalls dem Vereine bei und zeigte großen Eifer, deſſen Zwecke zu fördern und immer mehr Mitſchüler für denſelben zu gewinnen. Noch heute zeigt man unter den uralten Bäumen des Seminargartens das beſcheidene Heiligthum, wo die Seminariſten, welche Mitglieder des Joſephsvereines waren, der Ueberlieferung zufolge ihre Zuſammenkünfte hielten, um zu beten und die Gedanken ihres gottgeſegneten Eifers auszutauſchen. Dieſer Verein und die oben beſprochenen katechetiſchen Uebungen, welche die Seminariſten mit den Kindern der niederen Volksklaſſen in Berührung brachten, dienten in der Hand der göttlichen Vorſehung als Mittel, um die Aufmerkſamkeit des jungen Domherrn auf das weite Brachfeld der Armenerziehung hinzulenken, und ihn in das Gebiet der Jugendbildung einzuführen, auf welchem er ein großer Reformator zu werden berufen war. Auch werden wir im weiteren Verlaufe der Geſchichte de Laſalle's ſehen, daß gerade ſeine ehemaligen Seminarcollegen den ehrwürdigen Stifter in ſeinen Unternehmungen vorzugsweiſe unterſtützten. Das Seminar von St. Sulpice, dem die Kirche Frankreichs ſo viel Gutes zu ver-

danken hat, war also nach dem Gesagten nicht ohne Einfluß auf den pädagogischen Beruf de Lasalle's.

Die Welt liebt diese Seminare nicht. Sie schafft die Internate an den Lehrerseminaren ab und sucht die Priesterseminare zu vernichten. Die Abgeschlossenheit der Seminare beeinträchtige, sagt man, die Charakterbildung; denn nur im Strome der Welt bilde sich der Charakter. Nichts ist falscher, als diese landläufige Behauptung. Im Geräusch der Welt *erprobt* sich der Charakter, aber *gebildet* wird er in der Zurückgezogenheit; wer nicht im engeren Kreise zu einem Charakter geworden ist, der wird im weiteren Kreise des Weltgetriebes ein Rohr bleiben, das sich vom Winde regellos hin- und hertreiben läßt. Aber, sagt man weiter, den Seminaristen fehlt die Menschenkenntniß. Auch diese Behauptung ist unrichtig. Der Weg zur rechten Menschenkenntniß geht durch das Thor der wahren Selbsterkenntniß; diese aber gedeiht besser in einsamer, streng ernster Selbstbeschauung, als im wirren Getümmel des Weltlebens, welches den Menschen nicht zu sich selbst kommen läßt. Auch zur genauen Beobachtung Anderer gibt das gemeinsame Stillleben eines Seminares viel förderlichere Gelegenheit, als die flüchtigen Bekanntschaften des externen Lebens sie bieten können. Die Vorwürfe, welche gemeiniglich der Seminarerziehung gemacht werden, sind nur eitel Vorwände, unter denen der eigentliche Grund der Anfechtung verdeckt werden soll. Der wirkliche Grund der Feindseligkeit gegen die Priesterseminare liegt in dem schroffen Gegensatze, in welchem der in den Seminaren herrschende Geist des positiven Christenthumes zu dem Geiste der Welt steht. In der Stille des Seminares durchforschen die Candidaten des Priesterthumes die Falten ihres Herzens und lernen durch aufrichtige Selbsterkenntniß die Welt kennen, deren Abbild jedes Menschenherz in sich trägt; sie lernen sich selbst besiegen und wappnen sich durch diese schwersten und edelsten Triumphe gegen die Versuchungen der Welt. Die göttliche Wahrheit, der erhabene Geist des Christenthumes durch-

bringt in ungestörter, stets geförderter Betrachtung ihr ganzes Innere, so daß Kopf und Herz und Wille eine wunderbare Einigkeit und Uebereinstimmung erlangen: die Reinheit des Herzens bewahrt die Klarheit des Kopfes und dieser läßt hinwiederum sein durch die göttliche Offenbarung verstärktes Licht in das Herz eindringen, wo es sich in Wärme, in Kraft und edle Werke umsetzt. Aus den Seminaren gehen jene Priester hervor, welche die Demuth der Kinder mit dem Heldenmuthe der Märtyrer verbinden; welche das Ideal ihres Berufes hochhalten und durch nichts sich aus der Brust reißen lassen; jene Säulen der christlichen Civilisation, welche die göttliche Wahrheit verbreiten und vertheidigen und jenes Feuer heiliger Liebe entzünden, das zu edlen Thaten begeistert. In den Seminaren werden die Soldaten Jesu Christi gebildet, welche die Schlachten Gottes kämpfen und die Welt vor dem Verfall bewahren, indem sie die Grundlagen der socialen Ordnung schützen — um dafür als Staatsfeinde gebrandmarkt zu werden. Wahrhaftig, eine von weltlicher Gesinnung beherrschte und geleitete Priesterbildung kann der Welt nichts nützen, da sie nichts vor ihr voraus hat! Aus den kirchlichen Seminaren sind jene Priester hervorgegangen, welche durch den Heldenmuth, den sie der brutalen Gewalt der französischen Revolution entgegenstellten, die Welt in Bewunderung versetzt haben. Waren diese Männer nicht edle und starke Charaktere? Und wer wagt es, den deutschen Priestern, die seit Jahren das Martyrium des sogenannten Culturkampfes ungebeugten Muthes erdulden, die Charakterfestigkeit abzusprechen? Diese Priester, von welchen die Geschichtschreibung der Zukunft mit ungetheilter Hochachtung sprechen wird, sind in den kirchlichen Seminaren erzogen worden. Wir begreifen darum vollständig, warum der kirchenfeindliche Geist die Seminare zu vernichten strebt; er thut es, weil er mit einem auf weltlichen Anstalten im Geiste der Welt erzogenen Klerus leichteres Spiel zu haben glaubt. Die Kirche aber wird und muß ihr Recht auf kirchliche Erziehung ihrer

Diener bis auf's Aeußerste vertheidigen, denn die kirchliche Erziehung des Klerus ist eine wesentliche, vom Concil zu Trient vorgeschriebene Einrichtung der Kirche.

Wer will sagen, welch unermeßlich segensreiche Einwirkung ein streng kirchliches Seminar, wie es das von St. Sulpice war, auf einen so ideal angelegten Jüngling, wie Johann Baptist de Lasalle, ausüben mußte? Leider gingen für ihn die glücklichen Tage des Seminarlebens allzu frühe zu Ende; es war ihm nicht vergönnt, nach seinem Wunsche bis zum Empfange der Priesterweihe in St. Sulpice zu verbleiben. Gott wollte seinen auserwählten Diener auf außerordentlichem Wege seiner Bestimmung entgegenführen; er rief ihn weg aus dem Seminar und stellte ihn in die Schule endloser Leiden und Prüfungen. Am 20. Juli 1671 starb seine Mutter, und am 9. April 1672 folgte ihr sein Vater in die Ewigkeit nach. Johann Baptist, der beim Tode seines Vaters noch nicht ganz 21 Jahre alt war, legte den herben Schmerz über den Verlust einer so musterhaften Mutter und eines so vortrefflichen Vaters zu den Füßen des gekreuzigten Heilandes nieder und betete ergebungsvoll den unerforschlichen Rathschluß Gottes an. Aber seine Eltern hinterließen außer ihm noch sechs Kinder, die nun verwaist waren. Johann Baptist als der Aelteste war jetzt das Haupt der Familie geworden; er sollte deren Vermögen verwalten und an seinen jüngeren Geschwistern nach dem ihm auf dem Todesbette kundgegebenen Willen seines Vaters Vater- und Mutterstelle vertreten. War es unter diesen Umständen nicht natürlich, daß in ihm der Zweifel entstand, ob er wirklich zum Priesterthume berufen sei? Noch war er frei und durch keine höhere Weihe gebunden. Sollte er den unerwartet frühen Tod seiner Eltern als eine Fügung Gottes ansehen, die ihn einlud, in der Welt zu bleiben, die Rathsstelle seines Vaters anzutreten und selbst eine Familie zu gründen, um seine unmündigen Geschwister leichter erziehen und besser versorgen zu können? Seine Anverwandten suchten ihn durch solche und

ähnliche Vorstellungen von der weiteren Verfolgung seiner bisherigen Bahn abzulenken. Da nahm Johann Baptist seine Zuflucht zu Gott. Er machte unter Tronson's Leitung acht Tage lang geistliche Uebungen. Durch diese wurde ihm sein Beruf zum geistlichen Stande auf's Neue klar, und er verließ St. Sulpice am 19. April 1672 mit dem unerschütterlichen Entschlusse, Priester zu werden.

De Lasalle begab sich in sein väterliches Haus nach Rheims zurück, um seine Studien bei der dortigen theologischen Facultät fortzusetzen und die Erziehung seiner Geschwister zu leiten. Am Tage vor dem Dreifaltigkeitsfeste des Jahres 1672 (am 12. Juni) empfing er die Subdiakonatsweihe und nun war er unverbrüchlich an den Dienst der Kirche gebunden. Er verpflanzte die strenge Ordnung, deren Segen er in St. Sulpice erfahren hatte, in sein Haus, indem er für sich und seine Geschwister eine klösterliche Lebensordnung einführte. Die Zeit des Schlafens, des Aufstehens, des Gebetes, der Arbeit und der Erholung wurde genau festgesetzt und pünktlich eingehalten. So führte er, zurückgezogen von der Welt, ein verborgenes Leben, welches dem Studium, dem Gebete und der Betrachtung, der Abtödtung und den Werken der Nächstenliebe mit ganzem Ernste gewidmet war, und bereitete sich auf den Empfang der heiligen Priesterweihe vor. Er erlangte schon in dieser Periode seines Lebens, wo gewöhnlich die sinnliche Natur mit Kraft sich geltend macht, eine große Herrschaft über seinen Leib, indem er viel fastete und am Schlafe sich abbrach. Den letztern Sieg errang der junge Canonicus nicht ohne große Anstrengungen. Er wollte der Nacht noch einige Zeit zum Studium und zum Gebete abgewinnen, aber nach 10 Uhr übermannte ihn, wie es in diesem Lebensalter ganz natürlich ist, die Schläfrigkeit, so daß er seine Gedanken nur mühsam zusammenhalten konnte. Um diese Schläfrigkeit zu überwinden, kniete er oft beim Gebete auf scharfe Steine nieder und brachte an seinem Studirtische eine Vorrichtung an, so daß seine Stirne auf spitze Nägel

ſtieß, ſo oft der Kopf ſchlaftrunken ſich neigen wollte. Daß er ſeine Pflicht als Domherr mit größter Gewiſſenhaftigkeit erfüllte und pünktlich und andächtig das Chorgebet verrichtete, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Am 21. März 1676 empfing er die Diakonatsweihe, nachdem er ſchon im Jahre vorher die Würde eines Licentiaten der Theologie errungen hatte. Es mag auffallend erſcheinen, daß de Laſalle, nachdem er Subdiakon geworden war, faſt vier Jahre bis zum Empfange der Diakonatsweihe und dann wiederum zwei Jahre bis zum Eintritt in das Prieſterthum wartete. Er that dieſes nicht etwa, weil er an ſeinem Berufe zum Prieſterthume zweifelte, ſondern weil er bei der hohen Idee, die er von dem prieſterlichen Berufe in ſich trug, in Demuth dieſer Würde ſich unwerth hielt. „Die Weihen," ſagte er, „welche ich bereits empfangen habe, verleihen mir ſchon eine Würde, die mein Verdienſt weit überſteigt." So kam es, daß er erſt auf ausdrücklichen Befehl ſeines Seelenführers die Diakonatsweihe und am Charſamstag (19. April) des Jahres 1678 die heilige Prieſterweihe empfing. Am folgenden Tage (Oſterſonntag) feierte er dann in der Kathedrale zu Rheims ohne alles Gepränge und mit größter Sammlung und Andacht ſeine erſte heilige Meſſe. Wer vermöchte zu ſagen, was bei dieſer heiligen Handlung in dem demüthigen und ſo wohlvorbereiteten Herzen des neuen Prieſters vorging? Ohne Zweifel hat er bei ſeiner erſten Feier des unblutigen Opfers des neuen Bundes ſich ſelbſt dem Herrn aufgeopfert und den Vorſatz erneuert, in Allem den heiligen Willen Gottes zu erfüllen und ſich der Führung der göttlichen Vorſehung ohne Vorbehalt hinzugeben. Von dem Tage ſeiner Primiz an celebrirte de Laſalle täglich die heilige Meſſe und er ließ ſich durch nichts von Erfüllung dieſer Verpflichtung abhalten; ſelbſt wenn er krank darnieder lag, raffte er ſich auf und ließ ſich zum Altare führen, um die heiligen Geheimniſſe zu feiern. Am Altare erbaute er die Anweſenden durch ſolche Sammlung und Andacht, daß niemals Jemand an ihm eine Zerſtreuung geſehen hat.

III.

Allmähliche Vorbereitung de Lasalle's zu seiner providentiellen Mission. Roland. Nikolaus Barré. Die Schwestern des heiligen Jesukindes. Nyel. Dessen Freischulen für Knaben. De Lasalle wird Doctor der Theologie. Aufnahme der Lehrbrüder in sein Haus.

Inzwischen war de Lasalle durch Gottes Fügung bereits auf jene Bahn hingeleitet worden, auf welcher er einer der größten Erzieher und ein Wohlthäter der Menschheit werden sollte. Nach seinem Austritte aus dem Seminar von St. Sulpice hatte er einen ausgezeichneten Priester, Nikolaus Roland, zu seinem Seelenführer gewählt. Dieser war am 2. December 1642 zu Rheims geboren; er war Doctor der Sorbonne, Canonicus und Theologe an der Kathedrale von Rheims, ein ascetischer, seeleneifriger, heiligmäßig lebender Mann. De Lasalle wurde einer der eifrigsten unter Rolands geistlichen Söhnen und machte unter dessen Leitung große Fortschritte auf dem Wege der Vollkommenheit. Roland war es, der ihn zum Empfange der Diakonats- und der Priesterweihe veranlaßt hatte; er war es auch, der dessen Liebeseifer auf das Gebiet der Erziehung hinlenkte.

Nikolaus Roland hielt nämlich im Jahre 1670 in Rouen, der Hauptstadt der Normandie, die Fastenpredigten und lernte bei dieser Gelegenheit den P. Nikolaus Barré vom Institut des hl. Franz von Paula kennen, welcher Prediger und Professor der Theologie daselbst war. Derselbe hatte, weil er mit der Verwahrlosung der Kinder der Armen das innigste Mitleid fühlte, die Gesellschaft der „Schwestern von der Vorsehung" gegründet. Diese Schwestern unterrichteten in zwei Schulen der Stadt die kleinen und die größeren Mädchen und gingen nach der Schulzeit in die Häuser, um auch die Erwachsenen, besonders für den würdigen Empfang der heiligen

Sacramente, zu unterweisen. Das Institut der Schwestern von der Vorsehung, welches auf die angegebene Weise seinen Anfang nahm, erhielt sich auch nach dem Tode des P. Barré (1686); es verbreitete sich immer weiter und bildet bis heute eine Zierde der Kirche. Roland besuchte in Rouen die Schulen dieser jungen Genossenschaft und lernte das Ziel und die Organisation derselben kennen. Er traf auch in Rouen mit Frau von Maillefer zusammen, einer reichen, von strengem Bußgeiste und der edelsten Opferliebe erfüllten Dame, die damals alle guten Unternehmungen in Rouen förderte und ihren Sinn besonders auf die Förderung des Armenschulwesens gerichtet hatte. Sie war aus Rheims gebürtig und versprach Herrn Roland, auch in ihrem Geburtsorte Rheims eine Freischule für Knaben zu stiften. Unterdessen waren die „Vorstellungen" von Demia erschienen und hatten auf Roland einen solchen Eindruck gemacht, daß er beschloß, die Gründung von Armenschulen in seiner Vaterstadt in Angriff zu nehmen. Als er nach Rheims zurückgekehrt war, gründete er alsbald eine Gesellschaft von Lehrerinnen unter dem Namen „Schwestern des heiligen Jesukindes". P. Barré schickte ihm eine Schwester von der Vorsehung als Oberin der neuen Gesellschaft. Roland übernahm selbst die Leitung der Novizen, um allen denselben Geist des Eifers, der Frömmigkeit und der Opferwilligkeit einzuflößen; und nachdem er einige Lehrerinnen herangebildet hatte, erbat und erhielt er vom Scholasticus die Erlaubniß, Freischulen für Mädchen zu eröffnen. Er miethete in verschiedenen Stadttheilen Locale, wo die Schwestern den ganzen Tag über kleine und größere Mädchen unterrichteten. Auch bildete er Lehrerinnen für die Landorte aus. Er gab sich alle Mühe, die Unterrichtsmethoden zu verbessern, und wenn er hörte, daß irgendwo eine gute Schule war, so eilte er dahin, um von den dortigen Unterrichtseinrichtungen für sein Unternehmen zu lernen. De Lasalle nahm an diesen Bestrebungen zu Gunsten der verlassenen Jugend regen Antheil, und Roland suchte ihn um so mehr für

sein Institut zu gewinnen, da er selbst von schwacher Gesundheit war und befürchtete, sein Werk werde bald ohne Beschützer dastehen. Ueberdieß mehrten sich mit der zunehmenden Entwicklung des Instituts die Anfeindungen desselben. Die Schullehrer waren eifersüchtig, die Stadtbehörden zeigten keinen Eifer, selbst die geistliche Obrigkeit war zurückhaltend dem Institut gegenüber, so daß Roland umsonst um dessen gesetzliche Anerkennung sich bemühte. Es mußte ihm darum viel daran gelegen sein, in Herrn de Lasalle einen durch seine Geburt, seinen Reichthum und die Verbindungen seiner Familie einflußreichen Beschützer für sein Institut zu gewinnen. De Lasalle, welcher um jene Zeit ebenfalls Demia's „Vorstellungen" gelesen hatte und von denselben ergriffen worden war, ging bereitwillig auf die seeleneifrigen Absichten seines geistlichen Führers ein, und begeisterte sich immer mehr für das große Werk der Erziehung der armen Kinder. Als Roland, kaum 36 Jahre alt, am 27. April 1678, also acht Tage nach Johann Baptists Priesterweihe, starb, konnte er mit dem tröstlichen Bewußtsein von hinnen scheiden, daß das von ihm begonnene Werk durch seinen Freund würde fortgeführt werden. Auf seinem Sterbebette ernannte er Johann Baptist de Lasalle zum Vollstrecker seines Testamentes und sagte zu ihm: „Ihnen vertraue ich meine junge Gesellschaft der Schwestern des heiligen Kindes Jesus an; sie ist das vornehmste Erbtheil, das Sie von mir empfangen. Aus Liebe zu den jungen Seelen, die durch das Blut Jesu Christi erkauft sind, werden Sie das gute Werk vollenden, das ich begonnen habe." In der That wäre, wie die Chronik der Champagne schreibt, das neue Institut, dem Roland so manche Jahre seine ungetheilte Liebe zugewandt und dem er bei seinem Tode sein Vermögen vermacht hatte, nach dessen Hingang zerfallen, wenn nicht de Lasalle es gerettet hätte.

Dieser bemühte sich vor Allem, dem Institute die gesetzliche Anerkennung zu verschaffen. Dieses Ziel zu erreichen, war nicht leicht, denn dazu war die Zustimmung der Stadt und des Erz-

biſchofes und ein vom Parlament einzutragendes königliches Patent erforderlich. Der Stadtrath aber fürchtete, den Einwohnern eine neue Laſt aufzulegen; der Erzbiſchof trug Bedenken, ein kaum erprobtes Inſtitut zu empfehlen, und das Parlament war nicht geneigt, die Zahl der religiöſen Congregationen zu vermehren. Indeſſen ließ ſich de Laſalle's ſtarkmüthiger Charakter durch die entgegenſtehenden Hinderniſſe nicht abſchrecken. Er rief den Einfluß ſeiner Verwandten und Freunde zu Hilfe, machte die Leiſtungen der Schweſtern geltend, rührte die Einen, überzeugte die Andern und erlangte ſo durch raſtloſes Arbeiten die formelle Anerkennung des Inſtitutes ſeitens der Stadt. Auch den Erzbiſchof Letellier gewann er für die Sache der guten Schweſtern, ſo daß dieſer ſie mit Wohlthaten überhäufte, ihnen durch ſeinen Bruder Louvois, den bekannten Kriegsminiſter Ludwigs XIV., den königlichen Patentbrief verſchaffte und denſelben auf ſeine Koſten vom Parlamente eintragen ließ (1679). In ihrer Exiſtenz geſichert, arbeiteten die Schweſtern mit Eifer und Vertrauen unter der klugen Leitung de Laſalle's erfolgreich weiter, den die Stadt als einen Wohlthäter der Kinder zu betrachten anfing. Die Wünſche ſeines heimgegangenen Freundes waren ſomit erfüllt, aber de Laſalle's pädagogiſcher Beruf war damit erſt zum kleinſten Theile zur Entwicklung gekommen. Die Erziehung der Mädchen ſollte nicht das Ziel ſeines Lebens bilden; er war vielmehr beſtimmt, der Reformator und Organiſator der viel wichtigeren Knabenerziehung zu werden. Hören wir, wie Gott ihn unmerklich dieſer Beſtimmung entgegenführte.

Eines Tages, es war im Juni 1679, wollte de Laſalle ſeiner Gewohnheit gemäß die Schweſtern des heiligen Kindes Jeſus in ihrem Kloſter beſuchen. Da traf er an der Pforte zwei müde Wanderer, die Einlaß begehrten. Der Eine ſtand in reifem Alter, der Andere war noch ganz jung. Dieſes dem Anſcheine nach zufällige Zuſammentreffen ſollte die erſte Veranlaſſung zur Gründung des Inſtituts der Brüder der chriſtlichen Schulen werden.

Der ältere der beiden Ankömmlinge war Adrian Nyel; der Andere, welcher erst 14 Jahre alt war, war der Helfer Nyels. Sie kamen von Rouen; Frau von Maillefer hatte sie geschickt, um in Rheims eine Armenschule für Knaben zu gründen. In Rouen existirten solche Armenschulen schon seit mehr als 100 Jahren. Nach einem im Archiv des Generalspitales von Rouen befindlichen Actenstücke wurden schon im Februar 1555 daselbst 4 Armenschulen errichtet und 4 Priestern anvertraut, welche für einen jährlichen Gehalt von je 40 Livres die armen Knaben in der Religion und im Lesen und Schreiben unterrichteten. Im folgenden Jahre wurden auch 2 Schulen für arme Mädchen errichtet und ehrbaren Frauen anvertraut. Vom Jahre 1587 an mußten die Zöglinge einen Theil der Schulzeit auf Erlernung eines Handwerkes verwenden. Es waren also Lern- und Arbeitsschulen. Ein Beschluß des Armenraths vom 28. März 1654 verordnet, daß alle Knaben und Mädchen von 8 Jahren an „die christliche Religion, ein Handwerk, Lesen und Schreiben" lernen sollten. Durch die Unfälle der Zeit waren diese Armenschulen heruntergekommen; Adrian Nyel unternahm deren Reformation. Er verband sich mit jungen Klerikern und gründete einen Verein, dessen Mitglieder „Brüder" hießen. Diesen vertraute er die Leitung der Freischulen in Rouen und Darnetal an, während er selbst deren Aufführung und Unterrichtsertheilung überwachte und leitete. Um den geringen Gehalt von 50 Livres waren sie Lehrer, Meßner und Krankenpfleger. Sie machten keine Gelübde, blieben aber in der Regel ihrem Berufe, den sie aus Frömmigkeit gewählt hatten, getreu. Nyel war noch Mitglied dieses Vereines und trug als „Bruder Gabriel" klerikale Kleidung, als er auf Andrängen der Frau von Maillefer sich entschloß, in Rheims eine Freischule nach dem Muster derer in Rouen zu errichten. Weil er sich sein Leben lang mit den armen Kindern beschäftigt hatte und einen unternehmenden Geist besaß, so hielt man ihn mit Recht für den geeignetsten Mann zur Gründung der neuen Armenschulen in Rheims.

Kaum war Nyel, welchem de Laſalle den Vortritt ließ, bei der Oberin eingetreten, als dieſe den Schützer ihrer Anſtalt, an welchen Nyel ein Empfehlungsſchreiben mitbrachte, bitten ließ, ihrer Unterredung beizuwohnen. Mit großem Intereſſe hörte de Laſalle die Pläne Nyels, aber er überſchaute auch mit einem Blick die Schwierigkeiten, welche ſich der Ausführung derſelben entgegenſtellen würden. Mit vieler Mühe hatte der Erzbiſchof die Anerkennung des Inſtituts der Schweſtern des heiligen Kindes Jeſus erwirkt; wird er dem neuen Unternehmen ebenſo erfolgreichen Beiſtand leiſten wollen und können? Wird der Scholaſticus nicht für ſeine Autorität fürchten? Wird nicht der Magiſtrat vor einer neuen Belaſtung der Stadtkaſſe zurückſchrecken? Wird nicht die öffentliche Meinung dem Plane Nyels gegenüber theilnahmslos bleiben? Er rieth deßhalb Nyel die größte Vorſicht an und lud ihn ein, in ſeinem Hauſe und nicht, wie Frau von Mailleſer ihn angewieſen hatte, bei deren Vater Wohnung zu nehmen, damit ſein Vorhaben vorderhand verborgen bliebe. Nyel nahm die freundliche Einladung an. Sein hochherziger Gönner aber, dem die Ausführung des Nyel'ſchen Vorhabens ſehr am Herzen lag, trug das Anliegen in inbrünſtigem Gebete Gott vor und berieth ſich in der Stille mit frommen und weiſen Mitbrüdern. Sie ſtimmten der Meinung de Laſalle's bei, daß es das ſicherſte Mittel zum Gelingen des Unternehmens wäre, wenn die neue Knabenſchule einem eifrigen, unterrichteten und energiſchen Pfarrer der Stadt anvertraut würde. In dem despotiſchen Staate Ludwigs XIV. war nämlich das Recht der Pfarrer, in ihren Pfarreien Schulen zu errichten, allſeitig anerkannt, denn man betrachtete die Schulen mit Recht als ein nothwendiges Hilfsmittel zur Ausübung des Seelſorgeramtes. De Laſalle ſchlug den Pfarrer Dorigny von St. Moritz vor, und ſetzte ſich mit dieſem, da ſein Vorſchlag gebilligt wurde, in's Einvernehmen. Dieſer würdige Pfarrer eröffnete dem ehrwürdigen de Laſalle, daß er ſchon ſeit längerer Zeit damit umgehe, in ſeiner Pfarrei Freiſchulen zu

errichten, und ergriff mit lebhaftem Eifer die ihm dargebotene Gelegenheit, sein Vorhaben zu verwirklichen. Er nahm Adrian Nyel und dessen jungen Gehilfen in sein eigenes Haus auf und sorgte für ihren Unterhalt und für die Errichtung der Schule um die geringe Entschädigung von 150 Francs, die Frau von Maillefer für jeden bezahlte. Die Schule wurde im Namen des Pfarrers von St. Moritz eröffnet, bekam viele Schüler und gedieh vortrefflich. Die Schreiblehrer, auf deren Privilegien wir später zu sprechen kommen werden, sahen zwar mit scheelen Augen auf die Freischulen, mußten aber das Recht des Pfarrers achten. Nyel pflegte mit de Lasalle regen Verkehr; er besuchte ihn fleißig, berieth ihn bei obwaltenden Schwierigkeiten und bat ihn dann und wann um Dienste, welche der gefällige Domherr gerne leistete. Im Uebrigen aber hatte noch keiner von beiden einen weitergehenden Plan und sie dachten nicht daran, sich miteinander zu verbinden.

Einige Monate nach Eröffnung der Freischule von St. Moritz faßte Frau de Croyère den Entschluß, in der St. Jakobspfarrei, zu welcher sie gehörte, ebenfalls eine Freischule für Knaben zu stiften. Sie war reich und verwittwet und wollte, da sie bedenklich krank war, vor ihrem Tode ein bleibendes Denkmal ihrer Liebe zu den Armen errichten. Sie zog de Lasalle zu Rathe und dieser erkannte in dem Umstande, daß gerade um dieselbe Zeit sich drei junge Candidaten bei Nyel meldeten, einen deutlichen Fingerzeig des göttlichen Willens und befürwortete die Errichtung der neuen Schule. Dieselbe wurde im September 1679 eröffnet, nachdem Frau de Croyère zu deren Unterhaltung der Pfarrei ein Capital von 10 000 Francs vermacht hatte. Nyel führte die drei Candidaten in die Unterrichts- und Erziehungskunst ein und verwendete sie an der neuen Freischule, wo sie unter seiner Leitung die Knaben unterrichteten. Diese Leitung ließ aber Vieles zu wünschen übrig. Nyel war fromm, eifrig und uneigennützig, er war auch ein vortrefflicher Lehrer und tüchtig in der Führung seiner Schüler; aber zur

Leitung der im Werden begriffenen Gesellschaft von Lehrern taugte er nicht; er litt in dieser Beziehung, gleich Pestalozzi, an „vollständiger Regierungsunfähigkeit“. Voll Unruhe, oft auf Reisen und immer mit neuen Unternehmungen beschäftigt, konnte er in der jungen Gesellschaft nicht, wie es nöthig war, den Geist der Sammlung, der Einigkeit und der Regularität aufrecht erhalten. De Lasalle, durch und durch ein Mann der Ordnung und der Regel, erkannte die Nothwendigkeit, die Glieder der Gesellschaft einer einheitlichen, umsichtigen und festen Leitung zu unterwerfen. Er nahm sich darum thatkräftig der Gesellschaft an, um den Zerfall des begonnenen schönen Werkes zu verhindern. Das Pfarrhaus in St. Moritz, wo die fünf Lehrer wohnten, war zu eng für so viele Leute, auch reichten deren Einkünfte zu ihrem Unterhalte nicht aus. Der edle Canonikus, welcher an der traurigen Lage der Lehrergesellschaft innigen Antheil nahm, miethete deßhalb auf seine Kosten für die Lehrer ein eigenes Haus in der Nähe des seinigen, um sie leichter besuchen und ihnen das Essen aus seinem Hause schicken zu können. Sie bezogen ihre neue Wohnung am 25. December 1679. Um Ordnung in ihr gemeinschaftliches Leben zu bringen, gab ihnen de Lasalle nun einige Regeln; er setzte die Zeit des Aufstehens, des Schlafengehens, des Gebetes und der Erholung fest und sah öfters im Tage nach, ob seine Vorschriften genau beobachtet würden. Nyel eröffnete in diesem Hause eine dritte Schule, die bald ebenso zahlreich besucht war, wie die übrigen. Da Nyel häufig verreiste und die jungen Lehrer dann ohne Aufsicht waren, so ordnete de Lasalle bald darauf an, daß sie den ganzen Tag in seinem Hause zubringen sollten, ausgenommen die Zeit der heiligen Messe und der Schule. Sie speisten von nun an mit ihm und kehrten Abends nach dem Nachtgebete in ihre Wohnung zurück. So blieb es, bis die Miethe des Gesellschaftshauses zu Ende war.

Der Eifer, mit welchem sich de Lasalle diesen Werken der

Liebe widmete, that ſeinen theologiſchen Studien keinen Abtrag. Er verlängerte dieſelben bis in die Nacht hinein und ſtand des Morgens vor ſeinen Brüdern auf. Er hatte ſeinem Diener befohlen, ihn um 4 Uhr zu wecken und ihn nöthigen Falles zu ſchütteln, bis er ganz erwacht wäre. Im Jahre 1681 machte er die nöthigen Examina und vertheidigte ſeine Theſen mit ſolchem Erfolge, daß ihm die theologiſche Facultät die Doctorwürde zuerkannte. Bemerkenswerth iſt hierbei, daß der 30jährige Gelehrte ſchon bei ſeiner Doctordisputation ſchonungslos die Irrthümer der Janſeniſten verurtheilte. Offenbar dachte de Laſalle um dieſe Zeit noch nicht an die Gründung ſeines Inſtituts, und ſeine gelehrten Studien ſchienen ihn von dem Volksunterrichte zu entfernen, dem ſein ganzes Leben ſpäter gewidmet ſein ſollte. „Ich ſtellte mir vor," ſagt er in ſeinen Memoiren, „daß die äußere Aufſicht, welche ich über die Schulen und die Lehrer führte, mich zu nichts Weiterem verpflichtete, als für ihren Unterhalt beſorgt zu ſein und dahin zu wirken, daß ſie ihr Amt mit Frömmigkeit und Eifer bekleideten." Die Sorge, welche er den Lehrern zuwandte, war bis daher nur eine Nebenbeſchäftigung; ſeine Hauptthätigkeit blieb dem Studium und der Seelſorge gewidmet. Er war trotz ſeiner Jugend ein geſuchter Beichtvater. Seine Studien, ſeine Sammlung und ſein ernſtliches Streben nach eigener Vervollkommnung hatten ihm eine tiefe Kenntniß des Menſchenherzens erworben und ſeinen Geiſt mit Erleuchtungen bereichert, welche gewöhnlich nur die Frucht langer ſeelſorglicher Erfahrung ſind. Eine alte Lebensbeſchreibung vom Jahre 1733 ſagt in dieſer Beziehung von de Laſalle: „Er war gegen ſeine Beichtkinder ſehr milde; er hörte ſie mit Geduld an, antwortete mit Güte und gab ſeinen Worten eine Lieblichkeit und Salbung, daß ſie in die Herzen eindrangen. Er löste ihre Zweifel, beſeitigte die Schwierigkeiten und gab ihnen Lebensregeln. Er beſaß die Kunſt, die Herzen für Gott zu gewinnen, und ließ ſo erkennen, daß ein Prieſter nie jung iſt, wofern er den Geiſt Gottes hat."

Unterdeſſen kam die Zeit heran, da de Laſalle's Beziehungen zu den Schulbrüdern Nyels engere werden ſollten. Der Miethvertrag über das Haus der Brüder ging zu Ende und nun war der ehrwürdige Canonicus vor eine wichtige Entſcheidung geſtellt. Die Lehrbrüder hatten unter de Laſalle's Leitung in jeder Hinſicht ſo gute Fortſchritte gemacht, daß Nyel ſelbſt wünſchte, er möchte dieſelben ganz zu ſich nehmen und leiten. Willfahrte de Laſalle dieſem Wunſche, ſo mußte er ſein bisher ſo ſtilles Leben ändern und ſich eine mühevolle und ſorgenreiche Laſt aufbürden; auch würden, das ſah er wohl voraus, ſeine Freunde und Verwandten dagegen Proteſt einlegen. De Laſalle reiste deßhalb nach Paris, um ſich mit P. Barré zu berathen, welcher daſelbſt fünf Mädchenſchulen und ein Lehrerinnenſeminar gegründet hatte. „Nehmen Sie," rieth Barré, „die Lehrer in Ihr Haus auf und werden Sie ihr Leiter und ihr Vater. Die Schwierigkeiten dürfen Sie nicht abſchrecken. Wie man aus der Traube keinen Wein ziehen könnte, wenn ſie nicht zerdrückt würde, ſo kann auch die Menſchenſeele nichts Gutes von Bedeutung wirken, wenn ſie nicht zuvor unter der Kelter der Verfolgungen, der Trübſale und der Verſuchungen geweſen iſt." Dieſer Rath machte Eindruck auf de Laſalle, deſſen ganzes Streben dahin ging, nach Kräften Gutes zu wirken zum Heile ſeiner Mitmenſchen. An ſeinem Namenstage, den 24. Juni 1681, nahm er die ganze Geſellſchaft in ſein Haus auf. Was ſeither nur eine Nebenbeſchäftigung für ihn war, die Bildung und Leitung der Lehrbrüder, das ſollte von nun an ſeine Hauptaufgabe werden.

Die Welt, welche nur nach zeitlichen Rückſichten urtheilt und handelt und den Geiſt Gottes nicht begreift, nahm an dieſem Vorgehen Anſtoß. Man tadelte es, daß dieſer hochgeborene Herr zu einer ſo niedrigen Geſellſchaft herabſtieg; daß ein Doctor der Theologie mit einfachen und wenig gebildeten Lehrern des ABC's gemeinſchaftliche Sache machte; daß ein Würdenträger der Kirche einer ſo wenig geachteten Be-

schäftigung sich hingab. Galt es in jener Zeit, da der Adel sich in der Gunst des königlichen Hofes sonnte, schon für wenig ehrenhaft, wenn ein Mann von Geburt ein Pfarramt übernahm, so mußte es geradezu als entehrend angesehen werden, wenn ein adeliger Domherr der Rheimser Kathedrale sich der Armenerziehung widmete. Die Familie de Lasalle's, welche gehofft hatte, dieser werde vermöge seines Adels und seiner Wissenschaft zu hohen kirchlichen Würden emporsteigen, fühlte sich gedemüthigt und war erbittert. Man hielt einen Familienrath und beschloß, seine Brüder von ihm wegzunehmen, wenn er sich nicht von den Lehrern trennen würde. Doch der gotterleuchtete Mann zögerte keinen Augenblick mit seinem Entschlusse. Er wollte und konnte die Lehrer nicht in den Zustand der Entmuthigung und Verlassenheit versinken lassen. „Wenn ich mich von ihnen zurückziehe," sagte er, „so werden ihre Schulen diesen Schlag nicht überdauern. Meine Brüder werden bei meinen Anverwandten ein besseres Unterkommen finden, als bei mir, da diese erfahrener sind, um sie zu leiten und ihre Studien zu überwachen, als ich." Was kümmerten ihn die niedrige Herkunft und die ungeschickten Manieren der Lehrer, da sie Gottes Diener waren und ein wichtiges Amt bekleideten? Er ließ seine Brüder ziehen: der jüngste kam in eine Pension, der zweite zu einem seiner Schwäger. Nur der älteste, Ludwig, ließ sich nicht von ihm trennen; Dankbarkeit und Liebe hielten ihn bei seinem ehrwürdigen Bruder zurück.

Wir sind nun bei den Anfängen des Instituts der Brüder der christlichen Schulen angekommen. Schritt für Schritt leitete Gott seinen treuen Diener näher zu dem großen Werke hin, für dessen Vollendung ihn seine Weisheit erkoren hatte. De Lasalle hatte eine feine Erziehung genossen; er hatte sich von Jugend auf stets in gewählter Gesellschaft bewegt und gehörte durch Geburt und Stellung den höheren Kreisen an; er hatte mit seltener Auszeichnung seine wissenschaftlichen Studien vollendet und der Weg zu den höchsten Ehrenämtern der Kirche stand

ihm offen — und nun lebt er mit ungebildeten jungen Leuten zusammen und arbeitet für die Erziehung der Kinder der Armen. Hätte man ihm dieses vorhergesagt, als er sich Nyels annahm, so würde er, wie er selbst demüthig bekannte, davon abgestanden sein. „Gott," sagte er, „lenkt alle Dinge mit Weisheit und Milde und ohne den Neigungen der Menschen Gewalt anzuthun; darum hat er, als er mich ganz für die Schule gewinnen wollte, dieses unmerklich und allmählich vollzogen, indem mich eine Verbindlichkeit zu der andern führte, ohne daß ich es im Anfange voraussehen konnte."

Sobald de Lasalle die Bildung und Führung der Lehrergesellschaft ganz übernommen hatte, widmete er sich diesem Werke mit Eifer und voller Hingebung. Er lebte mit den Lehrern und bestrebte sich, ihrem Vereine mehr und mehr die Regularität und die Einrichtung einer religiösen Genossenschaft zu geben. Er drängte ihnen keine Regeln auf, sondern ließ sie deren Nothwendigkeit selbst erkennen und an sich erfahren, und flößte ihnen Geschmack dafür ein, so daß die Regeln mehr von ihnen selbst als von ihm auszugehen schienen. Was dann aber einmal beschlossen war, das mußte unter seiner Ueberwachung getreu ausgeführt werden, und er selbst ging darin mit dem unübertrefflichen Beispiele der Ausdauer und Beharrlichkeit voran. Auf Andrängen der Lehrbrüder und nach langem Zaudern übernahm er auch das Amt eines Beichtvaters der Gesellschaft und verwaltete dasselbe bis zu seinem seligen Ende. Nyel war entzückt über die Fortschritte, welche die Lehrer machten. „Sie haben unsere Lehrer umgewandelt," sagte er eines Tages zu de Lasalle; „sie sind sanft und eifrig geworden, wie Engel." Er war von nun an vom Gedeihen ihrer Schulen überzeugt und ging freudiger als je auf Gründung neuer Freischulen aus.

Das Lasalle'sche Haus war für seine neue Bestimmung wenig geeignet: es lag in einem belebten, unruhigen Stadttheile. Der Diener Gottes miethete daher ein anderes, in der

Vorstadt St. Remy am Eingange der „Neuen Straße" gelegenes Gebäude, das für seinen Zweck besser geeignet war, und bezog es mit seiner Gesellschaft an seinem Namenstage im Jahre 1682. Er blieb Pächter dieses Hauses bis zum Jahre 1700, wo er es in Gemeinschaft mit zwei anderen Priestern kaufte, um dessen Besitz für immer der Gesellschaft zu sichern. Dieses Haus ist somit als die bescheidene Wiege des Instituts der Brüder der christlichen Schulen zu betrachten. Gott schützte und segnete dieses Haus in seltener Weise: aus ihm sollte jene reiche Quelle christlicher Cultur und Bildung hervorgehen, die im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte zu einem großen und breiten Strome heranwuchs, aus welchem Hunderttausende jenes lebendige Wasser schöpfen, das fortquillt zum ewigen Leben.

Indem de Lasalle sein väterliches Haus verließ, brach er mit seiner ganzen Vergangenheit; er entfernte sich mehr und mehr von seinen Verwandten, seinen Freunden, von der Welt und ging einer ungewissen Zukunft entgegen. Er wußte dieß; die Liebe Gottes und des Nächsten war sein Leitstern; einen anderen wollte er nicht haben.

IV.

Neue Freischulen in Rethel, Guise, Laon. De Lasalle verzichtet auf sein Canonikat und verschenkt sein Vermögen. Er erweckt große Begeisterung für den Lehrerberuf. Sein unausgesetztes Tugendstreben.

Nachdem die christlichen Freischulen in Rheims festen Boden gefaßt hatten, begannen sie sich nach außen hin zu verbreiten. In vielen Städten waren die geistliche und die weltliche Obrigkeit längst von der Nothwendigkeit, den Unterricht und die Erziehung der Armen zu organisiren, überzeugt; aber die größte Schwierigkeit war und blieb immer, geeignete Lehrer zu finden. Als nun die Nachricht sich verbreitete, daß in Rheims Armenlehrer

wären, die ihr schwieriges Amt mit Erfolg verwalteten, da entstand in den Städten und Ortschaften der Nachbarschaft das Verlangen, dergleichen Lehrer zu bekommen. Die erste Stadt, welche solche begehrte, war Rethel. Die Pfarrer und die Stadträthe schrieben an de Lasalle, er möge ihnen zwei oder drei seiner Lehrer senden. Dieser trug gerechte Bedenken, seine jungen Lehrer, die eigentlich noch Novizen waren, in die Fremde zu entlassen. Nyel hingegen, ein „Gründer" im edlen Sinne des Wortes, erklärte sich sofort bereit, die gewünschte Schule zu eröffnen. Da auch der Herzog von Mazarin die Bitte der Stadt Rethel unterstützte und seinen Beistand versprach, so wurde Nyel mit der Ausführung des Werkes beauftragt. Er miethete ein Haus, der Herzog, der Pfarrer Vincenz Cervelet, die Wittwe Bourvalet und andere Wohlthäter sorgten für die Bedürfnisse der Lehrer, und so konnte die Schule im Jahre 1682 unter den Segenswünschen aller Guten eröffnet werden. Noch in demselben Jahre wurde auch in Guise eine Freischule errichtet. Der Herzog von Mazarin, welcher den Kindern seiner Standesherrschaft die Wohlthat einer guten Erziehung zukommen lassen wollte, stellte das Haus und die Einrichtung, und die Herzogin von Guise sicherte den zwei von Lasalle gesandten Lehrern einen jährlichen Gehalt von 400 Livres zu. Später wurde die Zahl der Lehrer verdoppelt und sie nahmen, um ihr Einkommen zu erhöhen, Kinder in Halbpension auf. Die Stadt Chateau-Portien und der Pfarrer von St. Peter in Laon baten ebenfalls um Lehrer und de Lasalle entsprach sofort ihrer Bitte. Nyel, welchem die Eröffnung auch dieser Schulen aufgetragen war, sprach überall mit tiefer Verehrung von seinem Wohlthäter und verschaffte ihm dadurch überall, wohin er kam, allgemeine Achtung und Bewunderung. Der eifrige „Gründer" gewann auf seinen Wanderungen auch einige Novizen, die er zu ihrer Ausbildung nach Rheims schickte, denn ohne solchen Nachschub hätte de Lasalle unmöglich den weiteren Bitten um Lehrer entsprechen können. In Laon blieb Nyel mehrere Monate; der

dortige Biſchof nahm die Schule unter ſeinen beſonderen Schutz, und Nyel und ſeine Gefährten wirkten ſo erfolgreich, daß der Stadtrath durch Beſchluß vom 19. November 1683 den „großen Erfolg“ der Schule anerkannte und den Lehrern eine jährliche Unterſtützung von 150 Livres bewilligte. Auch die Prämonſtratenſer von St. Martin kamen den Lehrern zu Hilfe, indem ſie ihnen täglich das Mittageſſen ſchickten.

Die fortwährende Abweſenheit Nyels und das Wachſen der Geſellſchaft vermehrten die Verantwortlichkeit und die Arbeitslaſt des ehrwürdigen de Laſalle bald ſo ſehr, daß zu deren Bewältigung ſeine Mußeſtunden nicht mehr genügten. Die Sorgfalt, welche die Leitung der Lehrbrüder verlangte, war nach und nach mit ſeinen Pflichten als Canonicus unverträglich geworden. Er ſah ſich vor einen neuen, für ſein zukünftiges Leben entſcheidenden, wichtigen Entſchluß geſtellt. Sollte er ſich von den Schulen zurückziehen, die ihren Erfolg ſeiner weiſen Führung und dem gewinnenden Einfluſſe ſeines Namens verdankten? Was würde dann aus dieſen Schulen, den Lehrern, die er gebildet, und den vielen armen Kindern werden, die jene beſuchten? Würden dieſe nicht auf's Neue der Zuchtloſigkeit und Unwiſſenheit, dieſer furchtbaren Mutter der Laſter und der Ausgelaſſenheit, verfallen? Oder ſollte er auf ſeine Domherrenwürde verzichten und ſich ganz und ungetheilt dem Werke der Schulen widmen? Seine Stellung als Canonicus der erzbiſchöflichen Kathedrale war eine geehrte, leichte, einträgliche und vielbegehrte; dafür fand er hundert Nachfolger. Dagegen ſeine Stellung als Leiter der Lehrbrüder war eine unſichere und wenig geachtete, die endloſe Mühen und aufreibende Anſtrengungen, aber keine Ehre und keinen Vortheil brachte, und Niemand begehrte nach derſelben. Bei dieſer Sachlage drängte ihn ſein edles Herz, ſeiner Domherrenwürde zu entſagen.

Um jedoch die Gewißheit zu erlangen, daß ſein Vorhaben dem Willen Gottes entſpreche, zog er ſich mehrere Tage in die Einſamkeit, die ſeinem ernſten und überlegenden Geiſte ſo ſehr

zusagte, zurück und machte geistliche Uebungen. „Was muß mich," schrieb er, „bei der Entscheidung, vor der ich stehe, bestimmen? Die größere Ehre Gottes, der Vortheil der heiligen Kirche, meine eigene Vervollkommnung und das Heil der Seelen. Wenn ich aber diese, einzig des Priesters würdige Beweggründe zu Rathe ziehe, so muß ich mein Canonicat aufgeben, um mich ganz der Sorge für die Schulen und für die Heranbildung von Lehrern hinzugeben. Welchen Erweis der Liebe verlangte Jesus von Petrus, als ihm dieser dreimal versichert hatte: Herr, du weißt, daß ich dich liebe? Er verlangte nicht Leiden, nicht Opfer, nicht den Tod, sondern Eifer für das Heil der Seelen: Weide meine Schafe, weide meine Lämmer! Und welches Mittel wäre wirksamer, das Seelenheil der Menschen zu fördern, als die christliche Erziehung der Jugend?" Er verließ seine Einsamkeit mit dem unerschütterlichen Entschlusse, auf sein Canonicat zu verzichten. In diesem Entschlusse wurde er besonders bestärkt durch die Wahrnehmung, daß seine Schüler öfters muthlos wurden und um ihre Zukunft besorgt waren. Was sollte aus ihnen werden, wenn sie krank und alt sein würden? Würden sie nicht in Armuth und Verlassenheit sterben müssen? Nach einem Leben voll Entbehrungen und Mühseligkeiten stand das Elend eines hilflosen Alters vor ihren Augen. Wenn auch de Lasalle sie zum Vertrauen auf Gott, der die Seinigen nicht verlasse, ermunterte, so konnten doch die Brüder denken — und sie ließen es ihn manchmal merken, daß sie so dachten — er habe gut reden, denn er besitze eine einträgliche Pfründe und ein schönes Privatvermögen; für ihn sei gesorgt, wenn auch die Schulen zu Grunde gingen. Solche Klagen beleidigten den Mann Gottes nicht; er erkannte in ihnen vielmehr einen Wink des Himmels.

Um jedoch nicht bloß seinem eigenen Urtheile zu folgen, schrieb er an P. Barré, theilte ihm seine Gedanken mit und bat ihn um seine Meinung. Der fromme Pater war schon früher durch die Schwestern von der Vorsehung vor die gleiche

Frage geſtellt geweſen. Als nämlich der Wohlthäter, welcher bis dahin für die Bedürfniſſe der Schweſtern geſorgt hatte, todkrank wurde, beriethen ſich die älteſten Schweſtern mit P. Barré, was aus der Geſellſchaft werden ſollte. Da ſagte Bourdon, Archidiakon von Evreux, welcher der Berathung beiwohnte: „Gründet eure Anſtalten auf die Vorſehung; das wird mehr nützen, als alle Verträge!“ Der Rath wurde befolgt und von daher datirt der Name der Schweſtern: „von der Vorſehung“. Denſelben Rath gab P. Barré dem ehrwürdigen de Laſalle. Das hieß ſo viel als: „Entäußere dich deiner Reichthümer, entſage deiner Pfründe, verzichte auf die Würden der Kirche, werde freiwillig arm — und dein Beiſpiel wird für deine Schüler wirkſamer und überzeugender ſein, als deine beredteſten Vorſtellungen.“ De Laſalle theilte nun ſein Vorhaben ſeinem Beichtvater mit; dieſer aber ſetzte der Ausführung desſelben längeren Widerſtand entgegen und ertheilte erſt im Juli 1683 die erbetene Zuſtimmung. Immerhin drangen ſeine Verwandten, ſeine Collegen im Capitel und andere angeſehene Perſönlichkeiten in ihn, daß er ſein Canonikat nicht aufgebe. Der Schritt, welchen ſeine Familie wie eine Entehrung anſah und der ihn von verehrungswerthen Freunden trennte, wurde dem Manne Gottes ſchwerer und ſchwerer gemacht; aber er betete und faſtete und blieb feſt bei der Ausführung ſeines Entſchluſſes. Doch nun verweigerte der Erzbiſchof Letellier, welcher de Laſalle in ſeiner Nähe behalten wollte, die Annahme ſeiner Reſignation; er verſagte ihm ſogar die erbetene Audienz. De Laſalle begab ſich von dem erzbiſchöflichen Palais weg in die Kathedrale, warf ſich vor dem heiligſten Sacramente nieder und blieb mehrere Stunden lang unbeweglich, in tiefſte Andacht verſunken, indem er Gott anflehte, ihn aufzuklären, ihn zu ſtützen und ſeinen heiligen Willen an ihm in Erfüllung gehen zu laſſen. Auf Zureden würdiger Prieſter, die in de Laſalle ein auserwähltes Werkzeug Gottes erkannten, gab endlich der Erzbiſchof die wiederholt erbetene Zuſtimmung, und der

ehrwürdige Diener Gottes empfand darüber eine so selige Freude, daß er, nach Hause zurückgekehrt, die Brüder versammelte und das „Großer Gott, wir loben dich" anstimmte. Ein Bewerber, der endlich nach langem Bitten und Zuwarten ein heiß ersehntes Amt erhalten hat, kann nicht glücklicher sein, als de Lasalle es darüber war, daß sein hohes Amt ihm abgenommen war. Gleich dem hl. Bruno von Köln, welcher einst ebenfalls Canonicus von Rheims gewesen war und seiner Würde entsagt hatte, um den strengen Karthäuserorden zu stiften, war de Lasalle nun frei, er konnte endlich dahin gehen, wohin Gott ihn rief.

Seine Freunde und Anverwandten und selbst der Erzbischof waren der Meinung, de Lasalle solle wenigstens zu Gunsten seines Bruders Ludwig, der ebenfalls Priester geworden war, verzichten. Er liebte diesen Bruder, der bei ihm ausgeharrt hatte, als seine anderen Brüder ihn verließen, zärtlich; aber sein Opfer sollte ein vollkommenes sein; Fleisch und Blut sollten keinen Antheil daran haben. Er verzichtete deßhalb zu Gunsten eines einfachen, aber eifrigen Priesters, Namens Jaubert, welcher am 16. August 1683 installirt wurde. Nach einigen Jahren gab der Erzbischof seinem Bruder Ludwig ein anderes Canonikat, um ihn, wie er lächelnd sagte, „für die Thorheit" seines Bruders, der seine Pfründe einem Fremden gegeben hatte, zu entschädigen.

Die Entsagung des ehrwürdigen Johann Baptist de Lasalle war indessen noch nicht vollkommen. Er hatte seine einträgliche Ehrenstelle niedergelegt, aber er war trotzdem ein reicher Mann geblieben. Sein Vermögen war für jene Zeit bedeutend; es betrug circa 40 000 Livres. „Mein Mund ist geschlossen," schrieb er um diese Zeit; „ich habe kein Recht, den Lehrern die evangelische Vollkommenheit anzupreisen; ich kann ihnen nicht von der Armuth sprechen, wenn ich nicht selbst arm bin, und nicht von der Hingabe an die göttliche Vorsehung, so lange ich Hilfsmittel gegen das Elend besitze." Der fromme Priester

entſchloß ſich daher, ſeines ganzen Vermögens ſich zu entäußern; er wartete nur auf eine Gelegenheit, wo er es ohne Aufſehen thun konnte. Dieſe Gelegenheit kam in dem ſtrengen Winter des Hungerjahres 1684, wo in vielen Gegenden, und ſo auch in Rheims, die bitterſte Noth unter den Armen herrſchte. Unter dieſe vertheilte jetzt de Laſalle ſein ganzes Vermögen, indem er dabei planmäßig und mit vieler Klugheit verfuhr. Täglich vertheilte er circa 100 Piſtolen (circa 1500 Mark). Davon machte er drei Theile. Der erſte Theil war für die armen Kinder der Schulen und für die Schweſtern vom heiligen Kinde Jeſus beſtimmt. Der zweite Theil wurde in ſeinem Hauſe vertheilt, wo ſich alle Morgen die Armen einfanden. Zuerſt gab ihnen de Laſalle oder ein anderer Prieſter eine religiöſe Belehrung und Ermahnung; dann, nachdem die Seele genährt war, empfing der Leib ſeine Speiſe. Der dritte Theil war für die verſchämten Armen, welche de Laſalle ſelbſt aufſuchte, um ihnen in der ſchonendſten Weiſe ſein Almoſen zukommen zu laſſen.

Mit Recht könnte man hier fragen: Warum gab de Laſalle ſein Vermögen nicht den Lehrbrüdern? Warum verwandte er es nicht zur Sicherſtellung der beſtehenden oder zur Gründung von neuen Freiſchulen? Hätte nicht gerade die große Hungersnoth von 1684 ihn mahnen ſollen, dafür Vorſorge zu treffen, daß ſeine Lehrer und ihre Schüler bei der Wiederkehr der Noth nicht Mangel leiden müßten? Solche Erwägungen blieben ohne Zweifel dem beſonnenen Prieſter nicht fremd, aber ſie konnten keinen beſtimmenden Einfluß auf ihn gewinnen. Ein unendlich größerer Gedanke, den zwar die „Kleingläubigen“ nicht verſtehen, beherrſchte ſeine Seele: Sein Inſtitut ſollte nicht in den Maßregeln klügelnder Berechnung, ſondern in dem vollkommenen Vertrauen auf die göttliche Vorſehung ſeine Stärke finden; es ſollte auf dem Fundamente der evangeliſchen Armuth begründet und durch die reine, ſelbſtloſeſte Liebe zu Gott und dem Nächſten aufgebaut werden. Die Glieder des In-

ſtitutes ſollten nicht durch natürliche Beweggründe der Verſorgung oder der Ehre angezogen und in der Treue erhalten werden, ſondern nur durch die übernatürlichen Motive des lebendigen, Alles bezwingenden Glaubens. In dieſem übernatürlichen Geiſte, welcher die Pflanzungen der Kirche durchdringt und beſeelt, liegt die Erklärung ihrer wunderbaren Fruchtbarkeit und Dauerhaftigkeit. Sie wurzeln in der übernatürlichen Welt der Ewigkeit und ziehen ihre übernatürliche Lebenskraft aus dem unverſiegbaren Borne der göttlichen Gnade. Je inniger ihr Geiſt mit dem der Kirche ſich vermählt, je vollkommener ſie den Geiſt des Chriſtenthumes aufnehmen und in ſich ausprägen, deſto mehr nehmen ſie auch Antheil an der unverwüſtlichen Lebenskraft der ewigen Kirche Gottes. Das ſollte auch an dem Inſtitute der Brüder der chriſtlichen Schulen offenbar werden. Während die Anſtalten eines Baſedow, Campe, Salzmann, Peſtalozzi und anderer „gefeierten" Pädagogen noch bei Lebzeiten ihrer Gründer durch Uneinigkeit, Eiferſucht und Unfruchtbarkeit zerfielen, hat die Stiftung de Laſalle's die furchtbaren Stürme der letzten zwei Jahrhunderte überdauert und immer weiter ſich entwickelt. Der Chriſt begreift dieß. In jenen Anſtalten waltete der Geiſt der natürlichen Humanität, welche den Egoismus zu überwinden nicht die Kraft hat; de Laſalle's Inſtitut aber iſt gebaut auf jenen Geiſt der übernatürlichen chriſtlichen Liebe und Selbſtverläugnung, dem der ehrwürdige Stifter, wie wir ſahen, Alles zum Opfer brachte.

De Laſalle war 33 Jahre alt, als er ſeinem göttlichen Lehrmeiſter in freiwilliger Armuth nachzufolgen anfing. Das große Opfer, welches er gebracht hatte, konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben. Während die Einen ſeinen Heroismus bewunderten, ſahen die Anderen in ihm das bedauernswerthe Opfer eines unbeſonnenen Enthuſiasmus. Den hochherzigen Wohlthäter der Jugend kümmerte indeß weder das Lob der Einen noch der Tadel der Anderen, deren Weisheit, wie der hl. Paulus ſagt, vor Gott Thorheit iſt. Ihm genügte es, jetzt mit dem

Apoſtel in Wahrheit ſagen zu können: „Ich habe Alles hingegeben, um Chriſtum zu gewinnen“ (Phil. 3, 8).

Das großmüthige Beiſpiel de Laſalle's erweckte nach und nach bei Vielen eine nie zuvor gekannte Begeiſterung für den Lehrerberuf; es wies die ihn umgebende Welt mit hohem Ernſte auf die Wichtigkeit des Erziehungsweſens hin, und man fing an zu begreifen, daß die Unterweiſung der Jugend, um deren willen der gelehrte und fromme Domherr ſolche Opfer freudig gebracht hatte, ein großes, wichtiges und heiliges Werk ſein müſſe. Mehrere Jünglinge, von denen einige ſchon die theologiſchen Studien begonnen hatten, entſagten ihren bisher gehegten Hoffnungen und ſtellten ſich dem Diener Gottes zur Verfügung, um unter ſeiner Leitung an der chriſtlichen Erziehung der Jugend zu arbeiten. Bald ſchlug die öffentliche Meinung ganz zu Gunſten de Laſalle's um; der Tadel verſtummte und ſeine Hingebung und Selbſtverläugnung fanden gerechte Anerkennung.

Wir ſind bisher der ſtufenweiſen Erziehung de Laſalle's für das heilige Werk der Jugenderziehung gefolgt. Verweilen wir einen Augenblick bei dieſem Werke. Die Kinder des Volkes aus den Banden der Unwiſſenheit und Sittenloſigkeit zu befreien, ſie zu braven Gliedern der bürgerlichen und der kirchlichen Gemeinſchaft und dadurch zu Himmelsbürgern heranzuziehen — dieſe Idee erfaßte de Laſalle mit dem ganzen Reichthum ſeines Geiſtes und der ganzen Wärme ſeines unſchuldsvollen reinen Herzens und ſuchte ſie mit aller Energie ſeines ſtarken Willens durchzuführen. Einen Gedanken ganz und voll ergreifen und mit dem Aufgebot aller Kräfte verwirklichen — das macht große Männer und ſchafft große Thaten. De Laſalle hatte erkannt, daß er zur Verbeſſerung und Organiſation der Erziehung berufen ſei; er brachte dieſem Berufe nicht nur ſein Amt und ſein Vermögen, ſondern auch ſich ſelbſt ganz und gar zum Opfer. Er ſah ein, daß er ſeiner hohen Aufgabe nur dann gewachſen wäre, wenn er ſelbſt ein würdiger Nachfolger

des höchſten Erziehers der Menſchheit, des göttlichen Kinderfreundes, ſein würde. Er wußte auch, daß der ganze Einfluß ſeiner Schüler mehr von ihrem Beiſpiele als von ihrer Lehre abhängen würde; darum wollte, darum mußte er ſie zu Tugendmuſtern erziehen, die der verderbten Welt durch treue Befolgung der evangeliſchen Räthe ein leuchtendes Beiſpiel gerade in den Tugenden geben könnten, deren ſie am wenigſten zu ihrem Glücke entbehren kann. Wollte er aber an ſeine Brüder ſo hohe ſittliche Anforderungen ſtellen, ſo mußte er vorab ſelbſt ihr Vorbild werden. Deßhalb arbeitete de Laſalle nach ſeiner Losſchälung von den Gütern dieſer Welt unausgeſetzt an ſeiner eigenen Vervollkommnung.

Vor Allem ſuchte er die Sinnlichkeit zu bemeiſtern, denn er wußte wohl, daß der Leib unſer Herr iſt, wenn wir ihn nicht in der Botmäßigkeit eines Sklaven erziehen und erhalten. Er trug ein härenes Bußgewand, das ihn unaufhörlich in der Geduld übte. Um ſeine Lenden legte er einen ledernen Gürtel, deſſen Innenſeite mit Spitzen verſehen war. Oft züchtigte er ſeinen Leib mit einer Geißel bis auf's Blut. Inmitten des Reichthumes erzogen, war er nicht an rauhe und grobe Koſt gewöhnt, und ſein Magen war dagegen ſehr empfindlich. Um dieſe Empfindlichkeit zu beſiegen, ſetzte er ſich mit ſeinen Schülern zu Tiſche und verlangte, daß man ihm die nämlichen Speiſen auftrage, wie dieſen. Dieſe Koſt widerte ihn an, die Kehle wollte ſich ihm zuſchnüren, aber er aß ſie trotzdem. Der Magen jedoch, ſtärker als ſein Wille, wollte dieſe Speiſe nicht annehmen und gab ſie zurück. Da ließ de Laſalle ihn ſo lange hungern, bis das Verlangen nach Speiſe außerordentlich groß geworden war, und nun nahm der beſiegte Magen jede Art von Speiſe ohne Widerſtreben an. Dieſer Sieg unſeres Tugendhelden war ſo vollkommen, daß de Laſalle gar nicht mehr darauf achtete, welche Gerichte man ihm vorſtellte. Einmal ſetzte der Koch in Folge eines Irrthumes den Brüdern eine Schüſſel voll Wermut vor. Als die Brüder die Bitterkeit

ſchmeckten, glaubten ſie an Vergiftung und wurden unruhig; nur de Laſalle merkte nichts, er aß ſeinen Theil, ohne ein Wort zu ſagen.

Ganz beſonders liebte und übte der fromme Stifter das Gebet, von deſſen Nothwendigkeit und Nützlichkeit er vollſtändig überzeugt war. Der irdiſche Menſch wird im Gebete ein edlerer und höherer Menſch: ſein Blick erweitert ſich, er erfaßt ſeine Aufgabe und ſein Ziel richtiger und ſicherer; er wird, weil er ſich auf Gott ſtützt, muthig, geduldig und beharrlich; er fühlt ſich durch eine höhere Kraft getragen und zieht Gottes Segen auf ſeine Unternehmungen herab. De Laſalle war ein Mann des Gebetes im vollſten Sinn des Wortes; ſein ganzes Leben war eine fortgeſetzte Unterhaltung mit Gott. Um zum Gebete mehr Zeit zu gewinnen, verkürzte er ſeinen Schlaf: er war der Letzte, der ſich zur Ruhe begab, und der Erſte, der Morgens im Betſaale erſchien. Er ſchlief oft auf einem Stuhle oder auf einigen Brettern und brachte manchmal die ganze Nacht im Gebete zu. Einmal mußte ein Bruder Morgens um drei Uhr im Zimmer de Laſalle's den Hausſchlüſſel holen, weil er abreiſen wollte; da fand er den Meiſter in leichtem Schlummer über ſeinen Betſtuhl gebeugt. Im Gebete ſuchte und fand de Laſalle das Licht und die Stärke, deren er zu ſeinem großen Unternehmen ſo ſehr bedurfte. Die unſterblichen Werke, die er geſchaffen hat, waren die Früchte ſeines innerlichen Lebens, ſeiner unausgeſetzten Vereinigung mit Gott.

Das Feuer der Liebe, das in dem Herzen des heiligmäßigen Dieners Gottes brannte, theilte ſich auch ſeinen Jüngern mit. Sie wollten bei ihm nicht bloß die weltlichen Wiſſenſchaften, ſondern auch die viel höhere und unendlich ſchwerere Wiſſenſchaft des Heiles lernen und beeiferten ſich, ihn in ſtrenger Uebung der Tugend nachzuahmen.

V.

Der Lehrverein wird eine religiöse Congregation. Die Gelübde. De Lasalle hält Schule. Das erste Landlehrerseminar. Errichtung eines Vornoviciates. Zustand des Volksschulwesens im 17. und 18. Jahrhundert. De Lasalle als der Schöpfer der eigentlichen Lehrerbildungsanstalten. Todesfälle in der Gesellschaft.

Vom ersten Augenblicke an, da de Lasalle sich den Lehrbrüdern und der Jugenderziehung ganz zu widmen beschloß, trat ihm die Umwandlung seiner Gesellschaft in eine reguläre kirchliche Genossenschaft immer klarer vor die Augen; er sah immer mehr ein, daß sein Werk nur auf diesem Wege dauernden Bestand erlangen könnte. Er war aber zu weise, als daß er von vornherein alle Regeln und Statuten dictirt hätte; er wollte, daß seine Schüler selbst an deren Festsetzung theilnehmen und daß dieselben aus ihrer eigenen Erfahrung herauswachsen sollten. Im Jahre 1684 versammelte er, nachdem er selbst zuvor bei den Karmelitern geistliche Uebungen gemacht hatte, die zwölf hervorragendsten Schüler zu Rheims und eröffnete ihnen: „Wir machen jetzt zehn Tage lang (bis zum Dreifaltigkeitsfeste) geistliche Uebungen; dabei wollen wir miteinander die Regeln studiren, die wir befolgen müssen, und die Mittel, durch welche unserer Gesellschaft eine feste und dauerhafte Existenz gesichert wird.“ Gegen Ende der Exercitien schlugen einige vor, sich durch ein ewiges Gelübde an die Gesellschaft zu binden. Der kluge Obere fand sie aber noch nicht genug vorbereitet zu einem solchen Opfer. Er gestattete jenen Zwölfen, mit ihm das Gelübde des Gehorsams und der Beharrlichkeit auf drei Jahre zu machen; die übrigen durften nur ein einjähriges Gelübde des Gehorsams ablegen. Außerdem faßten sie gemeinsam einige Beschlüsse bezüglich der Disciplin und der Einführung einer gemeinschaftlichen Kleidung, deren Wahl dem ehrwürdigen Stifter anheimgegeben wurde. Zugleich nahmen sie den Namen

„Brüder der chriſtlichen Schulen" an — ein ſchlichter und bezeichnender Name, durch welchen einerſeits die brüderliche Eintracht, die unter ihnen herrſchen ſoll, und andererſeits das Ziel ihres Berufes ausgedrückt iſt. Als Ordenskleid gab ihnen de Laſalle beim Eintritt des Winters einen langen, der Soutane ähnlichen Rock und einen Ueberwurf (Mantel), beide aus grobem ſchwarzen Tuch gemacht, und dazu einen Hut mit breitem Rande. Ueber den Vortheil dieſer gemeinſamen Kleidung, welche er ſelbſt ebenfalls anlegte, ſchrieb de Laſalle: „Bevor die Brüder die Ordenstracht hatten, betrachtete ſie Jedermann als bezahlte Lehrer, und diejenigen, welche ſich der Geſellſchaft anboten, verlangten Lohn wie Dienſtboten. Seitdem ſie Ordenskleidung haben, verlangt keiner mehr Bezahlung. Das Volk ſieht nunmehr in ihnen Perſonen, die der Welt entſagt haben. Ihr neues Gewand hatte in jeder Hinſicht gute Folgen."

Um dieſe Zeit wurde der Bruder, welcher die St. Jakobsſchule zu Rheims hielt, krank. De Laſalle wollte ſelbſt an deſſen Stelle treten und ſo ſah denn ſeine Vaterſtadt das ebenſo herrliche als ſeltene Schauſpiel, wie der adelige, gelehrte, ehemalige Domherr, welcher zu den vornehmſten Familien in Beziehung ſtand, täglich in der groben Kleidung eines Schulbruders zur St. Jakobsſchule ſich begab, um die kleinen armen Kinder im Leſen und Schreiben ꝛc. zu unterrichten und ſie reihenweiſe zur Kirche zu führen. Wer hätte eine ſo tiefe Demuth nicht bewundern ſollen?

Der Ruf der neuen Freiſchulen verbreitete ſich immer mehr in der Rheimſer Diöceſe. Die Landpfarrer, welche von der Kirche gedrängt wurden, für den Unterricht der Kinder zu ſorgen, und doch Niemanden hatten, dem ſie dieſelben anvertrauen konnten, baten de Laſalle dringend um Schulbrüder. Der weiſe Stifter, welcher ſeine Brüder nicht den Gefahren der Vereinzelung ausſetzen wollte, antwortete, er könne ſeinen Schülern nicht erlauben, getrennt von einander zu leben, es müßten ſtets mindeſtens zwei beiſammen bleiben. Um aber den kleinen Or-

ten, die nur einen Lehrer brauchten, zu Hilfe zu kommen, erbot er sich, unter dem Namen „Schullehrer-Seminar“ eine Normalschule zu eröffnen, in welcher Lehrer für die Landgemeinden gebildet werden sollten. Diese Anstalt wurde noch im Jahre 1684 zu Rheims eröffnet und war die erste dieser Art, von der die Geschichte der Schule berichtet. Die Geistlichen schickten talentvolle und tugendhafte Jünglinge dahin, deren Zahl in kurzer Zeit bis auf 25 stieg. Nachdem dieselben hinlänglich im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, sowie über die Methode, diese Unterrichtsgegenstände zu lehren, unterrichtet und für die Tugenden ihres Standes erzogen waren, wurden sie in den Landschulen angestellt, wo sie viel Gutes wirkten.

Zugleich eröffnete de Lasalle ein Vornoviciat für sein Institut. „Man erzieht darin,“ schreibt er selbst, „talentvolle Kinder, welche Neigung zur Frömmigkeit haben und in unsere Gesellschaft einzutreten sich vornehmen. Man nimmt sie im Alter von 14 bis 16 Jahren auf, gewöhnt sie an das Gebet und die anderen Uebungen der Frömmigkeit, unterrichtet sie in allen Gegenständen des Katechismus und lehrt sie vollkommen lesen, schreiben und rechnen. Diese Zöglinge haben ihren besonderen Schlafsaal, einen eigenen Betsaal und Speisesaal und ein gesondertes Erholungslocal; auch ihre Uebungen sind von denen der Brüder verschieden und ihrer geistigen Entwicklung, sowie ihrem künftigen Berufe angemessen.“ Dieses Vornoviciat wurde mit 4 Knaben angefangen und zählte nach einem Jahre bereits 15 Zöglinge, denen der unermüdliche Stifter eine ganz besondere Sorgfalt widmete. Die Genossenschaft der Brüder, das Vornoviciat und das Landlehrer-Seminar zählten zusammen sechzig Personen, und der ehrwürdige de Lasalle hatte für die Erziehung, Nahrung, Kleidung und Wohnung derselben zu sorgen. Einige Verwandte und andere wohlthätige Personen reichten ihm die Mittel dar, um sein großes und segensreiches Unternehmen mit Erfolg fortzuführen. Gott segnete sichtlich das Werk, das

aus reinstem Eifer für seine Ehre und das Wohl der Mitmenschen, besonders der Armen, begonnen war.

Um de Lasalle's noch lange nicht hinreichend anerkannte Verdienste um das Volksschulwesen gebührend zu würdigen, muß man den Blick stets auf den damaligen Zustand der Volksschulbildung gerichtet halten. Wie traurig sich die Verhältnisse der Elementarbildung in Frankreich im 17. Jahrhundert gestaltet hatten, haben wir bereits gesehen. Wohl war viel guter Wille und Opfersinn vorhanden, den Uebelständen abzuhelfen; aber es fehlte am Nothwendigsten, nämlich an guten Lehrern. Selbst in Deutschland, dem gerühmten Lande der Schulen, lag das Volksschulwesen im 17. und 18. Jahrhundert vollständig darnieder. Die weltliche Obrigkeit, welche hier in Folge der Reformation das Schulwesen an sich gezogen hatte, vernachlässigte das Volksschulwesen lange Zeit auf unverantwortliche Weise. Der Staat, welcher sich als Schulherrn betrachtete, that gar nichts, um tüchtige Lehrer für die Kinder des Volks zu beschaffen. Verkommene Handwerker, entlassene Soldaten, verdorbene Studenten und Schreiber, Leute, die zu nichts Anderem zu gebrauchen waren, verwalteten, wie Heppe (Geschichte des deutschen Volksschulwesens, I. 247 f.) berichtet, das Schulamt.

Der Kanzler V. Ludwig von Seckendorf klagt (in seinem „Christenstaat", Leipzig 1685): „Die meisten Lehrer führen ihr Amt mit großer Ungeschicklichkeit; weil sie selber nicht besser erzogen worden, wissen sie nichts als poltern, schelten, aushöhnen, schlagen und strafen, zeigen keine christliche und natürliche Liebe und erbauliche Treuherzigkeit, leben theils wegen schlechten Unterhalts in Noth und Verachtung, suchen mit Nebenarbeit und Versäumung ihres eigentlichen Berufs ihre Nahrung zu verbessern, thun nichts umsonst, deren zu geschweigen, die mit bösem Leben ihre Schüler selbst ärgern." Noch im Jahre 1804 schreibt von Türck in der Schrift: „Ueber zweckmäßige Einrichtung der öffentlichen Schul- und Unterrichtsanstalten": „Alles, was sich dem aufmerksamen Beobachter in den meisten der jetzt

vorhandenen Landschulen darstellt, ist unbeschreiblich elend, widersinnig, verderblich in seinem Einfluß auf die Erziehung der Jugend. Elende, enge, niedrige Schulzimmer, eine verdorbene, verpestete Luft, der höchste Grad der Unreinlichkeit, der nicht selten dadurch, daß die Schulstube zugleich Wohnzimmer, Werkstätte und Stall für das Federvieh ist, herbeigeführt wird. Unwissende, ungesittete, unreinliche Schulmeister, welche die Schule als einen nothwendigen Nebenbehelf, die Betreibung ihres Handwerks als die Hauptsache betrachten, und dieses leider nur zu oft thun müssen, wenn sie nicht hungern wollen. Man versetze sich nur einmal in eine solche Schule. Eine verpestete Luft kommt uns gleich beim Eintritt entgegen; der Schulmeister, der elende, ärmliche, unwissende Mensch, dem Reinlichkeit, wahre Zucht und Ordnung, dem die Gefühle der Menschheit fremd sind, auf dessen Gesicht sich der Widerwille und die Langeweile seines Geschäftes mit unverkennbaren Zügen darstellen, mit der Nadel oder wohl gar mit dem Webestuhle beschäftigt, läßt nun die Kinder buchstabiren, er läßt sie lesen. Unser Ohr wird beleidigt, unser Innerstes empört sich gegen ein solches Lesen. Vergebens suchen wir in den Augen der Kinder auch nur eine Spur der Freude an diesem Unterrichte, in dem Gesichte des Schulmeisters auch nur einen Zug der Theilnahme an dem Fortschreiten seiner Zöglinge."

Diese trostlosen Zustände konnten nur durch eine gute Erziehung und methodische Ausbildung der künftigen Lehrer gebessert werden. In großem Maßstabe war dieses aber nur in eigentlichen Berufsschulen, in Lehrerconvicten oder Lehrerseminaren möglich. Der Herzog Ernst von Gotha, von welchem der berühmte „Schulmethodus" herrührt, erkannte am Abende seines Lebens die Nothwendigkeit, eine eigentliche Berufsanstalt zur Heranbildung von Volksschullehrern zu gründen, und empfahl diesen Gedanken seinen Nachfolgern zur Ausführung. Allein diese ließ lange auf sich warten. Der Schulherr Staat that nichts, um das Elementarschulwesen durch Beschaffung

tüchtiger Lehrer zu heben und zu verbessern; Private waren es, die aus christlicher Liebe zum Volke das schreiende Bedürfniß nach guten Lehrern zu stillen unternahmen. A. H. Franke, der edle Stifter des Waisenhauses in Halle, errichtete 1696 an seiner Anstalt Freitische für arme Studenten und verwendete diese als Gehilfen bei Ertheilung des Unterrichts an die Kinder seiner Anstalt. Diese Maßregel trug ohne Zweifel zur Hebung des Schulwesens Vieles bei, aber sie konnte ein eigentliches Lehrerseminar nicht ersetzen, da diese Studenten ohne gehörige Vorbereitung zum Lehramte mit dem praktischen Unterrichte beschäftigt wurden und ihr Ziel nicht der Volksschullehrer-Beruf, sondern das Predigeramt war. Der Schüler Franke's, Consistorialrath Hecker in Berlin, kam dem Ziele einer fachlichen Vorbereitung auf das Lehramt näher, indem er 1748 mit seiner Realschule ein Landschullehrer-Seminar verband, das 1753 eine Staatsunterstützung von 600 Thalern bekam und zu einer Staatsanstalt gemacht wurde. Aehnliche Seminare entstanden im 18. Jahrhundert in vielen Städten Deutschlands; aber sie waren keine selbständigen Anstalten, sondern Anhängsel von Gymnasien, Realschulen und Waisenhäusern, und hatten stets, wie Heppe sagt, „eine ganz prekäre, stiefmütterlich gepflegte Existenz". Es waren nur pädagogische Curse, die neben der Hauptanstalt hergingen. Das erste selbständige Lehrerseminar (mit Internat) in Deutschland war das vom Fürstbischof Fr. Ludwig von Erthal 1773 zu Würzburg errichtete.

Wir waren also wohl berechtigt, das 1684 von dem ehrwürdigen de Lasalle gegründete Landschullehrer-Seminar das erste seiner Art zu nennen. Hundert Jahre vorher, ehe man in Deutschland die Fachschulen für Lehrer zu organisiren anfing, hatte de Lasalle eine umfassende Organisation für die Berufsbildung der Elementarlehrer durchgeführt. Das Noviciat seines Instituts war das erste musterhafte Lehrerseminar, worin hingebungsvolle, für ihren Beruf begeisterte und geschickte Ordenslehrer für die städtischen Volksschulen herangezogen wur-

den. In dem Seminar für weltliche Lehrer erhielten die Landlehrer für kleinere Orte ihre sittlich-religiöse, intellectuelle und technische Vorbildung. Das Vornoviciat war eine förmliche Präparandenschule. Die von den ausgebildeten Brüdern geleiteten Volksschulen dienten den Novicen und Seminaristen als Uebungsschulen. De Lasalle hat somit schon vor 200 Jahren den Entwurf zu den Anstalten gefaßt und ausgeführt, durch welche allein die Schaffung eines berufstüchtigen Lehrerstandes und die Hebung des Volksschulwesens in weiten Kreisen ermöglicht wird. Er ist der Schöpfer der selbständigen Lehrerbildungsanstalten.

Die Sorge für seine eigenen Anstalten nahm de Lasalle's Thätigkeit gewiß hinlänglich in Anspruch. Trotzdem fuhr er unausgesetzt fort, sich des Werkes, welches Roland seiner Freundschaft anempfohlen hatte, thatkräftig anzunehmen. Er war noch immer der geistliche Führer der Schwestern vom heiligen Kinde Jesus und der Dirigent ihrer Waisenanstalt. Als die kirchlichen Oberen im Jahre 1684 in einer Gemeinde, die lange Zeit ohne Seelsorger und infolge davon verwahrlost war, eine Mission halten lassen wollten, wandten sie sich an de Lasalle, damit er dieselbe leite, und gaben ihm einige fromme und beredte Priester mit. Aus Gehorsam verließ der Mann Gottes seine junge Gesellschaft und eröffnete die Mission, deren Hauptlast er zu tragen hatte. Seine Frömmigkeit, seine Beredsamkeit, seine Güte und sein heiliger Eifer versammelten um seine Kanzel eine große Zuhörerschaft. Die Sünder wurden ergriffen und bekehrten sich; die Hoffnungen, welche die geistliche Obrigkeit auf de Lasalle's Thätigkeit gesetzt hatte, wurden übertroffen. Noch lange Zeit nach dieser Mission sprach das Volk jener Gegend von de Lasalle und nannte ihn den „heiligen Priester".

Im Jahre 1685 errichtete de Lasalle ein zweites Seminar zur Ausbildung von Landschullehrern. Der Herzog A. Karl von Mazarin, dem sein Oheim, der Cardinal Mazarin, ein ungewöhnlich großes Vermögen hinterlassen

hatte, wollte den Ortschaften seiner weiten Besitzungen die Wohlthat einer christlichen Bildung angedeihen lassen und setzte sich zu diesem Zwecke mit de Lasalle in Verbindung. Er verpflichtete sich durch Notariatsact vom 22. September 1685, ein Haus mit Kapelle und Einrichtung in La Fère, Diöcese Laon, zu stellen und eine jährliche Pension von 600 Livres zu zahlen, damit stets drei junge Leute daselbst „in allem unterwiesen würden, was zu einem guten Lehrer nöthig ist".

Ueber diese Fortschritte des Instituts der Brüder der christlichen Schulen konnte sich Niemand mehr freuen, als Nyel, welcher die Hingebung und das Organisationstalent des ehrwürdigen de Lasalle aufrichtig bewunderte. Er war in Laon, leitete die Schule daselbst und überwachte die in Guise; aber sein Herz zog ihn nach Rouen zurück. „Meine Mission in der Champagne," sagte er, „ist beendigt; nichts kann mich mehr zurückhalten." Im September 1685 reiste er nach Rheims, bestimmte durch seine dringenden Bitten de Lasalle, die Leitung der Schulen in Laon und Guise zu übernehmen, und kehrte nach Rouen zurück. Dort wurde er „Oberaufseher der Armenschulen der Stadt" und starb am 31. Mai 1687. De Lasalle hielt für seine Seelenruhe einen feierlichen Trauergottesdienst.

Nach Nyels Abreise wollte der ehrwürdige Stifter durch die Brüder einen Generaloberen wählen lassen, indem er für sich nur die geistliche Leitung der Brüder behalten wollte. Er berief eine Generalversammlung der Brüder, welche am 9. Juni 1686 zu Rheims stattfand. Hier stellte er den Brüdern vor, daß die Geschäftslast für ihn zu drückend sei und ihn in seinen frommen Uebungen störe; daß sie ja doch einmal einen Nachfolger für ihn wählen müßten und daß es besser sei, wenn dieß noch bei seinen Lebzeiten geschehe. Er hielt sich nicht für nothwendig und glaubte, den Brüdern besser dienen zu können, wenn er für sie bete und ihnen ein Beispiel des Gehorsams gebe, als wenn er ihnen befehle. Seine beredte Demuth besiegte in der That den Widerstand der Brüder: sie wählten

Heinrich Lheureux zum Generalsuperior. De Lasalle freute sich aufrichtig, dem neuen Oberen Beweise seines Gehorsams geben zu können. Er verrichtete die niedrigsten Dienste im Hause. Mit einer alten Küchenschürze bekleidet wusch er das Geschirr und fegte die Säle und die Gänge. Er bediente die Brüder mit rührender Einfalt; er wußte, daß der göttliche Heiland auch den geringsten der den Brüdern erwiesenen Dienste so ansieht, als wären sie ihm selbst geleistet worden. Weil er klar erkannte, daß eine Genossenschaft, wie die von ihm gestiftete, nur auf dem soliden Fundamente der Demuth und des Gehorsams gedeihen könne, so wollte er selbst seinen Brüdern in vollkommener Ausübung dieser schweren Tugenden mit gutem Beispiele vorangehen. Als jedoch die Stellung de Lasalle's nach und nach in der Stadt bekannt wurde, nahm man Anstoß daran, daß ein Priester, ein Doctor der Theologie, ein resignirter Canonicus einem einfachen Schulbruder unterthan sei; die kirchliche Obrigkeit sah sich zum Einschreiten veranlaßt und setzte den ehrwürdigen Stifter wieder an die Spitze der Gesellschaft.

Ehe wir aber über die weitere Entwicklung des Institutes unter de Lasalle's Leitung berichten, müssen wir einiger schmerzlichen Verluste gedenken, welche die junge Genossenschaft in den Jahren 1684 bis 1687 erlitt. Im Jahre 1684 starb der Bruder Johann Franz. Derselbe war in Rheims geboren, gehörte einer angesehenen Familie an und hatte sich bereits eine sehr gute Stellung in der Welt errungen, als er 1682 das niedrige und opfervolle Loos eines Schulbruders erwählte. Er starb eines sehr erbaulichen Todes.

Nach Nyels Abreise schickte de Lasalle auf Verlangen des Pfarrers von St. Peter zwei Brüder nach Laon, den Bruder Gabriel Drolin und den Bruder Nikolaus Bourlette. Beide gehörten angesehenen Familien an und hatten auf ihr väterliches Erbe verzichtet, um sich dem beschwerlichen Berufe der Schulbrüder zu widmen. Bruder Nikolaus, der während

einer Krankheit des Bruders Gabriel dessen Stelle mitversah, zog sich durch Ueberanstrengung ein Fieber zu, an welchem er am 16. September 1686 im Alter von kaum 25 Jahren starb. Die Eltern dieses Bruders, welche reiche Kaufleute in Rheims waren, hatten alle Mittel versucht, um ihn von seinem Berufe abzubringen. Sie hielten es für eine Schande, daß ihr Sohn Lehrer wurde. „Nein, nein," schrieb ihnen der junge Mann, „mein Beruf kann meine Familie nicht entehren. Sehet doch Herrn de Lasalle an: er war Canonicus zu Rheims, er ist Doctor der Theologie, er ist ein geachteter Gelehrter, der Sohn einer vornehmen Familie, ein Heiliger, den Alle loben — und nichtsdestoweniger leitet er eine Schule, er ist Lehrer. Ich will in seine Fußstapfen eintreten und seinem Beispiele nachfolgen." Dieser Bruder erbaute in Laon die ganze Stadt durch seine Tugenden. Eine alte Chronik schreibt von ihm: „Die ganze Stadt schien tief betrübt über seinen Verlust; Jedermann ehrte ihn wie einen Heiligen; sein Grab wurde ein wahrer Wallfahrtsort, denn viele Menschen gingen dahin, um durch die Fürbitte dieses frommen Verstorbenen Erhörung ihrer Gebete vom Himmel zu erflehen." Auch der Bruder Moritz aus Rheims starb daselbst am 30. April 1687 eines gottseligen Todes. Der Pfarrer Dorigny, welcher in der Folge noch mehreren Brüdern in der Todesstunde Beistand geleistet hatte, sagte: „Es ist wunderbar; nie habe ich einen Menschen, selbst wenn er 80 Jahre alt war, mit solchem Muthe und solcher Ergebung sterben sehen, wie diese guten Brüder." Sie lebten und wirkten für die Ewigkeit, darum hatte der Tod für sie seine Schrecken verloren.

Aus diesen Nekrologen der ersten Schulbrüder, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat, ersehen wir erstens, wie sehr es dem ehrwürdigen Stifter gelungen war, in den Gliedern des jungen Instituts das ernste Streben nach christlicher Vollkommenheit zu erwecken und zu erhalten. Zweitens erfahren wir daraus die bemerkenswerthe Thatsache, daß junge Männer

aus reichen und angesehenen Familien der Genossenschaft de Lasalle's beitraten, weil sie es für einen höchst verdienstlichen und ehrenvollen Beruf hielten, an der christlichen Erziehung der Kinder der Armen zu arbeiten. Und diese Brüder standen trotz ihrer Armuth beim Volke in hohem Ansehen, weil das Volk ihre Hingebung kannte und wußte, daß sie aus idealen Beweggründen, nicht des Lohnes wegen dem Dienste der Schule sich widmeten. Warum wenden sich heutzutage nicht auch die Söhne reicher Familien dem Lehrerberufe zu? Warum klagen die Lehrer ohne Aufhören, ihre Stellung sei nicht genug geachtet? Woher kommt fast in allen Ländern die tiefe Unzufriedenheit des Lehrerstandes? Weßhalb haben die Schulbehörden trotz mehrfacher Gehaltserhöhung und trotz des Privilegiums bezüglich der Militärdienstzeit, welches nur den Lehrern gewährt ist, bald mit Lehrermangel zu kämpfen, bald über viele unwürdige Eindringlinge zu klagen? Es kommt daher, weil unser Geschlecht den lebendigen Glauben und mit ihm die ideale Auffassung des Lehrerberufes verloren hat. Diese ist trotz aller gegentheiligen Behauptung heute so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß man der Gefahr der Verspottung sich aussetzt, wenn man es wagt, diese ideale Seite hervorzuheben und auf den Himmelslohn treuer christlicher Jugendbildner hinzuweisen. Nur im Lichte des Glaubens erhält der Lehrerberuf seine wahre Würde und der Lehrerstand das gebührende moralische Ansehen. Nur gläubige und im Geiste des Christenthums erzogene Lehrer werden treue Hirten der Jugend sein; ungläubige, im Geiste der modernen Aufklärung gebildete Lehrer werden stets unzufriedene Miethlinge bleiben.

VI.

Die Niederlaſſung in Paris. Die Schulordnung. Katechetenſchule. Reiſe nach Rheims. Verlegung des Vornoviciates nach Paris. De Laſalle's Krankheit. Tod des Bruders Lheureux. Verbot des Studiums der lateiniſchen Sprache.

Das Inſtitut der Brüder der chriſtlichen Schulen hatte ſich in der Diöceſe Rheims bereits eingebürgert, und durch dasſelbe war eine vollſtändige Organiſation des Volksſchulweſens angebahnt. Die Brüder leiteten zwei Schulen in Rheims, die Schulen in Rethel, Guiſe, Chateau-Portien und Laon und die Landlehrer-Seminare zu Rheims und zu La Fère. Durch das Vornoviciat und das Noviciat im Bruderhauſe zu Rheims war für die nöthige Vermehrung der Zahl der Brüder geſorgt. Die Hauptpunkte der Regel waren feſtgeſetzt und in's Leben übergegangen. Jetzt mußte das Werk auf einen größeren Schauplatz verlegt werden. In Rheims war und blieb das Inſtitut nur eine Diöceſan-Anſtalt; de Laſalle aber wollte ein wahrhaft katholiſches Werk ſtiften, er wollte wo möglich den armen Kindern der ganzen Welt zu Hilfe kommen. Zu Rheims halfen ſeine perſönlichen Beziehungen das Werk fördern und die Anfeindungen beſiegen; er mußte nun dasſelbe unter Fremden und Unbekannten fortführen, damit der große Gedanke, dem er ſein Leben gewidmet hatte, ſich als ein fruchtbarer und ſiegreicher erprobe. De Laſalle faßte den großen Plan, der ſeinem Scharfblicke und ſeinem Edelmuthe alle Ehre macht, ſein Inſtitut nach Rom und nach Paris, nach den Mittelpunkten des religiöſen und des politiſchen Lebens, zu verpflanzen.

Paris war damals durch Ludwig XIV. (1643—1715) der Mittelpunkt der civiliſirten Welt geworden. Handel und Gewerbe nahmen in Frankreich einen ungeheueren Aufſchwung, Kunſt und Wiſſenſchaft blühten; die franzöſiſche Literatur gab

in der ganzen Welt den Ton an und die französische Sprache wurde an Stelle der lateinischen die Weltsprache. Wenn auch die Hoffnung Ludwigs XIV. auf die politische Weltherrschaft glücklicher Weise nicht in Erfüllung ging, so wurde Frankreich doch auf 100 Jahre hinaus der geistige Beherrscher der Welt. Das Centrum dieser Weltherrschaft war Paris, nach welchem die Augen aller Fürsten und Völker gerichtet waren. Und in dieser Stadt trachtete de Lasalle's weitsehender Blick eine Niederlassung seines Instituts zu errichten. Sein Wunsch sollte bald erfüllt werden. In diese Großstadt sollte der ehrwürdige Stifter nach dem Plane der göttlichen Vorsehung versetzt werden; wenn hier — auf diesem „großen Schlachtfelde des Guten und des Bösen" — sein Werk bestand, dann konnte es sich über die ganze Erde ausbreiten.

Der Pfarrer von St. Sulpice in der Vorstadt St. Germain berief de Lasalle nach Paris. In diesem Stadttheile, wo 34 Schulen mit Schulgeld bestanden, hatte der fromme Olier als Pfarrer von St. Sulpice Freischulen für die armen Kinder gegründet; aber dieselben wollten nicht gedeihen, weil es an geeigneten Lehrkräften fehlte. Während im Jahre 1652 noch sieben Freischulen innerhalb der Pfarrei St. Sulpice bestanden, existirte im Jahr 1688 nur noch eine einzige. Der Pfarrer de la Barmondière hatte diese Schule einem Priester der Congregation von St. Sulpice, Namens Compagnon, anvertraut. Sie zählte 200 Schüler, welche von einem jungen Manne ohne Erfahrung unterrichtet wurden. Damit die Kinder außer Religion, Lesen und Schreiben auch ein Handwerk lernten, war eine Wollfabrik mit der Schule verbunden, die von einem Strumpfwirker, Namens Rafrond, geleitet wurde. Compagnon war eifrig, verstand es aber nicht, die Schule gehörig zu leiten. Die Kinder machten, was sie wollten, und trieben sich nach Belieben auf der Gasse herum; es wurde kein Stundenplan eingehalten und der Gottesdienst wurde nicht regelmäßig besucht, so daß der Pfarrer, welcher de Lasalle im Seminar zu

St. Sulpice gekannt hatte, dieſen einlud, die Schule zu übernehmen.

Dem ehrwürdigen Stifter war dieſer Ruf, welcher ſeinem eigenen Plane entgegenkam, willkommen; aber der Erzbiſchof Letellier wollte ihn nicht ziehen laſſen. Er verſprach ihm, ein Patent für ſeine Geſellſchaft auswirken und ihn mit Geldmitteln zur Gründung neuer Schulen verſehen zu wollen, nur ſollte das Inſtitut auf ſeine Diöceſe beſchränkt bleiben. De Laſalle, der ſein eigenes Vermögen den Armen geſchenkt hatte, ließ ſich durch die Anerbietungen des Erzbiſchofs in ſeinem hochherzigen Plane, den armen Kindern entfernter Gegenden durch Ausdehnung ſeines Inſtituts die Wohlthat einer chriſtlichen Erziehung zuzuwenden, nicht wankend machen. Er ſetzte dem Erzbiſchof die Gründe, welche ihn zur Ablehnung ſeines Anerbietens beſtimmten, auseinander, und dieſer mußte ſie billigen. Er durfte den Segen ſeiner eigenen Diöceſe nicht dem der ganzen Kirche vorziehen und ließ de Laſalle gehen. Nachdem dieſer für die Leitung der Schulen und des Bruderhauſes in Rheims, wo er 16 Brüder, 15 Novizen und 30 Zöglinge des Landlehrer-Seminars zurückließ, geſorgt hatte, reiste er mit zwei Brüdern nach Paris, wo er am 23 Februar 1688 ankam. Die Brüder traten ſofort in die Armenſchule als Lehrer ein, wurden aber durch den Abbé Compagnon, welcher die Oberleitung der Schule hatte, vielfach an einer gedeihlichen Wirkſamkeit gehemmt, da dieſer Abbé ein unruhiger Kopf und ein unbeſtändiger Charakter war, der zum Erzieher nicht taugte. Der Pfarrer erkannte jedoch bald die mißliche Stellung der Brüder und that, was er gleich anfangs hätte thun ſollen: er übertrug de Laſalle die Leitung der Schule. Nun konnte der ehrwürdige Stifter ſein glänzendes Talent für die Erziehung und für die Organiſation des Schulweſens ungehindert entfalten. Bis dahin waren die Kinder alle durcheinander in einem Saale vereinigt und der Lehrer mußte jedes beſonders unterrichten. De Laſalle hielt nun eine genaue Prüfung und theilte die Schüler nach ihrer

Tauglichkeit und ihren Fortschritten in drei Hauptabtheilungen, von denen jede einen besonderen Saal und einen besonderen Lehrer erhielt. Ueberdieß stellte er eine Schulordnung auf, welche die Zeit des Unterrichts festsetzte und die Arbeits- und Unterrichtsstunden zweckmäßig vertheilte. Die Brüder mußten die Kinder ununterbrochen überwachen und an Ordnung und Gehorsam gegen die kleinsten Vorschriften der Schulordnung gewöhnen. Damit die geistige und sittlich-religiöse Erziehung der Schüler durch deren industrielle Ausbildung nicht benachtheiligt werde, überließ er dieselben nicht mehr, wie es vorher der Fall gewesen war, den Speculationen und Launen Rafrond's, sondern setzte für die Handarbeit bestimmte Stunden fest, wie für die übrigen Unterrichtsgegenstände. Die Kinder sollten nicht mehr als Werkzeuge des Gewinnes angesehen und ausgebeutet werden, sondern ihre intellectuellen und moralischen Anlagen sollten ebenso sorgsam gepflegt und ausgebildet werden, wie ihre Arbeitskraft. Die Arbeit trat in den Dienst der Erziehung. Das war ein kleiner Anfang des technischen Unterrichts, den de Lasalle in der Folge, wie wir sehen werden, vervollkommnet hat.

Die sittlich-religiöse Erziehung blieb in der Schulordnung de Lasalle's die Hauptsache. Jeden Tag wurde den Kindern der Katechismus erklärt, zweimal wöchentlich durch junge Priester der Congregation von St. Sulpice, an den übrigen Tagen durch die Brüder. So wurde diese Schule eine wahre Katechetenschule, an der sich die Priester unter de Lasalle's Anleitung zu guten Religionslehrern ausbildeten.

Die Bemühungen des ehrwürdigen Stifters wurden durch den besten Erfolg gekrönt: die Schüler wurden fleißiger und geschickter, und ihre Zahl vermehrte sich unaufhörlich. Die Brüder unterlagen fast der Last der Arbeit, aber keiner beschwerte sich; und als ein Bruder infolge der Anstrengung krank wurde, versah de Lasalle seine Stelle, indem er die Schule hielt und die Kinder zum Gottesdienste führte, bis der Bruder wieder gesund war.

Der Pfarrer war über den Fortſchritt der Schule ſehr erfreut und ermächtigte de Laſalle, noch mehrere Brüder kommen zu laſſen, indem er für jeden einen Gehalt von 250 Frs. verſprach. Zwei Perſonen dagegen konnten über das Gedeihen der Schule nicht froh werden: Compagnon und Rafrond. Erſterer ſah mit Neid, daß de Laſalle's Direction die frühere Leitung in Schatten ſtellte, und letzterer fand ſeine Rechnung nicht mehr wie früher, weil ihm die Kinder nur zu feſtgeſetzten Stunden überlaſſen wurden. So verſchworen ſich verletzte Eigenliebe und unbefriedigte Gewinnſucht gegen de Laſalle und ſeine Brüder. Rafrond, der ſich für unentbehrlich hielt, kündigte auf; de Laſalle ließ ihn ziehen und erſetzte ihn durch zwei Brüder, welche die Wollenmanufactur, die auch in Rheims betrieben wurde, verſtanden. Compagnon nahm ſeine Zuflucht zur Verleumdung, und der Pfarrer, welcher ein biederer Charakter war und bei Anderen kein Falſch vermuthete, weil in ihm ſelbſt keines war, ließ ſich täuſchen und kündigte de Laſalle auf. Dieſer machte es, wie die Heiligen: er rechtfertigte ſich nicht, ſondern ſchwieg, duldete, betete und bereitete ſich zur Abreiſe vor. Als er indeſſen den Pfarrer beſuchte, um Abſchied zu nehmen, da wollte dieſer von der Abreiſe der Brüder nichts mehr wiſſen. Der Strahlenglanz außerordentlicher Tugend, welcher de Laſalle's Antlitz umleuchtete, verſcheuchte die finſteren Verleumdungen; der Pfarrer veranlaßte den ehrwürdigen Stifter mit den verbindlichſten Worten zum Bleiben. Da aber Compagnon neue Intriguen erſann, ſo ließ der Pfarrer durch Abbé de Janſon, der ſpäter Erzbiſchof von Arles wurde, eine genaue Unterſuchung der Schule vornehmen. Dieſer war ein kluger und erfahrener Mann; er beſuchte die Schule mehrere Tage lang, fragte, beobachtete und ſuchte den üblen Gerüchten auf den Grund zu kommen. Da er aber überall nur Beweiſe von de Laſalle's Demuth und Weisheit fand, ſo drang er in dieſen, er ſolle ſein Stillſchweigen brechen und ſich über Compagnon äußern. Dieſer antwortete: „Ich habe keinen Auftrag, das Benehmen

des Herrn Compagnon zu überwachen. Ich bitte Sie nur um das Eine, mir die Fehler zu offenbaren, die Sie an mir und den Brüdern entdecken, und mich mit Ihrem Rathe zu unterstützen." Der Bericht Janſon's öffnete dem Pfarrer vollends die Augen und erfüllte ihn mit neuer Bewunderung für den ehrwürdigen Stifter. Im Januar 1689 reſignirte de la Barmondière auf ſeine Pfarrei zu Gunſten Baudrand's, ſeines bisherigen Vikars. Dieſer war ebenfalls Sulpicianer und wußte de Laſalle's Tugend um ſo mehr zu ſchätzen, da er eine Zeit lang deſſen Beichtvater geweſen war. Da die Zahl der Schüler ſich vermehrte, ſo gründete er 1690 in der Straße du Bac eine zweite Schule, die ebenfalls den Brüdern anvertraut wurde.

Ueber der Sorge für ſeine Schulen in Paris verlor de Laſalle ſeine Anſtalten in Rheims nicht aus den Augen. Als er erfuhr, daß der Director der dortigen Brüder ſich durch Mangel an Tact und Klugheit die Herzen ſeiner Untergebenen entfremdet und die Normalſchule fallen gelaſſen hatte, ſo verließ er Paris und begab ſich, trotz ſeiner Entkräftung durch Arbeiten, Sorgen und Nachtwachen, zu Fuß nach Rheims. Als er daſelbſt angekommen war, wurde er krank und mußte mehrere Tage lang das Bett hüten. Sobald er leidlich hergeſtellt war, widmete er ſich ganz ſeiner Geſellſchaft. Seine Gegenwart, ſeine Rathſchläge und Ermahnungen belebten wieder den Geiſt der Eintracht, des Eifers und des Gehorſams. Da das Vornoviciat dem Untergange nahe war, ſo verlegte er es nach Paris, um perſönlich über die jungen Pflanzen, die da gepflegt wurden, wachen zu können. Als er die Rückreiſe von Rheims antrat, war er noch recht ſchwach und leidend. Trotzdem wollte er zu Fuß reiſen, und um eher anzukommen, verließ er die Landſtraße und lief über thonige Felder und Feldwege, die erſt kurz zuvor vom Regen aufgeweicht worden waren. Da blieb er oft ſtecken und konnte nur mit der größten Anſtrengung vorwärts kommen. Die Sohlen ſeiner Schuhe lösten ſich ab und er mußte barfuß gehen, bis er in ein Dorf kam, wo er

Schuhe kaufen konnte. Aber was waren das für Schuhe! Es waren ſchwere Bauernſchuhe mit drei dicken Sohlen und 50 groben Nägeln. Sie verurſachten dem ehrwürdigen Reiſenden große Leiden, aber trotzdem behielt er ſie an, bis er nach Paris kam, wo die Brüder ihm andere aufdrängten. Sie waren begierig, das Gewicht jener Schuhe zu erfahren: dieſelben wogen fünf Pfund! Zur Erſchöpfung de Laſalle's kam nun noch ein Blaſenleiden, das ihm ſchreckliche Qualen verurſachte. Die Krankheit machte in kurzer Zeit ſolche Fortſchritte, daß die Brüder ernſtlich für ſein Leben fürchteten. Mit unverwüſtlicher Geduld und großer Demuth ertrug er alle Leiden. „Ach, meine theuren Söhne," ſagte er mehrmals, „wie leid thut es mir, daß ich euch zur Laſt falle. Bringet mich in das Spital, ich bin arm und muß bei den Armen ſterben." Die Brüder beſtürmten den Himmel mit Bitten um Erhaltung ihres Vaters und riefen den berühmten Arzt Helvetius zu Hilfe. Dieſer ſchlug ein Heilmittel vor, das eine Kriſis auf Leben und Tod hervorrufen würde. De Laſalle nahm den Vorſchlag an und ließ ſich die heiligen Sterbſacramente reichen. Pfarrer Baudrand, der ihm dieſelben ſpendete, forderte ihn auf, er ſolle ſeine weinenden Schüler ſegnen, und half ihm ſeine ſchwachen Hände über dieſelben ausſtrecken. „Meine lieben Kinder," ſagte der ehrwürdige Stifter mit ſchwacher Stimme, „ich kann euch keinen andern Rath geben, als jenen, welchen der Lieblingsjünger Jeſu während ſeines Alters ſtets auf den Lippen hatte. Ich empfehle euch eine große Einigkeit und einen vollkommenen Gehorſam." Hierauf nahm er den verordneten Trank, welcher eine ſo ſchnelle und überraſchende Wirkung hervorbrachte, daß der Kranke am andern Tage außer Gefahr und nach wenigen Tagen vollkommen hergeſtellt war.

Der Vater der Geſellſchaft war gerettet, aber nun verlangte der Tod zwei andere Opfer aus ihrer Mitte. Bald nach ſeiner Herſtellung mußte de Laſalle in Angelegenheiten ſeines Inſtituts wieder nach Rheims reiſen. Hier erfuhr er, daß die Brüder

in Laon krank wären. Sofort begab er sich zu ihnen. Ein Bruder war zum Tode krank; der ehrwürdige Stifter spendete ihm selbst die heiligen Sacramente und drückte ihm die Augen zu. Der Arzt rieth ihm, die beiden anderen Brüder, die sehr erschöpft waren, auf einige Zeit nach Hause zu schicken, damit sie die Luft der Heimath athmen könnten. „Die Heimath des Schulbruders," antwortete de Lasalle mit Zuversicht, „ist das Paradies." Indessen ließ er die Schule auf acht Wochen schließen und reiste mit den Brüdern Abends nach Rheims. Sie marschirten fast die ganze Nacht hindurch. Als sie in Rheims angekommen waren, schickte er die zwei Brüder zur Ruhe, er selbst aber ging in die Kapelle und bereitete sich zur heiligen Messe vor. Nach einigen Tagen meldeten ihm Briefe aus Paris, daß Bruder Lheureux erkrankt wäre. Da er nicht wußte, daß die Krankheit gefährlich war, blieb er noch zwei Tage in Rheims. Als er dann nach Paris kam, war Lheureux gestorben (1690). Der Tod dieses Bruders, der seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen im Jahre 1686 zum Generalsuperior gewählt worden war, ging dem ehrwürdigen de Lasalle sehr nahe. Er hatte gerade auf diesen Bruder große Hoffnungen für die Zukunft seines Instituts gesetzt und ihn an die Spitze der Brüder in St. Sulpice gestellt. Bis dahin hegte er nämlich den Plan, einige seiner Schüler Priester werden zu lassen, damit sie der Gesellschaft als Directoren und Beichtväter dienen könnten. In erster Reihe hatte er hierzu den Bruder Lheureux ausersehen. Als ihm nun dieser durch einen frühen Tod entrissen wurde, glaubte de Lasalle darin einen Wink des Himmels erkennen zu müssen und faßte den wichtigen Entschluß, keine Priester in sein Institut aufzunehmen, weßhalb er auch den Brüdern das Studium der lateinischen Sprache für immer verbot, um ihnen den Weg zum Priesterthum abzuschneiden. Durch diese weise Maßregel ist das Institut der Brüder der christlichen Schulen dem Elementarunterrichte erhalten worden. Wir haben

in der Einleitung geſehen, daß die vom heiligen Joſeph von Calaſanza, vom heiligen Philipp Neri, von Cäſar von Bus, vom ſeligen Peter Fourier, von Demia gegründeten Genoſſenſchaften ſich nach und nach mehr dem höheren Unterrichte zugewendet haben, weil ſie aus Klerikern und Prieſtern beſtanden, welche die höheren Studien, die ſie gemacht hatten, auch in ihrem Unterrichte zu verwerthen ſuchten. De Laſalle wollte ſein Inſtitut für alle Zeiten dem eigentlichen Volksunterrichte erhalten; denn ihn erbarmte das Volk, das vielfach in Rohheit und Unwiſſenheit aufwuchs, während für den höheren Unterricht hinlänglich geſorgt war. Damit alſo ſein Inſtitut ſtetshin den Elementarunterricht als Hauptaufgabe betrachte und pflege, verbot der erleuchtete Stifter die Aufnahme von Prieſtern und das Studium der lateiniſchen Sprache — wofür ihm heute noch im Namen der Hunderttauſende von Kindern des Volks, die durch ſeine Schüler chriſtlichen Unterricht erhalten, gedankt werden muß.

VII.

De Laſalle miethet ein Haus in Vaugirard. Das Gelübde der Beharrlichkeit. Noviciat in Vaugirard. Strenge desſelben. Die Hungersnoth von 1693. Zwölf Brüder machen die ewigen Gelübde. Die Ausarbeitung der Regel. Verlegung des Noviciates in der Nähe der Stadt. Weitere Brüderſchulen in Paris.

Wie ſehr de Laſalle die Seele ſeines Inſtituts war, das zeigten die Vorgänge in Rheims ſeit ſeiner Ueberſiedelung nach Paris. So lange er ſelbſt zugegen war, entwickelte und befeſtigte ſich das Werk trotz aller Hinderniſſe; kaum war er aber einige Monate von Rheims fort, ſo waren ſeine blühenden Anſtalten daſelbſt dem Verfalle nahegebracht trotz aller Sympathien und Hilfe, welche ihnen entgegengebracht wurden. Seine weiteren Beſtrebungen mußten deßhalb vorzugsweiſe auf den inneren Ausbau und die Befeſtigung ſeines Werkes

gerichtet ſein. Es war nicht genug, daß er ſich begabte Mitarbeiter gewählt und ſie einer gemeinſamen Regel unterworfen hatte; er mußte ſie vollſtändig bilden, ihnen ſeinen Geiſt einhauchen und ſie mit unauflöslichen Banden an ſein Inſtitut feſſeln. Nur ſo konnte deſſen Beſtand für die Zukunft geſichert werden. Nachdem er ſich deßhalb im Jahre 1690 einige Zeit in die Einſamkeit zurückgezogen und mit Gott berathen hatte, faßte er folgende Entſchlüſſe: 1. mit zwei Brüdern das Gelübde der Beharrlichkeit abzulegen, 2. in Paris ein Noviciat zu gründen, 3. eine monatliche Correſpondenz mit den abweſenden Brüdern über ihren Seelenzuſtand einzuführen und 4. eine jede Niederlaſſung jährlich zu viſitiren. Er bemerkte, daß manche Brüder, die ferne von ihm lebten, den erſten Eifer verloren hatten. Die Aufgabe der Brüder war eine ſchwere: ſie mußten mitten in der Welt leben und ſollten doch vom Verderben der Welt frei bleiben. Darum war es nöthig, daß er ſie von Zeit zu Zeit um ſich ſammelte und durch das Feuer, das in ſeinem edlen Herzen brannte, erwärmte. Ueberdieß waren manche Brüder erſchöpft und kränklich, da ſie vom Morgen bis zum Abend in enge Schulſtuben eingeſchloſſen, ſchlecht genährt und einem aufreibenden Berufe ganz hingegeben waren. Für dieſe war ein Haus der Ruhe und Erholung dringendes Bedürfniß. Gleich beſorgt für das leibliche wie für das geiſtige Wohl der Seinigen, ſuchte deßhalb de Laſalle ein Anweſen zu erwerben, das obigen Zwecken entſpräche. Er pachtete gegen den Herbſt des Jahres 1691 ein im Eingange zu dem Dorfe Vaugirard (jetzt eine Vorſtadt von Paris) gelegenes, einſam ſtehendes großes Haus, das eine geſunde Lage und einen ziemlich großen Garten hatte. Zunächſt brachte er hier einige der kranken Brüder unter, dann berief er in der Herbſtvacanz alle Brüder des Inſtituts auf den 8. October dahin und behielt ſie, da einige Tage unzureichend waren, um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen, bis zum Ende des Jahres bei ſich, indem er ihre Stellen in den Schulen durch jene Landlehrer verſehen ließ, welche er

in der Normalſchule zu Rheims ausgebildet hatte. Dieſe weltlichen Lehrer waren noch immer durch das Band der Achtung und der Dankbarkeit mit ihm verbunden und gaben einen herrlichen Beweis ihrer Ergebenheit, indem ſie ſeinem Rufe folgten und die Stellvertretung der Brüder übernahmen. In dieſer dreimonatlichen Zurückgezogenheit erneuerten die Brüder, durch das Wort und das Beiſpiel des Stifters angefeuert, den Eifer für ihren Beruf und übten ſich in den Tugenden ihres Standes. Zwei Brüder, Nikolaus Buyart und Gabriel Drolin, zeichneten ſich durch ganz beſondere Begeiſterung und Opferwilligkeit aus, ſo daß de Laſalle ſie zu feſten Stützen ſeines Werkes zu machen beſchloß. Freudig folgten ſie ſeiner Einladung, mit ihm ein ewiges Gelübde zu machen, durch welches ſie ſich für immer an das Inſtitut banden, ſelbſt wenn ſie von allen Brüdern verlaſſen und ihr Brod zu betteln genöthigt ſein würden. Am Tage der Opferung Maria's brachten ſie ſich ſelbſt Gott als Opfer dar zum Dienſte der Schule, indem ſie vor dem Altare das folgende hochherzige Gelübde machten, welches man nicht ohne Rührung leſen kann: „Allerheiligſte Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und heiliger Geiſt! In tiefer Ehrfurcht vor Deiner unendlichen und anbetungswürdigen Majeſtät niedergeworfen, bringen wir uns ganz und gar Dir zum Opfer, um aus allen unſern Kräften und mit aller möglichen Anſtrengung die Genoſſenſchaft der chriſtlichen Schulen in der Weiſe aufrecht zu erhalten, wie es Dir am wohlgefälligſten und der genannten Genoſſenſchaft am dienlichſten ſein wird. Zu dieſem Zwecke machen wir — ich Johann Baptiſt de Laſalle, Prieſter, ich Nikolaus Buyart und ich Gabriel Drolin — von dieſem Augenblicke an und für immer bis zum letzten Hauche unſeres Lebens und bis zur gänzlichen Vernichtung des genannten Inſtituts das Gelübde der Verbrüderung und Einigung, um dieſes Inſtitut zu ſchützen und zu erhalten, ohne uns je von demſelben losſagen zu können, ſelbſt wenn wir drei allein von der Genoſſenſchaft übrig bleiben und genöthigt

sein sollten, zu betteln und von trockenem Brode zu leben. In dieser Absicht geloben wir, einmüthig und im gemeinsamen Einverständnisse alles zu thun, was uns in unserem Gewissen und ohne alle menschliche Rücksicht zum Wohle der genannten Gesellschaft das Beste zu sein scheint. So geschehen und eigenhändig beglaubigt am 21. November 1691, dem Tage der Opferung der heiligen Jungfrau."

Dieses Gelübde beruhigte den ehrwürdigen Stifter über die Zukunft seines Instituts. Er brachte nun auch seine übrigen Entschlüsse zur Ausführung, indem er die ferne von ihm lebenden Brüder verpflichtete, ihm alle Monate über ihren Seelenzustand schriftliche Rechenschaft abzulegen. Auf diese Berichte antwortete er stets sehr pünktlich und die bezüglichen Briefe geben Zeugniß von seiner Sanftmuth und Festigkeit, seiner tiefen Menschenkenntniß und reichen Lebenserfahrung. Ueberdieß besuchte er von nun an alljährlich die verschiedenen Niederlassungen seines Instituts und ließ alle Brüder einmal im Jahre während der Schulferien in Vaugirard zusammenkommen, um zehntägige Exercitien zu machen und vier Wochen lang an den Uebungen des Noviciats theilzunehmen.

Mit dem Bestreben, die Brüder im rechten Geiste zu erhalten und durchzubilden, verband de Lasalle die Sorge für die äußere Ausdehnung seines Instituts. Um einerseits die Lücken auszufüllen, welche durch Krankheiten und Todesfälle entstanden, und andererseits den vielseitigen Nachfragen um Brüder entsprechen zu können, wollte er ein eigentliches Noviciat in Vaugirard gründen. Als der Pfarrer von St. Sulpice gegen dieses Vorhaben Einsprache erhob, verdoppelte de Lasalle seine Gebete und ascetischen Uebungen, um von Gott die Sinnesänderung des Pfarrers zu erlangen. Endlich stimmte Pfarrer Baudrand dem neuen Unternehmen bei, und de Lasalle erwirkte nun, um für die Zukunft allen Schwierigkeiten vorzubeugen, vom Erzbischof de Harlay von Paris die Vollmacht, seinem Hause die Einrichtung einer religiösen Genossenschaft zu

geben. Am 1. November 1692 wurde die neue Pflanzſchule mit 6 Novicen eröffnet, deren Zahl ſich bald auf 35 vermehrte. Alle dieſe jungen Leute waren, mit Ausnahme von zweien, vermöglich und hätten höhere Studien machen können; ſie zogen es aber vor, als arme Schulbrüder den Kindern des Volkes zu dienen. Eine ſo große Begeiſterung für den chriſtlichen Lehrerberuf hatte der große Diener Gottes bei der Jugend erweckt! Zum Novicenmeiſter machte er den Bruder Johann Heinrich, der bis dahin Director in Rheims geweſen war; ſoweit es aber ſeine Beſchäftigungen erlaubten, arbeitete er ſelbſt an der Erziehung der Jünglinge mit, auf welchen ſeine Hoffnungen für die Zukunft des Inſtituts beruhten.

Das Noviciat war ſehr ſtrenge. Das Haus war alt; ſchlecht ſchließende und zerbrochene Fenſter und durchlöcherte Thüren ließen Wind, Regen und Kälte eindringen und ſelbſt mitten im Winter war kein Feuer in den Kaminen der armen Anſtalt. Bretter, die mit ein wenig Stroh bedeckt waren, bildeten die Schlafſtätte der Novicen. Die Koſt war höchſt einfach und oft ungenügend; ſie hatten nichts, als die Ueberreſte, welche ihnen die Brüder von St. Sulpice zukommen ließen. Man nannte darum in Paris die Anſtalt in Vaugirard das kleine Trappiſtenkloſter. Trotzdem waren die jungen Leute inmitten ihrer Entbehrungen glücklich und heiter, denn in ihrem Herzen brannte jenes übernatürliche Feuer der Liebe, die Alles trägt und Alles duldet für Gott. Sie beteten und ſtudirten und entbehrten mit Gott und für Gott zum Beſten der Jugend.

Warum aber, fragen wir, hielt der ehrwürdige Stifter eine ſolche Strenge für nöthig? Mußte dieſe nicht ein Hinderniß für die Ausbreitung des Inſtituts ſein? De Laſalle wußte, was er wollte, und beſaß Feſtigkeit und Weisheit genug, um die rechten Mittel zur Erreichung ſeines Zieles zu ergreifen. Seine Brüder ſollten hinaus in die Welt, um unentgeltlich die armen Kinder zu unterrichten. In dieſem Berufe warteten ihrer endloſe Entbehrungen und Mühſale: Hunger, Kälte, Ermüdung,

Undank, selbst Verachtung. Solche Widrigkeiten unentmuthigt zu ertragen, dazu waren nur Männer befähigt, die von frühe an das Joch des Herrn trugen, die von der Welt losgeschält waren und auf irdische Freuden ganz und gar verzichteten, die sich Gott und ihrem schweren Berufe großmüthig zum Opfer brachten. Darum mußte ein strenges Noviciat sie auf ein Leben voll Entsagung vorbereiten. Es traten Jünglinge ein, die — gleich ihm selbst — in allen Annehmlichkeiten wohlhabender Familien erzogen waren. Mußte in diesen nicht die sündhafte und weichliche Natur ertödtet, mußten sie nicht in all den Mühseligkeiten geübt werden, die sie später zu erdulden haben sollten? Die Strenge des Noviciats hielt zudem alle diejenigen ab, welche im Institute Ehre und Versorgung suchten. Mancher Jüngling mochte in den Stunden idealer Begeisterung den Täuschungen der Welt wohl gerne den Rücken wenden, der aber darum noch keinen Beruf für den Ordensstand und nicht die nöthige Ausdauer und Beharrlichkeit für den Lehrerberuf besaß. Nur starke und großmüthige Charaktere sind zu dem fortwährenden Opferleben befähigt, welches der Beruf eines Schulbruders verlangt; das Noviciat muß deßhalb strenge sein, damit die unberufenen Elemente sich bei Zeiten zurückziehen.

Die in Paris angestellten Brüder kamen an den Sonn- und Feiertagen und an allen Donnerstagen nach Vaugirard, um an den Uebungen des Noviciates theilzunehmen und ihren Eifer in dieser Schule der Heiligkeit zu beleben und zu vermehren. Häufig kamen auch Priester nach Vaugirard, um unter de Lasalle's Leitung geistliche Uebungen zu machen; selbst einige seiner ehemaligen Collegen vom Metropolitancapitel zu Rheims fanden sich wiederholt zu diesem Zwecke ein. Der Ruf seiner außerordentlichen Tugend und seiner Kunst in der Führung der Seelen verbreitete sich immer mehr.

Im Jahre 1693 wurde der Opfermuth der Brüder und der Novicen auf eine sehr harte Probe gestellt. Eine schreckliche Hungersnoth brach über ganz Frankreich herein und machte sich

besonders in Paris fühlbar, weil zahlreiche Nothleidende vom Lande in der Hauptstadt Hilfe suchten. Die christliche Mildthätigkeit war nicht mehr im Stande, aller Noth zu steuern, und selbst die Brüder liefen Gefahr, Hungers zu sterben. Das Haus in Vaugirard war nicht mehr sicher, weil es abgelegen war und hungernde Banden sich in der Umgebung von Paris umhertrieben und vom Raube lebten. De Lasalle sah sich deßhalb genöthigt, mit den Seinigen zu den Brüdern in St. Sulpice zu ziehen. Sie blieben hier ein Jahr lang und hatten bei dem allgemeinen Nothstande Unsägliches zu leiden. Wiederholt kam es vor, daß sie nichts zu essen hatten, als im Wasser gekochte Wermutblätter. Einmal machte der Bruder Oekonom dem ehrwürdigen Stifter die Anzeige: „Die Zeit des Mittagessens ist nahe, die Brüder werden aus der Schule kommen und ich habe ihnen nichts vorzusetzen.“ Da begab sich de Lasalle in die Kapelle und trug Gott seine Noth vor, und siehe da, noch während er betete, brachten gutthätige Personen Brod für einige Tage. Auch die anderen Häuser der Brüder hatten mit der Noth zu kämpfen, aber Gott verließ sie nicht. Die Brüder blieben gesund und setzten zum doppelten Segen der Jugend gerade in dieser traurigen Zeit ihre Bemühungen um die christliche Erziehung der Jugend freudig und erfolgreich fort. Als im Frühjahre 1694 die Noth durch die Aussicht auf eine gute Ernte abnahm, zog de Lasalle mit seinen Schülern wieder nach Vaugirard. In diesem Jahre hielt der ehrwürdige Stifter auch zum ersten Male eine Visitation aller Niederlassungen der Brüder ab. Er machte die weiten Reisen zu Fuß und kehrte unterwegs in allen Kirchen an, um einige Zeit zu beten. Mit großem Danke gegen Gott ersah er, daß sein Werk durch den zweijährigen Nothstand nicht erschüttert, sondern innerlich gefestigt worden war; denn die Brüder hatten sich an allen Orten durch treue Beobachtung der Regel und pünktliche Erfüllung ihrer Standespflichten Achtung und Vertrauen in steigendem Maße erworben.

Dieſe Erfahrung ermuthigte de Laſalle, einen weiteren Schritt zu thun zur Befeſtigung des Werkes, dem er ſein Leben gewidmet hatte. Er wählte im Jahre 1694 die zwölf tugendhafteſten Brüder aus und veranlaßte ſie, die ewigen Gelübde des Gehorſams und der Beharrlichkeit abzulegen. Darunter waren wiederum Nikolaus Buyart und Gabriel Drolin, welche ſchon drei Jahre vorher mit ihm das Gelübde der Beharrlichkeit gemacht hatten. Mit Freuden gingen die zwölf Brüder auf den Vorſchlag ihres geiſtlichen Vaters ein. Sie bereiteten ſich durch geiſtliche Uebungen auf das Opfer vor, das ſie Gott zu bringen entſchloſſen waren. Am Dreifaltigkeitsfeſte hielt der ehrwürdige Stifter nochmals eine Anrede an ſie, worin er ihnen die Wichtigkeit der heiligen Verbindlichkeiten, die ſie auf ſich nehmen wollten, an's Herz legte. „Unſer Ziel," ſo ſchloß er, „ſteht klar vor unſeren Augen. Der Weg dazu iſt uns beſtimmt vorgezeichnet: wir haben uns vereinigt, um chriſtliche Schulen zu halten; der Erhaltung und Verbreitung dieſer Schulen wollen wir unſer Leben widmen. Als Soldaten Jeſu Chriſti führen wir Krieg gegen die Unwiſſenheit. Das Gelübde der Beharrlichkeit ſoll uns für immer an unſere Fahne binden, das Gelübde des Gehorſams wird unſere Kräfte vermehren, indem es ſie alle auf dasſelbe Ziel vereinigt — die chriſtliche Erziehung der Kinder." Hierauf gelobte einer um den anderen, vor dem Altare knieend, daß er der Geſellſchaft und ihrem Superior gehorſam ſein und bei der Geſellſchaft und ihrem Werke ausharren wolle, „ſelbſt wenn er betteln gehen und bloß vom Brode leben müßte". Nun glaubte de Laſalle, den ſchon im Jahre 1686 gemachten Verſuch, von ſeiner Stellung als Superior zurückzutreten, erneuern zu ſollen. Seine dringenden Bitten beſtimmten die Brüder in der That, eine geheime Wahl vorzunehmen. Alle Stimmen vereinigten ſich auf de Laſalle. Die Wahl wurde auf ſein Andrängen zweimal wiederholt und jedesmal war de Laſalle einſtimmig gewählt. Der demüthige Stifter erkannte in dieſem Reſultate

den Willen Gottes und ergab sich darein, die schwere Bürde, welche das Vertrauen der Brüder auf's Neue auf seine Schultern gelegt hatte, weiter zu tragen. Er blieb in Vaugirard und beschäftigte sich während des Jahres 1695 vorzugsweise mit der Ausbildung der Novicen und der schriftlichen Ausarbeitung der Regeln seines Institutes. Er berieth sich dabei fleißig mit den ihm befreundeten Sulpicianern (besonders mit Bauyn), welche in der Nähe seines Noviciates ein Landhaus besaßen. Nachdem er dieses wahrhaft große Werk, auf welches wir später eingehend zu sprechen kommen werden, vollendet hatte, legte er es den zum Zwecke ihrer jährlichen Exercitien versammelten Brüdern zur Prüfung vor. Sie nahmen mit einmüthigem Danke die Regeln an, welche größtentheils nur die schon bestehenden Einrichtungen und Uebungen bestätigten und durch die Erfahrung bereits als zweckmäßig und heilsam erprobt waren.

Am 13. Februar 1696 übernahm Trotti de la Chétardie die Pfarrstelle Baudrand's, welcher dieselbe wegen Kränklichkeit mit einem Priorate vertauschte. Herr von Chétardie, gleichfalls ein ehemaliger Zögling von St. Sulpice, war ein Priester nach dem Herzen Gottes, voll Seeleneifer und von unerschöpflicher Wohlthätigkeit. Sein Eifer wandte sich ganz besonders den niederen Schulen zu. In der Vorstadt St. Germain, die zu seiner Pfarrei gehörte, lebte ein Theil des Volkes noch in Unwissenheit und Pflichtvergessenheit. Der Pfarrer erkannte wohl, daß hier nur durch eine christliche Erziehung der Jugend geholfen werden könne; darum begünstigte er nach Kräften die Schwestern von der Vorsehung und die Brüder der christlichen Schulen. Bald nach dem Antritte seines Pfarramtes besuchte er den ehrwürdigen de Lasalle in Vaugirard. Dieser hätte schon längst gerne ein anderes Haus gehabt, weil das in Vaugirard zu weit von Paris entfernt, zu baufällig und zu klein war, so daß viele junge Leute, welche sich zum Eintritt in die Gesellschaft der Brüder meldeten, nicht aufgenommen werden

konnten. Der Pfarrer überzeugte sich von dem Nothstande der Anstalt und versprach, den Gehalt der Brüder an den Schulen seiner Pfarrei um 50 Livres zu erhöhen, damit de Lasalle ein passenderes Gebäude miethen könne. Dieser pachtete nun um 1600 Livres jährlich ein vormaliges Frauenkloster, welches näher bei der Stadt an der Straße nach Vaugirard (beim Palais d'Orléans) gelegen war und mehrere Gebäude mit Höfen und Gärten umfaßte. Eine fromme Dame, Frau Boisin, schaffte auf des Pfarrers Fürsprache das nöthige Mobiliar an, und am 18. April 1698 zog de Lasalle mit seinen Novicen und Brüdern daselbst ein. Die vorhandene Hauskapelle wurde vergrößert und verschönert und dem heiligen Märtyrer und Lehrer Cassian geweiht. Noch in demselben Jahre (1698) errichtete Herr de Chétardie in seiner Pfarrei zwei weitere Brüderschulen, eine in der Straße St. Placide, die andere bei dem St. Michaelsthore. Bald nachdem erstere eröffnet war, stieg die Zahl der Schüler über 400, so daß de Lasalle den vier Brüdern, welche die Schule eingerichtet hatten, noch zwei Brüder beizugeben genöthigt war. Auch die andere Schule bei St. Michael wirkte segensreich, mußte aber nach einigen Jahren wieder geschlossen werden, weil nach dem Tode der ersten Wohlthäter für den Unterhalt der Brüder nicht mehr gesorgt war.

Der Pfarrer nahm regen Antheil an den Fortschritten der Brüderschulen, in welchen über 1000 Knaben unterrichtet wurden, und besuchte dieselben von Zeit zu Zeit in Begleitung wohlthätiger Personen. Einmal kam er in die Schule von St. Placidus, als gerade de Lasalle daselbst anwesend war. Er fand hier über 400 Schüler in 6 Klassen vertheilt. Die Ordnung, welche unter den Knaben herrschte, und ihr freudiger Eifer machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er ausrief: „O, Herr de Lasalle, welch herrliches Werk! Wo wären jetzt diese Kinder, wenn sie nicht hier versammelt wären? Sie würden auf den Gassen herumschweifen, sie würden verdorben werden und in Unkenntniß ihrer sittlichen und religiösen Pflichten

aufwachsen. Welch bewunderungswürdiges Werk!“ Die ganze Pfarrei hatte Gelegenheit, das erfolgreiche Wirken der Schulbrüder zu bewundern, so oft diese ihre vielen Schüler in langen Reihen zum Gottesdienste führten, wobei die jungen Christen durch ihre ehrerbietige Haltung und ihre Andacht alle Anwesenden erbauten. Trotzdem brach ein gewaltiger Sturm gegen die guten Schulbrüder los. Derselbe wurde von den Lehrern der Zahlschulen erregt, welche die Freischulen zu vernichten suchten.

VIII.

Die Zunft der Schreiblehrer. Streit zwischen den Schreib- und den Volksschullehrern. Feindseligkeit beider gegen die Brüderschulen. Günstige Entscheidung des Parlaments. Vergleich vor der Kirchenbehörde. Die Brüderschule in St. Hippolyt. Das Landlehrerseminar. Lehrplan desselben. Das Pensionat für irländische Knaben. Eine Besserungsanstalt. Die erste technische Sonntagsschule in Europa.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst war der Lehrstand um eine neue Klasse von Lehrern vermehrt worden. Die Abschreiber, welche in großen Städten einen besonderen Gewerbestand gebildet und durch Vervielfältigung von Schriften und Büchern reichliches Geld verdient hatten, waren durch den Buchdruck meist brodlos geworden und sahen sich genöthigt, durch Ertheilung von Schreibunterricht ihr Leben zu fristen. Diese Vermehrung des Lehrpersonals war aber für die Entwicklung des Schulwesens mehr schädlich, als nützlich, weil die Schreiblehrer den Zunft- und Kastengeist auf den Lehrstand, mit dem sie sich gemeiniglich verbanden, übertrugen und aller Concurrenz feindselig entgegentraten.

In Rouen, Chartres und anderen Städten bildeten sie eine festgeschlossene Zunft mit bedeutenden Privilegien, die sie mit aller Eifersucht aufrecht zu erhalten suchten. Nach den im Archiv

der Handelskammer zu Rouen aufbewahrten, von Franz I. und Ludwig XIV. genehmigten Statuten der Genoſſenſchaft der Schul- und Schreibmeiſter jener Stadt wurde dieſe Verbindung durch einen Vorſteher und zwölf Räthe vertreten, ohne deren Zuſtimmung Niemand in die „Schulmeiſterſchaft" aufgenommen werden konnte. Ohne Erlaubniß des Vorſtandes durfte kein Lehrer einen Aſpiranten annehmen und vorbereiten. Der vorbereitete Aſpirant mußte behufs ſeiner Aufnahme in die Verbindung ein dreitägiges Examen machen, wobei er u. A. ein „Meiſterſtück" in 12 Schreibarten fertigen mußte und in der Orthographie und Arithmetik geprüft wurde. Hatte er die Prüfung beſtanden, ſo wurde er auf die Statuten beeidigt und mußte ein Hochamt zu Ehren des hl. Caſſian halten laſſen. Die Söhne der Lehrer und diejenigen, welche eine Lehrerstochter heiratheten, brauchten nur ein halbes Meiſterſtück und eine eintägige Prüfung zu machen. Jeder anderen Perſon außer den „geſchworenen Meiſtern der Schreibkunſt" war bei einer Strafe von 100 Livres verboten, Schreibunterricht zu ertheilen und eine öffentliche oder private Schule zu halten, ausgenommen „die öffentlichen Armenſchulen der Stadt". Dieſes Schulrecht der Zopfzeit macht es uns erſt recht klar, mit wie vielen und großen Schwierigkeiten die reformatoriſchen Beſtrebungen des ehrwürdigen de Laſalle zu kämpfen hatten.

In Paris hatten ſich die Lehrer der „noblen Kunſt" des Schreibens nicht mit den Volksſchullehrern verbündet; ſie ſtanden dieſen vielmehr lange Zeit hindurch feindſelig gegenüber, bis ſie endlich mit ihnen zur Bekämpfung der Brüderſchulen gemeinſchaftliche Sache machten. Die vormaligen Schreiber und nachherigen Schreiblehrer wurden von der Univerſität ernannt und beaufſichtigt, während die Volksſchullehrer bekanntlich unter dem Scholaſticus als dem Vertreter des Biſchofes ſtanden. Nachdem nun im Jahr 1570 ſieben Schreiber von Karl IX. das Privilegium erhalten hatten, öffentliche Schönſchreib-, Rechtſchreib- und Rechen-Schulen zu halten, bildeten ſie eine ge-

schlossene Künstlerzunft und beuteten ihr Monopol der Schönschreibkunst zu Ungunsten der anderen Lehrer aus, indem sie diesen zuerst den Schreibunterricht ganz verbieten, dann ihnen nur den Gebrauch einsylbiger Wörter gestatten wollten. Der Scholasticus nahm sich der Schullehrer gegenüber den Schreiblehrern an und nach langen und wechselvollen Processen erlaubte endlich das Parlament durch Beschluß vom 23. Juli 1714 den Volksschullehrern, Unterricht im Lesen und Schreiben, sowie in der Orthographie und der Arithmetik zu ertheilen, verwehrte ihnen aber, besondere Schreibschulen zu halten und ihren Schülern Beispiele von mehr als drei Linien zu geben.

Noch bevor dieser hin und her wogende Streit zwischen den Schreiblehrern und den Volksschullehrern definitiv entschieden war, kamen die Brüder der christlichen Schulen nach Paris, brachten nicht bloß die bereits bestehende Freischule von St. Sulpice in Aufschwung, sondern gründeten auch noch drei neue Freischulen und erregten durch die unerwartet guten Resultate ihrer Lehr- und Erziehungsmethode allgemeines Aufsehen. Dadurch sahen sich die Schreiblehrer und die Volksschullehrer nicht bloß in ihrem moralischen Ansehen, sondern auch in ihrem Einkommen bedroht, da mancher Schüler, dessen Eltern bisher mit Noth das Schulgeld aufgebracht hatten, den gerühmten Freischulen der Brüder zugeführt wurde. Sie fingen deßhalb einen Proceß gegen die Brüder an, der wiederholt von Instanz zu Instanz durchgeführt wurde und nach 15 Jahren mit der Niederlage der Brüder vor dem Parlament von Paris endigte, so daß de Lasalle den Hauptsitz seines Instituts nach Rouen verlegen mußte.

Zuerst klagten die Lehrer zwei Brüder an, weil sie ohne Erlaubniß eine Freischule angefangen hätten. De Lasalle begleitete die beiden Brüder vor den Richter und vertheidigte ihre Sache mit solchem Nachdruck, daß sie sofort freigesprochen wurden. Erzürnt über diesen Mißerfolg, griffen die Lehrer zur Selbsthilfe, stürzten in die Schule der Straße du Bac, jagten die

Schüler auseinander, bemächtigten ſich der Schulgeräthe und ſchleppten ſie im Triumph zu ihrem Sachwalter. Nun kam die Angelegenheit vor den Scholaſticus. Dieſer entſchied zu Gunſten der gewaltthätigen Lehrer, als deren Beſchützer er ſich betrachten mochte, da ſie ja von ihm angeſtellt und beaufſichtigt wurden, während die Brüder ohne ſeine Erlaubniß Schule zu halten ſich herausnahmen. De Laſalle appellirte an das Parlament und führte vor demſelben perſönlich die Vertheidigung der Freiſchulen mit ſo zwingender Logik und mit ſolcher Beredſamkeit, daß das Urtheil des Scholaſticus umgeſtoßen wurde und die Brüder vorerſt unbehelligt blieben. Als aber 1698 die St. Placidus-Schule eröffnet war und über 400 Schüler derſelben zuſtrömten, machte ſich die neuangefachte Eiferſucht der Lehrer in weiteren gewaltthätigen Angriffen auf dieſe Schule Luft, und es erfolgte ein neuer Proceß, der drei Monate dauerte. Die Lehrer beſtritten nun nicht mehr das Recht der Brüder, im Namen und Auftrag der Pfarrer unentgeltliche Schulen zu eröffnen, ſondern ſie behaupteten, die Brüderſchulen in Paris ſeien keine unentgeltlichen Armenſchulen. De Laſalle trat wiederum für die Brüder ein und erwirkte deren Freiſprechung, indem er die Angaben der Lehrer widerlegte. Inzwiſchen war die Sache auch vor dem Forum der kirchlichen Behörde zum Austrag gekommen; denn es handelte ſich nicht bloß um die wenigen Brüderſchulen, ſondern auch um die zahlreichen Freiſchulen für Mädchen. Der Scholaſticus behauptete ſein Recht, daß keine Schule ohne ihn errichtet werden dürfe, und er hatte das Capitel auf ſeiner Seite; die Pfarrer dagegen verlangten Unterrichtsfreiheit für ſich behufs Errichtung von unentgeltlichen Armenſchulen und hielten feſt zuſammen gegen die Monopols-Anſprüche des Scholaſticus. Der Erzbiſchof beendigte ſchließlich die Streitfrage, indem er beide Parteien zu einem notariellen Vergleiche bewog. Dieſer Vergleich iſt vom 18. Mai 1699 datirt und ſetzt feſt, daß die Pfarrer auf Vorweiſung ihrer Beſtallungsurkunde vom Scholaſter, oder in deſſen Abweſenheit

vom Capitel, einen Lehrberechtigungsſchein erhalten müſſen, kraft deſſen ſie Armenlehrer anſtellen, überwachen und abſetzen können, daß aber der Scholaſticus ein Viſitationsrecht über die Freiſchulen habe und die Lehrer dieſer Schulen der jährlichen Lehrerconferenz im Hauſe desſelben beiwohnen müſſen. Damit wurde das uralte Recht des Scholaſticus principiell auf's Neue anerkannt, aber mit dem Intereſſe der Volksbildung, deren Hebung die Freiſchulen bezweckten, in Einklang gebracht. Die Schulbrüder hatten nun Ruhe bis zum Jahre 1703, in welchem die Angriffe auf ihre Schulen, wie wir ſehen werden, mit verſtärkter Heftigkeit ſich erneuerten.

Um das Jahr 1699 eröffnete de Laſalle eine weitere Schule in Paris. Der Pfarrer von St. Hippolyt, welcher die guten Wirkungen der Brüderſchulen in der Pfarrei St. Sulpice erfahren hatte, wollte auch ſeiner Pfarrei die Wohlthat einer ſolchen Schule verſchaffen. De Laſalle gab ihm zwei Brüder und die Schule wurde eröffnet. Nachdem der ehrwürdige Stifter den Eifer des Pfarrers von St. Hippolyt für die Volksbildung kennen gelernt hatte, theilte er ihm mit, daß er bereits in Rheims ein Seminar zur Ausbildung von Landlehrern gegründet habe und daß es ſein ſehnlichſter Wunſch ſei, ein ſolches Seminar, nachdem das Rheimſer eingegangen, in Paris zu eröffnen, damit auch den armen Kindern auf dem Lande eine chriſtliche Erziehung zu Theil werde. Der Pfarrer ging freudig auf dieſen Gedanken ein und half die Mittel zu deſſen Ausführung beiſchaffen. Lemoine, ein Freund des Pfarrers, ſtellte ein paſſendes Haus in der Straße de l'Ourcine zur Verfügung, ein anderer Wohlthäter ſicherte eine Jahresrente von 800 Livres zu Freiſtellen für Zöglinge zu, der Pfarrer übernahm die Sorge für die Einrichtung und für den Unterhalt der Lehrer, auch andere reiche und gutgeſinnte Leute ſteuerten bei und ſo konnte das Lehrerſeminar im Jahr 1700 eröffnet werden. Man nahm nur Zöglinge auf, welche von ihren Pfarrern ein gutes Sittenzeugniß beibrachten und genügendes

Talent beſaßen. „Das Haus, welches ſie bewohnen," ſchreibt der ehrwürdige Stifter ſelbſt in einer noch vorhandenen Denkſchrift, „heißt Seminar. Die Zöglinge bleiben nur einige Jahre darin. Sie empfangen unentgeltlich Unterricht, Nahrung und Wäſche, bis ſie ſowohl in der Frömmigkeit, als auch in allem Anderen, was zu ihrem Amte gehört, vollkommen ausgebildet ſind; darauf werden ſie in einem Dorfe oder Weiler angeſtellt, um die Dienſte der Kleriker (d. i. als Lehrer und Küſter) zu verſehen. Wenn ſie ſo angeſtellt ſind, haben ſie zu unſerer Geſellſchaft weiter keine Beziehung mehr; wir nehmen ſie indeß auf, wenn ſie Exercitien machen wollen. Ihre Kleidung iſt dieſelbe, wie ſie in der Welt getragen wird, aber deren Farbe iſt ſchwarz." Mit dem Seminar wurde die Freiſchule der Pfarrei St. Hippolyt verbunden, in welcher die Seminariſten unter der Anleitung eines erfahren Bruders Unterricht ertheilten. Dieſe Schule war ſomit eine förmliche Seminar-Uebungsſchule. Der Lehrplan des Seminars umfaßte außer den Grundſätzen der Erziehung und des Unterrichts, welche nicht bloß theoretiſch gelernt, ſondern auch praktiſch geübt wurden, noch folgende Lehrgegenſtände: Katechismus, Leſen und Schreiben, worin damals auch die Grammatik und Orthographie inbegriffen war, Arithmetik nebſt dem Maß- und Gewichtsſyſtem und Kirchengeſang. Auf letzteren wurde beſonders Gewicht gelegt. „Die Zöglinge unſeres Seminars," ſchreibt de Laſalle, „lernen perfect ſingen." Dieſer Unterrichtsplan war für die damalige Zeit ein ſehr reichhaltiger. Mit Recht darf Ravelet, einer der jüngſten Biographen de Laſalle's, von dieſem Seminar ſagen: „Es war eine Normalſchule, wie wir deren jetzt in jedem Departement eine haben, nur war ſie ganz unentgeltlich und ihre Direction war eine chriſtliche." Der Lehrplan der franzöſiſchen Normalſchulen, wie er durch das Decret vom 24. März 1851 feſtgeſtellt worden iſt, zählt nicht mehr obligate Lehrgegenſtände, als das Seminar de Laſalle's vor bald 200 Jahren hatte. Der

ehrw. Stifter wollte aber nicht bloß wohlunterrichtete, ſondern auch fromme und tugendhafte Lehrer bilden. Darum wurden die Seminariſten zur täglichen Betrachtung, Gewiſſenserforſchung und geiſtlichen Leſung angehalten, weil dieſe frommen Uebungen die ſicherſten Mittel zur Ablegung der Fehler und zur Erwerbung der Tugend ſind. Leider hatte dieſe ſchöne und ſegensreiche Anſtalt keinen langen Beſtand; ſie ging nach ſechs Jahren durch die Treuloſigkeit eines von Habſucht verführten Bruders zu Grunde.

Wir haben indeſſen noch weiterer pädagogiſcher Unternehmungen, welche de Laſalle in Paris ausführte, zu gedenken. In demſelben Jahre (1688), in welchem er durch den Pfarrer von St. Sulpice nach Paris berufen wurde, kam daſelbſt der wegen ſeiner katholiſchen Geſinnung vom Throne geſtoßene Jakob II., König von England, an. Der heldenmüthige Kampf der Irländer für den entthronten König war vergeblich; er endigte mit der Capitulation der iriſchen Armee und der Eroberung des Landes. Von 1689 bis 1782 ſtanden jene ſchmachvollen Strafgeſetze Irlands in Kraft, nach welchen kein Katholik bei Strafe des Hochverraths Unterricht ertheilen und kein Vater ſeine Kinder von einem Katholiken unterrichten laſſen durfte. Da ſchickten vornehme iriſche Eltern ihre Kinder dem vertriebenen Könige zu, damit dieſer für deren Erziehung in der katholiſchen Religion ſorge. Jakob II. war in Verlegenheit, wem er die ihm zugeſandten irländiſchen Knaben zur Erziehung anvertrauen ſollte. Er zog den Erzbiſchof zu Rathe, welcher ihn zufolge der Empfehlung des Pfarrers de la Chétardie auf den ehrwürdigen de Laſalle aufmerkſam machte. Dieſer, ſtets bereit, Gutes zu wirken, nahm den Antrag des Königs an und richtete in ſeinem großen Hauſe an der Straße nach Vaugirard ein Penſionat für die iriſchen Zöglinge ein. Da dieſe eine höhere Bildung erhalten ſollten, ſo übernahm de Laſalle ſelbſt deren Leitung und den wichtigſten Theil ihres Unterrichtes. Die jungen Irländer machten ſo vorzügliche Fortſchritte, daß

der König Jakob sich dem ehrwürdigen Stifter zu hohem Danke verpflichtet fühlte. Die Biographie de Lasalle's vom Jahre 1733 berichtet in dieser Beziehung: „König Jakob II. bekümmerte sich mit väterlichem Herzen um Alles, was die jungen Irländer betraf, vorzüglich aber um ihre gute Erziehung. Darum wollte er selbst die Räumlichkeiten sehen, welche sie bewohnten, die Erziehung kennen lernen, welche ihnen zu Theil wurde, und sich von ihren Fortschritten in den Studien überzeugen. Er ließ sich bei diesem Besuche vom Erzbischof von Paris begleiten. Er zeigte sich in jeder Hinsicht sehr befriedigt und stattete dem ehrwürdigen de Lasalle seinen Dank in den ehrendsten Ausdrücken ab."

In der Folge öffnete de Lasalle sein Haus auch andern Pensionären, die sein Ruf als vorzüglicher Pädagoge ihm zuführte. Namentlich brachte man ihm unlenksame, ungelehrige und ausgelassene Jünglinge, an denen andere Erzieher umsonst ihre Kunst versucht hatten. Seine Liebe und Sanftmuth, die eindringende Salbung seiner Worte und die hinreißende Kraft seines eigenen Beispiels gewannen die verderbten Herzen dieser jungen Leute für die Tugend und öffneten sie der göttlichen Gnade. „Er empfing oft," sagt die oben angeführte alte Lebensbeschreibung, „unbändige und zügellose Knaben und gab sie als sanfte, fromme und gehorsame Söhne ihren Familien zurück." Diese gelungenen Besserungsversuche bildeten indessen nur den Anfang der heilpädagogischen Thätigkeit, welche de Lasalle später in Rouen in größerem Maßstabe fortsetzte.

Ein weiteres hohes Verdienst erwarb sich der ehrwürdige Stifter durch die Errichtung einer technischen Sonntagsschule für die Arbeiter. Die Geschichte der Pädagogik berichtet von zwei Arten von Sonntagsschulen: 1. Sonntagsschulen für die schulpflichtigen Kinder, welche die Werktagsschule nicht besuchen können, 2. Sonntagsschulen für die aus der Schule bereits entlassene Jugend. Die erste Art, nämlich die Sonntagsschule als Ersatz der Werktagsschule, kam schon

im ſechzehnten Jahrhundert in den induſtriereichen Niederlanden vor, wo viele Kinder an den Wochentagen arbeiten mußten und nur Sonntags zur Schule kommen konnten. Die Synoden von Cambray 1567 und Mecheln 1570 ordneten ſolche Sonntagsſchulen an, damit die Kinder in ihnen die Religionslehre, das Leſen und das Schreiben lernen könnten. Solche Sonntagsſchulen breiteten ſich im achtzehnten Jahrhundert auch in England aus. Die ſeit 1695 in Württemberg eingeführten Sonntagsſchulen dienten Anfangs ebenfalls als Erſatz für die Sommerſchule der ſchulpflichtigen Kinder, ſpäter wurden ſie Wiederholungs- und Fortbildungsſchulen für die ſchulentlaſſene Jugend. Letztere Art von Sonntagsſchulen hat der heilige Karl Borromäus († 1584), Erzbiſchof von Mailand, zuerſt in ſeiner Diöceſe eröffnet. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde dieſelbe in Oeſterreich und den meiſten übrigen Staaten des deutſchen Reiches eingeführt.

Die vom ehrwürdigen de Laſalle in Paris errichtete Sonntagsſchule, die erſte auf franzöſiſchem Boden, gehörte keiner der beiden genannten Arten an, ſondern war eine Gewerbeſchule für Handwerkslehrlinge. De Laſalle ließ einige beſonders dazu befähigte Brüder durch Profeſſoren in der Geometrie, der Bauconſtructionslehre, dem Zeichnen und der Buchführung unterrichten und eröffnete im October 1699 mit Genehmigung des Erzbiſchofs ſeine neue Schule in St. Sulpice. Der Pfarrer de la Chétardie, welcher für dieſes Unternehmen ſehr eingenommen war, empfahl dasſelbe von der Kanzel und bald zählte die Sonntagsſchule 200 Beſucher. Die Brüder theilten die ſich meldenden jungen Leute nach ihren Leiſtungen und ihrer Profeſſion in verſchiedene Klaſſen ab und ertheilten ihnen Sonntags von 12 bis 3 Uhr Unterricht in der Geographie, der Buchführung, der Bauconſtructionslehre, der Geometrie und dem Zeichnen. Den Schluß bildete jedesmal eine religiöſe Belehrung und Ermahnung. Dieſe Sonntagsſchule hatte in jeder Hinſicht ſehr gute Erfolge. Der Geſchichtsſchreiber der Pfarrei St. Sul-

pice ſchreibt darüber im Jahre 1773: „Es iſt kaum zu glauben, wie vieles Gute durch dieſe neue Einrichtung bewirkt und welch erſtaunliche Beſſerung in den Sitten eines großen Theils der jungen Leute dadurch hervorgebracht worden iſt.“ Aus ſpäter anzuführenden Gründen wurde die Sonntags-Gewerbeſchule im Jahre 1703 in die Straße de Charonne verlegt, die Unterrichtszeit wurde weiter ausgedehnt, die Zahl der Beſucher ſtieg über 300, aber im Jahre 1705 wurde dieſe wohlthätige Anſtalt durch die eiferſüchtigen Verfolgungen der Schreiblehrer unterdrückt. Dieſer unglückliche Ausgang kann dem großen Verdienſte de Laſalle's, die erſte Gewerbeſchule in Europa errichtet zu haben, nicht den geringſten Abtrag thun. In Deutſchland ſind dieſe Schulen bekanntlich erſt im neunzehnten Jahrhundert eingeführt worden.

IX.

Schulgründungen in Chartres. Hirtenbrief des Biſchofes. Neue, mit der Mutterſprache beginnende Lehrmethode de Laſalle's. Schulen in Calais und Troyes. Niederlaſſung des Bruders Gabriel in Rom. Schulweſen daſelbſt. Bruder Gabriel. Schule in Avignon. Hauskauf in Rheims.

Der Biſchof von Chartres, Godet des Marais, war vom Seminar St. Sulpice her mit de Laſalle bekannt und befreundet. Da ihm die chriſtliche Erziehung ſeiner Diöceſanen ſehr am Herzen lag, hatte er ſchon im Jahre 1691 den ehrwürdigen Stifter um Ueberlaſſung einiger Schulbrüder gebeten; aber dieſer konnte der Bitte damals noch nicht entſprechen, weil die Zahl der ausgebildeten Brüder noch zu klein war. Fünf Jahre nachher richteten die Pfarrer der Stadt Chartres eine Denkſchrift an den Biſchof, worin ſie ihn dringend um ſeine Mithilfe zur Errichtung chriſtlicher Schulen baten. In dieſer Denkſchrift, welche ein beredtes Denkmal des Eifers der Geiſtlichkeit für Errichtung guter Schulen iſt, ſchildern die Pfarrer den bekla-

genswerthen Zuſtand der Freiſchulen der Stadt, denen es an geeigneten Lehrkräften fehle, und fahren dann fort: „Wir haben erfahren, daß zu Paris ein Prieſter von großer Frömmigkeit ſich der Erziehung und Ausbildung von Lehrern widmet und ihnen alle die Eigenſchaften beibringt, welche zur guten Verwaltung des Lehramtes nothwendig ſind.“ Sie bitten ſchließlich den Biſchof, er möge ſein Anſehen und ſeinen Einfluß geltend machen, um eine Brüderſchule zu erlangen.

Der Biſchof theilte dem ehrwürdigen de Laſalle dieſe für ſein Inſtitut ſo ehrenvolle Denkſchrift mit, und dieſer eröffnete dieſelbe ſeinen Schülern. Alle ſtimmten bei, daß dieſer Einladung Folge geleiſtet werden müſſe, und erklärten ſich zur Abreiſe nach Chartres bereit. De Laſalle wählte ſechs tüchtige Schulbrüder aus und gab ihnen einen dienenden Bruder mit, um die Niederlaſſung in Chartres zu beginnen. Der Biſchof, ein Domherr und der Herzog von Orléans ſorgten für die Unterkunft und den Unterhalt der Brüder und für die Einrichtung der Schule. Ueberdieß erließ der Biſchof einen beſonderen Hirtenbrief, welcher am 4. October 1699 in allen Pfarreien verleſen wurde; er zeigte darin den Eltern die bevorſtehende Eröffnung der Freiſchule für Knaben an und forderte ſie auf, ihre Kinder dahin zu ſchicken, da ſie ſelbſt nicht im Stande ſeien, dieſelben gehörig zu unterrichten und zu erziehen. Der eifrige Prälat citirt dabei die herrlichen Worte des Kanzlers Gerſon, welcher in ſeiner Schrift „über die Hinführung der Knaben zu Chriſtus“ den Ausſpruch thut: „Ich weiß nicht, ob es ein größeres und Gott wohlgefälligeres Werk gibt, als die Kinder, dieſe jungen Pflanzen im Garten des Herrn, zu erziehen und ſie mit dem heilſamen Waſſer der himmliſchen Lehre zu begießen.“ Die neuen Schulen wurden am 12. October 1699 eröffnet und eine große Anzahl von Schülern aus allen Theilen der Stadt ſtrömte ihnen zu. Im folgenden Jahre hielt ſich de Laſalle auf ſeiner Viſitationsreiſe einige Tage in Chartres auf; er wohnte aber nicht bei ſeinem ehemaligen Mit-

ſchüler, dem Biſchofe, ſondern bei ſeinen Brüdern, und als ihn der Biſchof eines Tages beim Mittageſſen behalten wollte, mußte er die Thüren ſchließen laſſen, um dem ehrwürdigen Stifter, welcher ſich auf die Regeln ſeines Inſtituts berief, die Rückkehr zum Hauſe der Brüder abzuſchneiden. Da ſaßen nun die ehemaligen Mitſchüler in trautem Geſpräche bei einander; der eine im violetten Gewande des Biſchofs, geziert mit dem biſchöflichen Ring und Kreuze, umgeben von Bedienten; der andere in einem alten, abgetragenen Rocke, den er ſelbſt ſchon wiederholt geflickt hatte, mit groben, ſchweren Schuhen an den Füßen, auf einer beſchwerlichen Fußreiſe begriffen, ganz und gar ein Diener der armen Kinder. Der Anzug de Laſalle's verrieth die tiefſte Armuth, aber ſeine feinen Manieren erinnerten an den vormaligen adeligen Domherrn; ſein heiterer Blick, ſein wohlwollendes Lächeln, die Spuren heldenmüthiger Tugend, welche ſeinem abgemagerten Geſichte eingeprägt waren, zeugten von Hoheit und Seelengröße. Ihr Geſpräch drehte ſich vorzugsweiſe um die Brüder und ihre Regel. Der weiſe Prälat billigte die Regel der Brüder und beglückwünſchte de Laſalle zur Gründung ſeines dem Gemeinwohle ſo nützlichen Inſtituts. Indeſſen glaubte er doch zwei Bemerkungen machen zu müſſen. Erſtens tadelte er die ſtrengen Bußübungen der Brüder. Dieſer Tadel traf jedoch nicht die Regel, da dieſe jene Strengheiten nicht vorſchrieb, ſondern die Brüder in Chartres, welche in ihrem Eifer die Grenzen der Klugheit überſchritten und ſo ſtrenge Bußübungen ſich erlaubt hatten, daß einige von ihnen krank wurden. Der wachſame Stifter hatte ihnen deßhalb dieſe Strengheiten, welche mit ihrem aufreibenden Berufe unverträglich waren, bereits unterſagt.

Die zweite Bemerkung betraf die Leſemethode, welche de Laſalle in ſeinem Inſtitut eingeführt hatte. Seit Jahrhunderten war es allgemeine Uebung, den Kindern als erſtes Leſebuch die lateiniſchen Pſalmen in die Hand zu geben, ſo daß ſie zuerſt lateiniſch und dann erſt franzöſiſch leſen lernten. De La-

ſalle hatte aber die entgegengeſetzte Methode eingeführt, indem er die Kinder zuerſt in der Mutterſprache leſen lehrte und dann erſt zum Leſen des Lateiniſchen überging. Der Biſchof des Marais tadelte dieſe Neuerung, die Geſchichte der Pädagogik hingegen rechnet es dem ehrwürdigen de Laſalle zum hohen Verdienſte an, daß er die Mutterſprache in ihr Recht eingeſetzt und jene althergebrachte, aber wenig natürliche Methode beſeitigt hat, welche die Kinder mit dem Leſen unverſtandener und für ſie ſinnloſer Worte abplagte. Uebrigens ſtimmte auch der Biſchof dem ehrwürdigen Stifter bei, nachdem ihm dieſer die Vortheile der neuen Methode, welche das Leſen den Kindern leichter, angenehmer und nützlicher macht, auseinandergeſetzt hatte.

Die Niederlaſſung der Brüder in Chartres blieb nicht von Heimſuchungen frei. Nach dem Tode des Biſchofes des Marais hatten die Brüder eine Zeit lang mit Noth zu kämpfen, und im Jahre 1705 herrſchte eine Epidemie in der Stadt, welche vier von den Brüdern, die treu auf ihrem Poſten ausharrten, dahinraffte. Später ſtrengten die Lehrer der Zahlſchulen einen Proceß gegen die Brüder an und erwirkten 1717 ein Urtheil, nach welchem die Brüder nur ſolche Kinder aufnehmen dürften, deren Namen in der Liſte der Almoſenempfänger eingetragen wären. Der Vollzug dieſes Urtheils hätte den Ruin der Brüderſchulen zur Folge gehabt. Der Biſchof, welcher dieſes wohl einſah, appellirte deßhalb an das Parlament von Paris, welches durch Beſchluß vom 31. Januar 1719 jenes Urtheil vernichtete.

Im Jahre 1700 ſchickte de Laſalle auf die Bitten des Gouverneurs und des Oberpfarrers zwei Brüder nach Calais, welche daſelbſt am 19. Juli eine Schule eröffneten. Der gute Erfolg derſelben regte den Wunſch an, noch eine zweite Schule für das Matroſenviertel zu gründen, weil die Kinder der dort wohnenden Seeleute frühzeitig zum Fiſchfang verwendet wurden und in großer Unwiſſenheit aufwuchſen. Der Kaplan dieſes Stadttheiles gewann den Oberpfarrer und die Stadtvorſteher

für dieſen Plan und auf deren Verwendung gab der König Ludwig XIV. einen Bauplatz zu einem Schulhauſe her und beſtimmte einen jährlichen Beitrag von 300 Francs zum Unterhalt der ſieben Brüder, welche in Calais Verwendung fanden. Später zahlte die Stadt den Brüdern jährlich 900 Livres aus der Stadtkaſſe.

Im Jahre 1702 begab ſich der Pfarrer Le Blé von Troyes, der damaligen Hauptſtadt der Champagne, perſönlich nach Paris, um vom ehrwürdigen de Laſalle zwei Brüder zu erbitten. Er erhielt dieſelben und wies ihnen in dem Pfarrhauſe Wohnung an. Es ſtrömten aber ſo viele Kinder der Brüderſchule zu, daß zwei Klaſſen nicht ausreichten. „Da," berichtet die Chronik der Stadt Troyes, „forderte der P. Chantereau, Oratorianer und berühmter Prediger, die Bürger auf, noch weitere fünf Brüder zu verlangen und für deren Unterhalt aufzukommen. Von der Kanzel herab und in Privatbeſprechungen machte er auf die Vortheile der Brüderſchulen aufmerkſam und wies auf deren reichliche und ſichtbare Erfolge hin." Als die Brüder nach dem Tode des Pfarrers Le Blé im Jahre 1710 das Pfarrhaus räumen mußten, half ihnen der Biſchof zum Ankauf eines Hauſes und der Magiſtrat bewilligte einen jährlichen Beitrag von 300 Livres zum Unterhalte der ſieben Brüder.

Noch vor Errichtung der Niederlaſſung in Troyes hatte der ehrwürdige de Laſalle den längſt gehegten Plan verwirklicht, auch in Rom, der Hauptſtadt der Chriſtenheit, eine Niederlaſſung ſeines Inſtituts zu gründen. Nachdem der fromme Canonicus von Rheims durch die Leitung der göttlichen Vorſehung vor die Aufgabe hingeſtellt worden war, die Erziehung der Jugend im Geiſte des Chriſtenthums zu verbeſſern, hatte er die Größe und Wichtigkeit dieſer Aufgabe klar erkannt, ihr ſeine Stellung und ſein Vermögen geopfert und Allem entſagt, um ganz der Erfüllung dieſer hohen und ſchweren Miſſion zu leben. Als er ſeine Vaterſtadt verließ, um ſich in Paris niederzulaſſen, da hatte er bereits den großen Plan gefaßt, ſein

Institut nicht in die Grenzen einer Diöceſe oder eines Landes einzuſchließen, ſondern es über die ganze Erde auszubreiten und die Segnungen einer chriſtlichen Erziehung den fernſten Ländern und auch den künftigen Geſchlechtern zukommen zu laſſen. Sein Inſtitut ſollte ein kirchliches ſein und darum mit dem Einheitspunkte der Kirche, dem päpſtlichen Stuhle, enge verbunden werden. „Ich wollte," ſo ſprach er ſich aus, „den Baum unſerer Geſellſchaft einpflanzen und Wurzeln faſſen laſſen in dem Centrum der Einheit, im Schatten, unter den Augen und der Oberleitung des Nachfolgers des Apoſtelfürſten; ich wollte außerdem mir den Weg bahnen, um mich ſelbſt dem Hohenprieſter zu Füßen zu werfen, ihn um die Beſtätigung unſerer Regeln und Einrichtungen zu bitten, für unſere Brüder die Gunſt, die drei Ordensgelübde ablegen zu dürfen, zu erlangen; um den Statthalter Chriſti auf Erden zu bitten, daß er unſer Inſtitut ſegne und demſelben die Miſſion ertheile, die Jugend mit der Gutheißung der Biſchöfe in der chriſtlichen Lehre zu unterweiſen." De Laſalle ſchickte deßhalb um das Jahr 1700 den Bruder Gabriel Drolin nach Rom, um daſelbſt eine Schule zu eröffnen.

Rom war zu jener Zeit hinſichtlich des Elementarunterrichts in 14 Bezirke eingetheilt, von denen jeder einen Lehrer hatte. Die Stadt bezahlte jedem Lehrer einen Paolo (ungefähr 45 Reichspfennig) für den Tag; außerdem verlangten die Lehrer alle Samſtage von jedem Schüler einen Bajocco (ungefähr $4^1/_2$ Reichspfennig). Die erſte Freiſchule zu Rom gründete der heilige Joſeph von Calaſanza (in Aragonien), der Stifter des Ordens der Piariſten, im Jahre 1597, nachdem er mit Hilfe des Pfarrers Brentani den Widerſtand der Bezirkslehrer, die für ſich das Monopol des Elementarunterrichts in Anſpruch nahmen, beſiegt hatte. Der ehrwürdige de Laſalle kannte den Orden des heiligen Joſeph von Calaſanza noch nicht, als er ſein Inſtitut gründete. Das geht unzweifelhaft aus dem noch vorhandenen Briefe hervor, welchen de Laſalle am 11. Februar

1708 an Bruder Gabriel nach Rom ſchrieb. Da ſagt er nämlich unter Anderem: „Ich bitte Sie, daß Sie ſich genau über das Inſtitut der Väter der frommen Schulen erkundigen, welches ihre Regeln ſind, wie ihre Verfaſſung und Leitung beſchaffen iſt, ob ſie eine weite Verbreitung erlangt, ob ſie einen Ordensgeneral haben, welches deſſen Gewalt iſt, ob ſie alle Prieſter ſind, ob ſie Geld annehmen. Erforſchen Sie Alles ſo genau als möglich und theilen Sie es mir ausführlich mit.“ Daß die Piariſten ſich nach und nach mehr dem höheren Unterrichte zugewendet haben, iſt ſchon in der Einleitung geſagt worden.

Der Bruder Gabriel Drolin war der Vertrauensſendung, der Vertreter des Inſtituts beim heiligen Stuhle zu ſein, durchaus würdig. Er hatte ſchon das Studium der Theologie begonnen und die Tonſur empfangen, als er in die Genoſſenſchaft de Laſalle's eintrat. Er war ein ebenſo tugendhafter Religioſe als ein geſchickter Lehrer und leitete als Director das Haus der Brüder zu Laon, als ihn der ehrwürdige Stifter nach Rom ſandte. Die Schule in Laon wurde unter ſeiner Leitung ſo blühend, daß die Zahl der Schüler, unter denen ſich Jünglinge von 16 und 18 Jahren befanden, immer mehr zunahm und im Jahre 1694 zwei weitere Brüder angeſtellt werden mußten. Der arme Stifter konnte dem Bruder Gabriel außer ſeinem väterlichen Segen nur die beſcheidene Summe von 50 Francs nach Rom mitgeben. Der gute Bruder mußte deßhalb bald bittere Noth leiden und manchmal ſogar ſich unter die Almoſenempfänger miſchen; aber er hielt aus, wie er es in dem heroiſchen Gelübde vom 21. November 1691 verſprochen hatte, und ſammelte täglich arme Kinder um ſich, um ihnen den Katechismus zu erklären. Später bekleidete er eine Zeit lang die Stelle eines Hauslehrers bei Herrn von Buſſière. Der fromme Stifter vergaß den geliebten Schüler nicht; er ſchickte ihm von Zeit zu Zeit einiges Geld, verlangte von ihm alle Monate einen Bericht und beantwortete deſſen Briefe ſehr pünktlich. Viele dieſer Briefe des ehrwürdigen Stifters ſind

noch erhalten und geben Zeugniß ſowohl von ſeiner Liebe, als auch von ſeiner erleuchteten Feſtigkeit. Zu Anfang des Jahres 1705 erhielt endlich der Bruder Gabriel auf die Empfehlung des Biſchofes de Cavaillon bei Papſt Clemens XI. die Leitung der Bezirksſchule am Barberini-Platze mit einem monatlichen Gehalte von 16 Francs 15 Centimes. Dieſe Nachricht erfüllte den ehrwürdigen Stifter mit inniger Freude. „Mein ſehr lieber Bruder," ſchrieb er an Gabriel Drolin, „ich bin ſehr erfreut, daß Sie jetzt eine Schule des Papſtes haben; das war ſchon längſt mein Wunſch. In Zukunft wird man dafür ſorgen müſſen, daß Sie noch einen Bruder zu ſich bekommen. Ich bin froh, daß Sie das Haus des Herrn von Buſſière verlaſſen haben. Ich habe an ihn geſchrieben, um ihm für das Wohlwollen, das er Ihnen bezeugte, und für die Dienſte, die er Ihnen erwieſen hat, zu danken. Ich habe ihm geſagt, daß ich ihn nicht vergeſſen, daß ich für ihn und ſeine Familie beten und beten laſſen werde. Ich weiß, daß es in Ihrer Stellung zu arbeiten gibt und ich freue mich, daß Sie eine gute Anzahl von Schülern haben. Ueberdieß preiſe ich Gott dafür, daß er Sie bisher vor den Gefahren und der Verderbniß der Welt gnädig bewahrt hat."

In Avignon hatte die Gattin des päpſtlichen Schatzmeiſters Caſtel-Bianco eine Stiftung zur Errichtung einer chriſtlichen Freiſchule gemacht. Ihr Gemahl hörte von den Erfolgen der Brüder der chriſtlichen Schulen und wollte deßhalb dieſen die neue Schule anvertrauen. Er erbat und erhielt von de Laſalle zwei Brüder, welche im Jahre 1703 mit Genehmigung des Erzbiſchofes Fieschi die Schule eröffneten. Bald darauf mußte dieſe Schule um zwei Klaſſen erweitert werden, weßhalb de Laſalle noch drei Brüder nach Avignon ſandte. Im Jahre 1718 wurde in einem anderen Stadttheile eine weitere Freiſchule gegründet, zu deren Unterhaltung der päpſtliche Stuhl beitrug. Der Erzbiſchof Gontery nahm ſich ſehr um die Brüder an und wohnte Stunden lang ihrem Unterrichte bei, indem er

ihre Kunst, große Klassen in Ordnung und Thätigkeit zu erhalten und ganze Abtheilungen unmittelbar zu unterrichten, bewunderte. Wir werden später sehen, daß das Zeugniß dieses Prälaten zur kirchlichen Approbation des Institutes wesentlich beitrug.

In Rheims hatte sich das Landlehrer-Seminar nach de Lasalle's Abreise nach und nach aufgelöst und das Noviciat war nach Paris verlegt worden, aber die Brüderschulen waren geblieben. Um deren Existenz für die Zukunft sicher zu stellen, brachte der ehrwürdige Stifter im Jahre 1700 mit Unterstützung seiner Verwandten und seiner Freunde das Haus am Eingange der „Neuen Straße", worin eine Brüderschule gehalten wurde, käuflich an sich. Im darauffolgenden Jahre wurden auch die beiden anstoßenden Häuser erworben. Die drei Gebäude sollten den Brüdern zur Wohnung und zur Unterbringung der Schulen dienen. Weil aber das Institut der Brüder noch nicht staatlich anerkannt und darum auch nicht erbfähig war, so traten außer dem ehrwürdigen Stifter sein Bruder Ludwig und zwei andere Priester als Mitkäufer und Miteigenthümer auf und vereinbarten sich dahin, daß beim Ableben eines Miteigenthümers dessen Erben keinen Anspruch auf die Häuser machen könnten, sondern daß eine andere Person an dessen Stelle als nomineller Miteigenthümer eingesetzt werden sollte.

X.

Verfolgung in Paris. Antheil der Jansenisten an derselben. Pfarrer de la Chétardie. Absetzung de Lasalle's durch den Erzbischof. Protest der Brüder. Ausgleich.

Während der vom ehrwürdigen de Lasalle gepflanzte Baum seine fruchtreichen Aeste in immer weitere Fernen ausbreitete, brach gegen denselben in Paris ein Sturm los, welcher um so gefährlicher war, weil er nicht von Feinden des Institutes, sondern von bisherigen Gönnern und Freunden desselben ausging. Man

wollte das Institut nicht vernichten, man wollte es nur verändern und zunächst den ehrwürdigen Stifter beseitigen, um sein Werk nach Belieben umwandeln zu können. Wer die Geschichte segensreicher, die Jahrhunderte überdauernder kirchlicher Institute kennt, der wird über die heftigen Angriffe, welche über de Lasalle hereinbrachen, nicht erstaunt sein. Es ist fast allen heiligen Stiftern ähnlich ergangen. Wir erinnern nur daran, daß auch der hl. Joseph von Calasanza, der Stifter des Ordens der Piaristen, bis in sein hohes Alter verfolgt, verkannt, verleumdet und sogar als Ordensgeneral abgesetzt worden ist. Das Christenthum ist ja die Religion des Kreuzes. Die großen Wohlthäter der Menschheit, welche Millionen die Segnungen dieser Religion, zeitliches und ewiges Glück, zu bringen auserwählt sind, müssen in der Schule des Kreuzes geprüft, mit Christus gleichsam an's Kreuz geschlagen und diesem Baume des Lebens eingepfropft werden, von dem allein das Heil, die Unsterblichkeit und die Fruchtbarkeit an guten Werken ausgeht. Das ist ein Gesetz der christlichen Weltordnung, welches aus allen Blättern der Geschichte des Reiches Gottes erkennbar ist. Auch de Lasalle's Werk sollte durch das Feuer der Trübsale geläutert, durch schwere Schläge gegen noch furchtbarere Verfolgungen für alle Zukunft gehärtet und gefestigt werden.

Der Jansenismus, welcher der Kirche so tiefe Wunden schlug, hatte auch Antheil an den Verfolgungen des ehrwürdigen de Lasalle. Diese Secte, welche durch geistlichen Hochmuth und verbissene Streitsucht immer weiter von der Lehre und der Einheit der Kirche sich entfernte, suchte von Port-Royal aus, dem Centrum ihrer Agitation, durch Lehrer und Katecheten unter dem Volke für ihre Irrlehre Propaganda zu machen. Welch ein Erfolg wäre es für sie gewesen, wenn sie de Lasalle und die zahlreich besuchten Brüderschulen für ihre Sache hätte gewinnen können! Der gelehrte Stifter erkannte jedoch die verderbnißvollen Irrthümer der jansenistischen Lehren und setzte allen Verführungsversuchen die unerschütterlichste Treue und

Unterwürfigkeit unter das unfehlbare Lehramt der Kirche entgegen. Darum suchten ihn die offenen und geheimen Anhänger der jansenistischen Irrlehre vor Allem seines Einflusses auf die Brüder zu berauben. Ihr Vorgehen gegen de Lasalle wurde ihnen erleichtert, da sich der Cardinal de Noailles (seit 1695 Erzbischof von Paris) den jansenistischen Einflüsterungen nicht unzugänglich zeigte. Derselbe hatte schon als Bischof von Châlons im Jahre 1685 die „moralischen Reflexionen" Quesnel's in einem eigenen Hirtenschreiben empfohlen. Als dann Clemens XI. in der Bulle Unigenitus 101 Sätze aus den „moralischen Reflexionen" als jansenistisch verwarf, verbot der Erzbischof zwar das Lesen des Quesnel'schen Buches, untersagte aber auch bei Strafe der Suspension die Annahme der dogmatischen Entscheidung des römischen Stuhles und hielt es mit den Appellanten (an ein allgemeines Concil) bis zum Jahre 1728, wo er endlich die Bulle Unigenitus unbedingt annahm. Es kann uns deßhalb nicht wundern, daß ein Mann von so schwachem Charakter und so veränderlichem Sinne das Festhalten de Lasalle's an den angenommenen und erprobten Regeln seines Institutes als verwerflichen Eigensinn ansah und sich so sehr gegen den ehrwürdigen Stifter einnehmen ließ, daß seine anfängliche Huld sich in harte, hochfahrende Strenge gegen denselben verwandelte.

Dagegen erscheint es auf den ersten Anblick unbegreiflicher, daß auch der vortreffliche Pfarrer von St. Sulpice, Herr de la Chétardie, sich den Gegnern de Lasalle's zugesellte. Aber auch diese bedauerliche Thatsache findet durch die nähere Betrachtung der Verhältnisse ihre Erklärung. Der Pfarrer de la Chétardie that viel für die Brüder und die in seiner Pfarrei errichteten Brüderschulen; darum glaubte er ein Recht zu haben, in die Verfassung des Brüderinstitutes dreinzureden. Er mochte dieses um so mehr glauben, da die Pfarrer zu jener Zeit die ausschließliche Leitung der Freischulen an sich gebracht und sich von der Autorität des Scholasticus emancipirt hatten. Wir

begreifen es deßhalb einigermaßen, daß es einem Pfarrer von der Energie de la Chétardie's schwer fallen mußte, die Autorität des Superiors der Brüder in Sachen von Schulen, die von ihm unterhalten wurden, anzuerkennen. Es war ein hohes Verdienst de Lasalle's, daß er so vortreffliche Lehrer und Erzieher der Jugend heranbildete; aber er sollte dieselben, so meinte der Pfarrer von St. Sulpice, nach vollendeter Ausbildung ganz der Leitung der Pfarrer, welche sie beriefen, unterstellen.

De Lasalle hatte aber einen weiteren und tieferen Blick: er wollte eine Armee von christlichen Erziehern bilden, die unter der einheitlichen Führung ihres eigenen Generals über die ganze Erde sich ausbreiten und überall die Unwissenheit und Sittenlosigkeit bekriegen und besiegen sollte. Er konnte darum die Ansprüche de la Chétardie's nicht erfüllen, ohne seiner Mission ungetreu zu werden und den großen Plan seines Werkes nach begonnener Ausführung umzustürzen. Er war für seine Person bereit, ja er wünschte, wie wir gesehen haben, die Direction des Institutes abzugeben, aber einer der Brüder sollte sie an seiner Statt übernehmen, damit die einheitliche Leitung des ganzen Institutes gesichert bliebe. Hätte er darein gewilligt, die einzelnen Niederlassungen den Pfarrern oder Bischöfen zu unterstellen, so wäre das Institut unfehlbar in die jansenistischen Streitigkeiten hineingezogen worden; es wäre mit der Irrlehre zerfallen und hätte das Ende des 18. Jahrhunderts nicht erlebt. De Lasalle konnte und durfte deßhalb die angenommene Verfassung und Regel des Institutes nicht nach den Wünschen des Pfarrers von St. Sulpice abändern; er mußte dessen Ansprüchen seinen berechtigten Widerstand entgegensetzen. Dieser Widerspruch aber ließ im Pfarrer von St. Sulpice eine Verstimmung gegen den ehrwürdigen Stifter zurück, die bei gegebenem Anlasse sich zur förmlichen Verfolgung steigerte. Dieser Anlaß ließ nicht lange auf sich warten.

Der Director der Schulbrüder in Paris und der Novicenmeister ließen sich durch unklugen Eifer zu einer übertriebenen

Strenge gegen ihre Untergebenen verleiten. De Lasalle war mit der Erziehung der jungen Irländer und mit der Oberleitung des ganzen Institutes zu sehr beschäftigt, als daß er den Rigorismus der beiden Directoren sofort hätte bemerken und beim Entstehen unterdrücken können. Zudem war er gerade auf einer Visitationsreise begriffen, als die beklagenswerthen Excesse, welche wir zu berichten haben, vorkamen. Im November 1702 behaupteten zwei junge Novicen, sie seien zu strenge bestraft worden. Statt nun die Rückkunft de Lasalle's abzuwarten, brachten die unbesonnenen jungen Leute ihre Klage vor den Pfarrer von St. Sulpice, welcher den ehrwürdigen Stifter für die Fehler der von ihm aufgestellten Directoren verantwortlich machte. Es mischten sich, wie es scheint, auch noch andere Personen in die Sache; man veranlaßte die zu hart behandelten Novicen, ihre Beschwerden schriftlich aufzusetzen, und verfertigte daraus eine lange Klageschrift, welche dem Cardinal-Erzbischof de Noailles überreicht wurde. Man stellte in derselben den ehrwürdigen Stifter als einen harten und gewaltthätigen Mann dar, der von seinen Untergebenen übertriebene und selbst grausame Abtödtungen verlange und deßhalb zum Oberen der Gesellschaft nicht tauge. Auf Bitten der Brüder veranlaßte der Pfarrer von Laon einen einflußreichen Freund, den Doctor der Theologie und Pfarrer von Villers, beim Erzbischof für de Lasalle einzutreten. Der Pfarrer von Villers that dieses und berichtete darüber seinem Freunde in Laon: „Ich war beim Herrn Cardinal. Ich hoffe, daß derselbe mit der Zeit von den Vorurtheilen, die man ihm gegen Herrn de Lasalle beigebracht hat, zurückkommen wird. Es handelt sich durchaus nicht um Quietismus; man beschuldigt ihn nur, daß er zu streng gegen die Brüder sei, ihnen zu harte Bußen auferlege, und auf diese Behandlungsweise zu sehr verpicht sei. Man möchte ihn, das ist die Gesinnung des Cardinals, als einen Mann ansehen, der zum Vorgesetzten wenig tauglich ist, und überdieß als einen Mann, der an seiner Meinung außerordentlich festhält und in

seinem Privatleben, sowie bei der Leitung Anderer, nur seinen eigenen Eingebungen folgt. Sein großes Verbrechen besteht, soweit ich es habe entdecken können, darin, daß er sich nicht nach den Meinungen seiner Gegner richtet, welche gerne in die innere Leitung und Führung der Brüder sich einmischen möchten, was ihnen Herr de Lasalle bis daher verwehrt hat." Dieser Brief klärt uns vollkommen über die eigentlichen Absichten der Gegner des ehrwürdigen de Lasalle in authentischer Weise auf.

Der Cardinal de Noailles beauftragte den Generalvikar Pirot, die Brüder und Novicen einzeln über die Anklagepunkte zu vernehmen. Dieses geschah, ohne daß sich de Lasalle, der inzwischen zurückgekehrt war, im Geringsten in die Untersuchung einmischte. Nach Beendigung der Untersuchung begab sich de Lasalle zum Cardinal und bedankte sich für das Interesse, welches derselbe seinem Institute zugewendet habe. Der Cardinal hörte ihn einige Augenblicke an, dann sagte er zu ihm, ohne einen Grund seiner Entscheidung anzugeben, kurzweg: „Sie sind nicht mehr der Superior Ihrer Gesellschaft; ich habe bereits einen anderen bestellt." Der demüthige Stifter nahm ruhig und ehrfurchtsvoll diese unerwartete Entscheidung hin; er frug nicht nach den Gründen und zog sich stillschweigend zurück, Gott im Herzen für die erlittene Demüthigung dankend. Den Brüdern machte er von dem Vorfall keine Mittheilung. Sie waren deßhalb nicht wenig erstaunt, als de Lasalle sie am ersten Adventsonntage zu einer außerordentlichen Versammlung nach dem Mutterhause zusammenberief. Er that dieses, weil der Generalvikar Pirot ihn verständigt hatte, er wolle an diesem Tage den Brüdern ihren neuen Superior vorstellen. Heiter und lächelnd, wie immer, saß de Lasalle unter seinen Schülern, welche gespannt waren auf die Dinge, die da kommen sollten. Er freute sich, vor seinen Schülern gedemüthigt zu werden. Da kam der Generalvikar mit einem jungen Priester aus Lyon, Namens Bricot, der als besonderer Verehrer des Pfarrers de la Chétardie angesehen wurde. Herr Pirot ergriff das Wort,

pries zuerſt die Tugenden und Verdienſte de Laſalle's, dann ſprach er von dem Begleiter, den er mitgebracht hatte, ſtellte ihn den Brüdern als einen frommen und tugendhaften Prieſter vor, der ihre Achtung und ihr Vertrauen verdiene, und ſchloß mit der Erklärung, daß ſie von nun an in Allem Herrn Bricot zu gehorchen hätten. Jetzt begriffen die beſtürzten Brüder, um was es ſich handelte. Rufe des Schmerzes, der Entrüſtung, der Ueberraſchung und des Proteſtes ertönten von allen Seiten. „Eine ſolche Maßregel," erklärten mehrere Brüder, „würde den Untergang unſeres Inſtituts herbeiführen." Einer der älteſten Brüder fügte bei: „Wir haben einen Superior, der vom Erzbiſchof von Rheims, vom Erzbiſchof de Harlay und vom Cardinal de Noailles beſtätigt worden iſt; wir beſchwören Seine Eminenz, uns keinen andern zu ſetzen." „Vergeblich," berichtet der Pfarrer von Villers, „ſuchte der Generalvikar ihren Widerſtand zu beſiegen, indem er ſie auf die guten Eigenſchaften des neuen Superiors hinwies; die Brüder antworteten, daß de Laſalle dieſelben und noch viel vorzüglichere Eigenſchaften beſitze; daß er milde und gütig gegen Andere, aber hart und ſtreng gegen ſich ſelbſt ſei; daß er nichts von ihnen verlange, das er nicht zuvor ſelbſt gethan hätte, und daß man ihnen keinen andern Superior geben könne, der ihm in der Kunſt das Inſtitut zu leiten und in allen ſeinen Tugenden gleichkäme." Auch die Novicen ſtimmten den Proteſtationen der Brüder bei; der Cardinal, ſagten ſie, ſei getäuſcht worden, er möge ſie ſelbſt anhören, dann werde er anders urtheilen. Der ehrwürdige Stifter, ein Mann der Ordnung und der Disciplin, ward durch dieſen Widerſtand ſeiner Schüler ſchmerzlich berührt; er bat ſie dringend, ſich der Entſcheidung des Cardinals zu unterwerfen und ſagte zum Generalvikar: „Ich glaube, für die Unterwerfung der Brüder bürgen zu können." Die Brüder aber entgegneten ihm: „Sie haben nicht das Recht, eine ſolche Bürgſchaft zu übernehmen. Ihnen haben wir Gehorſam gelobt; ſetzt man uns einen andern Superior, ſo ſind wir unſeres Gelübdes entbunden.

Wir werden dieſes Haus verlaſſen, wenn Sie nicht mehr deſſen Leitung haben." Endlich machte Bricot ſelbſt der für ihn höchſt peinlichen Scene ein Ende, indem er den Generalvikar aufforderte, er möge dem Wunſche der Geſellſchaft nachkommen und dem Cardinal die Sachlage nochmals vortragen. Der Generalvikar zog ſich zurück und erzählte dem Cardinal, welche bewunderungswürdige Anhänglichkeit und Verehrung die Brüder für ihren Stifter an den Tag gelegt hatten. „Wenn," ſo fügte er nach dem Zeugniſſe des Pfarrers von Villers hinzu, „in allen Ordensgeſellſchaften die Glieder ihren Oberen ſo ergeben wären, wie die Schulbrüder dem Herrn de Laſalle zugethan ſind, ſo würde man in Paris nicht ſo viele Verwirrung finden." Die Sache war damit natürlich nicht abgethan. Es fehlte nicht an Stimmen, welche dem Erzbiſchof zuflüſterten, die Kundgebung der Brüder ſei keine freiwillige, ſondern falle dem Stifter zur Laſt, der ſie dazu angeſpornt habe. Der Erzbiſchof ſchenkte dieſen Einflüſterungen Gehör und ließ ſich zu einem nicht zu billigenden Benehmen gegen den ehrwürdigen de Laſalle hinreißen. Dieſer begab ſich nämlich zum Erzbiſchof, um von demſelben Verzeihung für ſeine Schüler zu erflehen. Er traf denſelben im Hofe, als er gerade einſteigen und verreiſen wollte. Er warf ſich dem Erzbiſchofe zu Füßen und bat ihn, er möge den Brüdern ſeinen Schutz nicht entziehen. Der Erzbiſchof, welcher von einigen Vertrauten umgeben war, hörte den ehrwürdigen Stifter kalt an, ſtieg ein und fuhr fort, ohne ihm eine Antwort oder eine Aufforderung, ſich zu erheben, zukommen zu laſſen. Stillſchweigend nahm der Mann Gottes dieſe neue Demüthigung hin. Der Generalvikar Pirot, welcher zugegen war, machte ihm noch die Mittheilung, daß die Sache dem Parlament vorgelegt ſei und daß ihm die Gefahr der Verbannung drohe. Mit erſtaunlicher Faſſung und Ergebung erwiederte der hl. Stifter: „Mein Troſt iſt, daß ich überall den lieben Gott finden und daß ich dem göttlichen Heilande um ſo ähnlicher ſein werde, je mehr ich werde zu leiden haben." Als

die Brüder durch Personen, die beim Cardinal ein- und ausgingen, die ihrem geistlichen Vater drohende Gefahr vernahmen, begaben sich mehrere der ersten Brüder zu dem Pfarrer von St. Sulpice, rechtfertigten den ehrwürdigen Stifter und erklärten: „Wenn unser Superior ausgewiesen wird, so sind wir alle entschlossen, die Schulen in Paris zu verlassen und ihm zu folgen. Wir werden uns in einer Diöcese niederlassen, wo wir unter dem Schutze eines unparteiischen und erleuchteten Bischofes nach den Regeln unseres Institutes leben können." Obwohl der Pfarrer de la Chétardie von Vorurtheilen gegen de Lasalle eingenommen war, so wollte er doch nicht dessen segensreiche Stiftung vernichten und die Brüderschulen seiner Pfarrei eingehen lassen, welche täglich besser gediehen. Er versprach deßhalb den Brüdern, daß er beim Cardinal ein gutes Wort für ihren Stifter einlegen wolle. Seine Vermittlung war so erfolgreich, daß die Anklage beim Parlament fallen gelassen wurde und von der Verbannung des ehrwürdigen Stifters weiter keine Rede mehr war.

Indessen blieb immer noch eine Schwierigkeit zu beseitigen. Der Erzbischof, welcher um so mehr auf seine Autorität pochte, je weniger Gehorsam er gegen die des römischen Stuhles zeigte, glaubte seine einmal getroffene Anordnung nicht zurücknehmen zu können; die Brüder aber wollten keinen anderen Superior als de Lasalle anerkennen. Der Pfarrer von St. Sulpice beauftragte nun einen klugen und geschmeidigen Priester seiner Genossenschaft, Namens Madot, einen Ausgleich zwischen diesen Gegensätzen anzubahnen. Dieser besprach sich mit dem Cardinal und dem Generalvikar einerseits und mit de Lasalle und den Brüdern andererseits; darauf kam er mit dem Abbé Bricot, stellte diesen den Brüdern als Superior vor, versprach ihnen, daß keine Neuerung eingeführt werden solle und daß man ihnen de Lasalle nicht nehmen wolle; er ermahnte sie, zu gehorsamen und Herrn Bricot als Superior anzunehmen, indem er versicherte, daß dieser nur einmal im Monat zu ihnen kommen

werde. Die Brüder fügten sich diesen Bedingungen. Die Einsetzung Bricot's war indessen nur eine Formalität. Er erschien nur einmal, im März 1703, bei den Brüdern, ohne irgend eine Anordnung zu treffen. Bald darauf übertrug der Cardinal demselben ein anderes Amt und de Lasalle war wieder der unbestrittene Superior seines Instituts.

Um den Bemerkungen seiner kirchlichen Oberen gerecht zu werden und der Wiederholung jener Strengheiten, welche den Anlaß zu der Verfolgung gegeben hatten, vorzubeugen, milderte der Stifter einige Punkte der Regel und verbot gänzlich solche harte Abtödtungen, welche mit dem mühseligen und aufreibenden Berufe der Brüder nicht leicht verträglich sind. Um so mehr empfahl er den Brüdern die Uebungen der inneren Abtödtung. „Eine Unze geistiger Selbstverleugnung," schrieb er an einen Bruder, „ist mir lieber, als ein Pfund körperlicher Abtödtung."

Die Bemühungen des Pfarrers von Villers und anderer vortrefflicher Priester, welche die Tugenden de Lasalle's beim Cardinal in's rechte Licht setzten; die Lobsprüche, welche dem ehrwürdigen Stifter für die um diese Zeit glücklich beendigte Erziehung der 50 Irländer selbst von Seiten des Hofes in reichlichem Maße ertheilt wurden, und die auffallende Bekehrung mehrerer Sünder durch den demuthsvollen Priester brachten den Cardinal de Noailles vollends von seinen Vorurtheilen gegen de Lasalle zurück, so daß er diesem von da an in Hochachtung und Vertrauen stets zugethan blieb.

XI.

Umzug de Lasalle's nach St. Antoine, dann nach St. Rochus. Zweigniederlassungen in Marseille, Dijon und Darnetal. De Lasalle's Berufung nach Rouen. Die Freischulen dieser Stadt. Verlegung des Noviciates nach St. Yon. Errichtung eines Pensionates mit einer Realschule. Vergleich de Lasalle's mit Francke. De Lasalle's heilpädagogische Anstalt und deren Erfolge.

Kaum hatte sich der Sturm gelegt, welcher de Lasalle von seinem Institute loszureißen gedroht hatte, als eine andere Schwierigkeit seine Geduld und Ausdauer auf die Probe stellte. Das vormalige Kloster an der Straße nach Vaugirard, in welchem de Lasalle das Noviciat und das Pensionat eingerichtet und den Brüdern ein gemeinschaftliches Heim geschaffen hatte, war bekanntlich nur gepachtet. Der Eigenthümer wünschte jetzt dasselbe zu veräußern und bot es dem ehrwürdigen Stifter um die verhältnißmäßig geringe Summe von 45 000 Fr. zum Kaufe an. Allein woher sollte de Lasalle, der sein ganzes Vermögen den Armen geschenkt hatte, eine solche Summe nehmen? Er mußte bald, da das Kloster einen Käufer fand, ein anderes Haus miethen. Dasselbe war in der Straße de Charonne in der Vorstadt St. Antoine gelegen und wurde am 20. August 1703 von de Lasalle und seinen Novicen bezogen. Die heilige Messe las der ehrw. Stifter in der Kapelle der Dominikanerinnen, deren Kloster in der Nähe gelegen war. Diese Ordensfrauen bewunderten bald die hohe Andacht, mit welcher de Lasalle die heiligen Geheimnisse feierte, und die Heiligkeit, welche aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, so daß sie ein großes Zutrauen zu ihm faßten und sich seiner geistlichen Leitung zu unterstellen wünschten. Da die frommen Frauen seinem Hause viel Gutes erwiesen, so konnte sich de Lasalle der Erfüllung ihres Wunsches nicht entziehen: er wurde der geistliche Führer der Dominikanerinnen, und diese blieben

lange Zeit hindurch uneigennützige Wohlthäterinnen der in Paris angestellten Brüder.

Die Sonntagsschule, welche in dem Mutterhause an der Straße nach Vaugirard eingerichtet worden war, wurde in das neue Novicenhaus in der Straße de Charonne verlegt. Sie gedieh vortrefflich und bekam immer mehr Schüler, so daß die Eifersucht der Schreiblehrer nicht ruhte, bis dieselbe im Jahr 1705 unterdrückt wurde. Nun war der ehrwürdige Stifter genöthigt, sich um ein anderes Unterkommen umzusehen. Da sich um dieselbe Zeit der Pfarrer von St. Rochus entschloß, eine Freischule in seiner Pfarrei zu gründen und sie den Brüdern der christlichen Schulen anzuvertrauen, so übernahm de Lasalle selbst die Einrichtung dieser in der Straße St. Honoré gelegenen Schule, indem er sich mit drei Brüdern daselbst niederließ und das Noviciat zu den Brüdern von St. Sulpice verlegte.

Während so der ehrwürdige Stifter in Paris von einer Pfarrei zur anderen wanderte, um für die Centralleitung und die Pflanzschule seines Instituts eine sichere Zufluchtsstätte zu finden, und während seine Anstalten in der Hauptstadt wiederholt um ihre Existenz zu ringen hatten, breitete sich das Institut der Brüder der christlichen Schulen in den Provinzen immer weiter aus und gewann durch seine erfolgreiche Wirksamkeit stets mehr Freunde und Lobredner.

Im Jahre 1704 bildete sich in Marseille ein Verein, welcher sich die Aufgabe stellte, in der St. Laurentius-Pfarrei eine Freischule für Knaben zu gründen und zu unterhalten. Die Mitglieder, an deren Spitze der Bischof de Vintimille stand, bezahlten einen Jahresbeitrag von 10 Livres und vertrauten die Schule dem Diakon Baron an. Im folgenden Jahre lernten zwei reiche Kaufleute von Marseille, Namens Morelet und Jourdan, auf einer Reise die Schulen der Brüder in Avignon kennen und wurden durch deren Erfolge so sehr für die Brüder eingenommen, daß sie nach ihrer Rückkehr den

Antrag stellten, die St. Laurentius-Schule den Brüdern zu übergeben. Der Bischof wandte sich daraufhin direct an den ehrwürdigen de Lasalle um nähere Auskunft über die Einrichtung und die Methode des Instituts der Brüder der christlichen Schulen. Da ihn die ertheilte Antwort vollständig befriedigte, so stellte er selbst an den Schulverein den Antrag, derselbe solle Schulbrüder an die Freischule berufen. Der Verein, dessen Sitzungsprotokolle noch erhalten sind, trat diesem Antrage bei, setzte dem Diakon Baron ein Wartgeld aus und berief zwei Brüder, „um die armen Kinder von St. Laurentius im Lesen, Schreiben, Rechnen und besonders im Katechismus und in der Gottesfurcht zu unterweisen". Die Brüder eröffneten ihre Schule am 6. März 1706 und bekamen bald einen solchen Zulauf von lernbegierigen Knaben, daß das Schullocal sich als zu klein erwies, weßhalb Andreas Porry den Brüdern ein größeres Schulhaus schenkte. In seinem Briefe vom 16. April 1706 schreibt der ehrwürdige de Lasalle dem Bruder Gabriel in Rom mit sichtlicher Genugthuung, daß die Schule der Brüder in Marseille bereits nahe an 200 Schüler zähle. Die Brüder erhielten je 150 Livres im Jahre und Vergütung aller für die Schule gemachten Auslagen. Als der Verein die Beobachtung machte, daß manche arme Knaben die Schule nicht besuchten, so stellte er durch Protokoll vom 3. Juni 1708 an den „Commissär der verschämten Armen" die Bitte, „den Eltern, welche fünf- bis zehnjährige Knaben haben, keinerlei Unterstützung zu verabreichen, wenn sie nicht ein Zeugniß der Schulbrüder beibringen, daß ihre Kinder die Armenschule besuchen". Ueber die weitere Entwicklung der Niederlassung in Marseille werden wir später zu berichten haben.

In Dijon gründeten wohlthätige Personen ebenfalls eine Freischule. Ein frommer Herr, Namens Rigoley, schenkte derselben eine Jahresrente von 400 Livres, andere Gutthäter sorgten für ein Schullocal und dessen Einrichtung und auf ihre Bitte sandte de Lasalle zwei Brüder, welche im Juni 1705 die

Schule in der Pfarrei St. Peter eröffneten. Die Hingebung und das Geſchick der Brüder zogen aus allen Pfarreien der Stadt ſo viele Schüler an, daß die zwei Brüder überlaſtet wurden. Da gründete eine wohlthätige Perſon eine zweite Brüderſchule und zwar in der Pfarrei St. Philibert, zu welcher bald darauf noch eine dritte Freiſchule der Brüder hinzukam.

Zu Darnetal, einem in der nächſten Nähe von Rouen gelegenen Fabrikſtädtchen, hatte Herr von Bimorel, Rath am Parlamente von Rouen, ſchon im Jahre 1670 eine Freiſchule für Knaben geſtiftet und dem Kirchenfonds ein Schulhaus vermacht. Nach dem Tode des Herrn von Bimorel übernahm die vom Jeſuitencollegium zu Rouen geleitete marianiſche Congregation die Unterhaltung der Schule und ſtellte an dieſer einen Lehrer aus der Genoſſenſchaft Nyels an. Nachdem dieſer im Jahre 1704 geſtorben war, wurde die Schule zwei Brüdern des ehrwürdigen de Laſalle übergeben. Dieſe bereiteten ihrem Inſtitute den Weg nach der Provinzial-Hauptſtadt Rouen. Nachdem ſie nämlich einige Zeit mit Erfolg in Darnetal gewirkt hatten, erhielten ſie eine Audienz beim Erzbiſchofe Colbert von Rouen. Dieſer, ein Sohn des berühmten Miniſters Ludwigs XIV., hatte ſeit dem Antritt ſeines erzbiſchöflichen Amtes der Jugenderziehung beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet und erkundigte ſich deßhalb bei den Brüdern, die ſich ihm vorſtellten, angelegentlich nach dem Zwecke, den Regeln und den Fortſchritten ihres Inſtituts. Die erhaltene Auskunft und die über das Wirken der Brüder in Darnetal eingezogenen Erkundigungen befriedigten ihn ſo ſehr, daß er im Februar 1705 Herrn de Laſalle einlud, nach Rouen zu kommen, um mit ihm über die Niederlaſſung der Brüder in der erzbiſchöflichen Reſidenzſtadt Berathung zu pflegen. Dieſe Einladung betrachtete der ehrwürdige Stifter, welcher in Paris mit ſo mannigfaltigen Schwierigkeiten, beſonders in Betreff der dauernden Einrichtung ſeines Noviciats, zu kämpfen hatte, als einen Ruf der Vorſehung, dem er zu folgen ſich beeilte. Er begab ſich zum Erzbiſchof, welcher

ihm eröffnete, daß er nicht neue Schulen für die Brüder zu gründen, sondern die bestehenden Freischulen ihnen anzuvertrauen beabsichtige. Nyel hatte diese Schulen 30 Jahre lang mit aller Hingebung geleitet, aber nach seinem Tode gingen sie ihrem Verfall entgegen. De Lasalle freute sich, das Erbe Nyels antreten und retten, und so die Schuld der Dankbarkeit abtragen zu können, zu welcher de Lasalle sich und sein Institut dem hingeschiedenen Schulfreunde gegenüber verbunden erachtete. Er kehrte nach Paris zurück und traf die nöthigen Anordnungen, um sofort dem zu erwartenden Rufe nach Rouen Folge leisten zu können.

Die Freischulen dieser Stadt standen unter der Verwaltung des Spitals, dessen Verwaltungsrath die Lehrer anzustellen hatte. Mit Hilfe des Parlaments-Präsidenten Herrn de Pontcarré gelang es dem Erzbischofe, die Berufung der Brüder durchzusetzen. Zunächst wurden nur zwei Brüder angestellt; dieselben bekamen Kost und Wohnung im Spital und 36 Livres jährlich und mußten die Schule von St. Godard und jene von St. Maclou besorgen; zudem hatten sie noch verschiedene Dienstleistungen für die Armen des Spitals zu übernehmen. De Lasalle begleitete die Brüder selbst nach Rouen. Am 15. Mai 1705 traten die zwei Brüder ihre Stellen an und erregten bald durch ihre Erfolge die Aufmerksamkeit der Stadt. Sie brachten Ordnung und Disciplin in ihre Schulen und erzielten durch ihre neue Unterrichtsmethode erfreuliche Resultate. Nachdem der Erzbischof und der Parlaments-Präsident sich durch persönlichen Besuch der Brüderschulen von den Fortschritten letzterer überzeugt hatten, veranlaßten sie die Spitalverwaltung, in demselben Jahre noch zwei Brüder anzustellen. Dem einen wurde die Schule von St. Vivien, dem andern jene von St. Eloi anvertraut.

Die Theilnahme, welche das gemeinnützige Institut de Lasalle's allgemein in Rouen fand, brachte in dem ehrwürdigen Stifter den Plan zur Reife, sein Noviciat, für welches er seit

längerer Zeit einen ruhigen und ſicheren Zufluchtsort ſuchte, nach Rouen zu verlegen. Der Erzbiſchof und Herr von Pontcarré drängten ihn, dieſen Plan zur Ausführung zu bringen, und übernahmen ſelbſt die Reiſe- und Transportkoſten. Aber wo ſollte das Noviciat untergebracht werden? Der Erzbiſchof machte den ehrwürdigen Stifter auf das zu dieſem Zwecke ſich trefflich eignende Anweſen von St. Yon aufmerkſam. Dieſes beſtand aus monumentalen Gebäulichkeiten und großen, mit einer Mauer umgebenen und mit Bäumen beſlanzten Gärten. Es beſaß auch eine Kapelle, welche ein früherer Beſitzer erbaut und ſeinem Namenspatrone, dem heiligen Märtyrer Yon, einem Schüler des heiligen Dionys, geweiht hatte. Das ganze Anweſen umfaßte mehrere Hectare und lag in unmittelbarer Nähe der Stadt, am Ende der Vorſtadt St. Sever.

In der Zeit, von welcher wir ſprechen, war Frau von Louvois, die Wittwe des Staatsſecretärs Letellier von Louvois, die Eigenthümerin von St. Yon. Sie hatte es den Benedictinerinnen von St. Amand in Rouen vermiethet, welche dasſelbe als Landhaus zur Erholung kränklicher Schweſtern benützten. Auf Veranlaſſung des Erzbiſchofs verzichteten die Benedictinerinnen auf ihr Miethsrecht zu Gunſten de Laſalle's, und Frau von Louvois, welche durch ihren Schwager, den Erzbiſchof Letellier von Rheims, die Tugenden des ehrwürdigen Stifters kennen und achten gelernt hatte, genehmigte nicht nur den Verzicht der Schweſtern, ſondern ſchloß auch mit de Laſalle einen neuen Vertrag ab, worin ſie ihm das ganze Anweſen auf ſechs Jahre um den geringen Preis von 400 Francs jährlich überließ. Gegen Ende Auguſt 1705 wurde das Noviciat darin untergebracht und deſſen Leitung dem Bruder Barthélemy, den wir noch näher kennen lernen werden, übergeben. So hatte endlich die Pflanzſchule des Inſtituts eine ruhige Heimſtätte gefunden. Und da das Noviciat nur den kleineren Theil der weiten Räumlichkeiten von St. Yon beanſpruchte, ſo fand der ehrwürdige Stifter die erſehnte Gelegenheit, weitere pädago-

gische Entwürfe zu verwirklichen, welche sein reicher Geist und sein edles Herz ihm eingaben.

Viele reiche Familien von Rouen, Paris und andern Städten hatten den Wunsch geäußert, ihre Söhne dem ehrwürdigen Stifter ganz zur Erziehung zu übergeben. De Lasalle gründete deßhalb in St. Yon ein vom Noviciat getrenntes und unabhängiges Pensionat für Knaben und verband damit eine höhere Gewerbe- und Realschule. Für die große Menge jener Knaben, für deren künftigen Beruf das Studium der alten Sprachen unnöthig war, die aber doch eine höhere Bildung erstrebten, gab es damals noch keine Unterrichtsanstalten. De Lasalle füllte diese Lücke im Organismus des Bildungswesens aus, indem er in dem Pensionat zu St. Yon (und später zu Marseille u. a. O.) einen eigentlichen Realunterricht ohne Latein einführte, der sich an den Elementarunterricht anschloß.

Der Elementarunterricht, wie er in den Freischulen ertheilt wurde, umfaßte: Katechismus und biblische Geschichte, Lesen des Französischen, des Lateinischen und verschiedener Handschriften, Grammatik, Orthographie, Rechnen, Gesang und Zeichnen. Zum höheren Unterrichte, wie er in den Pensionaten ertheilt wurde, gehörte außer dem Religionsunterrichte: Geschichte, Geographie, ein Abriß der Rhetorik und der Literaturgeschichte, Buchführung, Rechnungswesen, Geometrie, Baukunst und Naturgeschichte; dazu kamen noch in gewissen Fällen Hydrographie, Mechanik, Differential- und Integral-Rechnungen, Kosmographie, Musik und lebende Sprachen. St. Yon besaß einen botanischen Garten, physikalische Instrumente und eine reichhaltige Bibliothek für die Zöglinge. „Man lehrt," sagt eine alte Beschreibung von Rouen, „zu St. Yon Alles, was das Handelswesen, das Finanzwesen, das Militärwesen, die Baukunst und die mathematischen Fächer betrifft, mit einem Worte Alles, was ein junger Mensch lernen kann mit Ausnahme des Lateinischen." Aber nicht alle Fächer waren für alle Zöglinge gleichmäßig

verpflichtend; vielmehr sagt das Reglement des Pensionats von St. Yon (Artikel 3): „Der Präfect der Pension soll mit den Eltern berathen, welche speciellen Fächer sie für ihre Kinder verlangen, davon soll er dann seinen Collegen Mittheilung machen und mit ihnen die darauf zu verwendende Zeit bestimmen."

Merkwürdiges Zusammentreffen! In Deutschland hat Francke (1663—1727) durch seine Halle'schen Stiftungen den Realunterricht eingeführt und die erste Gewerbeschule (Armen- oder Bürgerschule genannt) errichtet. Zu derselben Zeit hat de Lasalle in Frankreich die erste Real- und höhere Gewerbeschule geschaffen. Beide großen Pädagogen wurden zu ihren epochemachenden Stiftungen durch die schöpferische Kraft der christlichen Liebe und durch ihr unbegrenztes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gedrängt. Der erstere, welcher auf dem Boden der protestantischen Kirche stand, nimmt mit Recht in allen Büchern über die Geschichte der Pädagogik eine hervorragende Stellung ein; der letztere aber, „ein römischer Priester", dessen Schöpfungen weit großartiger und dauerhafter waren, als die Francke'schen, wird kaum vorübergehend erwähnt.

Nachdem das Pensionat von St. Yon mehrere Jahre gewirkt und herrliche Erfolge errungen hatte, gründete de Lasalle neben demselben eine heilpädagogische Anstalt. Viele Eltern brachten ihm ihre verdorbenen Söhne, die in Grundsätzen und Sitten der Ausgelassenheit (Libertinismus) anheimgefallen waren, und weder durch die elterliche Zucht, noch durch ihre bisherigen Lehrer gebessert werden konnten. Flehentlich baten sie ihn, dessen Erziehungskunst schon so bewunderte Erfolge errungen hatte, er möge sich dieser Armen, welche das Kreuz und die Schande ihrer Familien waren, annehmen und sie auf einen bessern Weg bringen. De Lasalle schreckte auch vor dieser schweren Aufgabe nicht zurück. Er nahm solche ausgelassenen Knaben und Jünglinge auf und bildete aus ihnen ein besonderes Pensionat, das Pensionat der Libertiner genannt, und gab demselben

beſondere Statuten und einen beſonderen Vorſteher. Die Libertiner waren von den andern Penſionären vollſtändig getrennt und ſtanden unter ſorgfältiger und ſtrenger Aufſicht. Sobald ſich ein Libertiner durch den Einfluß der Ordnung, der Zurückgezogenheit und beſonders der Religion gebeſſert hatte, wurde er in das Penſionat der Realſchüler, deren gutem Geiſte er nunmehr keine Gefahr mehr brachte, aufgenommen.

Der Präſident von Pontcarré, welcher den Unternehmungen de Laſalle's fortgeſetztes Wohlwollen und Intereſſe ſchenkte und häufig die Anſtalten in St. Yon beſuchte, war von den Erfolgen der pädagogiſchen Heilanſtalt ſo überraſcht, daß er dem ehrwürdigen Stifter den Antrag ſtellte, er ſolle in dieſelbe ſolche junge Leute aufnehmen, welche zu zeitweiliger Zuchthausſtrafe verurtheilt waren. De Laſalle ging auch auf dieſen Antrag ein und verwandelte das Penſionat der Libertiner in ein Correctionshaus (pension de force) und theilte deſſen Inſaſſen in zwei Klaſſen. Diejenigen, welche wegen ihrer heftigen Leidenſchaften und ihres unbändigen Charakters zu fürchten waren, wurden in Zellen eingeſchloſſen; ſie konnten mit einander nicht verkehren, aber ſie durften Vögel aufziehen und Zierblumen an ihren Fenſtern pflanzen — eine Beſchäftigung, welche auf ihr Gemüth einen beruhigenden Einfluß ausübte und ihre Einſamkeit erheiterte. (Am 1. Februar 1777 zählte dieſes Correctionshaus 77 Penſionäre, worunter 29 Geiſteskranke waren.) Diejenigen Corrigenden hingegen, welche ſich der Disciplin des Hauſes zu fügen bereit waren, arbeiteten, ruhten und erholten ſich gemeinſchaftlich. Sie erhielten Unterricht in der franzöſiſchen Sprache, in der Literatur und der Mathematik. Für jene, welche ein Handwerk erlernen ſollten, ließ de Laſalle verſchiedene Werkſtätten einrichten. Hier wurden manche Jünglinge unter der Leitung einiger Brüder zu geſchickten Handwerkern ausgebildet, mit deren Hilfe die Brüder im Jahre 1718 ein großes vierflügeliges Gebäude und eine Kirche in St. Yon aufrichteten.

Wie de Lasalle das ganze Erziehungswerk auf die Religion basirte, so suchte er auch die Besserung der seiner Leitung übergebenen Verwahrlosten und Verirrten durch religiöse Einflüsse, durch gute Lectüre, gute Beispiele und heilsame Betrachtungen zu erwirken. Er stellte ihnen eine Anzahl guter Bücher zur Verfügung und suchte durch geeignete Vorträge die Gefühle der Reue in ihnen zu erwecken. Blain sagt in seiner Biographie de Lasalle's (vom Jahre 1733): „Es ist unglaublich, wie viele verdorbene Leute auf diese Weise gebessert wurden. Wie viele widerspänstige und unbändige Kinder lernten hier Bescheidenheit und Gehorsam, wie viele kehrten zur Pflicht und zur Tugend zurück! Die meisten von denjenigen, welche in St. Yon eingesperrt waren, haben durch ihren späteren Lebenswandel die Macht und die Vorzüglichkeit der Erziehung, die daselbst ertheilt ward, bewiesen."

De Lasalle hatte auch die Absicht, in St. Yon ein Seminar zur Ausbildung von weltlichen Lehrern zu errichten; aber unbekannte Hindernisse vereitelten leider die Ausführung dieses schönen Planes. Dagegen gründete er in der Pfarrei St. Sever im Jahre 1706 eine Freischule, welche die Brüder von St. Yon auf ihre Kosten unterhielten und leiteten.

XII.

Neue Verfolgung der Brüder in Paris. Verurtheilung. Vergebliche Appellation. Abreise der Brüder von St. Sulpice. Rückberufung derselben. Die Brüderschulen in Rouen. Verleumdung der Anstalt in St. Yon. Zweigniederlassungen in Mende, Alais, Grenoble, Valréas, St. Denis. Visitationsreise. Der Geist des Glaubens und der Liebe im Institut.

Noch bevor de Lasalle und sein Institut in St. Yon eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatten, waren neue und heftige Verfolgungen über die Schulen der Brüder in Paris hereingebrochen. Die Eifersucht der Schreiblehrer wurde durch die

früher erzählte Errichtung der Sonntagsſchule in der Vorſtadt St. Antoine und des Lehrerſeminares in der Vorſtadt St. Marcel auf's Aeußerſte gereizt, denn in dieſen Anſtalten wurden Disciplinen gelehrt, welche die Schreibmeiſter als ihr Monopol betrachteten. Um ihr Ziel ſicherer zu erreichen, vereinigten ſie ſich mit den Elementarſchullehrern, deren Widerſacher ſie bisher geweſen waren. Lambert, der Sachwalter der Körperſchaft der Schreiblehrer, verklagte de Laſalle und ſeine Brüder beim Polizeiamte; die Schullehrer brachten ihre Anklage beim Scholaſticus vor. Das Polizeiamt lud den ehrwürdigen Stifter auf den 4. Februar 1704 zur Verantwortung vor; auch der Scholaſticus ließ denſelben citiren. Da de Laſalle nur Freiſchulen für Arme errichtet hatte, ſo vertraute er auf ſein gutes Recht und leiſtete den Vorladungen keine Folge. Sofort verurtheilte ihn der Scholaſticus, indem er durch Beſchluß vom 14. Februar 1704 „den Brüdern Johann, Joſeph und Ponce und ihrem Superior die Facultät zu unterrichten, unterrichten zu laſſen und Schule zu halten“ entzog. Acht Tage darauf verurtheilte ſie der Polizeiamtmann zu 50 Francs Geldſtrafe, aber er erkannte ihnen das Recht zu, Freiſchulen zu halten unter der Bedingung, daß ſie „nur ſolche Kinder zulaſſen, welche wahrhaft armen Eltern gehören, und ſie nur ſolche Dinge lehren, welche der Stellung ihrer Eltern angemeſſen ſind“, nämlich das Leſen des Pſalmenbüchleins und ein wenig Rechnen. Die „noble Kunſt“ des Schreibens ſollte nicht dadurch profanirt werden, daß ſie armen Kindern gelehrt würde, wie es von de Laſalle und ſeinen Brüdern geſchah! Auch die vorausgegangene Beſchlagnahme des Mobiliars wurde „für gut und rechtsgiltig“ erklärt. Auf wiederholtes Andringen der Schreiblehrer erließ das Polizeiamt am 29. Auguſt 1704 das harte Urtheil: „Wir verbieten den Brüdern der Freiſchulen, beiſammen zu wohnen und eine Körperſchaft oder Geſellſchaft zu bilden, ſo lange bis ſie ein königliches Patent erhalten und deſſen Eintragung erwirkt haben werden, alles unter 300 Livres

Geldstrafe." Zugleich wurde „den Vätern, deren Kinder nicht in der Lage sind, einer Schule zu bedürfen, verboten, ihre Kinder dahin (d. i. in die Schule der Brüder) zu schicken, damit sie schreiben lernen, unter Androhung einer Geldstrafe und eines Schadenersatzes an die Körperschaft der Schreiblehrer"! Dieses Urtheil wurde an allen Straßenecken von Paris angeschlagen. Bald darauf drangen Polizeidiener in die Schule der Charonne-Straße ein, nahmen die Bänke, die Tafeln, die Bücher und alles, was zum Schreiben, zum Zeichnen und zum Lesen diente, hinweg und rissen die über dem Eingange angebrachte Inschrift „die Brüder der christlichen Schulen" los. So wurde die Sonntagsschule nach sechsjähriger gesegneter Wirksamkeit ein Opfer des Neides und der Eifersucht der Schreiblehrer. Der Laienunterricht begann schon damals traurige Heldenthaten auszuführen.

Der ehrwürdige Stifter konnte unmöglich die ergangenen Urtheile, welche sein Institut als solches vernichteten, anerkennen. Er appellirte an das Parlament, den höchsten Gerichtshof des Königreiches. Die Schulen der Brüder waren ja Pfarrschulen, und durch den Vergleich vom 18. Mai 1699 war das Recht der Pfarrer, in ihren Pfarreien Freischulen zu errichten, anerkannt worden. Allerdings sollten nur arme Kinder in diese aufgenommen werden; aber außer den notorisch armen Familien gab es auch solche, die ihre Dürftigkeit unter dem Scheine der Wohlhabenheit verbargen. Sollten solche verschämte Arme zurückgewiesen werden? Und wenn auch vermögliche Eltern ihre Kinder den Freischulen anvertrauen wollten, wer wollte es ihnen verwehren? Die Freischulen waren zwar in erster Reihe für die Armen bestimmt, aber sie sollten nicht exclusive Standesschulen, verachtete Armenschulen sein, vielmehr war es für das Ansehen und die Wirksamkeit dieser Schulen wünschenswerth, wenn sie auch von besser situirten Kindern besucht wurden, welche auf die armen Kinder einen erhebenden und veredelnden Einfluß ausüben konnten. Die Unentgeltlichkeit der Brüder-

ſchulen war durchaus nicht die Haupturſache ihres Gedeihens und ihrer großen Frequenz. Es gab in Paris noch viele Freiſchulen, die trotz der Unentgeltlichkeit ſchlecht beſucht und verachtet waren. Die vortreffliche Unterrichts- und Erziehungsmethode der Brüder war es, welche das Vertrauen der Eltern gewann und den Brüderſchulen Schaaren von Schülern zuführte. Als die Brüder im Jahre 1688 nach Paris kamen, war in der Pfarrei St. Sulpice nur noch eine Freiſchule unter Compagnon's Leitung mit 200 Schülern; nach wenigen Jahren hatten die Brüder in der Pfarrei St. Sulpice drei Schulen mit 1200 Kindern: die Zahl der Schüler hatte ſich verſechsfacht! Im Jahre 1704, wo der neue Sturm gegen die Brüder losbrach, hatten dieſelben in Paris über 20 Schulen mit Tauſenden von Schülern. De Laſalle vertrat deßhalb in dem ihm aufgedrungenen Streite die Sache der Volksbildung und der öffentlichen Wohlfahrt, er verfocht die Freiheit der Eltern und das Recht der Pfarrer gegen ein engherziges, ſelbſtſüchtiges und der allgemeinen Volksbildung feindſeliges Monopol; darum durfte er mit Recht auf eine günſtige Entſcheidung des Parlamentes hoffen. Dieſe Entſcheidung ließ aber länger als ein Jahr auf ſich warten, ſo daß der ehrwürdige Stifter den eingetretenen Waffenſtillſtand zur Gründung der Niederlaſſung in St. Yon benützen konnte. Wie nun auch der Proceß in Paris ausgehen mochte, die Fortdauer des Inſtitutes war geſichert, nachdem das Noviciat in St. Yon untergebracht war.

Die Schreiblehrer konnten ihre Ungeduld nicht mäßigen und griffen, da der Spruch des Parlamentes lange ausblieb, zur gewaltthätigen Selbſthilfe. Im Auguſt 1705 drangen ſie in die Freiſchulen von St. Sulpice ein, beſchimpften die Brüder, jagten die beſſer gekleideten Kinder fort und nahmen die Schulgeräthe weg. Als de Laſalle von dieſer Gewaltthat Nachricht erhalten hatte, reiste er ſofort von Rouen nach Paris. Er hoffte, der Pfarrer von St. Sulpice werde nach Kräften die Brüder in Schutz nehmen. Aber Herr de la Chétardie that

nichts für die Brüder, und ſo blieb dieſen zu ihrer Vertheidigung keine andere Waffe, als die Anhänglichkeit ihrer Schüler und das Zutrauen der Eltern. Allein dieſe ſehr rühmlichen und berechtigten Waffen galten nichts bei der öffentlichen Gewalt und vermochten nicht, die Brüder vor den Gegnern zu ſchützen, welche ihnen den Untergang geſchworen hatten. Am 5. Februar 1706 verwarf das Parlament die Appellation ihres Stifters, verurtheilte ſie zu einer Geldſtrafe von 12 Livres und zu den Koſten, verbot de Laſalle und den Brüdern, „in Paris irgend eine Schule zu errichten, wenn ihnen nicht der Scholaſticus hierzu die Erlaubniß ertheilt und einen Bezirk angewieſen hätte", und unterſagte ihnen, „irgend eine Gemeinſchaft unter dem Namen ‚Seminar der Lehrer der kleinen Schulen' oder unter einem anderen Titel zu bilden und über ihre Thüre eine Inſchrift, wie die weggenommene oder eine ähnliche, zu ſetzen". Unter dieſen Bedingungen konnte das Inſtitut als ſolches in Paris nicht fortbeſtehen und wirken. De Laſalle ſchloß deßhalb die Freiſchulen von St. Sulpice und vertheilte die bisherigen Lehrer unter die Niederlaſſungen in der Provinz.

Die Abreiſe der Brüder brachte eine tiefe Erregung in der Pfarrei hervor; viele Eltern baten den Pfarrer de la Chétardie mit thränenden Augen, er möge doch für die Zurückberufung dieſer vortrefflichen Lehrer und tugendhaften Erzieher Sorge tragen. Zunächſt ſah man ſich um andere Lehrkräfte um. Man fand indeß keine genügende Anzahl von Lehrern, und von denjenigen, die ſich meldeten, gaben nur wenige hinreichende Garantie für ihre intellectuelle und moraliſche Tüchtigkeit. Zudem verlangten alle einen viel höheren Gehalt, als derjenige war, mit welchem ſich die fromme Hingebung der Brüder begnügt hatte. Nachdem mehrere Monate mit erfolgloſem Suchen nach einem Erſatz der Brüder verſtrichen waren und die Unzufriedenheit in der Pfarrei ſich nicht gelegt hatte, entſchloß ſich de la Chétardie, deſſen Verhalten an der gerichtlichen Niederlage der Brüder große Mitſchuld trug, den ehrwürdigen Stifter um

Wiederanstellung der Brüder zu bitten. Er machte dabei alle Zusicherungen, welche den Brüdern vollkommene Freiheit in Ausübung ihres Berufes garantiren konnten. Um den Schreiblehrern jeden Vorwand zu neuen Anfechtungen zu benehmen, versprach er, er werde (durch seinen Vicar) jedem Schüler, der sich melde, einen Zulassungsschein einhändigen, wie es der Vergleich vom 18. Mai 1699 verlangte. Der ehrwürdige de Lasalle entsprach der Bitte des Pfarrers: er schickte die zwölf Brüder, welche er zurückberufen hatte, wieder nach St. Sulpice und stand ihnen selbst bei der Reorganisation ihrer Klassen bei. Im October 1706 wurden die Freischulen von St. Sulpice wieder eröffnet; die Klassen füllten sich und kein Schüler, der sich meldete, wurde zurückgewiesen. Von nun an hatten die Brüder in St. Sulpice Ruhe, denn sie stützten sich auf das Recht des Pfarrers, Pfarrschulen für die heranwachsende Generation seiner Gemeinde zu errichten, und dieses Recht wurde selbst unter dem despotischen Regimente Ludwig's XIV. allgemein anerkannt.

Die eingetretene Ruhe benützte der ehrwürdige Stifter, um sein Werk innerlich zu vervollkommnen und nach außen weiter auszubreiten. Zunächst verbesserte er die Lage der Brüder in Rouen. Die zwei Brüder an der Schule von St. Maclou hatten 200 Schüler, der Bruder an der Schule von St. Eloi hatte 100, jener von St. Godard hatte über 150, und der fünfte Bruder, welcher die Armen im Spital zu unterrichten hatte, zählte noch mehr Schüler. Daneben mußten die Brüder mit den Armen des Spitals beten, sie beim Essen bedienen und beim Aufstehen und Schlafengehen beaufsichtigen. Die kräftigste Natur mußte einer solchen Arbeitslast unterliegen. Ueberdieß konnten die Brüder unter diesen Verhältnissen ihre Regel nicht vollständig beobachten. De Lasalle verfaßte deßhalb eine Denkschrift und legte sie dem Verwaltungsrathe vor. Er erbot sich, zehn Brüder herzugeben, je 2 für die 4 Schulen in der Stadt und 2 für die Spitalschule; nur die letzteren sollten künftig

im Spital wohnen, die übrigen acht eine gemeinschaftliche Wohnung in der Stadt beziehen. In einer Generalversammlung des Verwaltungsrathes vom 2. August 1707 wurde de Lasalle's Vorschlag angenommen und den Brüdern ein Gehalt von zusammen 600 Francs ausgesetzt. Von dieser geringen Summe mußte nicht bloß der Unterhalt der Brüder, sondern auch die Miethe für deren Wohnung in der Stadt bestritten werden! Nur die äußerste Genügsamkeit konnte mit einer so schlechten Bezahlung sich befriedigen. Dennoch wurde die Aufopferung der Brüder für das Wohl der Stadt mit Undank belohnt. Die Schreiblehrer und andere Leute, welche am Alten hingen und die durch de Lasalle eingeführten Neuerungen mit scheelen Augen ansahen, verbreiteten boshafte Gerüchte, als ob die Pensionäre in St. Yon schlecht genährt und von unwissenden Lehrern unterrichtet würden und dergleichen. Zuletzt reichten sie beim Intendanten der Stadt eine förmliche Beschwerdeschrift ein. Dieser machte davon dem Präsidenten Pontcarré Mittheilung. Der Präsident erwiederte: „Statt Unterbeamte mit einer Untersuchung zu beauftragen, wollen wir selbst mit einander nach St. Yon gehen. Sie können dann selbst prüfen, was an den Anklagen Wahres ist, und werden sich von der weisen Ordnung und der klugen Einrichtung des neuen Instituts überzeugen."

Die beiden Beamten trafen den ehrwürdigen Stifter krank in seiner Zelle liegend an. Diese Zelle war ein enges, niedriges und feuchtes Zimmer, das an den Stall angrenzte. Ein ärmliches Bett, ein tannener Tisch, zwei Stühle und ein Crucifix bildeten die ganze Einrichtung. Als der ehrwürdige Stifter den Zweck ihres Besuches erfahren hatte, sagte er zum Intendanten: „Man hat Sie getäuscht, mein Herr. Nein, unser Haus ist nicht so schlecht geordnet, wie man es Ihnen hat glauben machen wollen. Alle unsere Brüder sind beschäftigt, wir geben jedem einen Dienst, der seiner Leistungsfähigkeit angemessen ist." Hierauf setzte der Diener Gottes den Herren

auseinander, wie die Verpflegung und der Unterricht der Penſionäre beſchaffen ſei, und ſchloß mit der Aufforderung: „Wollen Sie nur ſelbſt nach unſern Lehrern und unſern Zöglingen ſchauen und ſich von dem guten Geiſte, der ſie belebt, überzeugen.“ Der Intendant nahm nun eine eingehende Viſitation des Inſtituts vor, nach deren Beendigung er dem ehrwürdigen Stifter ſeine Bewunderung und ſeine Befriedigung betreffs der Einrichtungen der Anſtalt ausſprach.

Das Noviciat gedieh in St. Yon vortrefflich. Es traten viele eifrige und talentvolle Jünglinge in dasſelbe ein, ſo daß de Laſalle den vielen Bitten um Schulbrüder, welche aus der Provinz an ihn gerichtet wurden, entſprechen konnte.

Der Biſchof de Piencourt von Mende wollte, nachdem er für die leibliche Noth ſeiner Diöceſanen ein allgemeines Hoſpital gegründet hatte, auch der geiſtigen und moraliſchen Verwahrloſung durch Gründung zweier Freiſchulen abhelfen. Er bat deßhalb den ehrwürdigen de Laſalle im Jahr 1707, er möge ihm ſchleunigſt einen jungen Lehrer für die Knabenſchule ſchicken. De Laſalle ſandte den Bruder Ponce, welcher ſich damals zu Avignon befand, nach Mende, wo ihn der Biſchof ſelbſt in ſein Amt einführte. Bald darauf ſchrieb der greiſe Biſchof an de Laſalle: „Ich kann Gott nicht genug danken, daß er Ihnen den Entſchluß eingegeben hat, Schullehrer heranzubilden für den Unterricht und die religiöſe Erziehung der Jugend. Man kann nicht zufriedener ſein, als ich es mit dem Bruder bin, den Sie mir geſchickt haben. Ich wäre Ihnen ſehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie noch einen andern Bruder ſchicken würden, der ſowohl im Schreiben als auch im Rechnen tüchtig wäre, denn dieſes iſt das Mittel, um die ganze Jugend anzuziehen und dadurch ſie in die chriſtliche Frömmigkeit einzuweihen.“ Laſalle ſandte einen zweiten und, als die Arbeit ſich mehrte, einen dritten Bruder nach Mende, und der dankbare Biſchof vermachte den Brüdern in ſeinem vom 7. Oktober 1707 datirten Teſtamente ein Haus und eine Jahresrente von 510 Livres.

In dieſem Teſtamente, das uns glücklicher Weiſe erhalten iſt, ſagt der Biſchof: „Da die Lehrer des Herrn Abbé de Laſalle die berühmteſten im ganzen Königreiche ſind und diejenigen, bei denen die Jugend die größten Fortſchritte in der Tugend macht, ſo will ich und bedinge ich, daß die Executoren meiner Stiftung Lehrer aus ihrem Inſtitute nehmen, ſo lange es ſolche geben wird, und daß ſie dieſelben allen anderen vorziehen.“

Um dieſelbe Zeit wurden die Brüder nach Alais (in den Sevennen) berufen. Nach Niederwerfung der Hugenotten war in Alais ein neues Bisthum errichtet und Maurice de Saulx zum erſten Biſchofe ernannt worden. Da die Bevölkerung vielfach von der Irrlehre angeſteckt war, ſo hielt der neue Biſchof die Sorge für eine tüchtige Unterweiſung der Jugend in den Lehren der Kirche für eine ſeiner erſten Hirtenpflichten. Sein Generalvikar Merez erhielt den Auftrag, tüchtige und religiöſe Lehrer auszuwählen. Dieſer wandte ſich an de Laſalle, mit welchem er zu gleicher Zeit im Seminar von St. Sulpice geweſen war, und bat ihn um zwei Brüder. Mit Freuden erfüllte derſelbe dieſe Bitte, und die Schule wurde im October 1707 in Gegenwart des Biſchofes eröffnet. Am 28. Januar 1708 ſchrieb der Biſchof ſelbſt an de Laſalle: „Wir ſind mit Ihren Schulbrüdern ſehr zufrieden. Ich beehre mich, Ihnen meinen Dank dafür auszuſprechen, daß Sie uns dieſelben geſchickt haben, und Sie um noch mehr Brüder zu bitten. Ich thue für ſie und werde für ſie alles thun, was mir möglich iſt, denn ſie wirken unendlich viel Gutes.“ Durch ihre Hingebung, ihre Liebe zur Jugend und ihre ungeheuchelte Frömmigkeit gewannen die Brüder nach und nach auch die Achtung und das Vertrauen der Proteſtanten. So bewahrheitete ſich ſchon damals, was in unſern Tagen die proteſtantiſche „National Quarterly Review“ in Amerika geſchrieben hat: „Die Brüder der chriſtlichen Schulen ſind überall beliebt. Ihre Aufopferung für die Sache der Erziehung hat ihnen, in den proteſtantiſchen

Ländern so gut wie in den katholischen, die Achtung aller Einsichtsvollen, welches auch ihr religiöser Glaube sein mag, verdient."

In Grenoble, der alten Hauptstadt der Dauphiné, bestand ein Liebesbund von Geistlichen, Beamten und wohlhabenden Privaten, welcher sich die Pflege der Kranken und Armen zur Aufgabe gesetzt hatte. Bei den Besuchen, welche die Mitglieder in den Häusern der Armen machten, lernten sie die traurige und gefährliche Lage der Kinder der Armen kennen; darum beschlossen sie, eine Freischule zu errichten. Nachdem sie durch Zeichnung freiwilliger Beiträge die nothwendigen Geldmittel beigeschafft hatten, begaben sich zwei geistliche Mitglieder der Bruderschaft persönlich zu de Lasalle nach Paris. Dieser freute sich ob ihres Eifers für die gute Erziehung der Jugend und versprach ihnen, zwei Brüder zu schicken, sobald das Schulhaus, zu welchem er selbst ihnen den Plan machte, vollendet sein würde. Das Schulhaus wurde in der Pfarrei St. Laurentius aufgeführt, und im October 1707 eröffneten die beiden von de Lasalle gesendeten Brüder die Schule. Es kamen aber nach und nach so viele lernbegierige Kinder herbei, daß im Jahr 1716 eine zweite Schule in der Pfarrei St. Hugo gegründet wurde, zu deren Leitung de Lasalle zwei weitere Brüder schickte. Einem fünften Bruder wurde die Hospitalschule übergeben. Der Verein übte eine Art Schulzwang aus, indem er in seinen Statuten ausdrücklich bestimmte: „Falls die Armen die Hilfe, welche man ihnen für die Erziehung ihrer Kinder bietet, nicht annehmen wollten, wird die Commission einen heilsamen Zwang gegen dieselben anwenden: sie wird ihnen die zeitlichen Unterstützungen entziehen, wenn sie die geistigen Wohlthaten verschmähen."

Um dieselbe Zeit (1707) wollte der Bischof von Vaison in dem Städtchen Valréas eine Schule errichten. Der ehrwürdige Stifter schreibt darüber in einem Briefe an den Bruder Gabriel: „Der Bruder Albert hat eine Niederlassung zu Valréas in der Diöcese Vaison gegründet. Der Hochwürdigste

Biſchof von Vaiſon, den Sie kennen, iſt für unſere Brüder ſehr eingenommen und hat ihnen ſein Haus in Valrés als Wohnung überlaſſen."

Auf wiederholtes Bitten des Priors de l'Hotellerie ſchickte de Laſalle im Jahr 1708 auch nach St. Denis zwei Brüder, welche eine Schule eröffneten, die eine wohlthätige Dame unterhielt.

Die weite Entfernung ſo vieler Brüder vom Mutterhauſe war nicht ohne Gefahren für das junge Inſtitut. Damit dieſelben in der treuen Beobachtung der Regel und in der Begeiſterung für ihren Beruf erhalten würden, ſandte de Laſalle den Bruder Joſeph zur Viſitation der Niederlaſſungen in Guiſe, Rethel, Laon und Rheims. Er ſelbſt viſitirte im Jahr 1708 die im nördlichen Frankreich gelegenen Filialen. Wie freuten ſich ſeine Schüler, ihren geiſtlichen Vater wiederzuſehen, ſeine väterlichen Ermahnungen zu hören, an ſeinem Tugendbeiſpiele ſich zu erbauen! Für alle hatte er ein freundliches Wort der Aufmunterung, allen zeigte er ein Herz voll Güte und Liebe. Wenn ein Bruder krank war, ſo war er väterlich für ihn beſorgt und pflegte ihn öfters perſönlich. Es kam vor, daß er ganze Nächte auf einem Stuhle neben dem Bette eines kranken Bruders zubrachte, nachdem er am Tage deſſen Stelle in der Schule vertreten hatte.

Wie de Laſalle voll Liebe zu ſeinen Ordensbrüdern war, ſo wollte er auch, daß wahre brüderliche Liebe unter ihnen ſelbſt walten ſollte. In der Regel für die Direction eines Bruderhauſes ſagt er: „Der Bruder Director muß die Liebe unter den Brüdern in der Weiſe erhalten, daß er niemals das geringſte Zeichen der Abneigung oder der Verdrießlichkeit des einen gegen den andern duldet." Eines Tages hörte der Diener Gottes zu, wie ein Director einen jungen Bruder mit harten und verletzenden Worten zurechtwies. Sofort nahm er ihn beiſeite und ſagte zu ihm mit Sanftmuth: „Aber, befolgen Sie ſo die Worte und Beiſpiele Jeſu? Welchen Glauben wird dieſer Bru-

der Ihren Worten ſchenken, wenn Sie ihn ermahnen, in der Schule geduldig zu ſein? Um Ihren Fehler gut zu machen, bitten Sie den Bruder um Verzeihung und um ſein Gebet, damit Sie die Kraft erlangen, ſich zu beſſern."

Der ehrw. Stifter, der ſelbſt Allem entſagt hatte, um der Jugend zu dienen, mußte es ſich vor Allem angelegen ſein laſſen, ſeinen Schülern einen hohen Begriff von der Erhabenheit ihres Amtes beizubringen und ſie dadurch zur Ertragung der Mühſeligkeiten ihres Berufes zu ſtärken. Dem äußern Anſcheine nach iſt ja keine Arbeit ſo undankbar, wie die eines Lehrers. Er hat einen Boden zu bebauen, der oft ſehr wenig fruchtbar iſt; er zieht Furchen, die er mit ſeinem täglichen Schweiße begießt; er ſieht die Pflänzchen hervorkommen, darf manchmal noch ihre Blüthen bewundern, die Früchte aber werden Andere pflücken. Jedes Jahr muß er ſeine Arbeit von Neuem beginnen, dieſelben Lücken ausfüllen, dieſelben Fehler bekämpfen, dieſelben böſen Neigungen und Ausgelaſſenheiten zügeln. Der Glaube allein, das ſtellte de Laſalle ſeinen Schülern vor, kann den chriſtlichen Erzieher gegen die Muthloſigkeit und Läſſigkeit in ſeinem mühſeligen und oftmals undankbaren Berufe ſchützen, denn er erhebt ihn zur Würde eines Apoſtels und ruft ihm zu: Muth, dein Beruf iſt hoch und heilig, du biſt der Mitarbeiter Jeſu Chriſti am Heile der Seelen!

Um dieſen Geiſt des lebendigen Glaubens, welcher das Schulamt zur Würde des Apoſtolates erhebt, in ſeinen Brüdern zu erhalten und zu vermehren, führte er auch in St. Yon die jährlichen Exercitien ein und beſtrebte ſich unausgeſetzt, ſeine Schüler in den Tugenden ihres Standes zu üben, bis ſie jedem zur Fertigkeit und Gewohnheit geworden wären. Und wahrlich, ein hoher Grad von Tugend war den Brüdern nothwendig, wenn ſie die Prüfungen beſtehen ſollten, die ihrer noch warteten.

XIII.

Die Hungersnoth von 1709. Die Verlegung des Noviciates nach Paris. Gottvertrauen de Lasalle's. Krankheit unter den Brüdern in Paris. Bruder Barthélemy. Zweigniederlassungen in Versailles, Moulins, Boulogne. Rückblick auf die Ausbreitung des Institutes. Unterrichtsfreiheit. Abbé Clement. Landlehrer-Seminar in St. Denis. Infame Anklage und Verurtheilung de Lasalle's.

Infolge eines außerordentlich langen und strengen Winters herrschte im Jahre 1709 in ganz Frankreich eine Hungersnoth gleich der vom Jahre 1693. De Lasalle befand sich zur Zeit dieser schweren Heimsuchung in der äußersten Armuth, aber sein kindliches Vertrauen auf Gott wankte keinen Augenblick. „Wir wollen auf Gott unsere Hoffnung setzen," sagte er zu seinen Brüdern, „denn wir sind die Kinder seiner Vorsehung. Gott, der für die Vögel des Himmels und für die Blumen des Feldes Sorge trägt, wird uns nicht verlassen. Hat er nicht bei der letzten Hungersnoth, die wir durchgemacht haben, väterlich für uns gesorgt?" Sein Beispiel und seine beredten Ermahnungen befestigten und stärkten die Brüder. Trotz der schrecklichen Theuerung verbot er den Brüdern alle unklugen Opfer, die ihrer Gesundheit schaden und sie zur Aussetzung des Unterrichts nöthigen könnten. Wären die Schulen geschlossen worden, so hätten sich viele Schüler den zahlreichen Vagabunden angeschlossen und an ihren Unordnungen theilgenommen. Aus demselben Grunde hatte de Lasalle im Jahr 1705 den Brüdern in Chartres erlaubt, den Unterricht fortzusetzen trotz der Epidemie, die in der Stadt herrschte und selbst unter den Brüdern ihre Opfer forderte. So sehr lag dem edlen Stifter das Wohl der ihm anvertrauten Kinder am Herzen!

Das Noviciat in St. Yon war äußerst arm und litt arge Noth. Der größte Wohlthäter der Brüder in Rouen, der Erz-

biſchof Colbert, war am 10. December 1707 geſtorben und der Nachfolger desſelben war de Laſalle und ſeinem Inſtitute weniger gewogen. Der ehrwürdige Stifter verlegte daher das Noviciat nach Paris, in der Erwägung, daß er in der Nähe der Freunde, die er in dieſer großen Stadt beſaß, mehr Hilfsmittel zu deſſen Unterhaltung finden würde, als zu Rouen. Der Pfarrer von St. Sulpice hatte im Jahre 1707 den Brüdern ein in der Straße de Sèvres gelegenes Haus gemiethet, das geräumiger war, als jenes in der Straße Princeſſe, welches dieſelben 18 Jahre lang bewohnt hatten. Aber für ein ſo zahlreiches Perſonal war auch die neue Wohnung der Brüder nicht eingerichtet; man mußte deßhalb Strohſäcke auf den Boden legen, um die nöthigen Schlafſtätten herzurichten. Trotzdem jedoch die Brüder und Novicen ſich auf's Aeußerſte einſchränken mußten, nahm der ehrwürdige Stifter auch noch Poſtulanten auf, die in großer Anzahl ſich meldeten. „Wäre es nicht grauſam," ſagte er zu den Brüdern, „in dieſer ſchweren Zeit ihnen unſere Thüre zu verſchließen und ſie fortzuſchicken? Wenn auch nicht alle in unſerem heiligen Stande verharren, ſo werden ſie doch eine Retraite machen, die ihrem Seelenheile zu Gute kommt." Offenbar waren viele nur eingetreten, um der Hungersnoth zu entgehen; denn es blieben von circa 400 Poſtulanten nur 40 dem Inſtitute treu. Der bewunderungswürdige Mann legte lieber ſich ſelbſt die größten Entbehrungen auf, als daß er einen Hilfeſuchenden von ſeiner Thüre abwies. Selbſt bei der größten Kälte ließ er ſich in ſeiner feuchten Zelle kein Feuer machen. Nur wenn den ſteifen Fingern die Feder entfiel, ließ er ſich ein kleines Kohlenbecken geben, um ſeine Arbeit fortſetzen zu können. Und während er bis dahin zwei oder dreimal in der Woche gefaſtet hatte, ſo faſtete er jetzt täglich, indem er nur einmal im Tage ein wenig Brod und Waſſer zu ſich nahm. Wenn er manchmal von Hilfsmitteln ganz entblößt war und nicht wußte, wo er Nahrung für ſo viele Perſonen finden könnte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zum Gebete. Voll

Vertrauen auf die göttliche Vorſehung begab er ſich in ſolchen Fällen in eine der Wallfahrtskirchen von Paris und klagte Gott in kindlicher Demuth ſeine und ſeiner Kinder Noth. „Wohin gehen Sie?“ fragte ihn einmal bei ſolcher Gelegenheit ein wohlthätiger Freund, der ihm begegnete. „Ach,“ erwiederte de Laſalle offenherzig, „unſer Haus hat weder Brod, noch Geld, um ſolches zu kaufen, und der Bäcker will nicht mehr borgen. Ich will die heilige Meſſe leſen und unſern Vater im Himmel bitten, daß er uns nicht verlaſſe.“ Der edelmüthige Freund ſchickte ihm alsbald ſo viel, daß der Noth für einige Tage abgeholfen war. In der Folge wurden noch weitere Almoſen geſchickt, oft von ganz unbekannter Hand.

Die reiche Liebe des armen Stifters ſuchte auch die Noth der entfernten Niederlaſſungen ſeines Inſtituts nach Kräften zu lindern. „Ich bin weit davon entfernt,“ ſchrieb er an einen Bruder Director, „euch im Stich zu laſſen. Iſt es nicht Pflicht, in einem ſo theuern Jahre die Brüder zu unterſtützen? Sie ſehen wohl, daß die Vorſehung Ihnen hilft; ſeien Sie verſichert, daß ihr Beiſtand euch nie fehlen wird, ſo lange ihr Gott dienet. Ich glaube nicht, daß es nothwendig iſt, das Frühſtück Ihrer Brüder zu verringern. Wir in Paris eſſen Schwarzbrod; man reicht davon jedem Bruder ein halbes Pfund als Mittageſſen und ein halbes Pfund als Abendeſſen und vier Unzen als Frühſtück. Man meldet mir von Avignon, daß dort alle Einwohner auf ein Pfund Brod per Tag herabgeſetzt ſind, und dieſes Pfund wiegt nur zwölf Unzen; man gibt davon den Brüdern zwei Unzen des Morgens und je fünf Unzen am Mittag und Abend.“ So hoch war die Noth in ganz Frankreich geſtiegen.

Als die Theuerung nachließ, kam eine andere recht ſchmerzliche Heimſuchung über die guten Brüder von St. Sulpice. Mehrere von ihnen wurden von einem anſteckenden Skorbut ergriffen. De Laſalle bot Alles auf, um die Heilung ſeiner erkrankten Brüder herbeizuführen. Der luſtigſte und geräu-

migſte Saal des Hauſes wurde zum Krankenzimmer hergerichtet. Der berühmte Arzt Helvetius behandelte die kranken Brüder unentgeltlich und lieferte ihnen ſelbſt die Arzneien. Der ehrwürdige Stifter beſtimmte nicht bloß zwei Brüder zur Pflege der Kranken, ſondern er beſuchte ſie ſelbſt unabläſſig, tröſtete und ermuthigte ſie durch den Hinweis, die Leiden zur ihrer Heiligung zu benützen. Der Himmel ſegnete dieß Bemühen: die kranken Brüder wurden alle wieder geſund. Aber bald darauf wurde der Bruder Barthélemy, der Director der Novicen, von einer ſkrophulöſen Krankheit befallen, die man damals für anſteckend und unheilbar hielt. Auf dieſen Bruder hatte de Laſalle große Hoffnungen für die Zukunft ſeines Inſtitutes geſetzt.

Bruder Barthélemy (Joſeph Truffet, geboren im Jahre 1678) war der Sohn eines Lehrers in Cambrai. Nachdem er mit Erfolg die claſſiſchen und philoſophiſchen Studien vollendet und bereits das Studium der Theologie begonnen hatte, trat er, einem unwiderſtehlichen Zuge zum Ordensleben folgend, bei den Trappiſten ein. Wegen Kränklichkeit mußte er la Trappe verlaſſen und kehrte in ſein väterliches Haus zurück. Nachdem dort ſeine Geſundheitsverhältniſſe ſich gebeſſert hatten, wurde er 1703 vom ehrwürdigen de Laſalle als Novice angenommen. Er machte ſolche Fortſchritte in der Vollkommenheit, daß ihm der ehrwürdige Stifter ſchon im Jahre 1705 die Leitung des Noviciats anvertrauen konnte. Als nun Bruder Barthélemy von der Skrophuloſe befallen wurde, rieth der Arzt, man ſolle denſelben in ſeinem eigenen Intereſſe und im Intereſſe der Geſellſchaft entlaſſen. Einige Brüder ſtimmten dieſem Rathe um ſo mehr bei, da gerade um jene Zeit der Vater Barthélemy's geſtorben war und der Magiſtrat von Cambrai deſſen Stelle dem Sohne antrug. De Laſalle konnte ſich jedoch nicht entſchließen, dieſen Bruder zu entlaſſen, deſſen vortreffliche Eigenſchaften und deſſen Anhänglichkeit an das Inſtitut ihm bekannt waren. In der Folge erlangte Barthélemy wieder ſeine volle Geſundheit und rechtfertigte durch die großen Dienſte, die er

dem Institute leistete, die hohen Erwartungen des ehrwürdigen Stifters, der sich auch in diesem Falle als ausgezeichneter Menschenkenner bewährt hatte.

Im Jahre 1710 machte die Ausbreitung des Instituts neue Fortschritte. Der Pfarrer Huchon von Versailles bat den ehrwürdigen Stifter um Schulbrüder. Dieser schickte nach und nach sechs Brüder, welche zwei stark besuchte Schulen leiteten und glänzende Erfolge erzielten. Leider ließ sich einer der zuerst nach Versailles gesandten Brüder, welcher sehr begabt war, durch seine Leistungen zur Eitelkeit verleiten, so daß er seinen Gelübden untreu wurde und in die Welt zurückkehrte.

In Moulins, der ehemaligen Hauptstadt des Herzogthums Bourbon, hatte der fromme Priester L. Aubery, Vicar an der Peterskirche, schon im Jahre 1682 in seinem Hause eine Schule angefangen, indem er selbst die Kinder in den Elementarfächern unterrichtete. Sein Eifer für die Erziehung der Jugend war so groß und seine Schule in so blühendem Stande, daß ihn der Bischof von Autun im Jahre 1698 zum Rector aller Freischulen der Stadt ernannte. Er fuhr fort, selbst Schule zu halten, kam aber bald zur Einsicht, daß die Versehung einer Lehrstelle mit seinen Pflichten als Vicar und Rector der Freischulen unvereinbar wäre.. Er veranlaßte deßhalb den Pfarrer und die Stadträthe, Brüder aus der Gesellschaft des ehrwürdigen de Lasalle zu berufen. Er schenkte sein Haus der Schule und vergrößerte es, da die Stadt den anstoßenden Bauplatz abtrat, auf seine eigenen Kosten. Im Jahre 1710 eröffneten vier Schulbrüder ihre Klassen und setzten bald die ganze Stadt durch die Erfolge ihrer Methode in Erstaunen. Der Generalvicar Languet (später Erzbischof von Sens) wurde von der Unterrichtsweise der Brüder so entzückt, daß er sie bat, sie möchten einmal wöchentlich den Kindern in der Kirche den Katechismus im Beisein der jungen Kleriker erklären, damit letztere ihre Methode kennen lernten.

In Boulogne gründete ein frommer Laie eine Freischule

für die Schulbrüder. Ein reicher Edelmann, Albot de la Cocherie, widmete seine Zeit und sein Vermögen dem Dienste der Armen und der Kranken. Der Bischof von Boulogne, welchem das segensreiche Wirken der Schulbrüder in Calais bekannt war, machte denselben darauf aufmerksam, welch eine große Wohlthat für die Stadt die Errichtung einer Brüderschule wäre. Herr de la Cocherie war bereit, das edle Werk zu unternehmen, und wußte wohlthätige Freunde für dasselbe zu interessiren, da ein großer Theil seines eigenen Vermögens bereits zu wohlthätigen Werken verbraucht war. Er selbst stiftete eine Jahresrente von 300 Livres; andere Wohlthäter, vornehmlich der Bischof, steuerten ebenfalls Kapitalien bei, so daß eine Jahresrente von 800 Livres gesichert war und vier Brüder angestellt werden konnten, welche zwei Schulen eröffneten. Im Jahre 1716 wurde den Brüdern ein neues Haus gebaut, zu welchem der König den Platz hergab und der Commandant den Plan fertigte. Die Einwohner leisteten theils Beiträge in Geld, theils arbeiteten sie unentgeltlich am Aufbau des Brüderhauses.

Die Niederlassung in Boulogne war die letzte, welche der ehrwürdige Stifter erlebte; darum dürfte es angezeigt erscheinen, einen Rückblick auf seine Schulgründungen zu werfen. Wir haben bisher in folgenden Städten Niederlassungen des Instituts der Brüder der christlichen Schulen entstehen sehen: in Rheims, Rethel, Guise, Laon, Paris, Chartres, Calais, Troyes, Avignon, Marseille, Dijon, Darnetal, Rouen mit St. Yon, Mende, Alais, Grenoble, Valréas, St. Denis, Versailles, Moulins, Les Vans, Boulogne und Rom. Im Norden und Süden, im Osten und Westen Frankreichs hat das Institut bis zum Jahre 1710 bereits sich ausgebreitet und vielen Tausenden von Kindern die Wohlthaten des christlichen Unterrichts und der christlichen Erziehung gebracht. Woher hat das arme Institut die Mittel zu so großartigen Anstalten genommen? Welche Macht hat diese weite Verbreitung befördert? Aller Zwang war ausgeschlossen, Alles geschah aus freier Liebe. Der Glaube jener Zeit war

ein lebendiger und aus ihm ging jene großartige Opferliebe hervor, die im 17. und 18. Jahrhundert so erstaunliche Werke der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit geschaffen hat. Diese Liebe hat auch die Anstalten der Schulbrüder gegründet. Fromme und wohlthätige Personen geistlichen und weltlichen Standes wollten, wie wir dargelegt, christliche Schulen, besonders für die arme Volksklasse, gründen; sie schossen Geld zusammen, mietheten oder bauten ein Schulhaus und beriefen die Schüler de Lasalle's, deren Geschick es überlassen blieb, die Kinder an sich zu ziehen. Auf diesem Wege wurden alle Schulen des Instituts gegründet. Der Staat kümmerte sich nicht um diese Schulen; er anerkannte das Institut der Schulbrüder nicht, aber er duldete es und gewährte ihm das Einzige, was die Werke der Liebe zu ihrem Gedeihen brauchen, nämlich die Freiheit. Ohne die Unterrichtsfreiheit hätten weder de Lasalle, noch Francke, noch Pestalozzi ihr pädagogisches Genie entfalten können; es wäre in der Zwangsjacke einer obligatorischen und monopolisirten Staatspädagogik elendiglich erstickt worden.

Mit der fortschreitenden Ausbreitung seines Werkes wuchs auch die allgemeine Hochachtung und Bewunderung vor dem ehrwürdigen Stifter desselben. Bischöfe machten sich eine Ehre daraus, ihn zu empfangen, und die Städte, durch welche er reiste, schätzten sich glücklich, ihn in ihren Mauern beherbergen zu dürfen. Man fing an, in ihm einen Wohlthäter der Menschheit zu erkennen und zu schätzen. Und dennoch wurde der edle Mann bis zu seinem Lebensende verfolgt, so daß die Geschichte in ihm einen wahren Märtyrer der Nächstenliebe erblicken muß. Gott ließ dieß zu, um seinen treuen Diener noch mehr zu heiligen und zu verherrlichen.

Um die wahrhaft empörende Verfolgung, welche wir nunmehr zu erzählen haben, in ihrer ganzen Niederträchtigkeit zu verstehen, müssen wir bis zum Jahre 1707 zurückgehen. Im December dieses Jahres lag de Lasalle zu Paris krank dar-

nieder. Er war gekommen, um die Niederlaſſungen der Brüder daſelbſt zu viſitiren. Schon in Rouen litt er an einer großen Geſchwulſt am Knie, die operirt werden mußte. Da er ſich nicht ſchonte, ſo wurde das Uebel wieder ärger und es mußte eine zweite Operation vorgenommen werden. Während derſelben betete der kranke Stifter ganz ruhig und geſammelt ſein Brevier, ohne das geringſte Zeichen des Schmerzes von ſich zu geben. Erſtaunt über dieſe ſcheinbare Unempfindlichkeit fragten ihn die Brüder nach dem Weggang des Chirurgen, ob er denn das tief in ſein geſundes Fleiſch einſchneidende Meſſer nicht geſpürt habe. De Laſalle ſchaute zum Crucifix empor und ſagte: „Hier iſt unſer Vorbild; man leidet wenig, wenn man mit Jeſus leidet. Sein Name ſei gebenedeit!“

Die Tage der Wiedergeneſung benützte de Laſalle zur Abfaſſung von Elementarbüchern für ſeine Schulen. Während dieſer Beſchäftigung wurde ihm eines Tages der Beſuch eines gewiſſen Abbé Clement aus St. Calais angemeldet. Kaum war dieſer junge Abbé eingetreten, ſo warf er ſich dem ehrwürdigen de Laſalle zu Füßen und bat ihn um ſeinen Beiſtand zur Ausführung eines frommen Werkes. Er wolle eine Anſtalt gründen, worin junge Leute von zehn bis zwanzig Jahren ein Handwerk lernen und eine chriſtliche Erziehung empfangen ſollten. Sein Vater ſei königlicher Chirurg und ſehr reich; er gebe ihm jährlich 800 Francs Taſchengeld, die er für die zu gründende Anſtalt verwenden wolle. Ueberdieß ſei ihm eine reiche Abtei verſprochen, deren Einkünfte er dem gleichen Zwecke zu widmen gedenke. De Laſalle hörte ihn wohlwollend an und machte ihn darauf aufmerkſam, daß nach ſeiner Meinung die Gründung eines Lehrerſeminars für Landſchullehrer viel nothwendiger und dem allgemeinen Beſten förderlicher wäre. Sofort verwarf der junge Mann ſeinen erſten Plan und verſprach ſeine Beihilfe zur Gründung einer Normalſchule. Abbé Clement hatte nur die Tonſur empfangen und war erſt 23 Jahre alt; ſein ungeſtümes Weſen und ſein leicht erregbarer Enthu-

fiasmus schienen de Lasalle Zeichen eines phantastischen und unbeständigen Charakters zu sein, darum warnte er ihn vor übereilter Beschlußfassung. „Ueberlegen Sie es wohl," sagte er; „beten Sie fleißig und fassen Sie keinen Entschluß, bevor Sie die Folgen reiflich erwogen haben." Der Abbé bestand auf seinem Vorhaben und drängte unablässig zehn Monate lang den ehrwürdigen Stifter, indem er demselben nach seiner Abreise von Paris wenigstens einmal in der Woche einen dahin zielenden Brief schickte. Er erhielt immer die gleiche Antwort: „Ueberlegen Sie die Sache und berathen Sie sich mit klugen Personen." Als Abbé Clement zur Einsicht kam, daß seine Worte dem weisen Stifter nicht genügten, suchte er sich des Beistandes der kirchlichen Behörde zu vergewissern. In der That gelang es ihm, den Großpönitentiar Vivant und den Cardinal de Noailles für seinen Plan zu gewinnen; nur knüpfte der Cardinal an seine Gutheißung die Bedingung, daß die Anstalt, weil sie für Landlehrer bestimmt sei, auch außerhalb der Stadt Paris errichtet werde. Alsbald machte der Abbé ein in St. Denis gelegenes, passendes Haus ausfindig, welches die Eigenthümerin, Fräulein Poignant, zu dem gedachten Zwecke um 13 000 Francs zu verkaufen bereit war. De Lasalle glaubte nun der Ausführung eines Planes, welchen die kirchlichen Oberen billigten und beförderten, näher treten zu sollen. Er besichtigte das Haus des Fräulein Poignant in Begleitung des Abbé Clement und eines befreundeten Priesters, Namens Rogier. Als er es für zweckentsprechend erklärte, verlangte der heißblütige Abbé, daß sofort der Kauf abgeschlossen werde. Da er aber nicht im Besitze des nöthigen Geldes war, so beschwor er de Lasalle und Rogier, ihm die 13 000 Francs vorzuschießen. De Lasalle hatte bei einem Notar 5200 Francs hinterlegt, die er zur Gründung einer Normalschule erhalten hatte. Er war bereit, diese Summe vorzustrecken; Rogier schoß das Uebrige bei und der Kauf wurde auf Rogier's Namen abgeschlossen. Dieß geschah im October 1708. Abbé Clement wollte nun in

seinem fieberhaften Eifer die Normalschule sogleich eröffnen; de Lasalle aber glaubte seine Beharrlichkeit und Zuverlässigkeit nochmals auf die Probe stellen zu sollen, bevor er ihm Brüder bewilligte. Erst auf die unablässigen Bitten des Abbé, welcher inzwischen wirklich die Abtei St. Calais erhalten hatte, schickte der ehrwürdige Stifter drei Brüder, welche die Schule nach Ostern 1709 eröffneten. Das Seminar erhielt die gleiche Einrichtung, wie die entsprechenden Anstalten in Rheims und Paris. Besondere Sorgfalt wurde dem Kirchengesang gewidmet, damit die Landlehrer den Organistendienst besorgen konnten. Der Cardinal de Noailles sprach öffentlich seine Freude über diese Anstalt de Lasalle's aus und erwirkte ihr vom König die Befreiung von militärischer Einquartierung. Abbé Clement war ganz entzückt, er besuchte fleißig das Seminar und freute sich über die Fortschritte der Zöglinge. Sein Vater aber war nichts weniger als erfreut, als er die Beziehungen seines Sohnes zur Normalschule in St. Denis erfuhr. Rogier rieth deßhalb dem Abbé, das Haus zu verkaufen und sich von dem Unternehmen zurückzuziehen; der Vater verlangte von ihm, er solle sich auf Grund seiner Minderjährigkeit (die nach damaligem Rechte bis zum 25. Jahre dauerte) den eingegangenen Verpflichtungen entziehen, der Abbé wies jedoch diese Zumuthung anfangs mit Entrüstung zurück. Als aber de Lasalle im Sommer 1711 auf einer Visitationsreise im Süden begriffen war, erhielt er auf einmal beunruhigende Nachrichten aus Paris. Die Gegner de Lasalle's, welche mit den Einrichtungen seines Instituts unzufrieden waren, benützten den schwachen Abbé und dessen Vater, um den ehrwürdigen Stifter zu entehren, zu verderben und von seinem Institute zu trennen.

Der Abbé verlangte jetzt auf Grund seiner Minderjährigkeit beim Abschlusse des Kaufes, daß der Kauf für ungiltig erklärt werde, und zu gleicher Zeit wurde de Lasalle angeklagt, einen Minderjährigen verleitet und ihm die Einkünfte der Abtei St. Calais abgeschwindelt zu haben. Es gab (abgesehen vom

canoniſchen Rechte) ein Geſetz, welches ausdrücklich den minderjährigen Pfründnießern die freie Verfügung über ihr Pfründeinkommen geſtattete. Aber der Abbé Clement ſtellte ſich, alle Billigkeit und das kirchliche Recht verläugnend, auf den Boden des gemeinen Rechtes und wollte ſein Vorrecht als Pfründnießer nicht geltend machen, um den ehrwürdigen Stifter, deſſen Vertrauen er mißbraucht hatte, zu entehren. Er wagte es jedoch nicht, ſelbſtändig als Ankläger aufzutreten, ſondern ſchloß ſich der Anklage ſeines Vaters an. Selbſt Rogier trat, wahrſcheinlich von den Janſeniſten dazu veranlaßt, der Anklage bei. De Laſalle eilte auf dieſe Nachrichten hin nach Paris zurück und begab ſich zum Vater des Abbé Clement, um ihn über ſeine Beziehungen zu ſeinem Sohne aufzuklären. Aber der dünkelhafte Menſch hörte ihn gar nicht an und verwies ihn barſch auf den gerichtlichen Weg. Es ſtand ſomit dem Diener Gottes ein langwieriger Proceß bevor, deſſen Ende er nicht in Unthätigkeit abwarten wollte. Er reiste im März 1712 ab, um ſeine Niederlaſſungen zu beſuchen. Vor ſeiner Abreiſe aber verfaßte er eine Rechtfertigungsſchrift, worin er ſein Verhältniß zu Clement und Rogier wahrheitsgetreu erzählte; dieſer Schrift legte er 13 Briefe des Abbé als Beweismittel bei und übergab das Ganze einigen Bekannten, auf deren Zuverläſſigkeit er rechnen zu können glaubte, mit dem Auftrage, dasſelbe zur gehörigen Zeit behufs ſeiner Rechtfertigung am rechten Orte vorzulegen. Blain, der erſte Biograph des ehrwürdigen Stifters, ſagt in ſeiner 1733 geſchriebenen Lebensgeſchichte de Laſalle's: „Wir haben die Rechtfertigungsſchrift de Laſalle's in Händen. Sie ſtellt die von der Bosheit verdunkelten Thatſachen in's rechte Licht; aber der Verfaſſer hat ſeiner Feder kein einziges beleidigendes Wort gegen ſeine böswilligen Verleumder entſchlüpfen laſſen. Wenn dieſe Denkſchrift dem Gerichtshofe vorgelegt worden wäre, wie es de Laſalle von der Liebe derjenigen, welchen er ſie vor ſeiner Abreiſe anvertraut hatte, erwartete, ſo hätte das Gericht unmöglich einen

das Andenken des Stiftes so verunglimpfenden Urtheilsspruch fällen können." Aber die Rechtfertigungsschrift wurde nicht vorgelegt: die Personen, denen sie sammt den Briefen des Abbé übergeben war, unterschlugen diese Schriftstücke. So mußte der Proceß für de Lasalle verloren gehen, weil nur Ankläger, aber keine Vertheidiger da waren. De Lasalle wurde im Juni 1712 verurtheilt, „die Summe von 5200 Livres, welche er vorgestreckt hatte, zu verlieren und außerdem 871 Livres an Clement und 1530 Livres an Rogier zu bezahlen".

So wurde eine segensreiche Schöpfung, welche dem Wohle der Landbevölkerung diente, vernichtet und das Herz des edelmüthigen und feinfühlenden Stifters schwer gekränkt. De Lasalle war in der Provinz, als er seine Verurtheilung erfuhr. Mit einem Blicke vollkommener Ergebung richtete er seine Augen zum Himmel empor und sprach: „Gott sei gelobt!"

Die ungerechten Ankläger traf bald die verdiente Strafe. Abbé Clement wurde einige Zeit später wegen Verraths der Staatsinteressen bei der Liquidation der indischen Compagnie zum Tode verurtheilt, aber mit Rücksicht auf seinen Vater, welcher beim König in Gunst stand, zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt. Rogier wurde von Gewissensbissen gequält. Als er gestorben war, fand sich in seinem Testamente eine Bestimmung, kraft deren er dem ehrwürdigen Stifter „aus Gründen des Gewissens" eine Rente von 250 Livres vermachte. Diese Rente entsprach einem Capital von 5000 Francs und diente später zum Ankauf von St. Yon.

XIV.

De Lasalle's Visitationsreise nach dem Süden. Er hält Schule in Avignon. Aufenthalt in Marseille. Gründung eines Noviciates daselbst. Feindseligkeit der Jansenisten gegen de Lasalle. Vereitelte Romreise. Neue Visitationsreise. Er hält Schule in Grenoble. Verehrung des Volkes für de Lasalle. Er wird krank und zieht sich nach Parmenie zurück. Ein Offizier von Adel wird Schulbruder. Die Bulle Unigenitus. Glaubenseifer de Lasalle's.

Der ehrwürdige de Lasalle befand sich auf einer längeren Visitationsreise in der Provinz, während ihm zu Paris der Proceß gemacht wurde. Wir müssen nunmehr diese wichtige Visitationsreise eingehender besprechen.

Es war dem weisen Stifter Alles daran gelegen, daß in seinem Institute der Geist der Einheit und Einigkeit erhalten würde. Er wollte eine große Armee von Erziehern schaffen, um damit die Unwissenheit und die Gottlosigkeit zu bekämpfen; darum mußte vor Allem Ordnung, Einigkeit und Hingebung in dem Institute selbst herrschen. Die Niederlassungen des Institutes lagen in verschiedenen Provinzen, aber trotz der Verschiedenheit der Dialecte, der klimatischen und socialen Verhältnisse sollte in allen Anstalten des Institutes derselbe Geist walten, dieselbe Regel befolgt werden. Deßhalb unterzog sich de Lasalle den größten Strapazen, um alljährlich wenigstens einen Theil seiner Filialanstalten zu besuchen und durch den persönlichen Verkehr mit seinen Brüdern den Muth, die Hingebung und die treue Beobachtung der Regel bei ihnen zu beleben. Bei der kurzen Visitationsreise im Süden, welche de Lasalle im Sommer 1711 gemacht hatte, war er zur Ueberzeugung gelangt, daß die Gründung eines Noviciates im südlichen Frankreich nothwendig wäre. Um diese in's Werk zu setzen, reiste er 1712 wiederum nach dem Süden. Ueberdieß beabsichtigte er, von Marseille aus sich nach Rom zu begeben.

Da er alſo längere Zeit auszubleiben gedachte, ſo übertrug er dem Bruder Barthélemy die nöthigen Vollmachten, um ſeine Stelle zu vertreten, und ernannte den Bruder Joſeph zum Viſitator aller Niederlaſſungen, die er ſelbſt nicht beſuchen konnte.

Sein nächſtes Reiſeziel war Avignon, wo er in der Faſtenzeit 1712 wohlbehalten ankam. Er fand die Brüderſchulen in blühendem Zuſtande. Der Vicelegat Regnier Deley und der Erzbiſchof Gontery waren mit den Brüdern ſehr zufrieden. Der Erzbiſchof wohnte oft ſtundenlang ihrem Unterrichte bei und bewunderte ihre Methode. Während der Anweſenheit de Laſalle's zu Avignon wurde der Bruder, welcher die unterſte Klaſſe zu unterrichten hatte, unwohl. „Gönnen Sie ſich Ruhe, mein Sohn," ſagte de Laſalle zu dem kranken Bruder; „ich werde Ihre Klaſſe übernehmen, bis Sie wieder hergeſtellt ſind." Am anderen Morgen führte er die Kinder reihenweiſe zur Kirche und hielt dann mit ihnen Schule. So that er täglich, bis der kranke Bruder wieder geſund war. Der Bruder, welcher dieſen erbaulichen Zug in ſeinen Memoiren der Nachwelt überliefert hat, fügt ausdrücklich bei: „Es war ſeine Gewohnheit, ſo zu handeln; ſo oft ein Bruder ſeiner Geſellſchaft leidend war, hielt er für ihn die Schule."

Von Avignon begab ſich de Laſalle nach Alais, wo ihn der Biſchof ehrenvoll empfing und ihm ſeine Genugthuung über das Wirken der Brüder ausſprach. Die Zahl ihrer Schulkinder hatte ſich bedeutend vermehrt. Von Alais aus mußte der ehrwürdige Stifter tiefer in die Sevennen eindringen, um nach Les Vans und Mende zu kommen. Der Prior des bei Les Vans gelegenen Kloſters Gravières war der Beichtvater der Brüder in Les Vans und hegte die größte Hochachtung vor dem frommen Stifter, welcher ſo tugendhafte Schüler erzogen hatte. Er machte ſich eine Ehre daraus, dem ehrwürdigen de Laſalle ſelbſt zur Meſſe zu dienen. Als de Laſalle in Les Vans ankam, war er krank. Die beſchwerliche Reiſe in gebirgigen und wegloſen Gegenden hatte ſeine Kräfte

erschöpft. Die beiden Brüder in Les Vans, welche sich in ihrem abgelegenen Aufenthaltsorte auf den Besuch ihres Stifters keine Hoffnung gemacht hatten, empfingen ihn mit Thränen der Rührung und pflegten ihn auf das Sorgfältigste. Der Bischof von Uzès, zu dessen Diöcese Les Vans gehörte, war so sehr von dem Wirken der Brüder befriedigt, daß er den Wunsch aussprach, dieselben möchten unwiderruflich an der Schule zu Les Vans belassen werden. Er machte geltend, die Brüder könnten mehr wirken, wenn sie an demselben Orte blieben, wo sie mit den Kindern und den Einwohnern schon bekannt wären, als wenn sie wieder in eine fremde Umgebung kommen würden. Dieser Grundsatz war richtig, aber er konnte nicht ausnahmslos gelten. De Lasalle dachte nicht daran, einen Bruder ohne hinreichenden Grund zu versetzen; aber als Oberer der Ordensgesellschaft mußte er die Gewalt haben, die Brüder abzuberufen, wenn er es für gut oder nothwendig hielt, und auf diese Gewalt konnte er nicht verzichten, ohne der Disciplin des Instituts den Todesstoß zu versetzen. Ueberdieß bringt die Ersetzung eines Bruders durch einen anderen keinerlei Störung in der Schule hervor, da alle in demselben Geiste gebildet sind und dieselbe Unterrichts- und Erziehungsmethode befolgen. Der Bischof mußte diese Vorstellungen des weisen Stifters als begründet anerkennen und gab das Versprechen, er werde jedem Bruder, der in seine Diöcese geschickt werde, ein ergebener Beschützer sein.

In Mende empfing der Stifter der Schulbrüder seitens der Geistlichkeit, des Magistrates und der Bevölkerung unzweideutige Beweise der Verehrung. Die ganze Stadt bestätigte das ruhmvolle Zeugniß, welches der inzwischen verstorbene Bischof de Piencourt in seinem Testamente den Brüdern ausgestellt hatte. De Lasalle konnte indessen nur wenige Tage hier verweilen, da ihn ein wichtiges Unternehmen nach Marseille rief.

Schwerwiegende Gründe bestimmten den ehrwürdigen Stifter,

im Süden ein Noviciat zu errichten. Die Sprache in der Provence war nicht dieſelbe, wie in dem nördlichen Frankreich. Das Noviciat von St. Yon war gar weit vom Süden entfernt und konnte kaum die nöthigen Lehrkräfte für die Anſtalten der Brüder im Norden und Oſten liefern. Ueberdieß ſollten die Brüder alljährlich Exercitien machen; dieß war aber den im Süden angeſtellten Brüdern nicht möglich, weil die Reiſe nach Paris oder St. Yon zu weit und zu koſtſpielig war. Für dieſe Brüder ſollte das in Marſeille zu gründende Noviciat der Ort werden, wo ſie jedes Jahr durch heilige Uebungen den Geiſt ihres hohen Berufes erneuern und ſich in Beobachtung ihrer Regel vervollkommnen könnten. In Marſeille, wo viele fromme und reiche Leute wohnten, und die nach Rom Pilgernden ſich ſammelten, hoffte de Laſalle ſowohl die nöthige Unterſtützung mit Geldmitteln, als auch eine genügende Anzahl tauglicher Novicen zu finden. Und in der That boten einflußreiche Geiſtliche der Stadt dem ehrwürdigen Manne ihre Hilfe an; ſie mietheten ein paſſendes Haus, ließen es auf ihre Koſten einrichten und führten ihm Novicen zu. Am Feſte der Himmelfahrt Mariä 1712 machte de Laſalle mit den Novicen eine Wallfahrt nach Notre-Dame de la Garde und ſtellte die neue Anſtalt unter den beſonderen Schutz der heiligen Gottesmutter. Am folgenden Tage wurde das Noviciat eröffnet. Als Director der wichtigen Anſtalt berief der ehrwürdige Stifter den Bruder Timotheus, bisher Director der Niederlaſſung in Chartres, welcher bereits Proben einer heroiſchen Tugend abgelegt hatte. Während der Schulferien berief de Laſalle die Brüder der nahe gelegenen Niederlaſſungen nach Marſeille und hielt mit ihnen geiſtliche Uebungen. In ſeinen Mußeſtunden bearbeitete er einige Schriften, z. B. „Die allgemeinen Regeln", „Anleitung zum Schulhalten" („conduite des écoles"), „Abhandlung über die Pflichten der Brüder", „Die Pflicht des Chriſten", „Betrachtungen" und andere. Außerdem nahm er, abgeſehen von der geiſtlichen Leitung der Novicen, an der Paſtoration Theil

durch Predigen und Beichthören, wozu ihm der Biſchof außerordentliche Vollmachten ertheilte. Die Hochachtung und Verehrung des tugendhaften Prieſters wurde immer größer und allgemeiner.

Bis daher ſchien Alles gut zu gehen. Die Mitbegründer des Noviciates verpflichteten den ehrwürdigen Stifter durch ihre fortdauernde Wohlthätigkeit zu immer größerer Dankbarkeit. Während bisher alle ſeine Unternehmungen mit Hinderniſſen und Widerſprüchen aller Art zu kämpfen hatten, erfreute ſich das neue Noviciat allſeitiger Gutheißung und hinreichender Unterſtützung. Der Rückſchlag ließ indeſſen nicht lange auf ſich warten.

Die Wohlthäter des Noviciates waren verkappte Janſeniſten und hatten das Unternehmen de Laſalle's nur deßhalb ſo eifrig unterſtützt, weil ſie hofften, dadurch denſelben auf ihre Seite zu ziehen und in ſeinem Inſtitute einen mächtigen Stützpunkt für ihre Parteiintereſſen zu finden. Wohlweislich ließen ſie Anfangs den argloſen de Laſalle nicht merken, daß ſie Anhänger des Janſenismus, jener unaufrichtigen Secte ſeien, die, wie Lacordaire ſo treffend ſagte, es nicht wagte, die Kirche offen anzugreifen, ſondern ſich wie eine Schlange in dem Schooße derſelben verſteckte. Erſt im Laufe des Jahres 1713 warfen ſie die Maske ab und ſtellten die Rechtgläubigkeit de Laſalle's auf eine entſcheidende Probe. Sie luden ihn zu einer kirchlichen Conferenz ein, bei welcher alle ihre Freunde erſcheinen würden. Er hatte keinen Grund, die Einladung abzulehnen, und ging nichts ahnend hin. Wie ſchmerzlich wurde er hier enttäuſcht, als er wahrnahm, daß ſeine Wohlthäter erpichte Janſeniſten waren! Er ergriff das Wort zu den in Verhandlung ſtehenden Fragen und verfocht mit der Klarheit eines Gelehrten und dem Muthe eines Bekenners den kirchlichen Standpunkt. Nachdem der Verſuch der Janſeniſten, de Laſalle durch Sophismen auf ihre Seite zu ziehen, mißglückt war, nahmen ſie zu Verſprechungen und Drohungen ihre Zuflucht.

Wenn er sich ihnen anschließe, sagten sie, so würden sie alle ihre Hilfsmittel seinem Institute zur Verfügung stellen; sie würden überall im Königreiche Brüderschulen errichten und ihm durch ihren Einfluß ein Bisthum verschaffen. Andernfalls aber würden sie alle Kräfte anstrengen, um sein Werk von Grund aus zu zerstören. Der edle Mann ließ sich nicht beirren; er wollte lieber den Haß der mächtigen Secte sich und seinem Institute zuziehen, als an der Wahrheit und an der Kirche zum Verräther werden. Nun begannen die vormaligen Gönner ihre Drohungen auszuführen. Sie entzogen dem Noviciate ihre bisherige Unterstützung und suchten die Novicen zum Austritte zu verleiten und selbst die Brüder ihrem Stifter abwendig zu machen. Um de Lasalle in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, verfaßten sie eine Schmähschrift, worin sie seinen Charakter mit den dunkelsten Farben schilderten und selbst seine Rechtgläubigkeit in Zweifel stellten. Gedrängt von seinen Freunden und in der Besorgniß, sein Stillschweigen könnte falsch ausgelegt werden und dem Institute Schaden bringen, gab der ehrwürdige Stifter eine Vertheidigungsschrift heraus, worin er die seinem Charakter, seiner Institutsleitung und seiner Rechtgläubigkeit gemachten Vorwürfe siegreich widerlegte. Die Jansenisten wagten nun nicht mehr, öffentlich als seine Gegner aufzutreten, aber um so eifriger setzten sie den geheimen Krieg gegen ihn und sein Institut fort. Es gelang ihnen leider, das unter so günstigen Aussichten eröffnete Noviciat in Marseille bald schon zu vernichten.

Von Marseille aus wollte der ehrwürdige de Lasalle nach Rom reisen. Seine Anhänglichkeit an den Stuhl Petri zog ihn mit innigster Sehnsucht nach der ewigen Stadt; seine Frömmigkeit trieb ihn an, am Grabe der Apostelfürsten zu beten und seine Leiden Gott an jenen heiligen Stätten aufzuopfern, wo so viele Märtyrer geduldet hatten; seine Weisheit sagte ihm, daß er am Centrum der Kirchenregierung sich Rath erholen könne für die Leitung seines Instituts; sein väterliches

Herz endlich verlangte, den geliebten Bruder Gabriel wieder zu sehen, der seit 12 Jahren in Rom sich befand. Nach Ostern 1713 wollte er sich mit einem seiner Schüler, welchen er dem Bruder Gabriel zur Unterstützung zu schicken versprochen hatte, einschiffen. Als er aber an den Hafen ging, um das Schiff zu besteigen, kam ihm der Bischof von Marseille entgegen und sagte: „Reisen Sie nicht ab; es will Jemand eine Schule gründen und Ihrer Leitung übergeben. Ich wünsche, daß Sie hier bleiben und selbst die Sache ordnen." De Lasalle, welcher in Allem die Fügung Gottes zu erkennen gewohnt war, ließ den zum Gehilfen Gabriels bestimmten Bruder allein abreisen, kehrte zu seinen erstaunten Brüdern zurück und sagte zu ihnen: „Gott sei gelobt! Ich bin von Rom zurückgekommen. Es ist nicht der Wille Gottes, daß ich hingehe; Gott will, daß ich mich einer anderen Aufgabe widme." Die neue Schule kam jedoch nicht zu Stande. Die Person, welche dieselbe zu fundiren versprochen hatte, ließ sich von den Jansenisten überreden, ihre Spende einem anderen Zwecke zuzuwenden. Nun unternahm es ein berühmter Prediger aus der Gesellschaft Jesu, die Gründung der neuen Schule mittelst einer öffentlichen Subscription durchzusetzen. Er hielt eine dahin abzielende ergreifende Predigt und es meldeten sich viele Unterzeichner. Aber die unersättliche Rachsucht der Jansenisten vereitelte wiederum das löbliche Unternehmen, durch welches dreihundert Kinder der Unwissenheit und Ungebundenheit entrissen werden sollten. Es gelang ihnen, den Samen der Zwietracht und des Mißtrauens unter die Unterzeichner auszustreuen und dadurch die Gründung der Schule zu hintertreiben.

Nach so vielen Widerwärtigkeiten fühlte der bedrängte Stifter das Bedürfniß, sich ungestört mit Gott, von dem er allein Trost und Hilfe erwartete, zu berathen. Er mochte auch hoffen, daß seine Entfernung von Marseille seine Feinde beruhigen und in ihnen friedlichere Gesinnungen gegen die Brüder erwecken würde. Darum zog er sich nach St. Baume zurück,

wo die berühmte Grotte ist, in welcher die hl. Magdalena ihre letzten Lebensjahre zugebracht hat. Dort gesellte er sich den armen Mönchen zu, die im Dominikanerkloster um Unterkunft und Nahrung baten, und lebte arm und unerkannt 40 Tage lang im innigsten Verkehr mit Gott. Hierauf unternahm er wiederum eine Visitationsreise und begab sich zunächst nach Mende. Er machte den mühseligen, 60 Stunden weiten Weg dahin zu Fuß und lebte dabei so eingeschränkt, daß er auf der ganzen Reise nur 7 Livres brauchte. Während er in Mende verweilte, trat unerwartet der Bruder Timotheus bei ihm ein. Das niedergeschlagene und traurige Antlitz desselben ließ den ehrwürdigen de Lasalle ahnen, daß derselbe keine guten Nachrichten bringe. Er fragte sofort: „Wo sind denn Ihre Novicen? Besteht unsere Anstalt noch?" Betrübt antwortete der Bruder: „Unsere bekannten Gegner haben die jungen Leute, welche sich anmeldeten, vom Eintritt in das Noviciat abgehalten und die wenigen Novicen, die wir noch besaßen, verführt und zum Austreten veranlaßt." Der ehrwürdige Stifter pries Gott für diese unerwartete Heimsuchung und schickte den Bruder Timotheus nach Avignon. Er selbst begab sich über Alais und Les Vans nach Grenoble. Bei dieser Reise bediente er sich eines Pferdes, das ihm eine fromme Person zur Verfügung stellte, weil er so entkräftet war, daß er eine so weite Reise unmöglich zu Fuß hätte machen können. Unterwegs stieg er einmal vom Pferde, um sein Brevier zu beten. Das Pferd lief in einen in der Nähe gelegenen Garten, ohne gerade Schaden anzurichten. Trotzdem gerieth der Besitzer des Gartens darob in solchen Zorn, daß er auf de Lasalle losstürzte und ihm eine Ohrfeige gab. Da warf sich der heilige Stifter vor dem brutalen Menschen auf die Kniee nieder und bat ihn um Verzeihung. Erstaunt über solche Demuth, stammelte der Gärtner einige Worte der Entschuldigung und zog sich beschämt und erbaut zurück. Ein anderes Mal wurde de Lasalle von zwei Tagdieben angehalten, welche an seinen Kleidern herum zupften. „Ihr

beneidet mich um meinen Mantel," sagte er zu ihnen; „nehmet ihn, wenn ihr ihn brauchen könnt." Aber der Mantel war von grobem Tuch und ganz abgetragen; sie gaben ihn dem Manne Gottes mitleidig zurück. Im Anfang des Monats Oktober 1713 kam de Lasalle in Grenoble an.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß der ehrwürdige Stifter sich längere Zeit in jeder der südlichen Niederlassungen aufhielt. Seine Besuche bezweckten nicht eine bloße Controle oder eine kurze Inspection, sondern sie sollten dazu dienen, die Erziehung der Brüder zu vollenden und zu vervollkommnen und sie ganz in den Geist der Regeln des Instituts einzuführen. Ueberdieß verursachte die Verschiedenheit des Klimas, der Sprache, der Sitten und des Volkscharakters den im Süden angestellten Brüdern vielerlei Schwierigkeiten in Beobachtung der Regeln, in Ertheilung des Unterrichts und bei der Erziehung der Kinder. Um diese Schwierigkeiten auf praktische Weise zu lösen, ohne der Einigkeit des Instituts hinsichtlich der Methode und der Disciplin zu schaden, war längere Beobachtung und Erfahrung dazu nothwendig.

In Grenoble wurde de Lasalle sowohl durch die vortreffliche Haltung der Brüder, als auch durch den Eifer und die Einigkeit der Mitglieder des Schulvereins, an dessen Spitze der Bischof de Montmartin im Jahr 1710 getreten war, sehr erfreut. Auch empfing er daselbst die tröstliche Nachricht, daß die Verfolgung seiner Brüder in der Provence nachgelassen hatte. Um nicht den Haß seiner Feinde auf's Neue zu wecken, wollte er selbst nicht mehr dahin zurückkehren und ernannte den Bruder Timotheus zum Visitator. Ferner erhielt der ehrwürdige Stifter während seines Aufenthaltes in Grenoble einen ebenso rührenden als ehrenvollen Beweis der treuen Anhänglichkeit seiner Brüder in St. Yon und seiner Freunde in Rouen. Sie dachten sich wohl, daß ihr geliebter Vater bei seiner schwachen Gesundheit und bei der Armuth der Niederlassungen, die er besuchte, auf seinen Reisen in den Sevennen großen Ent-

behrungen und Beschwerden ausgesetzt sei; darum schickten sie ihm eine ziemlich bedeutende Summe Geldes zur Bestreitung seiner persönlichen Bedürfnisse. Der Diener Gottes aber war zu streng gegen sich selbst und liebte zu sehr ein armes und mühenreiches Leben, als daß er das Geschenk zu seiner Erleichterung verwendet hätte; er ließ es vielmehr bei der Sparkasse in Rouen hinterlegen, um es seiner Zeit sammt den Zinsen zum Besten des Institutes zu gebrauchen.

Es kamen aber auch betrübende Nachrichten. Der Bruder Hilarion, seit Jahren Portier am Pensionat von St. Yon, war auf einer Reise in Folge übermäßiger Anstrengung gestorben. Bald darauf starb der allverehrte und fromme Bruder Placidus in Rethel. Er war erst 23 Jahre alt, aber in der Tugend weit vorgeschritten. Aus Paris meldete Bruder Barthélemy sehr beunruhigende Vorgänge, die wir im nächsten Capitel kennen lernen werden, so daß de Lasalle genöthigt war, den Bruder Director der Niederlassung in Grenoble mit speciellen Anweisungen nach Paris zu senden. Durch die Abreise dieses Bruders entstand eine Lücke im Lehrpersonal, welche der ehrwürdige Stifter selbst ausfüllte. Er hielt wieder Schule, bis der Bruder Director von Paris zurückgekehrt war. Der Bruder Patricius hat hierüber bei seiner Vernehmung aus Anlaß des Seligsprechungs-Processes de Lasalle's folgende Angaben gemacht: „Ich wurde im Jahre 1780 in das Haus zu Grenoble geschickt. Das Andenken an unsern Stifter hatte sich daselbst erhalten. Herr de Lasalle hat in dieser Stadt, wie man mir sagte, die Pflichten eines Schullehrers mit einer unaussprechlichen Freude erfüllt. Er führte selbst seine Schüler zur Kirche und las vor ihnen die heilige Messe. Die Schüler und die übrigen Anwesenden wurden von seiner großen Frömmigkeit und Andacht bewegt. Wenn ihn die Leute mit seinen Kindern zur Kirche gehen sahen, hörte man auf der Straße sagen: Wir wollen in die Kirche gehen, der fromme Priester wird die heilige Messe lesen! Diese Worte wurden mir von Greisen

wiederholt, welche ehemals Schüler des Herrn de Lasalle waren. Ich sprach mehrmals mit dem 90jährigen Domdecan de Villars, welcher de Lasalle gesehen und sich mit ihm besprochen hatte. Herr de Lasalle las manchmal die heilige Messe in der Domkirche; Herr de Villars war selbst von der Lebendigkeit seines Glaubens erbaut; man sah, wie sich sein Gesicht während des heiligen Opfers verklärte. Man beeiferte sich, ihn am Altare zu sehen."

Als der Bruder Director zurückgekehrt war, begab sich de Lasalle in das berühmte Kloster von Chartreuse (Cartusium), welches eine Tagreise weit von Grenoble entfernt ist. Der Stifter dieses Klosters und des nach ihm benannten strengen Karthäuserordens war bekanntlich der hl. Bruno. Dieser Heilige war Domherr von Rheims gewesen, wie de Lasalle, und hatte gleich diesem seinem Canonicat entsagt, um sein Leben ganz dem Gebete, den Bußübungen und der Wissenschaft zu widmen. De Lasalle konnte nicht in der Nähe verweilen, ohne diesen heiligen Ort des Gebetes und des ewigen Schweigens zu besuchen. Er gab sich jedoch nicht zu erkennen; die Patres aber wurden von seinen Tugenden so sehr angezogen, daß sie in ihn drangen, er möchte bei ihnen bleiben. Seinem Berufe getreu, verließ er indeß bald die stille Einsamkeit, welche seinen Neigungen so sehr zusagte, und kehrte nach Grenoble zurück, um den Ausbau des von ihm gestifteten Ordens zu vollenden, in welchem das contemplative Leben in der weisesten und fruchtbarsten Art mit dem thätigen Leben verbunden ist.

Bald darauf, im Februar 1714, wurde de Lasalle schwer krank. Der Rheumatismus, an welchem er schon früher gelitten hatte, plagte ihn auf's Neue und nahm bald einen lebensgefährlichen Charakter an. Er mußte das Bett hüten und große Schmerzen ausstehen. Er ertrug dieselben mit bewunderungswürdiger Geduld, und dankte Gott für seine Leiden mit den oft wiederholten Worten: „Gottes heiliger Name sei gebenedeit in alle Ewigkeit." Kein Heilmittel wollte helfen und

man fürchtete bereits für sein Leben. Da entschloß sich der heroische Diener Gottes, wiederum jenes verzweifelte Mittel anzuwenden, welches ihm schon einmal Erleichterung verschafft hatte. Er ließ sich in wollene Tücher einwickeln und über einen Bratrost legen, unter welchem ein wirksames Feuer unterhalten wurde. Nachdem dieses überaus schmerzhafte Verfahren mehrere Male wiederholt worden war, trat Besserung ein. Um sich vollkommen zu erholen, begab sich der ehrwürdige Stifter auf den Rath seiner Freunde in das Pilgerhaus auf den Berg Parmenie, welcher eine Tagreise weit von Grenoble entfernt und 650 Meter hoch ist. De Lasalle verweilte daselbst 14 Tage lang im innigsten Verkehr mit Gott und wurde an Leib und Seele neu gestärkt. Als er auf das Fest des hl. Joseph 1714 nach Grenoble zurückkam, brachte er einen 24 Jahre alten Novicen mit, den er auf Parmenie kennen gelernt und in sein Institut aufgenommen hatte, nämlich den Bruder Irenäus, welcher später Assistent des Generalsuperiors des Institutes werden sollte. Der neue Novice, welcher im schlichten Gewande eines Landmannes als Pilger nach Parmenie gekommen war, trug einen adeligen Namen und hatte eine feine Erziehung genossen. Er hieß Dulac de Montisambert und war mit 15 Jahren schon als Lieutenant zum Militär gekommen. Von schlechter Kameradschaft verführt, ergab er sich der Leidenschaft des Spieles. In der Schlacht von Malplaquet wurde er durch eine Kugel schwer verwundet. Während seiner Krankheit las er die Legende der Heiligen. Das Leben der christlichen Tugendhelden ließ ihn die Verwerflichkeit seines bisherigen Lebenswandels erkennen; er öffnete der Gnade sein Herz und bekehrte sich aufrichtig. Als er geheilt zu seinem Regimente zurückgekehrt war, erbaute er alle durch seinen geordneten und frommen Lebenswandel. Aber das Leben in der Welt wollte ihm nicht mehr zusagen; er wollte als Ordensmann ein Soldat Jesu Christi werden. Im Alter von 22 Jahren nahm er den Abschied, verkaufte sein Pferd und begab sich nach Grenoble,

um, unerkannt von der Welt, ein strenges Bußleben zu führen. Zehn Monate lang pflegte er die Kranken in den Spitälern von Grenoble, dann machte er bettelnd eine Wallfahrt nach Rom und Loretto. Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, bat er zuerst in einem Karthäuser- und dann in einem Kapuziner-Kloster vergeblich um Aufnahme. Auf einer Wallfahrt nach Parmenie führte ihn Gott mit dem ehrwürdigen de Lasalle zusammen. Nachdem dieser seinen Beruf erkannt hatte, nahm er ihn in sein Institut auf, gab ihm den Namen Irenäus und schickte ihn nach Avignon, damit er unter der sorgsamen Leitung des Bruders Timotheus sein Noviciat machte.

Um diese Zeit wurde die im Jahre 1713 erlassene Bulle „Unigenitus" des Papstes Clemens XI. in Frankreich veröffentlicht. Der Bischof von Grenoble schickte dem ehrwürdigen de Lasalle ein Exemplar dieser Bulle und des von ihm herausgegebenen Hirtenbriefes zu. De Lasalle las die Bulle und das Hirtenschreiben den versammelten Brüdern vor, erläuterte ihnen die Tragweite der in der Bulle verworfenen 101 Sätze und befestigte sie in der katholischen Lehre. Die Brüder blieben auch stets und unter den schwierigsten Umständen der Mahnungen ihres ehrwürdigen Stifters eingedenk. Mehrere Jahre lang machten die Brüder von Boulogne und von Calais wöchentlich einen acht Stunden weiten Weg, um in einer benachbarten Diöcese bei einem rechtgläubigen Priester die heiligen Sacramente zu empfangen, weil die Geistlichen ihrer näheren Umgebung Jansenisten waren. Das bezeugt wahrhaftig eine heroische Glaubenstreue.

Auch in seinen Predigten bekämpfte der erleuchtete Diener Gottes die jansenistische Irrlehre und suchte die Gläubigen in der Anhänglichkeit an die Lehre der Kirche zu bestärken. Außerdem schrieb er viele Briefe in Sachen der Bulle, welche nach dem Zeugnisse des Bruders Barthélemy viel Gutes bewirkten und manche vor dem Schisma bewahrten.

Die Jansenisten hatten auch in Grenoble viele Anhänger

und dieſe ſuchten dem ehrwürdigen de Laſalle durch Verleumdungen zu ſchaden; aber der gelehrte und tugendhafte Stifter war ſo allgemein verehrt und bewundert, daß ſeine Gegner ihm nicht beikommen konnten. Ueberdieß ging ſein Aufenthalt in Grenoble zu Ende, da ihn die Verhältniſſe der Niederlaſſung in Paris gebieteriſch nach dieſer Stadt zurückriefen.

XV.

Neue Verfolgung der Brüder in Paris. Eingriffe in die Organiſation des Inſtituts. Abbé de Brou. De Laſalle erhält einen Obedienzbrief und kehrt nach Paris zurück. Verlegung des Noviciates nach St. Yon. Leben daſelbſt. Portrait de Laſalle's. Beſuch in Calais. Er dankt als Generalſuperior ab. Bruder Barthélemy wird Generalſuperior. Reviſion der Regel.

De Laſalle's Aufenthalt im Süden hatte zwei Jahre lang gedauert. Ohne Zweifel hätte er den Aufenthalt daſelbſt abkürzen können, da die Brüder in Paris, Rouen, Rheims ꝛc. ſehnlichſt nach ſeiner Gegenwart verlangten. Aber der weiſe Stifter, welcher ſchon mehr als ſechzig Jahre hinter ſich hatte, wollte die Brüder an ſeine Abweſenheit gewöhnen; das Inſtitut, welches ganz ſein Werk und bisher ſeiner Führung anvertraut war, ſollte lernen, auf eigenen Füßen zu ſtehen und ſeines Gründers, der ja bald ſterben konnte, zu entbehren. In der Zeit ſeiner Abweſenheit ſollte ſich die Verfaſſung des Inſtituts im Norden erproben; es mußte ſich zeigen, ob das Inſtitut auch ohne die unmittelbare Führung de Laſalle's beſtehen und wirken könne. Und es hat dieſe Probe inmitten der größten Schwierigkeiten beſtanden.

Die ſchwerſten Anfechtungen hatte das Inſtitut in Paris durchzumachen. In der Abweſenheit de Laſalle's erhoben die Schreiblehrer, die erbittertſten Feinde des Inſtituts, auf's Neue ihr Haupt und verbreiteten mit ſolcher Gefliſſentlichkeit verleumderiſche Anſchuldigungen gegen die Brüder, daß das Po-

lizeiamt einſchreiten zu müſſen glaubte. Ein Polizeibeamter begab ſich in das Haus der Brüder, um Unterſuchung zu halten. Aber der Augenſchein, ſowie die Aufklärungen des Bruders Barthélemy und die Angaben der Schüler überzeugten ihn von der Grundloſigkeit der boshaften Anſchuldigungen.

Viel bedenklicher waren die Angriffe, welche von geiſtlicher Seite gegen die Organiſation und die Leitung des Inſtituts unternommen wurden, denn ſie zielten darauf ab, die Glieder des Inſtituts vom Haupte zu trennen. Der große Gedanke des Stifters, eine Armee von Erziehern zu ſchaffen, die nicht bloß durch ihre Lehre, ſondern auch durch ihr Beiſpiel die Unwiſſenheit und Sittenloſigkeit bekämpfen ſollten, konnte nur durch eine ſtreng einheitliche Leitung des Inſtituts durchgeführt werden. Wäre den einzelnen Biſchöfen oder Pfarrern eine Einmiſchung in die Leitung und Einrichtung des Inſtituts zugeſtanden worden, ſo hätte der eine dieſes, der andere jenes geändert oder eingeführt und die äußere Zuſammengehörigkeit, ſowie die innere Einheitlichkeit der Geſellſchaft wäre vernichtet worden. Jedes Haus wäre ſchließlich von den übrigen unabhängig geworden und hätte eine beſondere Einrichtung nach den Ideen des jeweiligen Biſchofes oder Pfarrers bekommen. Der großartige Bau des Inſtitutes wäre auseinandergefallen, und die einzelnen Theile wären nach kurzer Zeit zu Grunde gegangen. Und doch erſtrebte der Subjectivismus mancher Pfarrer eine derartige Aenderung des Inſtituts. Die von de Laſalle gebildeten Schulbrüder waren ihnen willkommen, aber ſehr unlieb war es ihnen, daß ſie ſelbſt auf die Methode des Unterrichts und der Erziehung, auf die Einrichtung und Leitung der Brüderſchulen und auf die Ernennung und Abberufung der Brüder und der Directoren keinen unmittelbaren Einfluß haben ſollten. Sie hatten ja die ganze Leitung der Freiſchulen in der Hand und mußten für die Bezahlung der Lehrer ꝛc. ſorgen!

Ganz beſonders war es der Pfarrer von St. Sulpice, Herr de la Chétardie, welcher dieſe Anſicht mit Zähigkeit feſthielt.

Er benützte daher die Abwesenheit des ehrwürdigen Stifters, um seinen längst gehegten Plan durchzuführen. Auf seine Veranlassung ernannte der Cardinal de Noailles den Abbé de Brou, welcher die Absichten de la Chétardie's kannte und billigte, zum Inspector der Brüderschulen in St. Sulpice. Der Cardinal-Erzbischof hatte bei dieser Ernennung keineswegs die Absicht, dem ehrwürdigen Stifter die Leitung seiner Gesellschaft zu entziehen; er achtete vielmehr in ihm den Stifter des Instituts, das er selbst approbirt hatte, und bewunderte seine Tugend. Als sich ihm zu Ende des Jahres 1713 bei der Firmung in St. Denis die dortigen Brüder vorstellten, sagte er in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft: „Sagen Sie dem Herrn de Lasalle, daß er stetshin meine Achtung genießt; er ist ein heiliger Mann; ich empfehle mich seinem Gebete." Es ist also nicht anzunehmen, daß der Cardinal durch Aufstellung eines Inspectors dem ehrwürdigen Stifter oder seinem Institute zu nahe treten wollte. Allein die Gegner der Verfassung des Instituts erhielten durch das Vorgehen des Cardinals eine Handhabe, die sie dazu benützten, um wo möglich das Institut in von einander unabhängige Diöcesananstalten zu zertheilen. In dieser Absicht erwirkten sie es, daß auch für die Niederlassungen in Rouen, Chartres und Moulins kirchliche Aufseher bestellt wurden. Diese betrachteten sich indessen als die Beschützer der Brüder und ließen den Directoren freie Hand in der Leitung und Verwaltung ihrer Anstalten. Ganz anders machte es der Abbé de Brou in Paris. Er kam oft in das Haus der Brüder, mischte sich in Alles, wies die Postulanten zurück und drängte die Autorität des Bruder Directors in den Hintergrund. Zuletzt ging er so weit, daß er dem Erzbischof Vorschläge zur Abänderung der Regeln des Instituts unterbreitete. Bruder Barthélemy beeilte sich, den im Süden weilenden Stifter über die wahren Ziele des Abbé de Brou in Kenntniß zu setzen, und bat denselben um schleunige Rückkehr nach Paris. Im ersten Augenblicke wurde de Lasalle von der

dem Institute drohenden Gefahr eines Schismas erschreckt; aber bald faßte er sich im Aufblick zu Gott und sagte: „Wenn mein Werk von den Menschen kommt, so wird es zu Grunde gehen; wenn es aber von Gott kommt, so werden es die Anstrengungen der Menschen nicht zerstören können.“ So lebendig war in dem Diener Gottes der Glaube an seine providentielle Mission! Er kehrte nicht nach Paris zurück, wo sein Erscheinen die Gegner vielleicht zu extremen Maßregeln hingerissen hätte, sondern begnügte sich damit, den Bruder Director von Grenoble dahin zu schicken, um nähere Erkundigungen einzuziehen und dem Bruder Barthélemy entsprechende Verhaltungsmaßregeln zu empfehlen. Die Gefahr ging ohne Schaden für das Institut vorüber.

Durch Beschluß vom 4. April 1714 verwarf der Cardinal-Erzbischof die Vorschläge de Brou's und sprach den entschiedenen Willen aus, daß an den Regeln de Lasalle's nichts geändert werden sollte. Noch ehe diese Entscheidung getroffen war, hatten sich die Brüder zu einem äußersten Schritte entschlossen, um die Rückkehr ihres Stifters zu erwirken. Während dieser der Meinung war, seine Gegenwart könnte die Schwierigkeiten vermehren, hegten seine Schüler die gegentheilige Ueberzeugung. Die fortgesetzten Einmischungen des Abbé de Brou und die jansenistischen Streitigkeiten, welche damals ihren Höhepunkt erreicht hatten, erhöhten in den Brüdern von Tag zu Tag die Sehnsucht nach dem persönlichen Rath und Beistand ihres erleuchteten Stifters. Da sie zudem erfahren hatten, daß de Lasalle im Februar 1714 schwer krank gewesen war, so fürchteten sie, ihr geliebter Vater könnte ferne von ihnen aus dem Leben scheiden, ohne daß sie ihn noch einmal gesehen hätten. Da alle seitherigen Bitten vergeblich waren, so entschlossen sie sich zu einer Maßregel, die deutlich zeigt, welch' hohen Begriff sie von der Demuth ihres Stifters besaßen. Die Directoren und die ältesten Brüder von Paris, Versailles und St. Denis schickten dem ehrwürdigen de Lasalle folgenden Obedienzbrief:

„Vielgeliebter Herr und Vater! Wir, die ersten Brüder der christlichen Schulen, halten es im Hinblick auf die größere Ehre Gottes, das Wohl der Kirche und unserer Gesellschaft für äußerst wichtig, daß Sie die Obsorge und Oberleitung des heiligen Werkes Gottes, welches auch Ihr Werk ist, wieder übernehmen, da es dem Herrn gefallen hat, sich Ihrer zu bedienen, um es zu gründen und seit so langer Zeit zu leiten. Jedermann ist überzeugt, daß Gott Ihnen die nöthigen Gnaden und Talente gegeben hat und noch gibt, um diese neue Genossenschaft, welche für die Kirche von so großem Nutzen ist, gut zu regieren, und aus Gerechtigkeit müssen wir das Zeugniß ablegen, daß Sie dieselbe stets mit großem Erfolg und auferbaulich geleitet haben. Deßhalb bitten wir Sie demüthigst und befehlen Ihnen im Namen und aus Auftrag der Gesellschaft, welcher Sie Gehorsam gelobt haben, daß Sie unverzüglich für die Generalleitung unserer Gesellschaft Sorge tragen. Zur Beglaubigung haben wir uns unterschrieben. Geschehen zu Paris am 1. April 1714."

Als de Lasalle diesen Brief erhalten hatte, war er sofort zur Abreise entschlossen. Die Freunde in Grenoble wollten ihn noch zurückhalten, aber er erklärte: „Ich kann meinen Aufenthalt in dieser Stadt nicht verlängern. Nachdem ich so lange Zeit Andern befohlen habe, muß ich jetzt selbst ein Beispiel im Gehorsam geben." Er besuchte noch einmal die Niederlassungen in Marseille und Avignon, dann reiste er nach Lyon, wo er die Einrichtung der von Demia gegründeten Schulen studirte. Von Lyon reiste er über Dijon nach seiner Vaterstadt Rheims, wo er sich mehrere Tage aufhielt. An jedem dieser Tage brachte er wenigstens drei Stunden vor den Altären zu, an welchen er in seiner Jugend gekniet war, und dankte Gott, der ihn so gnädig geführt hatte. Nachdem er Rheims verlassen hatte, besuchte er in Begleitung des Bruders Joseph die übrigen Niederlassungen in der Champagne, sowie die von Laon und kam endlich am 10. August 1714 bei den Brüdern in Paris an.

Er fand den Zuſtand der Niederlaſſung in St. Sulpice beſſer, als er zu hoffen gewagt hatte. Beſonders erfreut war er über den heiligen Eifer, welchen die Novicen an den Tag legten. Den Pfarrer de la Chétardie traf der ehrwürdige Stifter nicht mehr unter den Lebenden; er war am 29. Juni desſelben Jahres geſtorben. Sein Amtsnachfolger de Gergy war den Brüdern ſehr gewogen. In Folge deſſen enthielt ſich nun auch Abbé de Brou aller Uebergriffe; er begnügte ſich damit, die Schulen der Brüder zu inſpiciren, und unterſtützte die Brüder mit Rath und That. So konnte ſich der ehrwürdige Stifter eine Zeit lang ungeſtört dem innern Ausbau ſeines Inſtituts widmen. Er berieth mit dem Bruder Barthélemy die Mittel, durch welche die Glieder des Inſtituts in vollkommener Einigkeit des Geiſtes und des Herzens erhalten werden könnten, und arbeitete mit Benützung ſeiner im Süden gemachten Erfahrungen an der definitiven Redaction der Regeln und der Dienſtanweiſung der Brüder.

Als Ludwig XIV. am 1. September 1715 geſtorben war und Frau von Maintenon ſich nach St. Cyr zurückgezogen hatte, hörten die Unterſtützungen auf, welche die Brüder von St. Sulpice von Zeit zu Zeit vom königlichen Hofe erhalten hatten. Da nun die Niederlaſſung in Paris nicht die hinreichenden Mittel beſaß, um den Unterhalt des Noviciats zu beſtreiten, ſo verlegte es der ehrwürdige Stifter wieder nach St. Yon. Er ſchickte die Novicen im October 1715 mit dem Bruder Barthélemy, welchem er den Bruder Irenäus als Subdirector beigab, voraus und folgte ihnen bald darauf nach. Die Direction der Niederlaſſung von St. Sulpice übertrug er dem Bruder Johann.

De Laſalle traf zur höchſten Freude das Penſionat von St. Yon in blühendem Zuſtande an. Zwar hatte der Erzbiſchof während der Abweſenheit des Stifters den Canonicus Johann Baptiſt Blain zum geiſtlichen Superior der Brüder ernannt; aber dieſer würdige Prieſter, welcher ſpäter die erſte umfaſſende Biographie de Laſalle's ſchrieb, miſchte ſich keines-

wegs in die Leitung des Instituts, sondern betrachtete sich als den Beschützer und Rathgeber der Brüder und stand ihnen auf jegliche Art fördernd zur Seite.

Der tugendhafte Stifter bezog in St. Yon wiederum die schon früher beschriebene feuchte Zelle. Umsonst drangen die Brüder in ihn, er solle sich ein besseres Zimmer auswählen oder wenigstens seine Zelle besser ausstatten lassen; er wollte in der armseligen Zelle leben und sterben. Während nun der Diener Gottes mit der Einrichtung des Correctionshauses, von dem wir im passenden Zusammenhange bereits gesprochen haben, beschäftigt war, erhielt er den Besuch von zwei frommen und reichen Laien, welche extra nach Rouen gereist waren, um de Lasalle kennen zu lernen. Der eine der beiden Fremden war Herr de la Cocherie aus Boulogne, der Stifter der Niederlassung der Brüder in dieser Stadt, der andere war Herr Gense aus Calais, welcher sein großes Vermögen zu guten Werken verwendete und der vorzüglichste Wohlthäter der Brüder in Calais war. De Lasalle empfing die beiden Herren mit großer Herzlichkeit, zeigte ihnen das Pensionat, die Werkstätten, den botanischen Garten und die übrigen Einrichtungen von St. Yon und unterhielt sich mit ihnen über seine pädagogischen Grundsätze und seine Unterrichtsmethode. Als die Herren auf die großen Schwierigkeiten zu sprechen kamen, mit welchen die Gründung des neuen Instituts zu kämpfen hatte, und dem ehrwürdigen Stifter zu seinem großen Muthe Glück wünschten, antwortete dieser mit seiner gewohnten Offenheit und Bescheidenheit: „Ich versichere Sie, meine Herren, wenn mir Gott, als er mir das Gute zeigte, welches unser Institut wirken könnte, zugleich die Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten geoffenbart hätte, die mir begegnen sollten, so würde es mir an Muth gefehlt haben. Ich war dem Widerspruch ausgesetzt und wurde selbst von denjenigen verfolgt, von denen ich Hilfe erhofft hatte. Einige meiner eigenen Söhne, gerade diejenigen, welchen ich die größte Sorgfalt zugewendet hatte und von denen ich die größten Dienste

erwartete, haben ſich gegen mich erhoben. Während einige Beamte uns halfen, die Kinder der Unwiſſenheit und Zügelloſigkeit zu entreißen, haben ſich andere mit unſeren Feinden verbündet und denſelben ihren Einfluß und ihre Autorität geliehen, um uns zu unterdrücken. Unſere Reformen des Unterrichts haben uns unverſöhnliche Feinde in den Schreiblehrern geſchaffen, welche an der routinirenden Abrichtung feſthalten, ſtatt durch Verbeſſerung ihrer Methode in eine ehrliche Concurrenz mit den andern Lehrern einzutreten. Wenn nicht Gott ſelbſt geholfen, wenn nicht die Vorſehung die Fundamente unſerer Geſellſchaft gelegt hätte, dann, meine Herren, wäre unſer Werk ſchon längſt zuſammengeſtürzt und wir würden nur noch die Ruinen davon ſehen. Indeſſen iſt der Bau aufgeführt worden. Er hat bis daher allen Anſtrengungen widerſtanden, die gemacht wurden, um ihn umzuſtürzen; dieß gibt mir die Hoffnung, daß er auch in Zukunft über die Verfolgungen triumphiren und daß er der Kirche die Dienſte leiſten wird, welche ſie von ihm zu erwarten berechtigt iſt."

Vor ihrer Abreiſe drangen die beiden Herren in den Bruder Barthélemy, derſelbe ſolle das Portrait des ehrwürdigen Stifters malen laſſen, und ſtellten ihm die erforderlichen Mittel zur Verfügung. Bruder Barthélemy beauftragte den Maler Peter Leger in Rouen, das Bildniß de Laſalle's zu fertigen. Dieſer Maler kannte den ehrwürdigen Stifter und hatte den Brüdern, in deren Nähe er wohnte, nützliche Rathſchläge betreffs der Einrichtung ihres Zeichnenkurſes ertheilt. Durch ſeinen häufigen Verkehr mit St. Yon wurde es ihm ermöglicht, das Gemälde naturgetreu zu fertigen, ohne daß de Laſalle eine Ahnung davon hatte.

Verſuchen auch wir es, die äußere Erſcheinung des verdienten Stifters mit kurzen Worten zu zeichnen! Seine Geſtalt war etwas über mittelgroß, ſchlank und wohl proportionirt; die Stirne war breit, die Naſe ziemlich lang. Aus den großen und ſchönen, faſt blauen Augen leuchteten Geiſt und Gemüth. Die Hautfarbe war

in Folge der vielen Reisen etwas verbrannt, die einst kastanienbraunen Haare waren seit mehreren Jahren gebleicht. Seine Stimme war stark, wohllautend und deutlich; sein Gesichtsausdruck überaus freundlich, milde und angenehm; seine Manieren fein, einfach und gewinnend. Wenn man ihn nur sah, bezeugten seine Zeitgenossen, so fühlte man sich durch einen geheimnißvollen sympathischen Zug zu ihm hingezogen.

Herr Gense hatte den ehrwürdigen Stifter dringend um einen Gegenbesuch in Calais gebeten. De Lasalle reiste deßhalb im August 1716 zu Fuß nach Calais, um zugleich die dortige Niederlassung zu visitiren. Unterwegs trug er einem armen alten Manne eine schwere Last, die dieser nicht mehr fortbringen konnte, bis zur nächsten Stadt. In Calais wurde der fromme Diener Gottes von der Geistlichkeit, dem Adel und der Bürgerschaft auf's Ehrenvollste empfangen. Während seines Aufenthaltes daselbst lud ihn Herr Gense zu Tische ein. Als de Lasalle die Einladung angenommen hatte, ließ der Gastgeber einen geschickten Maler kommen und verbarg denselben in einem Zimmer neben dem Speisesaale, den ehrwürdigen Stifter aber setzte er der halb offenen Thüre dieses Nebenzimmers gegenüber, damit der Maler ihn heimlich betrachten konnte. De Lasalle merkte bald die List und seine Bescheidenheit ward dadurch höchst peinlich berührt; er empfahl sich frühzeitig und nahm nie mehr eine Einladung von Herrn Gense an. Von Calais reiste er nach Boulogne, wo ihm die ganze Einwohnerschaft entgegenging und ihn im Triumphe zu dem Hause der Brüder geleitete. Diese nöthigten ihrem geistlichen Vater fast mit Gewalt eine neue Kleidung auf, da sein ganzer Anzug verflickt und abgetragen war.

Als de Lasalle nach St. Yon zurückgekehrt war, beschloß er, seinen längst gehegten Plan auszuführen und einen Generalsuperior als seinen Nachfolger wählen zu lassen. Er war jetzt 65 Jahre alt und seine Gesundheit war durch seine vielen Strapazen und Abtödtungen sehr geschwächt. Er fühlte, daß

er nicht mehr lange werde zu leben haben, und wollte ſich auf den Tod vorbereiten. Zudem gab es noch immer einflußreiche Leute, welche die Meinung hegten, die Brüder, welche keine Kleriker waren, könnten ihr Inſtitut nicht ſelbſt leiten. Deßhalb war große Gefahr vorhanden, daß, wenn de Laſalle als Generalſuperior ſtürbe, den Brüdern ein nicht zum Inſtitut gehöriger Oberer aufgedrängt werden würde. Ein Superior aber, der nicht im Geiſte des Inſtituts erzogen worden wäre und nicht nach der Regel des Inſtituts gelebt hätte, wäre unfähig geweſen, dasſelbe mit Erfolg zu leiten und auszubreiten. Eine ſolche Maßregel hätte vielmehr ſicher den Ruin des Inſtituts zur Folge gehabt. Um dieſem vorzubeugen, war es nothwendig, daß noch bei Lebzeiten des Stifters ein neuer Generalſuperior gewählt wurde, damit der Tod desſelben keine Lücke in der Organiſation des Inſtituts zurückließe.

De Laſalle verſammelte die Brüder von Rouen, St. Yon und Darnetal und erläuterte ihnen die Gründe, welche ihn bewegten, abzudanken und die Wahl eines neuen Superiors zu verlangen. Das Gefühl der Brüder widerſtrebte dieſem Vorſchlage. „Was ſoll aus uns werden," riefen ſie ihrem geliebten Vater zu, „wenn Sie uns im Stich laſſen? Sollen wir denn ſchon bei Ihren Lebzeiten Waiſen werden?" Der ehrwürdige Stifter tröſtete und beruhigte ſie durch die Verſicherung, daß er trotz ſeines Rücktrittes bis zu ſeinem Tode bei ihnen bleiben und dem neuen Superior mit ſeinem Rathe zur Seite ſtehen werde, ſo oft es dieſer wünſchen würde. Der Verſtand mußte ſchließlich alle Rückſichten zum Schweigen bringen; die Brüder erkannten die Weisheit und Nothwendigkeit der vorgeſchlagenen Maßregel und beſchloſſen, ein Generalcapitel auf das Feſt der Himmelfahrt Chriſti einzuberufen. Bruder Barthélemy erhielt den Auftrag, alle Niederlaſſungen zu beſuchen, den Brüdern das bevorſtehende Generalcapitel anzumelden, ihnen die Gründe zu deſſen Berufung mitzutheilen, und von jedem einzelnen Bruder ſich das ſchriftliche Verſprechen geben zu laſſen, daß

er die Beſchlüſſe des Generalcapitels annehmen und befolgen werde.

Im December 1716 machte ſich der Bruder Barthélemy auf den Weg und beſuchte nacheinander die in ganz Frankreich zerſtreuten Niederlaſſungen der Brüder. De Laſalle erlaubte ihm nicht, zu Fuß zu gehen, er mußte die Reiſe zu Pferd machen. Am 1. Mai 1717 kam er wieder wohlbehalten in St. Yon an und brachte die beſten Nachrichten mit. Er war überall von den Brüdern gut aufgenommen worden und hatte von allen das gewünſchte Verſprechen erhalten. Einige Tage darauf traten 16 Directoren zum Generalcapitel zuſammen. Der ehrwürdige de Laſalle wohnte den Sitzungen des Capitels nicht bei, damit nicht die Ehrfurcht vor ſeiner Perſon die Freiheit der Meinungsäußerungen und der Abſtimmungen beeinträchtige. „Ich werde in meiner Zelle bleiben," ſagte er, „und für euch zum heiligen Geiſte beten. Ich werde nur in eurer Mitte erſcheinen, um die geiſtlichen Vorträge zu halten." Zunächſt hatten die Brüder einen Präſidenten des Capitels zu wählen. Einſtimmig wurde hierzu der Bruder Barthélemy auserkoren. Der Wahl des Generalſuperiors gingen dreitägige geiſtliche Uebungen voraus, wobei der ehrwürdige Stifter die Brüder auf die nothwendigen Eigenſchaften des Superiors aufmerkſam machte. Am 8. Mai 1717 fand endlich die Wahl durch geheime Stimmabgabe ſtatt, nachdem die Glieder des Capitels die heilige Communion empfangen und nochmals gemeinſchaftlich den Beiſtand des heiligen Geiſtes erfleht hatten. Bruder Barthélemy erhielt die Mehrzahl der Stimmen und wurde ſofort zum Generalſuperior der Brüder der chriſtlichen Schulen ausgerufen. „Gott ſei gelobt!" rief de Laſalle aus, als ihm das Reſultat der Wahl gemeldet wurde, „ſeit langer Zeit ſchon übt der Gewählte die Functionen eines Superiors aus." Die Bitten des Neugewählten, das wichtige Amt einem Würdigeren, als er ſei, zu übertragen, waren fruchtlos; er mußte aus Gehorſam die Wahl annehmen. Die Mitglieder des Capitels

versprachen ihm in ihrem Namen und im Namen der ihnen unterstehenden Genossenschaften vollkommenen Gehorsam. Der neue Generalsuperior seinerseits versprach, er werde in seiner ganzen Amtsführung stets nur die Ehre Gottes und das Wohl des Instituts im Auge haben. Da er aber die Größe der ihm auferlegten Last und Verantwortlichkeit wohl erkannte, so bat er die Capitularen auf Anrathen de Lasalle's, sie möchten ihm zwei Brüder zur Seite geben, mit denen er sich berathen könnte, und welche ihm in der Verwaltung des Instituts beistehen würden. Deßhalb wurden der Bruder Johann, Director der Niederlassung in Paris, und der Bruder Joseph, Visitator und Director des Hauses in Rheims, zu Assistenten des Generalsuperiors erwählt.

Nachdem diese Wahlen vollzogen waren, hatten die Brüder noch verschiedene Fragen bezüglich der definitiven Feststellung der allgemeinen Regeln, der Regel des Bruder Directors und der Anleitung zur Dienstführung zu berathen. Sie studirten diese Fragen sehr ernsthaft und trafen erst nach wiederholter Ueberlegung und Besprechung ihre Entscheidungen. So ward das Capitel bis zum Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit (23. Mai) verlängert. Die Capitularen übergaben die Protokolle ihrer Berathungen und Beschlüsse dem ehrwürdigen Stifter und baten ihn, er möge nun die Regeln und die Anleitung nach Inhalt und Form definitiv feststellen. Ein feierlicher Dankgottesdienst für alle bisher dem Institute erwiesenen Wohlthaten bildete den Schluß des Generalcapitels.

XVI.

De Laſalle bereitet ſich auf den Tod vor. Er muß nach Paris reiſen. Sein erbaulicher Wandel im Seminar zu St. Nicolas. Ankauf von St. Yon. De Laſalle's Krankenbeſuch in der Baſtille. Seine Rückkehr nach St. Yon. Seine letzte Krankheit. Beſſerung am St. Joſephsfeſte. Er empfängt die heiligen Sterbſakramente. Sein ſeliger Tod. Eindruck der Todesnachricht. Seine Ruheſtätte und ſein Teſtament.

Nachdem de Laſalle von der Leitung ſeines Inſtitutes zurückgetreten war, bereitete er ſich auf den Tod vor. „Von nun," hörte man ihn oft ſagen, „darf ich nur noch daran denken, meine Sünden zu beweinen, und mich auf die Stunde vorzubereiten, in welcher ich vor Gott erſcheinen muß." Er verdoppelte ſeine Abtödtungen und betete faſt unaufhörlich. Trotz ſeiner Schwachheit trug er ein härenes Bußhemd und einen Gürtel mit ſcharfen Stacheln und geißelte ſich faſt täglich. Ganz beſonders aber übte er ſich in den Tugenden der Demuth und des Gehorſams. Pünktlich beobachtete er die Regel, und wenn er etwas thun wollte, das nicht in der Regel vorgeſehen war, ſo fragte er immer zuvor um Erlaubniß. Ueberall wählte er ſich den letzten Platz aus und nur auf ausdrücklichen Befehl ſeines Nachfolgers nahm er den erſten Platz ein. Er beſſerte nicht bloß ſelbſt ſeine Kleider aus, ſondern wollte auch perſönlich ſeine Zelle reinigen und ſein Bett machen. Dieſe Arbeiten waren aber für ſeinen kränklichen Körper zu ſchmerzhaft, darum verbot ſie ihm der Superior und beauftragte einen Novicen mit deren Verrichtung. Als einige Perſonen es tadelten, daß er als Prieſter und Doctor der Theologie ſich einem Superior, der nicht Geiſtlicher ſei, unterordne, da erwiederte der Diener Gottes: „Sollen ſich denn die Jünger desjenigen, der geſagt hat: ‚Lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig', nicht erniedrigen? Iſt es genug, wenn ſie

nur in Worten predigen? Sind sie nicht auch verpflichtet, durch ihr Beispiel zu predigen?"

Am 4. October 1717 mußte de Lasalle wegen des Legates, welches ihm Rogier vermacht hatte, nach Paris reisen und sich daselbst längere Zeit aufhalten, bis die Angelegenheit geordnet war. Er nahm aber nicht bei seinen Brüdern Wohnung, sondern bat im Seminar von St. Nicolas du Chardonnet um gastliche Aufnahme. Er that dieses aus Liebe zur Armuth und Zurückgezogenheit und in der weisen Absicht, die Brüder an seine Abwesenheit zu gewöhnen und sie zu nöthigen, daß sie in allen Angelegenheiten sich vertrauensvoll an ihren neuen Superior wendeten. Ueber den erbaulichen Lebenswandel, welchen der ehrwürdige Mann im Seminar des hl. Nicolaus führte, belehrt uns am besten der Brief, welchen später einer der Seminarvorsteher an den Bruder Barthélemy geschrieben hat. „Wir haben," heißt es da, „über sechs Monate lang das Glück gehabt, durch die Gegenwart Ihres Stifters erbaut zu werden, und ich glaube, daß ihn Gott in unsere Mitte geschickt hat, um unseren Alumnen durch sein Beispiel zu predigen und uns selbst aus der Lauigkeit herauszuziehen. Er hat bei uns in der größten Demuth und Abtödtung gelebt; er schlief wenig und betete viel. Unser Wecker hat mir mehrmals gesagt, daß er ihn immer wach angetroffen habe, so oft er ihn aufwecken wollte, sogar während der Winterkälte, während welcher er sich nie in die Wärmstube begab, wenn ich ihn nicht mit Gewalt dahin führte, was indessen selten geschah, weil meine Stunden mit den seinigen nicht zusammen fielen. Er widmete regelmäßig alle Tage wenigstens drei Stunden der Betrachtung. Die Hausregel beobachtete er genauer, als irgend ein Seminarist, und folgte mit einer erbaulichen Pünktlichkeit dem ersten Tone der Glocke, welche zu den Uebungen rief. Seine einzige Freude war die Zurückgezogenheit, das Gebet, die Ausübung von Liebeswerken, die Demuth, die Armuth und die Abtödtung." Ganz besonders erregte die außerordentliche Andacht de Lasalle's

bei Darbringung des heiligen Meßopfers das Erstaunen aller Anwesenden. Fremde Priester, welche den ehrwürdigen Stifter am Altare sahen, fragten oft die Vorsteher des Seminares: „Wer ist denn dieser heilige Priester, dessen Antlitz am Altare glänzt, wie wenn er schon in der Anschauung Gottes wäre?“ Eines Tages antwortete der Superior des Seminares auf eine derartige Anfrage: „Das ist ein noch zu sehr verkannter Mann Gottes; seine Tugenden und die Dienste, welche er dem Lande geleistet hat, machen ihn zu einem der größten Männer dieses Jahrhunderts.“ Wer kann heute noch die Richtigkeit dieses Urtheiles bestreiten?

Während der ehrwürdige de Lasalle in Paris verweilte, starb Frau de Louvois, die Eigenthümerin von St. Yon. Ihre Erben wollten das Anwesen von St. Yon verkaufen und kündigten den Brüdern auf. Letztere waren darüber sehr bestürzt und nahmen keine Postulanten und Pensionäre mehr auf. Bruder Thomas, der Verwalter des Instituts, mußte im Auftrage des Superiors Barthélemy nach Paris reisen, um den Rath des ehrwürdigen Stifters einzuholen. Dieser konnte die Bestürzung der Brüder nicht begreifen und sagte zum Bruder Thomas: „Was braucht ihr euch denn zu ängstigen? Das ganze Anwesen von St. Yon wird euch gehören.“ Um vollends die Befürchtungen der Brüder zu zerstreuen, sandte er seine werthvollen Paramente und seine reiche Bibliothek, die bisher in dem Hause der Brüder von St. Sulpice aufbewahrt waren, nach St. Yon. Daraus sollten die Brüder erkennen, wie fest ihr Stifter überzeugt war, daß sie in St. Yon würden bleiben können.

Die Vorhersagung des ehrwürdigen Stifters ging bald in Erfüllung, da es den Brüdern wider Vermuthen gelang, das Anwesen von St. Yon käuflich zu erwerben. Herr de Plancy, auf dessen Besitzungen die von Rogier vermachte Rente lastete, löste dieselbe durch ein Capital von 5200 Livres ab. Aus der Sparkasse von Rouen entnahm der Bruder Barthélemy die

6000 Livres, welche de Lasalle im Jahre 1713 daselbst hatte anlegen lassen, sammt 660 Livres Zinsen. Sodann stellten ihm die Niederlassungen von Paris, Rheims, Versailles, Boulogne ꝛc. ihre kleinen Ersparnisse zur Verfügung, so daß er im Ganzen ein Capital von 15 000 Livres zusammen brachte. Obwohl diese Summe dem wahren Werthe von St. Yon nicht gleichkam, so zeigte sich doch der Abbé de Louvois, der Vollstrecker des Testamentes seiner Mutter, bereit, den Brüdern St. Yon um den genannten Preis zu überlassen, weil er zur Beförderung eines Institutes beitragen wollte, dessen tugendhafter Stifter von seiner Familie hoch verehrt wurde. Der Kaufbrief wurde am 8. März 1718 auf die Namen Joseph Truffet (Bruder Barthélemy) und Karl Frapet (Bruder Thomas) ausgestellt. So hatte endlich die Pflanzschule des Institutes nach vielen Wanderungen und Wechselfällen noch bei Lebzeiten de Lasalle's eine sichere Heimath gefunden.

Ehe wir mit dem ehrwürdigen Stifter nach St. Yon zurückkehren, müssen wir noch ein Ereigniß erzählen, welches ein beredtes Zeugniß ablegt für das große Vertrauen, das die außergewöhnliche Tugend de Lasalle's einflößte. Während derselbe in der Zurückgezogenheit des Seminars von St. Nicolas lebte, wurde er eines Tages zu einem Gefangenen in die Bastille gerufen. Dort war seit mehreren Jahren ein Priester wegen eines schweren Vergehens eingesperrt. Als dieser hörte, daß de Lasalle zu Paris verweilte, schrieb er ihm einen Brief, worin er denselben flehentlich bat, er möge ihm in seinem Gefängnisse seine Lebensbeicht abnehmen. Sofort ging Letzterer zu dem Gefangenen und traf denselben in einem äußerst betrübenden Zustande. Der Unglückliche war durch Leiden und Gewissensbisse zu einem wahren Skelette abgemagert; eine zerfetzte Soutane bedeckte nur theilweise seine zerrissenen und mit Ungeziefer bedeckten Unterkleider. Als die Beicht beendigt war, umarmte der ehrwürdige Stifter den unglücklichen Mitbruder, welcher Thränen der Reue und des Dankes vergoß. „Von nun an,"

ſagte er, „wird mir meine Gefangenſchaft minder hart erſcheinen, da mir Gott durch Sie Barmherzigkeit erwieſen hat.“ De Laſalle ermuthigte ihn zum Ausharren in der Ergebung und Bußfertigkeit und fügte hinzu: „Ich will nicht von hier fortgehen, ohne ein Andenken an meinen Beſuch mitzunehmen. Ich will meine Kleider mit den Ihrigen vertauſchen; jeder von uns wird bei dieſem kleinen Tauſchhandel gewinnen.“ Nach einigen Augenblicken verließ de Laſalle ganz heiter das Gefängniß, indem er unter ſeinem einfachen Mantel die zerlumpten Kleider verbarg, welche von ſeiner heroiſchen Liebe Zeugniß gaben. Der arme Gefangene ſtarb wenige Tage darauf in Reue und Ergebung.

Am 7. März 1718 kehrte de Laſalle, nachdem er von den Brüdern in St. Sulpice rührenden Abſchied genommen und ſie geſegnet hatte, nach St. Yon zurück. Von nun an lebte er daſelbſt in der größten Zurückgezogenheit und im innigſten Verkehr mit Gott. Täglich las er die heilige Meſſe und hörte die Beicht der Brüder, der Novicen und der Penſionäre. Die Leitung und Verwaltung des Inſtituts überließ er ganz und gar dem Bruder Barthélemy. Wenn er nicht in der Kapelle oder in ſeiner armſeligen Zelle war, ſo fand man ihn ſicher bei den Novicen, welche er durch Wort und Beiſpiel zur Liebe und Uebung der Tugend anleitete. Er empfahl ſeinen Schülern ganz beſonders die öftere Communion und die Andacht zum göttlichen Herzen Jeſu und führte in St. Yon die ewige Anbetung ein, um Alle im Geiſte der Liebe und Hingebung zu erhalten und zu befeſtigen.

Wie ſehr de Laſalle ein Mann des beharrlichen Gebetes war und wie viel ſein Gebet bei Gott vermochte, iſt aus mehreren Thatſachen zu erſehen, welche ſein Biograph, Canonicus Blain, miterlebt und der Nachwelt überliefert hat. Nur eines dieſer merkwürdigen Vorkommniſſe möge hier Platz finden. Eines Tages brach in der Bäckerei von St. Yon Feuer aus. De Laſalle betete gerade in der nahe gelegenen Krankenſtube ſein Bre-

vier und zwar, wie gewöhnlich, auf den Knieen. Die Brüder und Novicen eilten der Brandstätte zu und bemühten sich, das Feuer zu löschen. Vor dem Krankenzimmer entstand ein ungewöhnlicher Lärm, de Lasalle aber nahm von Allem nichts wahr, so sehr war er in tiefste Andacht versunken. Erst als er nach Verrichtung seines Gebetes das Zimmer verließ, sah er das erschreckende Umsichgreifen des Brandes, welcher das ganze Besitzthum zu vernichten drohte. Die Brüder waren in der größten Bestürzung, weil das Feuer aller ihrer Anstrengungen spottete. Da ging der ehrwürdige Stifter sofort in das Krankenzimmer zurück, warf sich vor dem Crucifixe nieder und beschwor den Himmel, das drohende Unglück von seinen Brüdern abzuwenden. Alsbald ließ der Brand nach und schnell war alle Gefahr beseitigt. Die Inwohner von St. Yon erkannten in dieser auffallenden Rettung die Wirkung des Gebetes des ehrwürdigen Mannes.

De Lasalle litt seit Jahren an einem Rheumatismus, der an sich nicht gefährlich war, aber ihm viele Schmerzen bei Tag und Nacht bereitete. Im Februar 1719 kam zu dem bisherigen Leiden ein heftiges Asthma, welches ihm große Beschwerden verursachte. Da die Brüder Alles aufboten, um seine Leiden zu vermindern, so verlangte der Diener Gottes in seiner Demuth, man solle ihn in das allgemeine Spital bringen, denn er sei es nicht werth, daß die Brüder seinetwegen Ausgaben machten. Selbstverständlich protestirten die Brüder lebhaft gegen dieses Vorhaben, das ihre kindliche Liebe kränkte. Als die Fastenzeit kam, beobachtete der ehrwürdige Stifter die Fastengebote in ihrer ganzen Strenge, bis der Bruder Barthélemy ihm durch seinen Beichtvater das Fasten und die äußere Abtödtung verbieten ließ. Vom 20. Februar an mußte de Lasalle das Bett hüten, da heftige Seitenschmerzen seinen bisherigen Leiden sich zugesellten. Er ertrug alle Schmerzen mit größter Geduld und war fast unaufhörlich im tiefsten Gebete zu Gott versunken, in dessen heiligen Willen er vollkommen ergeben war. Er sprach nie

von seinem Leiden, außer wenn der Arzt oder der Superior ihn fragten, und bewahrte mitten in den größten Schmerzen eine merkwürdige Heiterkeit des Gemüthes und des Antlitzes. Nur das that seinem frommen Herzen wehe, daß er das heilige Meßopfer nicht mehr darbringen konnte.

Als der Tag des heiligen Joseph herannahte, gab er ein ganz besonders heißes Verlangen kund, an diesem Festtage die heilige Messe noch einmal mit seinen Brüdern feiern zu können. Er hegte nämlich eine große Verehrung für den heiligen Pflegvater Jesu und hatte sein Institut unter den besonderen Schutz dieses großen Heiligen gestellt. Wider Erwarten sollte das fromme Verlangen des ehrwürdigen Kranken gestillt werden. Seine Schmerzen ließen nach und er fühlte wieder mehr Kraft und Beweglichkeit in den Gliedern. Zum freudigen Erstaunen seiner Schüler erschien er am Feste des heiligen Joseph in der Kapelle und las die heilige Messe, ohne Schwäche oder Erschöpfung zu verrathen. Nachher drängten sich die Brüder um ihn, beglückwünschten ihn und erbauten sich an seinen frommen Gesprächen. Die Kraft und Festigkeit seiner Stimme ließ sie hoffen, ihr verehrter Stifter habe seine Gesundheit wieder erlangt: aber ihre Täuschung war von kurzer Dauer. Nach wenigen Stunden fiel de Lasalle in den früheren Zustand der Schwäche und der Leiden zurück, welcher sich von Tag zu Tag verschlimmerte.

Am Dienstag in der Charwoche besuchte der Pfarrer von St. Sever den Kranken. Da er denselben heiter und lächelnd fand, glaubte er, derselbe täusche sich selbst über die Gefährlichkeit seines Zustandes, und sagte ihm offen heraus: „Wissen Sie, daß Ihr Zustand hoffnungslos ist und die Aerzte an Ihrem Aufkommen verzweifeln? Sie werden bald vor Gott stehen.“ „Ja,“ antwortete der Kranke mit unbeschreiblicher Freude, „ich weiß es; ich werde bald meinen Heiland sehen. Ich ergebe mich ganz in seine Anordnungen; sein heiliger Wille soll geschehen.“ Sodann bat er den Pfarrer, er möchte ihm die heilige Wegzehrung bringen. Der Pfarrer sagte dieß für den fol-

genden Morgen zu. Die ganze Nacht hindurch bereitete ſich der heilige Stifter auf die wichtige Handlung vor. Sein Krankenzimmer wurde ſo gut ausgeſchmückt, als es die Armuth des Hauſes erlaubte. Am Morgen (Mittwoch) ſtand der Sterbende mit Hilfe der Brüder aus ſeinem Bette auf und ſetzte ſich mit Chorrock und Stola bekleidet auf einen Ruheſeſſel. Als das Glöcklein die Ankunft des Prieſters verkündigte, warf ſich de Laſalle auf die Kniee nieder und empfing die heilige Communion mit ſeraphiſcher Andacht. Nachdem er in derſelben Stellung ſeine Dankgebete verrichtet hatte, fühlte er ſeine Kräfte ſchwinden und ließ ſich wieder zu Bett bringen. Am folgenden Tage, Gründonnerstag, empfing er mit vollkommener Geiſtesgegenwart die heilige Oelung. Nach dem Nachtgebete ließ Bruder Barthélemy alle Brüder des Hauſes in das Krankenzimmer kommen, wo ſie betend und betrübt um ihren ſterbenden Vater herum knieten. „Hier ſind Ihre theuren Kinder," ſagte der Superior zu dem Kranken; „wir bitten Sie, uns und mit uns allen Gliedern des Inſtituts Ihren Segen zu geben." Der heilige Stifter erhob die Augen zum Himmel, betete einige Zeit und ſagte dann mit bewegter Stimme: „Der Herr ſegne euch Alle!" Nachdem er ſich von ſeiner Erſchöpfung etwas erholt hatte, warnte er die Brüder vor dem Verkehr mit der Welt und ſagte ihnen voraus, daß das Inſtitut von St. Yon aus binnen weniger Jahre einen mächtigen Aufſchwung nehmen und viel Gutes ſtiften werde. Gegen Mitternacht fiel er in die Agonie. Als er um zwei Uhr wieder zum Bewußtſein kam, betete er mit großer Innigkeit das Gebet „Maria mater gratiae":

„O Mutter der Barmherzigkeit,
Durch welche Gott uns Gnad' verleiht,
Mach' uns von unſern Feinden frei
Und ſteh' im Todeskampf uns bei!"

Von ſeiner Kindheit an war er gewohnt, mit dieſem Gruße ſein Nachtgebet zu beſchließen. „Nehmen Sie," fragte dann Bruder Barthélemy, „mit Freuden und Ergebung die Leiden

an, welche Sie dulden?" „O ja," antwortete der Kranke, „ich bete in Allem den Willen Gottes an, was er auch über mich verhängen mag." Dieſe Worte — das Motto ſeines ganzen Lebens — waren die letzten, welche er ſprach. Der Todeskampf erfaßte ihn wiederum, aber ſein Geſicht blieb ruhig und heiter. Gegen 4 Uhr machte er eine Bewegung, wie wenn er ſich erheben und einer geliebten Perſon entgegen gehen wollte; dann faltete er die Hände und gab, die Augen zum Himmel erhebend, ſanft ſeinen Geiſt auf.

Die Angabe von Salvan, Krebs u. A., daß der ehrwürdige de Laſalle vor ſeinem Tode vom Erzbiſchofe interdicirt oder ſuspendirt worden ſei, beruht auf einem Irrthume. Der Pfarrer von St. Sever bereitete dem ehrwürdigen Stifter allerdings einige Verdrießlichkeiten, indem er die Exemtion der Anſtalt St. Yon zu verhindern ſuchte. Er erreichte aber nur ſo viel, daß die Inſaſſen von St. Yon am Oſtertage die Pfarrkirche beſuchen mußten, da die Kapelle von St. Yon für dieſen Tag interdicirt wurde. Der ehrwürdige de Laſalle ſelbſt iſt nie interdicirt worden.

Die Nachricht vom Hinſcheiden des ehrwürdigen Mannes brachte in Rouen eine tiefe Erregung hervor. „Der heilige Prieſter iſt geſtorben" — hieß es in allen Kreiſen und Jedermann beeilte ſich, nochmals das Antlitz des verſtorbenen Tugendhelden zu ſehen und wo möglich eine Reliquie desſelben zu erhaſchen. Der Leichnam wurde in prieſterlicher Kleidung bis Charſamſtag Nachmittag in der Kapelle zu St. Yon ausgeſtellt. Am Abend fand das Leichenbegängniß ſtatt, welchem eine große Anzahl von Geiſtlichen und Ordensperſonen und eine ungeheure Menge von Leuten jeglichen Standes ſich anſchloß. Der Pfarrer von St. Sever ließ den Leichnam des heiligen Stifters in ſeiner Pfarrkirche in der Kapelle der heiligen Suſanna beiſetzen und auf den Grabſtein folgende Inſchrift eingraben:

„Hier erwartet die Auferſtehung des Lebens der ehrwürdige Johann Baptiſt de Laſalle, Prieſter aus Rheims, Doctor der

Theologie, Canonicus der Metropolitankirche zu Rheims, Stifter der Brüder der christlichen Schule, berühmt durch seine Geburt, berühmter noch durch seine Tugenden. Er starb am Charfreitag den 7. April 1719 im 68. Jahre seines Lebens."

Als die Brüder ihre neue Kirche zu St. Yon vollendet hatten, wurde der Leichnam des ehrwürdigen Stifters mit Erlaubniß des Erzbischofs am 16. Juli 1734 dahin übergetragen. Sechzehn Priester trugen die in einem bleiernen Sarge eingeschlossenen Gebeine des ehrwürdigen de Lasalle, über 300 Geistliche gaben nebst den Brüdern das Geleite; die Garnison von Rouen bildete Spalier und circa 30 000 Zuschauer betheiligten sich an der frommen Feier. Seit dem Jahre 1835 ruhen die theuren Ueberreste in der Kapelle der Normalschule zu Rouen unter der frommen Hut der Brüder, welche diese Anstalt leiten.

Das Testament, welches der ehrwürdige Stifter während seiner letzten Krankheit niedergeschrieben hat, ist ein herrlicher Beweis von seiner Glaubenstreue, seiner Weisheit und seiner Liebe. In diesem kostbaren Andenken hinterließ er den Brüdern folgende Rathschläge:

„Ich empfehle dem lieben Gott erstlich meine Seele und dann alle Brüder der Gesellschaft der christlichen Schulen, mit welchen er mich vereinigt hat."

„Den Brüdern empfehle ich vor Allem eine vollkommene Unterwürfigkeit gegen die Kirche, besonders in diesen betrübten Zeiten. Zum Zeichen dieser Unterwürfigkeit empfehle ich ihnen, sich in keiner Sache von unserem heiligen Vater dem Papste oder der römischen Kirche zu trennen, indem sie stets eingedenk bleiben, daß ich zwei Brüder nach Rom gesandt habe, um von Gott die Gnade zu erflehen, daß ihre Gesellschaft dem heiligen Stuhle vollkommen ergeben bleibe.

„Außerdem empfehle ich ihnen:

1. daß sie eine große Verehrung gegen unseren Herrn und Heiland hegen;

2. daß sie eine große Liebe zur heiligen Communion und zum Gebete bewahren;
3. daß sie eine besondere Verehrung für die heiligste Jungfrau und für den heiligen Joseph, den Patron und Beschützer ihrer Gesellschaft, haben;
4. daß sie mit Eifer und Uneigennützigkeit die Pflichten ihres Berufes erfüllen;
5. daß sie die innigste Einigkeit unter sich erhalten;
6. endlich, daß sie gegen ihre Vorgesetzten den strengsten Gehorsam üben, denn diese Tugend ist das Fundament und die Stütze aller Vollkommenheit in einer religiösen Genossenschaft."

Diesem letzten Willen ihres erleuchteten Stifters sind die Brüder des Instituts der christlichen Schulen zu jeder Zeit getreu nachgekommen, und durch dieses treue Festhalten am Geiste de Lasalle's hat das Institut sich mit bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit entfaltet und der Kirche und der Gesellschaft unermeßliche Dienste geleistet.

XVII.

Kurze Geschichte des Institutes seit dem Tode des ehrwürdigen Stifters. Bruder Timotheus erwirkt die Anerkennung und Bestätigung des Institutes durch den König und den Papst. Die Approbationsbulle Benedicts XIII. Bruder Agathon und die französische Revolution. Napoleon bestätigt das Institut auf's Neue. Bruder Philipp und seine großen Verdienste. Patriotisches Verhalten der Brüder während des Krieges von 1870/71. Der Heiligsprechungsproceß de Lasalle's. Denkmal desselben in Rouen. Die gegenwärtige Verbreitung des Institutes.

Beim Tode des ehrwürdigen Stifters befanden sich in folgenden Städten Niederlassungen des Instituts: in Rheims, Rethel, Laon, Guise, Paris, Chartres, Calais, Troyes, Rom, Avignon, Marseille, Dijon, Darnetal, Rouen, St. Yon, Mende, Alais, Grenoble, St. Denis, Versailles, Moulins, Les Vans und

Boulogne. Die Niederlaſſung in Valrés, von welcher wir früher (Capitel XII) berichtet haben, ſcheint nicht von langer Dauer geweſen zu ſein, denn ſie wird in der vom 3. Juni 1718 datirten Declaration des Bruders Barthélemy über den Zweck des Ankaufes von St. Yon, wo alle Häuſer der Brüder aufgezählt ſind, nicht erwähnt. Sonach hinterließ der ehrwürdige de Laſalle dreiundzwanzig Niederlaſſungen ſeines Inſtituts mit mehr als zweihundert Brüdern. Sein Nachfolger, Bruder Barthélemy, brachte die ſchon vom ehrwürdigen Stifter eingeleiteten Verhandlungen über Errichtung einer Brüderſchule in St. Omer zum Abſchluß. Aber er überlebte den geliebten Vater des Inſtituts nicht lange. Nachdem er eine Viſitation aller Niederlaſſungen abgehalten und die Brüder in ihrer Treue und Hingebung durch ſeine Worte und ſein Beiſpiel beſtärkt hatte, ſtarb er am 8. Juni 1720 zu St. Yon eines frommen und erbaulichen Todes. Am 7. Auguſt 1720 trat das (dritte) Generalcapitel zuſammen und wählte den Bruder Timotheus, Viſitator in Avignon, zum Generalſuperior. Dieſer Bruder war erſt 38 Jahre alt, aber er beſaß ein bedeutendes Verwaltungstalent und hatte das volle Vertrauen ſeiner beiden Vorgänger, welche auf ihn große Hoffnungen geſetzt hatten, genoſſen. Da die im Generalcapitel verſammelten Brüder wohl wußten, daß Bruder Timotheus zu übermäßigen Anſtrengungen und Abtödtungen geneigt war, ſo legten ſie den Aſſiſtenten für alle Zukunft die Pflicht auf, über die Geſundheit des Generalſuperiors zu wachen und bei demſelben zu wohnen. Bruder Timotheus hat das Inſtitut 31 Jahre lang im Geiſte des ehrwürdigen Stifters geleitet, er hat die Ausbreitung desſelben befördert und ihm die canoniſche und legale Anerkennung und Beſtätigung erwirkt.

Obſchon der ehrwürdige de Laſalle auf's Innigſte wünſchte, daß ſein Inſtitut von dem oberſten Hirten der Kirche, welchem er allzeit treu ergeben war, beſtätigt würde, und obwohl er in Bruder Gabriel gleichſam einen Geſchäftsträger des Inſtituts

beim heiligen Stuhle beſaß, ſo hat er doch niemals einen Schritt gethan, um bei ſeinen Lebzeiten die canoniſche Approbation ſeiner Geſellſchaft zu erlangen. Auch wiſſen wir, daß der tugendhafte Stifter im Jahre 1679 alle Hebel in Bewegung ſetzte, um der von ſeinem Freunde Roland gegründeten Congregation der „Schweſtern des heiligen Jeſukindes" einen königlichen Patentbrief und dadurch eine geſetzliche Exiſtenz zu verſchaffen; dagegen hat er niemals einen Verſuch gemacht, für ſein eigenes Inſtitut die ſtaatliche Anerkennung zu erlangen, obgleich ſich ihm mehrfach günſtige Gelegenheit hierzu darbot. Einerſeits ließ es ſeine tiefe Demuth nicht zu, ſelbſt die Beſtätigung ſeines Werkes durch die höchſte kirchliche und ſtaatliche Autorität zu erſtreben, anderſeits mochte ihm ſeine mit unbedingtem Gottvertrauen gepaarte Klugheit ſagen, daß ſeine Nachfolger die canoniſche und legale Approbation unſchwer erlangen würden, wenn das Inſtitut ſich bewährt und der Kirche und dem Staate nützliche Dienſte geleiſtet haben würde.

Bruder Timotheus erkannte es von dem Tage an, da er die Oberleitung des Inſtituts in ſeine energiſche Hand genommen hatte, für eine ſeiner wichtigſten Pflichten, dem Inſtitute die Anerkennung ſeitens der höchſten geiſtlichen und weltlichen Gewalt zu verſchaffen. Der eine der beiden nominellen Käufer von St. Yon, nämlich Bruder Barthélemy, war todt, der andere, Bruder Thomas, war ſehr alt; ſomit war die Gefahr vorhanden, daß St. Yon für das Inſtitut verloren gehen würde, wenn Bruder Thomas ſterben ſollte, bevor letzteres durch einen königlichen Patentbrief als juriſtiſche Perſon anerkannt worden wäre. Darum ſandte Bruder Timotheus ſchon im Januar 1721 eine Bittſchrift an Ludwig XV., worin er die precäre Exiſtenz des Inſtituts in St. Yon, ſowie den Nutzen desſelben für Kirche und Staat auseinanderſetzte und um allerhöchſte Anerkennung des Inſtituts durch ein königliches Patent bat. Der Erzbiſchof von Rouen, der Gouverneur Herzog von Luxembourg, der Präſident de Pontcarré und der Stadtrath von Rouen unterſtützten

dieſe Bitte durch ihre Empfehlungen, aber der Herzog von Orléans war dagegen. Das Jahr 1724 war ſchon zur Hälfte vorübergegangen und die Bitte der Brüder war noch nicht erhört. Da ſchickte der Generalſuperior den Bruder Thomas nach Fontainebleau, damit dieſer perſönlich die dem Inſtitute drohende Gefahr, St. Yon zu verlieren, ſchilderte. Der Anblick dieſes ehrwürdigen, bleichen und abgemagerten Greiſes, welcher einem Patriarchen der Wüſte glich, machte den gewünſchten Eindruck. Der Cardinal de Fleury und der neuernannte Erzbiſchof von Rouen, Herr de Treſſan, vertraten das Anliegen der Brüder im Rathe des Königs mit ſolchem Eifer, daß Ludwig XV. das erbetene Patent endlich bewilligte. Dasſelbe wurde im September 1724 zu Verſailles ausgefertigt und am 2. März 1725 beim Parlament von Rouen eingetragen. In dieſem königlichen Patentbriefe wird den Brüdern nicht nur erlaubt, in St. Yon beiſammen zu wohnen, die Freiſchulen der Stadt zu halten und Penſionäre aufzunehmen, ſondern auch ausdrücklich geſtattet, Lehrer der Freiſchulen auszubilden und ſie in die verſchiedenen Städte des Königreichs auszuſenden. Damit war das Inſtitut als eine Lehrcorporation für den ganzen Bereich der Monarchie geſetzlich anerkannt.

Bald darauf führten auch die Bemühungen des Bruders Timotheus um die Approbation des Inſtituts und ſeiner Regeln durch das Oberhaupt der Kirche zu dem erwünſchten Ziele. Bruder Timotheus hatte ſchon im Jahre 1721 die Regel des Inſtituts, welche bereits von mehreren Biſchöfen approbirt war, dem heiligen Stuhle zur Prüfung und Beſtätigung vorgelegt. Die mit der Prüfung der Regel beauftragten Cardinäle anerkannten mit Bewunderung die Weisheit, die Menſchenkenntniß und die Organiſationsgabe des ſeligen Stifters, ließen aber den Generalſuperior darauf aufmerkſam machen, daß die drei gewöhnlichen Ordensgelübde (der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams) ausdrücklich in die Regel aufgenommen werden müßten, um die Approbation des apoſtoliſchen Stuhles

zu erlangen. Der ſelige Stifter hatte, wie ſich aus dem Seite 99 angeführten Briefe ergibt, dieſe Gelübde einführen wollen, aber nur mit der ausdrücklichen Erlaubniß des Papſtes. Bruder Timotheus ſchickte darum eine neue Eingabe nach Rom und fügte eine Abſchrift der Regel bei, worin der gewünſchte Zuſatz gemacht war. Ueberdieß legte er die Zeugniſſe von zwölf Erzbiſchöfen und Biſchöfen, ſowie das Gutachten des Vicelegaten von Avignon vor, welche ſämmtlich die Wirkſamkeit der Brüder lobten und die Beſtätigung des Inſtituts durch den Papſt befürworteten. Der Tod des Papſtes Innocenz XIII. verzögerte die Sache, bis der Cardinal Gaſton de Rohan, Biſchof von Straßburg, perſönlich das Anliegen der Brüder bei dem neugewählten Papſte Benedict XIII. vertrat. Die Approbationsbulle wurde bewilligt und am 25. Januar 1725 ausgefertigt.

Durch dieſe Bulle, welche mit den Worten „In Apostolicae“ anfängt, iſt die Geſellſchaft der Brüder der chriſtlichen Schulen zu einem religiöſen Orden erhoben worden. Im Eingang dieſer Bulle ſagt Papſt Benedict XIII. ſehr ſchön: „Durch die Fügung der göttlichen Barmherzigkeit und nicht durch unſer Verdienſt auf den Stuhl der apoſtoliſchen Würde erhoben und auf Erden die Stelle desjenigen vertretend, welcher glorreich im Himmel regiert, ſind wir zufolge der uns obliegenden Hirtenpflicht gerne bereit, mitzuwirken, damit die frommen Abſichten der Chriſtgläubigen zur vollſtändigen Ausführung gelangen können, beſonders wenn ſie Inſtitute gründen, durch welche das Studium der Wiſſenſchaften und die Fortſchritte der armen Jünglinge, die ſich ihnen widmen wollen, befördert werden, auf daß der Acker des Herrn in fruchtbringender Weiſe bebaut werde und der Unterricht und die Weisheit immer weiter ſich verbreiten. Deßhalb verleihen wir gerne, beſonders wenn wir darum gebeten werden, den heilſamen Einrichtungen und Regeln dieſer Inſtitute unſere apoſtoliſche Beſtätigung, damit dieſelben deſto unabänderlicher feſtgeſtellt bleiben und in aller Zukunft

beobachtet werden, und wir lassen ihnen unsere Hilfe und unsern wirksamen Beistand in der Weise zukommen, wie wir es in Anbetracht der Umstände und der Verhältnisse der Personen, Orte und Zeiten vor Gott als heilsam erkannt haben. Vor Kurzem ist uns nun seitens unserer geliebten Söhne, des Generalsuperiors und der Brüder der christlichen Schulen der Stadt Rheims, eine Bitte folgenden Inhaltes vorgelegt worden: Als der fromme Diener Gottes Johann Baptist de Lasalle, Canonicus der Metropolitankirche zu Rheims, mit gerührtem Herzen die zahllosen Uebel betrachtete, welche aus der Unwissenheit, dieser Quelle alles Unheils, hervorgehen — besonders bei Denjenigen, welche ob ihrer Armuth oder wegen der Handarbeit, von der sie leben müssen, nicht bloß aller menschlichen Wissenschaft unkundig sind, sondern sogar, was noch mehr zu bedauern ist, die nothwendigsten Lehren der christlichen Religion nicht kennen —, so hat er zur Ehre Gottes und zum Besten der Armen, vorbehaltlich der Gutheißung des apostolischen Stuhles, unter dem Schutze des heiligsten Jesukindes und des heiligen Joseph in der Stadt Rheims im Jahre 1680 ein Institut mit dem Titel Brüder der christlichen Schulen gegründet und demselben die unten angeführten und vom apostolischen Stuhle zu genehmigenden und zu bestätigenden Regeln gegeben. Dieses Institut hat mit dem Segen Gottes seine fruchtreichen Aeste über verschiedene Diöcesen Frankreichs ausgebreitet." Nachdem dann die Hauptpunkte der Regel angegeben sind, fährt die Bulle fort: „Da wir nun den geistlichen Fortschritt der Seelen und den Nutzen und die Wohlfahrt aller Christgläubigen aufrichtig wünschen, so wollen wir dem Generalsuperior und allen Brüdern besondere Gnade und Gunst erweisen und genehmigen anmit, ihrer Bitte entsprechend, das Institut und die angeführten Regeln, sowie alles darin Enthaltene, bestätigen dieselben und verleihen ihnen durch unsere apostolische Autorität Gesetzeskraft."

Zur feierlichen Entgegennahme dieser Bulle berief der Bru-

der Timotheus auf den 6. Auguſt 1725 ein Generalcapitel von dreißig Directoren und Senioren des Inſtituts nach St. Yon. Nachdem ſich die Capitularen durch Gebet und Betrachtung vorbereitet hatten, eröffnete ihnen der Official von Rouen im Auftrage des Erzbiſchofs am Feſte der Himmelfahrt Mariä das wichtige Actenſtück, welches ihrem Inſtitute eine berechtigte und dauernde Stelle im Organismus der Kirche anwies. Hierauf machten die Brüder die fünf Gelübde, ſangen voll heiliger Freude das „Großer Gott, wir loben Dich“ und umarmten ſich gegenſeitig, um die brüderliche Liebe und Einigkeit zu bezeugen, durch welche ſie von nun an unwiderruflich zu einer heiligen Familie verbunden bleiben ſollten.

Dem Bruder Timotheus folgte im Jahre 1751 der Bruder Claudius als Generalſuperior nach. Als dieſer im Jahre 1767 wegen Kränklichkeit ſein Amt niederlegte, trat Bruder Florentius an ſeine Stelle, welcher bis zum Jahre 1777 das Inſtitut leitete. In dieſem Jahre genehmigte das (zehnte) Generalcapitel nach langem Widerſtreben den Rücktritt des Bruders Florentius und wählte den Bruder Agathon zum Generalſuperior. Dieſem vortrefflichen Bruder, welchem wir das herrliche Büchlein über „die zwölf Tugenden eines guten Lehrers“ zu verdanken haben, fiel die ſchwere und dornenvolle Aufgabe zu, den Orden der Brüder der chriſtlichen Schulen während der Stürme der franzöſiſchen Revolution zu leiten. Beim Ausbruch derſelben zählte das Inſtitut 121 Niederlaſſungen, 1000 Brüder und 36 000 Schüler und Penſionäre. Als im Februar 1790 alle Orden im Gebiete der franzöſiſchen Republik verboten und aufgehoben wurden, überreichte Bruder Agathon der Nationalverſammlung eine Apologie des Inſtituts. Allein dieſe Vertheidigungsſchrift hatte keinen Erfolg; der blinde Haß der Rothen wollte auch den Orden der Schulbrüder vernichten, obgleich ſich dieſer um den dritten Stand die allergrößten Verdienſte erworben hatte. Als ſämmtliche Brüder den Eid auf die bürgerliche Conſtitution verweigerten, wurden ſie wie Hoch-

verräther verfolgt. Bruder Salomon, der Secretär des Generalsuperiors, wurde im Karmeliterkloster zu Paris gefangen gehalten und im September 1792 mit drei Bischöfen und mehreren Priestern ermordet; auch die Brüder Directoren von Avignon und Moulins starben als Märtyrer ihrer Glaubenstreue; drei andere Brüder verloren auf der Rhede von Rochefort in dem schwimmenden Gefängnisse „Washington" ihr Leben. Bruder Abraham, welcher ebenfalls im Karmeliterkloster zu Paris gefangen war, entging dem Gemetzel durch die Vermittlung eines Nationalgardisten, starb aber später infolge des Schreckens. Auch Bruder Agathon war in's Gefängniß geschleppt worden und erwartete bereits im Palais Luxembourg den Tod, als der Sturz Robespierre's seiner anderthalbjährigen Haft ein Ende machte. Er zog sich nach Tours zurück, wo er am 15. September 1797 starb. Während der Gefangenschaft des Bruder Agathon hatte Papst Pius VI. den Bruder Frumentius zum Generalvicar des Ordens ernannt. Die Anstalten der Brüder in Italien (zwei zu Rom und eine zu Ferrara) bestanden in dieser Zeit fort, ja es wurde sogar im Jahre 1794 eine neue Anstalt der Brüder zu Orvieto eröffnet; als aber im Jahre 1798 die Revolution auch nach Italien drang, wurden diese Anstalten aufgelöst. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) erlaubte General Napoleon Bonaparte den Brüdern, ihre Schulen in Rom wieder zu eröffnen. Als Bonaparte erster Consul geworden war und das Concordat vom 15. Juli 1801 mit der Kirche geschlossen hatte, sammelten sich die Brüder wieder an den früheren Orten ihrer Wirksamkeit und eröffneten ihre Schulen (1802 zu Lyon, 1803 in Paris und anderen Orten). Im Jahre 1805 legten die Brüder ihr Ordenskleid wieder an und am 17. März 1808 wurde ihr Institut durch das kaiserliche Decret über die Organisation der Universität wiederum gesetzlich anerkannt. Auch wurden die in den Orden der Brüder der christlichen Schulen eintretenden jungen Männer von der Militärdienstpflicht freigesprochen. Kaiser

Napoleon wußte die Hingebung der Brüder und den Nutzen ihres Wirkens für die Geſellſchaft gebührend zu würdigen. Als man ihm davon abrieth, das Inſtitut der Brüder geſetzlich anzuerkennen, ſagte er: „Ich kann jenen Fanatismus, von welchem manche gegen die Brüder erfüllt ſind, nicht begreifen; es iſt nichts als Vorurtheil. Ueberall verlangt man von mir ihre Wiedereinführung; dieſer allgemeine Ruf iſt der beſte Beweis für ihre Nützlichkeit."

Bruder Frumentius ſtarb im Jahre 1810 zu Lyon, worauf Bruder Gerbaud zum Generalſuperior gewählt wurde. Dieſer verlegte den Sitz der Ordensleitung (des aus dem Generalſuperior und ſeinen Aſſiſtenten beſtehenden „Regime") nach Paris und verwaltete das Inſtitut unter mannigfachen Schwierigkeiten bis zu ſeinem am 10. Auguſt 1822 erfolgten Tode. Zu ſeinem Nachfolger wurde der hochbejahrte Bruder Wilhelm von Jeſu gewählt, welcher im Juni 1830 ſtarb. Nun trat durch die Wahl des 15. Generalcapitels der Bruder Anakletus an die Spitze des Ordens. Derſelbe erwirkte vom Papſt die Erlaubniß, die Zahl der Aſſiſtenten bis auf ſechs zu vermehren, und führte die vom erſten Generalcomité behufs zeitgemäßer Verbeſſerung der Schuleinrichtungen gefaßten Beſchlüſſe durch. Nach ſeinem Tode wurde am 21. November 1838 der Bruder Philipp zum Generalſuperior gewählt, welcher ſich die allergrößten Verdienſte um das Inſtitut erworben hat, das er bis zu ſeinem ſeligen Tode am 7. Januar 1874 leitete.

Als Bruder Philipp die Verwaltung des Inſtituts antrat, zählte dasſelbe 2300 Brüder und 134 000 Zöglinge; bei ſeinem Tode hatte ſich die Zahl der Brüder auf 10 235 und die der Zöglinge auf 388 024 vermehrt. In der Hoffnung, daß Bruder Philipp bald einen deutſchen Biographen finden werde, wollen wir hier nur folgende Mittheilungen aus dem Nachrufe ausheben, welchen der Pariſer „Figaro" vom 9. Januar 1874 dem hingeſchiedenen Generalſuperior der Brüder der chriſtlichen Schulen gewidmet hat. Das Blatt ſchreibt:

„Der Bruder Philipp hieß von Haus aus Matthäus Bransiet. Er war am 1. November 1792 in dem Weiler Gachat, Gemeinde Apinac (Loire), geboren. Sein Vater, ein ehrbarer Landmann, war der katholischen Religion sehr anhänglich. Als die Verfolgungen kamen, nahm er die proscribirten Priester in seinem Hause auf. Der junge Matthäus wurde in diesen Grundsätzen auferzogen. Aus Demuth wollte er sich nicht dem Priesterstande, sondern dem christlichen Unterrichte widmen. Er trat im Jahre 1809 zu Lyon in das Noviciat der Brüder ein. Da er bedeutende Anlagen für den Unterricht und besonders für die mathematischen Fächer zeigte, so wurde er schon im Jahre 1813 beauftragt, die Handelsschule zu Auray zu gründen und zu leiten. Später wurde er nacheinander Superior der Freischulen in Metz, Rethel, Rheims. Im Jahre 1823 war er Director der Schulen des vormaligen sechsten Bezirks (St. Nicolas des Champs) von Paris und Visitator der Niederlassungen in mehreren Departements. Im Jahre 1830 wurde er Assistent des Generalsuperiors Anakletus, welchem er im Jahre 1838 in diesem hohen Amte nachfolgte. Er hat 35 Jahre lang die Pflichten seiner Stellung mit großer Auszeichnung und unermüdlicher Hingebung und mit so glücklichem Erfolge erfüllt, daß ihm die ungeheuere Ausbreitung zu verdanken ist, welche die bescheidene Congregation des ehrwürdigen Johann Baptist de Lasalle erlangt hat. Als er Assistent geworden war, unternahm er die Verbesserung der Unterrichtsbücher der Brüder. Die übrigen Assistenten halfen unter seiner Leitung mit und seither sind jährlich neue Ausgaben herausgekommen, welche auf der Höhe des wissenschaftlichen Fortschrittes stehen..... Zweimal hat man dem Bruder Philipp das Kreuz der Ehrenlegion angeboten, unter Louis Philipp und unter Napoleon III. Er nahm es nicht an. Warum hat er es aber im Jahre 1870 von der Regierung der nationalen Vertheidigung angenommen? Das ist sehr einfach, und ich will diese Geschichte kurz erzählen.

„Nach der Kriegserklärung errichtete die Marſchallin de Mac-Mahon in den Gebäulichkeiten des Inſtituts der Brüder in der Straße Oudinot ein Lazareth. Nachdem ſie Paris verlaſſen hatte, führte Bruder Philipp ihr Werk mit den Hilfsmitteln des Inſtituts fort. Als der Feind ſich Paris näherte, ſagte Bruder Philipp: ‚Jetzt iſt die Zeit da, zu zeigen, daß wir den Patriotismus ebenſo lehren, wie die Religion.‘ Alle Brüder meldeten ſich zum Lazarethdienſte. Da die Schulen fortgeſetzt werden ſollten, ging von je zwei Brüdern der eine auf das Schlachtfeld, der andere beſorgte die zwei Klaſſen. Bei jedem Treffen begaben ſich 300 Brüder, geführt von Bruder Baudime, auf das Schlachtfeld. Jedesmal, zu welcher Stunde es auch ſein mochte, begleitete ſie der greiſe Bruder Philipp bis zu der Stelle, wo ſich die Brüder wieder zu verſammeln hatten. Mehrere dieſer wackeren Brüder wurden verwundet, einer, der Bruder Nethelme, wurde getödtet, aber dadurch ließen ſich die übrigen nicht entmuthigen. Die Anſtalt der Brüder in der Straße Oudinot nahm tauſend Verwundete auf. Die Brüder traten ihnen ihre Betten, ihre Zimmer, ihre Schlafſäle, ihre Lampen, ihre Vorräthe ab. Ich ſelbſt ſah den Bruder Philipp in ſeiner ungeheizten Kammer bei dem Scheine einer dünnen Kerze arbeiten. Er führte mich zu ſeinen theuren Verwundeten. In dieſem Lazareth wurden die Soldaten in einigen Tagen moraliſch geheilt, denn die Liebe dieſer Ordensbrüder wußte gar viele Mittel zu finden, um ihr Unglück zu mildern und ſie aufzuheitern. Ueberdieß machten die Brüder noch in ſiebenzehn Lazarethen der Stadt die Krankenwärter! Das iſt der Grund, weßhalb die Regierung dem Bruder Philipp das Kreuz der Ehrenlegion beſtimmte. Man ſchickte es ihm durch einen beredten Abgeſandten, den Doctor Ricord. ‚Man will das ganze Inſtitut auszeichnen,‘ ſagte der Doctor, ‚Sie können deßhalb das Kreuz nicht ausſchlagen.‘ Bruder Philipp ließ es ſich anheften, aber als er den Doctor bis zur Straße begleitete, bedeckte er das Kreuz mit einer Schrift, welche er in der Hand

hielt. Außer dem Doctor Ricord ſah Niemand jemals das Kreuz auf der Bruſt des heiligen Mannes glänzen."

Unter der Schreckensherrſchaft der Commune mußten die Brüder ſich flüchten und ohne die energiſche Dazwiſchenkunft des Doctors Demarquay wäre ihre Anſtalt in der Straße Oudinot geplündert worden. Dreißig Brüder wurden in Mazas gefangen gehalten; einer davon iſt beim Verlaſſen des Gefängniſſes auf einer Barricade getödtet worden.

Bruder Philipp war eine durch Tugend, Weisheit und organiſatoriſches Talent hervorragende Perſönlichkeit. Er kann mit Recht der Mehrer des Inſtituts genannt werden, deſſen Gründer der ehrwürdige de Laſalle geweſen iſt. Er hat aber das ſegensreiche Inſtitut nicht bloß ausgebreitet, ſondern auch innerlich zu vervollkommnen und im Geiſte des heiligen Stifters zu erhalten und zu beſtärken geſucht. Während ſeiner langen Verwaltung waren alle ſeine Anſtrengungen darauf gerichtet, daß alle Glieder des Inſtituts die Regel treu beobachteten und die Welt durch ihr Tugendbeiſpiel erbauten. Und dieſe Beſtrebungen waren von ſo herrlichem Erfolge begleitet, daß der internationale Radikalismus, welcher ſich in dieſen Tagen anſchickte, die Brüder zu verfolgen, den Schülern des ehrwürdigen de Laſalle nichts Anderes vorzuwerfen weiß, als den lebendigen Glauben, in welchem ihre Hingebung wurzelt, und die Achtung des Volkes, welche ſich ihre Uneigennützigkeit und Frömmigkeit errungen hat.

Kurz vor ſeinem Tode war Bruder Philipp nach Rom gereist, um Zeuge der Ehren zu ſein, welche die Kirche dem Stifter und Vater des Inſtituts beſtimmt hat. Der Ruf der Heiligkeit des ehrwürdigen de Laſalle, den wir an ſeinem Grabe vernommen haben, hatte ſich trotz der vielfachen politiſchen und kirchlichen Wirren bis in das neunzehnte Jahrhundert herein erhalten und war zum Stuhle Petri gedrungen. Nachdem die vorgeſchriebenen Erhebungen ſtattgefunden hatten, unterzeichnete Papſt Gregor XVI. am 8. Mai 1840 das Decret, welches die

Einleitung des Heiligsprechungsproceſſes erlaubte und dem tugendhaften Stifter das Prädicat „Ehrwürdiger Diener Gottes“ verlieh.

Unſere Leſer wiſſen, weßhalb das Verfahren der Kirche bei einer Canoniſation ein Proceß genannt wird; es iſt ihnen auch bekannt, daß dabei mit der peinlichſten Sorgfalt und der reiflichſten und ſtrengſten Prüfung vorgegangen wird. Im Jahre 1873 war der Proceß ſo weit vorgeſchritten, daß die Congregation der Riten ſich über den heroiſchen Charakter der Tugenden des ehrwürdigen Stifters ſchlüſſig machte. Die feierliche Verkündigung und Beſtätigung dieſes Beſchluſſes durch den heiligen Vater ſollte am Feſte Allerheiligen 1873 ſtattfinden. An dieſem Tage gab Papſt Pius IX. in Gegenwart vieler Cardinäle, Prälaten, Prieſter und Ordensleute, unter welchen hundert Brüder der chriſtlichen Schulen mit ihrem Generalſuperior Bruder Philipp waren, im Thronſaale die feierliche Entſcheidung: „Es ſteht feſt, daß der ehrwürdige Diener Gottes Johann Baptiſt de Laſalle die theologiſchen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe zu Gott und den Nebenmenſchen, ſowie die Cardinaltugenden, Klugheit, Gerechtigkeit, Starkmuth, Mäßigung, und die damit verwandten Tugenden in heroiſchem Grade geübt hat, ſo daß man zur Prüfung der vier Wunder ſchreiten kann.“ Es iſt zu hoffen, daß dieſe Prüfung der durch die Fürſprache des ehrwürdigen Stifters gewirkten Wunder bald beendigt wird und zu einem günſtigen Ergebniſſe führt. Hunderttauſende würden ſich mit uns freuen, wenn die Verehrung, die wir für den großen Diener Gottes und mächtigen Förderer der chriſtlichen Erziehung der Jugend hegen, von der Kirche gebilligt, wenn der tugendhafte Stifter der ganzen Chriſtenheit, beſonders den Lehrern und Erziehern der Jugend, als heiliges Vorbild in allen Standestugenden und als mächtiger Fürſprecher vorgeſtellt würde. Jeder katholiſche Pädagog und jeder Freund der chriſtlichen Jugendbildung wird aus vollſter Ueberzeugung in die herrlichen Worte einſtimmen,

welche der gelehrte Cardinal Pitra, der Referent in dem Canoniſationsproceſſe des ehrwürdigen de Laſalle, ſchon am 26. Februar 1869 an Bruder Philipp geſchrieben hat: „In der äußerſten Kriſis, in welcher wir uns befinden, kann es keine wichtigere und zeitgemäßere Sache geben, als die Heiligſprechung des ehrwürdigen de Laſalle. Es handelt ſich darum, die Sache der chriſtlichen Schulen, die Frage der Erziehung der Kinder des chriſtlichen Volkes durch die höchſten Ehren zu befördern, welche die Kirche verleihen kann. Wenn man ſieht, wie der Feind ſeine furchtbaren Anſtrengungen vermehrt, um uns aus den Schulen zu jagen und dieſe ganz an ſich zu ziehen, ſo muß man vom Kampfeseifer entflammt werden. Wenn die Hölle wider uns iſt, ſo möge der Himmel für uns ſein! Vermehren wir darum hier unten unſere Gebete und dort oben die Fürbitten, damit wir mehr Kraft erlangen!"

Am 1. Januar 1874 befiel den Bruder Philipp ein Katarrh, welcher ſich ſchnell zu einer Lungenentzündung entwickelte, die dem irdiſchen Leben des 81jährigen Greiſes nach wenigen Tagen ein Ende bereitete. Sein letztes Wort galt dem göttlichen Erlöſer. Man ſagte ihm den im Orden üblichen Gruß: „Jeſus lebe in unſern Herzen!" vor und er antwortete mit erſtickter Stimme: „Für immer und ewig!" Das Leichenbegängniß des treuen Dieners Gottes war, obgleich Bruder Philipp als armer Ordensmann nach der ſiebenten Klaſſe der Begräbnißordnung beerdigt wurde, ein ſo großartiges, wie es Paris noch ſelten geſehen hat. Der „Conſtitutionnel" berichtete darüber am 12. Januar: „Ganz Paris wohnte geſtern der Beerdigung des Generalſuperiors der Brüder der chriſtlichen Schulen bei! Man ſah keinen Katafalk und keinen Behang, ſondern nur einen einfachen Sarg, mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt, an deſſen Seiten einige fahle Kerzen brannten. Aber um dieſen niederen Sarg, um dieſen Leichenwagen der Armen ſammelte ſich ein ganzes Volk: dichtgedängte Maſſen von Blouſenmännern, von Handwerkern, von ſchwarz gekleideten Herren und Damen. Und

an der Spitze dieſes Volkes ſtanden die hervorragendſten Vertreter des Staates und der Kirche: Cardinäle und Biſchöfe, der Präſident der Nationalverſammlung, das Oberhaupt des Staates vertreten durch einen ſeiner Ordonnanzofficiere, der Präſident des Municipalraths von Paris, die bedeutendſten Männer der Politik, des Unterrichts und der Verwaltung..... Bruder Philipp liebte das Volk, er lebte, er kämpfte, er ſchrieb, er ſprach, er duldete und ſtarb für die Armen und für die Kleinen." Alle Pariſer Journale, welcher politiſchen Richtung ſie auch angehören mögen, widmeten dem hingeſchiedenen Generalſuperior der Schulbrüder Nachrufe voll dankbarer Anerkennung.

Zum Nachfolger des Bruders Philipp in der Oberleitung des Inſtituts wurde Bruder Jean Olympe gewählt, der aber ſchon nach einem Jahre ſtarb. An ſeine Stelle trat durch die Wahl des im Juli 1875 abgehaltenen 25. Generalcapitels der Bruder Irlide, welcher bis heute dem weit verbreiteten Orden der Brüder der chriſtlichen Schulen mit Klugheit und Feſtigkeit vorſteht.

Noch bei Lebzeiten des Bruders Philipp regten Freunde des Ordens und Bewunderer des ehrwürdigen de Laſalle den Gedanken an, dem tugendhaften Stifter des ſegensreichen Inſtituts in Rouen ein Denkmal zu ſetzen. Der Akademiker Droz nahm die Sache in die Hand und forderte „im Namen des dankbaren Vaterlandes" zu einer Subſcription für den gedachten Zweck auf. Die Beiträge waren ſo reichlich, daß ein wahrhaft großartiges Monument geſetzt werden konnte. Dasſelbe wurde auf dem St. Sever-Platze zu Rouen errichtet und am 2. Juni 1875 feierlich enthüllt. Der Cardinal-Erzbiſchof de Bonnechoſe hob in der Einweihungsrede hervor, daß „Konſtantinopel und Smyrna, wie Paris und Rouen, wie Algier, Quebec, Philadelphia und New-York" ihre Beiträge zu dieſem Denkmale geliefert hätten. Dasſelbe beſteht in einer Bronze-Gruppe von ungewöhnlicher Größe. Die Hauptfigur ſtellt den ehrwürdigen de Laſalle in prieſterlicher Kleidung dar, wie er einen zu ſeiner

Linken ſtehenden Knaben lehrt, der voll Achtung und Aufmerkſamkeit zu dem demüthigen Jugendfreunde aufblickt. Rechts ſitzt ein anderer Schüler, welcher eifrig ſeine Aufgabe lernt. An den vier Ecken des Untergeſtells ſind liebliche Kindergeſtalten angebracht, welche durch ihren Typus die vier Welttheile repräſentiren, in denen das Inſtitut verbreitet iſt.

Nach der Statiſtik des Ordens der Brüder der chriſtlichen Schulen vom 31. December 1877 zählt derſelbe in:

Frankreich (ohne die Colonien): 1029 Niederlaſſungen, 9387 Brüder, 1097 Novicen, 1089 Aſpiranten, 1879 Schulen mit 6480 Klaſſen und 315 983 Schülern (darunter 21 218 Penſionäre und Waiſen, 26 929 Erwachſene, 6137 Lehrlinge, 3728 Soldaten und 280 Normalſchüler oder weltliche Lehramtsaſpiranten).

Franzöſiſche Colonien (Algier, Cochinchina und Réunion): 35 Niederlaſſungen, 223 Brüder, 10 Novicen, 43 Schulen mit 157 Klaſſen und 7491 Schülern und Penſionären.

Deutſches Reich: a) Preußen: Außer den beiden Niederlaſſungen in Koblenz und Kemperhof, von welchen im Anhange Näheres berichtet wird, zählt auch das ſeit 4 Jahren bei Henri-Chapelle an der belgiſchen Grenze errichtete Noviciat zur deutſchen Ordensprovinz. Die Brüder von Koblenz und Kemperhof, welche zu Oſtern dieſes Jahres ihr Wirken einſtellen müſſen, ziehen ſich im April nach Verviers in Belgien zurück und führen dort das Penſionat zum hl. Joſeph fort. b) Lothringen: 1 Niederlaſſung mit 6 Brüdern und 2 Klaſſen.

Oeſterreich: 2 Niederlaſſungen, über welche der „Anhang" genaue Angaben enthält.

Schweiz: 1 Niederlaſſung mit 4 Brüdern und 3 Klaſſen.

Belgien: 41 Niederlaſſungen, 481 Brüder, 46 Novicen, 17 Aſpiranten, 92 Schulen, 337 Klaſſen, 15 872 Schüler und Zöglinge (darunter 1081 Erwachſene, 359 Lehrlinge, 246 Normalſchüler).

England: 5 Niederlassungen, 45 Brüder, 9 Novicen, 7 Schulen, 24 Klassen, 1033 Zöglinge und Schüler.

Rom: 10 Niederlassungen, 113 Brüder, 10 Novicen, 15 Schulen, 58 Klassen, 2655 Schüler und Pensionäre (davon 178 Erwachsene).

Italien: 11 Niederlassungen, 139 Brüder, 19 Schulen, 78 Klassen, 3619 Zöglinge und Schüler (524 Erwachsene).

Türkei (europäische): 3 Niederlassungen, 46 Brüder, 5 Schulen, 24 Klassen, 1043 Schüler (wovon 147 in Pension).

Tunis oder Tunesien: 2 Niederlassungen, 12 Brüder, 3 Schulen, 10 Klassen, 436 Schüler.

Aegypten: 3 Niederlassungen, 72 Brüder, 5 Schulen, 30 Klassen, 1052 Schüler (419 in Pension).

Madagaskar und Mauritius: 5 Niederlassungen, 16 Brüder, 7 Schulen, 23 Klassen, 790 Schüler (47 in Pension).

Canada: 26 Niederlassungen, 290 Brüder, 41 Schulen, 203 Klassen, 11 291 Schüler (614 in Pension).

New-York: 31 Niederlassungen, 375 Brüder, 57 Schulen, 310 Klassen, 17 367 Schüler (2417 Waisen und Pensionäre).

St. Louis: 12 Niederlassungen, 148 Brüder, 23 Schulen, 89 Klassen, 3788 Schüler (504 Waisen und Pensionäre).

Neu-Mexiko: 3 Niederlassungen, 15 Brüder, 3 Schulen, 10 Klassen, 203 Schüler (44 Pensionäre).

Californien: 5 Niederlassungen, 62 Brüder, 5 Schulen, 37 Klassen, 1493 Schüler (291 Pensionäre).

Ecuador und Chili: 10 Niederlassungen, 58 Brüder, 10 Schulen, 39 Klassen, 2650 Schüler (178 Waisen).

China: 2 Niederlassungen, 11 Brüder, 2 Schulen, 7 Klassen, 308 Schüler (112 Waisen und Pensionäre).

Indisch Malâka: 9 Niederlassungen, 49 Brüder, 9 Schulen, 45 Klassen, 1838 Schüler (140 Waisen und Pensionäre).

Im Ganzen zählte der Orden am 31. December 1877 in vier Welttheilen: 1249 Niederlassungen, 11 640 Brüder, 1329 Novicen, 1127 Aspiranten, 2234 Schulen mit 8002 Klassen

und 390 607 Schülern. Unter letzteren befanden sich 22 419 Pensionäre, 6524 Waisen, 28 964 Erwachsene, 6496 Lehrlinge, 3728 Soldaten, 526 Normalschüler.

Im Laufe des Jahres 1878 sind die Brüder auch nach Spanien (Madrid) berufen worden und es sollen dort noch weitere Niederlassungen in Aussicht stehen. Ebenso wurde im October 1878 eine Brüderschule zu Jerusalem in der Nähe des Calvarienberges eröffnet, welcher sofort 150 Schüler zuströmten.

XVIII.

Die Regel des Instituts: Zweck, Gelübde, Geist des Instituts. Die Tagesordnung der Brüder. Gebet und Studium.

Wir müssen nunmehr die Einrichtung und Organisation des merkwürdigen Instituts, dessen Entstehung und Wachsthum wir im Vorausgegangenen gesehen haben, näher betrachten.

Der schöpferische Gedanke, welchem das Institut der Brüder der christlichen Schulen sein Dasein verdankt, ist nicht mit einem Schlage, sondern nach und nach verwirklicht und ausgestaltet worden. Der weise Stifter hat dreißig Jahre des Nachdenkens, der Beobachtung, der Berathung und der Erfahrung darauf verwendet, bis er endlich die feste Form seines Werkes, die Regel des Instituts, definitiv festsetzte. Diese Regel ist von dem Generalcapitel der Brüder angenommen, von dem Papste, dem Könige und den Parlamenten bestätigt worden und hat sich durch zwei Jahrhunderte bewährt. Hören wir die wichtigsten Bestimmungen dieser Regel.

Ueber den Zweck des Instituts sagt dieselbe: „Das Institut der Brüder der christlichen Schulen ist eine Gesellschaft, in welcher man das Gelübde macht, unentgeltlich Schule zu halten. Die Mitglieder dieser Gesellschaft sollen sich Brüder nennen und dürfen nicht dulden, daß man sie anders nenne. Wenn sie von einander sprechen, müssen sie sich jedesmal des

Ausdruckes bedienen: Mein lieber Bruder N. N. Der Zweck dieses Institutes ist, den Kindern eine christliche Erziehung zu geben und zu diesem Zwecke hält man in demselben Schule, damit die Kinder, welche sich vom Morgen bis zum Abend daselbst unter der Aufsicht der Lehrer befinden, von ihren Lehrern lernen, gut zu leben, indem diese sie in den Geheimnissen unserer heiligen Religion unterrichten, ihnen die christlichen Grundsätze einprägen und ihnen so die Erziehung geben, welche für sie passend ist."

Diese Zweckbestimmung ist sehr beachtenswerth, weil sie klar und scharf die erziehliche Aufgabe der Schule hervorhebt und den Unterricht in den Dienst der Erziehung stellt. Die Schulen des Instituts sollen keine bloßen Unterrichtsanstalten, sondern Erziehungsanstalten sein; der Unterricht in denselben soll ein erziehender Unterricht sein.

Ueber die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der christlichen Schulen sagt die Regel: „Dieses Institut ist von sehr großer Nothwendigkeit, weil die Handwerker und die Armen, da sie gewöhnlich selbst wenig unterrichtet und den ganzen Tag hindurch beschäftigt sind, um ihren und ihrer Kinder Lebensunterhalt zu verdienen, diesen nicht selbst den nöthigen Unterricht und eine tüchtige und christliche Erziehung geben können. Um diese Wohlthat den Kindern der Arbeiter und der Armen zuzuwenden, hat man die christlichen Schulen eingeführt. Alle Ausschweifungen, besonders der Handwerker und der Armen, kommen gewöhnlich daher, daß sie in ihrer frühen Jugend sich selbst überlassen und schlecht erzogen worden sind; und es ist fast unmöglich, dieses Versäumniß im späteren Alter nachzuholen, weil die bösen Gewohnheiten, welche sie angenommen haben, sich nur sehr schwer und fast niemals gänzlich ausrotten lassen, wenn man sich auch noch so viele Mühe gibt, dieselben durch häufige Belehrungen oder durch den Gebrauch der heiligen Sacramente zu vertilgen. Da nun die Hauptfrucht, welche man von der Errichtung der christlichen Schulen

erwarten muß, darin besteht, daß diesen Ausschweifungen und ihren bösen Folgen vorgebeugt wird, so kann man leicht erkennen, wie groß deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit ist." In diesen Worten ist die moralische und sociale Bedeutung der christlichen Volksschule und die Nothwendigkeit ihres Besuches so scharf betont, als es nur möglich ist.

Hinsichtlich der Gelübde gelten folgende Bestimmungen: „Die Brüder der christlichen Schulen legen die einfachen und ewigen Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams, der Beharrlichkeit im Institute und des unentgeltlichen Unterrichtes armer Kinder ab. Bevor die Brüder zu diesen Gelübden zugelassen werden, müssen sie die ein- und dreijährigen Gelübde abgelegt haben. Die Novicen können erst nach vollendetem 18. Jahre und nach einer Probezeit von wenigstens 2 Jahren zu den einjährigen Gelübden zugelassen werden. Die Aspiranten zu den dreijährigen Gelübden müssen das 24. Jahr zurückgelegt, wenigstens 5 Jahre im Orden zugebracht und die einjährigen Gelübde während zweier aufeinander folgenden Jahre erneuert haben. Um zu den ewigen Gelübden zugelassen werden zu können, müssen die Brüder das 28. Jahr zurückgelegt, 8 Jahre im Institute zugebracht und die dreijährigen Gelübde wenigstens zweimal nach einander erneuert haben. Man darf keinen Bruder zu den Gelübden, besonders zu den ewigen, zulassen, wenn er nicht in seinem ganzen Benehmen eine große Liebe zur Regularität und zu allen Tugenden, die seinem Stande ziemen, bewiesen hat. Die Brüder, welche die Gelübde abzulegen wünschen, müssen sich während der Charwoche mit einer schriftlichen Bitte an den Generalsuperior wenden. Die Directoren müssen diese Eingaben beglaubigen, ihr Gutachten beifügen und sie den betreffenden Visitatoren zusenden, welche dieselben unter Beifügung ihres Gutachtens an den Generalsuperior einschicken sollen. Letzterer stellt eine Liste der ihm zur Zulassung zu den Gelübden würdig scheinenden Aspiranten auf und sendet sie in alle Häuser des Institutes. Hierauf müssen

die Brüder Directoren und alle Profeßbrüder, welche für die Klaſſen beſtimmt ſind, dem Generalſuperior ſchriftlich mittheilen, wie ſich die Aſpiranten betragen haben, und ob ſie dieſelben für würdig erachten, zu den Gelübden zugelaſſen zu werden. Die Directoren und anderen Profeßbrüder, welche der Generalſuperior in jedem Diſtricte zu einem Capitel zuſammenberuft, müſſen die eingelaufenen Zeugniſſe und Gutachten prüfen; nach reiflicher Berathung gibt jeder im Geheimen ſeine Stimme für oder gegen die Zulaſſung eines jeden Aſpiranten ab. Der Aſpirant wird als zugelaſſen erklärt, wenn er zwei Drittel der Stimmen für ſich hat. Der Generalſuperior mit ſeinem Rathe prüft dieſe Zulaſſungen und beſtätigt ſie, wenn es ſein kann, jedoch mit dem Vorbehalte, daß die Aſpiranten das vor der Gelübdeablegung abzuhaltende Examen zur Zufriedenheit beſtehen." Wer wollte die große Weisheit dieſer Beſtimmungen verkennen?

„Das Gelübde der Armuth verpflichtet die Brüder, allen irdiſchen Gütern zu entſagen, und enthält das Gott gemachte Verſprechen, niemals irgend ein irdiſches Gut als Eigenthum zu beſitzen. In Kraft dieſes Gelübdes kann man ohne Erlaubniß des Superiors nichts nehmen oder empfangen, was es auch immer ſein mag, um es aufzubewahren oder ſich ſeiner zu bedienen oder darüber auf irgend eine Weiſe zu verfügen."

„Durch das Gelübde, die Kinder unentgeltlich zu unterrichten, verpflichtet man ſich, alle Sorgfalt anzuwenden, um dieſelben gut zu unterrichten und chriſtlich zu erziehen, und nichts von den Schülern oder ihren Eltern als Belohnung zu verlangen oder anzunehmen, es mag als Geſchenk oder in irgend einer anderen Weiſe dargeboten werden."

„Die Brüder dürfen kein Eigenthum beſitzen. In jedem Hauſe muß Alles gemeinſchaftlich ſein, ſelbſt die Kleider und andere zum Gebrauche nöthigen Dinge. Die Brüder dürfen zu ihrem Gebrauche nichts haben, als das Neue Teſtament, eine Nachfolge Jeſu Chriſti, einen Roſenkranz und eine kleine

Mappe. Sie dürfen nichts beſitzen, und wenn ſie einiges Beſitzthum haben, ſo ſollen ſie deſſen Einkünfte ihren Anverwandten überlaſſen, ohne daß ſie ſelbſt irgend einen Gebrauch davon machen."

„Der Geiſt des Inſtitutes iſt erſtens ein Geiſt des Glaubens, der alle Mitglieder antreiben muß, Alles nur aus dem Geſichtspunkte des Glaubens zu betrachten, Alles nur in Bezug auf Gott zu thun, und Alles Gott anheimzugeben, indem ſie ſtets mit Jobs Geſinnung ſprechen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; wie es dem Herrn gefallen hat, ſo iſt es geſchehen! Um in dieſen Geiſt einzugehen und darin zu leben, ſollen die Brüder dieſer Geſellſchaft eine ſehr tiefe Ehrfurcht vor der heiligen Schrift haben, und um davon einen Beweis zu geben, ſollen ſie ſtets das Neue Teſtament bei ſich tragen und keinen Tag vorübergehen laſſen, ohne in demſelben eine Leſung zu machen ... Der Geiſt des Inſtituts beſteht zweitens in einem glühenden Eifer, die Kinder zu unterrichten und in der Furcht Gottes zu erziehen, ſie dahin zu bringen, daß ſie ihre Unſchuld bewahren, wenn ſie dieſelbe noch nicht verloren haben, und ihnen eine große Abneigung und einen gewaltigen Abſcheu wider die Sünde und wider Alles, was ihre Reinheit gefährden könnte, einzuflößen. Um in dieſem Geiſte zu leben, werden die Brüder der Geſellſchaft ſich bemühen, durch ihre Gebete, ihre Unterweiſungen, ihre Wachſamkeit und ihre gute Führung in der Schule das Heil der ihnen anvertrauten Kinder zu wirken, indem ſie dieſelben in der Frömmigkeit und in einem wahrhaft chriſtlichen Geiſte, das iſt nach den Lehren und Vorſchriften des Evangeliums, erziehen."

Der Geiſt des Inſtituts iſt ferner ein Geiſt der Eintracht und der Liebe. „Die Brüder müſſen alle eine herzliche Zuneigung für einander haben, aber ſie ſollen Keinem ein Zeichen oder einen Beweis beſonderer Zuneigung geben, aus Verehrung für unſeren Herrn, den ſie in Allem auf gleiche Weiſe ehren müſſen, beſeelt von ihm und lebend durch ſeinen Geiſt. Es ſoll

ihnen zum besonderen Vergnügen gereichen, ihren Mitbrüdern Dienste zu erweisen. Sie müssen mit ihren Brüdern immer auf achtungsvolle Weise sprechen, jedoch ohne Ziererei und ohne Schmeichelei, vielmehr mit christlicher und frommer Einfachheit, ohne eine besondere Vertraulichkeit aufkommen zu lassen. Sie sollen immer und in allen Dingen ihren Mitbrüdern vor sich selbst den Vorzug geben, so weit es die Regeln und der Gehorsam ihnen erlauben, aus Achtung für ihre Mitbrüder und aus Verehrung für Gott, der in ihnen wohnt. Aus diesem Grunde werden sie, wenn man allen Brüdern oder einem von ihnen etwas anbietet und ihnen freie Wahl läßt, das Geringste für sich auswählen, weil sie ihre Brüder viel höher schätzen als sich selbst. Sie werden ihren Brüdern nicht widersprechen und nicht mit ihnen streiten, sondern aus Achtung ihnen nachgeben. Sie sollen von ihren Brüdern nur sprechen, wenn es nothwendig ist, und sollen nur Gutes und stets mit Achtung von ihnen reden. Sie müssen auf alle mögliche Art die Achtung und Hochschätzung kundgeben, die sie für ihre Mitbrüder hegen, und die aufrichtige, wahrhafte und innige Eintracht beweisen, die unter ihnen besteht, und dürfen niemals weder durch Geberden noch durch Worte andeuten, daß irgend ein Mißverhältniß zwischen ihnen obwalte."

Endlich verlangt der Geist des Instituts, daß die Brüder ihre Schüler aufrichtig lieben. „Sie müssen eine große Liebe zu ihren Schülern haben, dürfen aber mit keinem derselben vertraut werden und keinem aus besonderer Freundschaft etwas schenken, sondern nur zur Belohnung und zur Aufmunterung. Sie müssen alle Schüler mit gleicher Liebe umfassen, die armen sogar mehr, als die reichen, weil sie sich nach dem Zwecke ihres Instituts viel mehr mit jenen, als mit diesen befassen müssen. Sie müssen sich bestreben, durch ihr ganzes Benehmen und Verhalten ihren Schülern ein immerwährendes Beispiel von Sittsamkeit und von allen anderen Tugenden zu geben, zu welchen sie dieselben zu erziehen haben."

Diese Vorschriften stellen an die Tugendhaftigkeit der Brüder sehr hohe und schwere Anforderungen. Die Brüder sollen der Welt, ihren Ehren, Freuden und Genüssen ganz entsagen und ausschließlich ihrem hohen Berufe leben. Sie sollen die Tugenden des Gehorsams, der Keuschheit, der Demuth, der Sanftmuth, der Nächstenliebe ꝛc. in vollkommenem Grade üben und Alles nur wegen Gott und für Gott thun. Ein solches fortwährendes Opferleben ist nicht nach dem Sinne des natürlichen Menschen; dazu ist nur der Mensch befähigt, in welchem übernatürliche Kräfte mächtig sind, in welchem die Gnade über die Natur vollständig gesiegt hat. Der ehrwürdige Stifter wollte eine Armee von heiligen Lehrern schaffen, die nicht bloß durch Worte, sondern noch mehr durch ihr Beispiel lehren und erziehen könnten. Darum hat er auch dafür Sorge getragen, daß die Brüder seines Instituts die wunderbaren Heiligungsmittel der katholischen Kirche fleißig benützen und daraus die übernatürliche Kraft schöpfen, um ihre schweren Pflichten getreu und vollkommen zu erfüllen.

Die Brüder der christlichen Schulen müssen jede Woche beichten und zweimal die heilige Communion empfangen; auch müssen sie alle Jahre geistliche Exercitien machen. Ihre täglichen Uebungen sind folgende:

Die Brüder stehen zu jeder Jahreszeit täglich um halb fünf Uhr auf. Sobald die Glocke das Zeichen zum Aufstehen gibt, ruft der Bruder Director mit lauter Stimme: „Es lebe Jesus in unseren Herzen!" und die übrigen Brüder antworten: „Auf ewig!" Mit diesem sinnreichen Morgengruße stehen sie auf, kleiden sich an, machen ihre Betten und waschen sich. Die Stunde von 5 bis 6 Uhr wird dem Gebete und der Betrachtung gewidmet. Um 6 Uhr wohnen die Brüder der heiligen Messe bei, von $6^1/_2$ bis $7^1/_2$ ist Studium; hierauf folgt das Frühstück, bei welchem aus der Anleitung (conduite) oder aus einem anderen pädagogischen Buche vorgelesen wird.

Nach dem Frühstücke wird im Oratorium die „Auf-

opferungen zu Ehren der heiligen Kindheit" gebetet, „um sich in die rechte Stimmung zum Schulhalten zu versetzen und um das göttliche Kind um seinen Geist anzuflehen, damit man denselben auch den Kindern mittheilen kann, die man zu leiten hat". Nach dieser Andacht haben die Brüder, welche im Hause Schule halten, knieend drei Decaden des Rosenkranzes zu beten; diejenigen Brüder, welche außer dem Hause zu unterrichten haben, beten den Rosenkranz auf dem Hin- und Herwege.

Von 8 bis 11 Uhr ist Schule, von 11 bis $^1/_2$12 Studium, um $^1/_2$12 Particularexamen, dann das Mittagessen. Während desselben wird zuerst aus den Evangelien oder der Apostelgeschichte, dann aus dem Leben der Heiligen, hierauf aus einem anderen Buche erbaulichen oder belehrenden Inhaltes und zuletzt aus der Nachfolge Christi vorgelesen. Nach dem Mittagessen bis 1 Uhr ist gemeinschaftliche Erholung. Um 1 Uhr wird im Oratorium eine kurze Andacht zum hl. Joseph verrichtet, „um seinen Geist und seinen Beistand zur christlichen Erziehung der Kinder zu erbitten". Hierauf wird der übrige Theil des Rosenkranzes in derselben Weise, wie am Morgen, gebetet.

Von $^1/_2$2 bis 5 ist Schule. Nach dem Schlusse der Schule begeben sich die Brüder in's Oratorium und machen eine Gewissenserforschung über die Fehler, welche sie während des Tages etwa begangen haben. Hierauf folgt Studium bis $^1/_2$6 Uhr. Um diese Zeit wird zur geistlichen Lesung geläutet, welche jeder Bruder für sich macht, um sich auf die Betrachtung vorzubereiten, die von 6 bis $^1/_2$7 verrichtet wird. Dieser Lesung geht das Schuldbekenntniß voraus. Von $^1/_2$7 bis 7 ist Studium der Religion, dann das Abendessen. Während desselben werden einige Stellen aus den Briefen der Apostel, ein Capitel aus der biblischen Geschichte des alten Testamentes, ein Abschnitt aus einem Buche erbaulichen oder belehrenden Inhaltes und zuletzt einige Absätze aus der Nachfolge Christi vorgelesen. Nach dem Abendessen ist gemeinschaftliche Erholung, um $^1/_2$9 wird im Oratorium das Nachtgebet verrichtet und der Gegenstand der

am andern Tage zu haltenden Betrachtung geleſen. Um 9 Uhr begeben ſich die Brüder zur Ruhe.

Dieſe allgemeinen Beſtimmungen hinſichtlich der Zeit der verſchiedenen Uebungen erleiden natürlich durch locale Verhältniſſe mancherlei Abänderungen. Bei Gründung einer neuen Anſtalt müſſen dieſe feſtgeſetzt und mit Genehmigung der Obern als ſogen. Coutumier beobachtet werden. Die Brüder in Koblenz z. B. ſtehen um $^1/_4$5 auf und gehen um $^1/_2$9 zur Ruhe; dem Studium widmen ſie täglich 2$^3/_4$ Stunden, außerdem dürfen ſie ausnahmsweiſe noch $^3/_4$ Stunden nach dem Abendgebete für das Studium oder die Correcturen verwenden.

An den Tagen, an welchen kein Unterricht ertheilt wird, iſt dem Studium und der Erholung etwas mehr Zeit gewidmet. An allen Tagen müſſen die Brüder immer, mit Ausnahme der Recreationszeit, klöſterliches Stillſchweigen beobachten.

Alſo 7 Stunden Schlaf, 4 Stunden Gebet und geiſtliche Uebungen, 6 bis 7 Stunden Unterricht, 2 bis 3 Stunden Studium, 2 bis 3 Stunden für Erholung und Eſſen, der Reſt für das Uebergehen von dem Einen zu dem Anderen — das iſt die Tagesordnung eines Bruders der chriſtlichen Schulen. Iſt das nicht ein Leben voll Arbeit und Anſtrengung? In der That zählt das Inſtitut der Brüder der chriſtlichen Schulen zu den ſtrengſten Orden der heiligen Kirche.

Es könnte auf den erſten Blick auffallend erſcheinen, daß die Brüder mehr Zeit auf das Gebet, als auf das Studium zu verwenden haben. Aber wer vom geiſtlichen Leben etwas verſteht, den wird dieſe Anordnung nicht Wunder nehmen. Die Brüder müſſen viel beten, ſowohl um ihrer ſelbſt als auch um ihrer Schüler willen. Sie haben Tag für Tag eine ſchwere und undankbare Arbeit zu verrichten, deßhalb müſſen ſie ihr Herz recht oft in jene höheren Regionen erheben, wo ſie wahres Licht und übernatürliche Kraft finden. Durch Gebet und Betrachtung, durch beſtändigen Wandel in der Gegenwart Gottes wird ihr Wille geſtärkt, ihr Verſtand erleuchtet, ihr Affect ge-

läutert; im Umgange mit Gott wird ihr Herz von heiliger Liebe erfüllt, mit Geduld und Ausdauer gewappnet und mit himmlischem Troste erfreut.

Der Bruder, welcher sich durch Studium und Gebet auf den Unterricht vorbereitet hat, tritt wie ein Bote aus der höheren Welt vor seine Schüler. Sein Antlitz strahlt, gleich dem Antlitze Mosis nach seiner Unterredung mit dem Herrn, in heiliger Sammlung, und wenn er seine Schüler zum Guten ermahnt und die großen Geheimnisse der Religion ihnen vorträgt, so haben seine Worte eine eigenthümliche, die Herzen ergreifende Salbung, denn er weiß nicht bloß, was er lehrt, sondern er fühlt es und liebt es auch.

Der Bruder der christlichen Schulen betet aber nicht bloß, um sich selbst zu dem großen Werke der Erziehung und des Unterrichtes tüchtig zu machen, sondern er betet auch für seine Schüler, um deren Herzen für seine Lehren empfänglich zu machen und ihren Willen auf das Gute hinzulenken. Er betet für seine Zöglinge, weil er von der Ueberzeugung tief durchdrungen ist, daß auch bei der Erziehung der Mensch nur säen und pflanzen kann, Gott aber das Gedeihen geben muß. Er hat beständig jene wichtige Wahrheit vor Augen, welche heutzutage leider von so vielen Erziehern unbeachtet gelassen wird, daß nämlich Gott der höchste Erzieher des Menschen ist, und daß alle Bemühung der menschlichen Erzieher unfruchtbar bleibt, wenn nicht Gott mit seiner Gnade zu Hilfe kommt. Er betet und hält seine Schüler an zu beten, weil er weiß, daß das Gebet das mächtigste Erziehungsmittel ist, und daß die Erziehung ohne Gebet außer Stande ist, die Herzen der Zöglinge zu veredeln. Diese Wahrheit erklärt es uns auch, weßhalb die moderne Schulerziehung mit allen ihren zahlreichen Künsten und Hilfsmitteln für wahre Veredlung und sittliche Charakterbildung so wenig leistet und der zunehmenden Verwilderung der Jugend so ohnmächtig gegenübersteht. In der modernen Erziehung ist Gott nur ein lehrhafter Begriff, er ist nicht der

lebendige, Gnade und Segen ſpendende Gott, er iſt nicht der Erlöſer und Heiligmacher, mit welchem der Menſch im innigſten Verkehre zu ſtehen hat, nicht der Alles leitende Gott des Chriſtenthumes, ſondern der unnahbare, in ſtiller Ruhe hinter den Sternen thronende Gott des Deismus, welcher die Welt ſich ſelbſt und den ungläubigen Doctrinären überlaſſen hat. Weil der Gott der Offenbarung, welchem jeder Menſch Anbetung, Gehorſam und Liebe ſchuldet, aus der modernen Erziehung verſtoßen iſt, weil Lehrer und Schüler Alles ſelbſt machen und können wollen und nicht mehr um Gnade und Segen zu beten für nothwendig finden: deßhalb bringt das unendliche Getriebe von Schulanſtalten, Lehrgegenſtänden, Methoden und Lehrperſonen trotz den größten Anſtrengungen ſo wenig Früchte für Beſſerung der heranwachſenden Generation hervor. Darum muß die ſich ſelbſt überhebende Pädagogik unſerer Zeit bei den beſcheidenen Schulbrüdern in die Lehre gehen und beten lernen, wenn ſie die Menſchheit emporheben und veredeln will.

In der für das Studium angeſetzten Zeit dürfen die Brüder der chriſtlichen Schulen ſich nur mit (pädagogiſchen) Fachſtudien beſchäftigen, um ſich in der Lehr- und Erziehungskunſt immer mehr auszubilden. Der weiſe Stifter war der Anſicht, daß ein Jugendbildner niemals ausgelernt habe und „fertig“ ſei, darum hat er den Brüdern ſeines Inſtitutes unausgeſetzte fachliche Fortbildung zur Pflicht gemacht. Wer die für dieſe Fortbildung angeſetzte Zeit von zwei bis drei Stunden täglich für ungenügend erachten wollte, den müßten wir fragen: Würde nicht jeder Schulrath oder Schulinſpector denjenigen Lehrer für ſehr ſtrebſam halten, welcher Jahr aus Jahr ein täglich wenigſtens zwei bis drei Stunden auf ſeine berufliche Weiterbildung verwenden würde?

Zur Fortbildung der Schulbrüder trägt auch das gemeinſchaftliche Leben viel bei, beſonders die Art und Weiſe, wie ſie die Erholungszeit zuzubringen haben. Nach dem 6. Capitel der Regel müſſen nämlich die Erholungen gemein-

schaftlich geschehen und darf dabei nur von erbaulichen und belehrenden Gegenständen gesprochen werden. Sie sollen vorzüglich über das Gute sprechen, welches man in der Genossenschaft für das Heil des Nächsten thun kann, namentlich in Bezug auf die Erziehung und den Unterricht. Das ist ohne Zweifel ein großes und fruchtbares Feld der Unterhaltung. Ueberdieß finden bei den Brüdern wöchentliche Conferenzen statt, die als ein Hauptmittel, die Schularbeit zu fördern, allgemein anerkannt sind.

Wer wollte nicht diese Hingebung der Schulbrüder bewundern, welche sogar die Erholung in den Dienst des Unterrichtes und der christlichen Erziehung stellt? Das Opfer des Bruders der christlichen Schulen ist ein vollständiges: er entsagt nicht bloß den Ehren und Freuden der Welt, er entsagt auch sich selbst und behält sich nicht eine einzige Stunde des Tages vor, er geht ganz in seinem Berufe auf, welchem er alle Kräfte, alle Zeit und alle Gedanken widmet.

XIX.

De Lasalle als pädagogischer Reformator und Organisator. Seine Schriften. Er hat die Muttersprache zum Fundamente der Volksschulbildung gemacht, die Lehrerbildung organisirt, den Schulbesuch befördert und die Leitung des Schulwesens geordnet. Seine Erziehungsmethode: Geduld und Wachsamkeit des Lehrers, Belohnung und Strafe, individuelle Behandlung der Zöglinge.

Wir haben schon bei mehreren Gelegenheiten auf die Verdienste hingewiesen, welche der ehrwürdige de Lasalle sich um die christliche Pädagogik erworben hat. Um jedoch unsere Leser in den Stand zu setzen, die ganze Größe dieses noch wenig gekannten pädagogischen Reformators gebührend würdigen zu können, müssen wir die Fortschritte und Verbesserungen, welche das Erziehungswesen demselben zu verdanken hat, im Einzelnen in zusammenhängender Darstellung vorführen.

Man kann die bedeutenden Pädagogen, von welchen uns die Erziehungsgeschichte berichtet, in drei Klassen abtheilen. In die erste Klasse gehören die pädagogischen Theoretiker, welche (wie Rousseau, Fichte und Andere) Erziehungsgrundsätze aufgestellt, aber keine Hand gerührt haben, um dieselben im Leben durchzuführen. Die andere Klasse bilden die pädagogischen Praktiker, welche als Erzieher thätig waren, aber keine Schriften über das weite Gebiet des Erziehungswesens hinterlassen haben. Zur dritten und vornehmsten Klasse zählen jene Pädagogen, welche zugleich Theoretiker und Praktiker waren, indem sie nicht bloß als Erzieher wirkten, sondern auch die Grundsätze ihrer pädagogischen Thätigkeit darstellten und der Nachwelt überlieferten. Der letzteren Klasse gehört de Lasalle an. Er hat nicht nur zahlreiche Erziehungsanstalten gegründet und geleitet und den Orden der Brüder der christlichen Schulen gestiftet, welcher heute noch in seinem Geiste fortwirkt, sondern er hat uns auch Schriften hinterlassen, in denen eine Fülle pädagogischer Weisheit enthalten ist.

Außer dem Regelbuche, das wir theilweise kennen gelernt haben, hat der ehrwürdige Stifter ein Buch über die Schulerziehung mit dem Titel „La Conduite des écoles chrétiennes“ (die Leitung der christlichen Schulen) verfaßt, worin er die Resultate seines Nachdenkens und seiner reichen Erfahrung niedergelegt und eingehende Vorschriften für das erziehende und unterrichtende Verfahren gegeben hat. Dieses Buch ist im Jahre 1720, also ein Jahr nach dem Tode de Lasalle's, zum ersten Male in Avignon gedruckt worden und zwar, wie Bruder Timotheus in einem Circularschreiben an die Brüder bezeugt, genau nach dem Manuscripte, welches der ehrwürdige Stifter hinterlassen hatte. In der Folge hat das Buch durch die Generalcapitel mehrfache Abänderungen erlitten und Zusätze bekommen, im Wesentlichen aber ist es auch in den späteren Auflagen dasselbe geblieben. Wir halten uns bei der folgenden Darstellung an die Originalausgabe von 1720, weil es hier

darauf ankommt, die erziehlichen und didaktiſchen Regeln de Laſalle's nach authentiſcher Quelle vorzuführen. „Dieſe ‚Leitung‘," heißt es in der Vorrede, „zerfällt in drei Abtheilungen. Die erſte handelt von allen Uebungen der Schule und von dem, was in derſelben vom Eintritt der Schüler bis zur Entlaſſung derſelben getrieben wird; die zweite gibt die Mittel an, Ordnung in der Schule zu ſchaffen und zu erhalten; die dritte handelt von dem Inſpector der Schulen, von dem Bildner der neuen Lehrer und von der Erziehung der Zöglinge." Es iſt die erſte Volksſchulkunde, ganz für den praktiſchen Gebrauch des Lehrers in der Schule eingerichtet und deßhalb in der Landesſprache, nicht in der Sprache der Gelehrten geſchrieben.

Die erſte Abtheilung beginnt mit dem Eintritt der Schüler und des Lehrers in das Schulzimmer und beſpricht die Haltung, welche Lehrer und Schüler dort einzunehmen haben. Hierauf kommen zur Sprache: die Vertheilung der Schüler und der Lehrſtoffe, die Erklärung der Lectionen, das Lernen derſelben, die Aufgaben. Nun folgt die ſpecielle Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer: des Leſens, des Schreibens (wobei von den Schreibutenſilien, den Schriftarten, den Vorſchriften, der Körper- und Federhaltung, den Correcturen, den Schreibheften ꝛc. eingehend geſprochen wird), der Orthographie, des Rechnens, der Geographie und des Zeichnens. Die folgenden Capitel handeln vom Wetteifer und den Compoſitionen, von den Belohnungen und dem Beſuche des Gottesdienſtes, ſowie vom Katechismusunterrichte (Wichtigkeit desſelben, Vorbereitung des Lehrers, Lehrmethode). Den Schluß dieſer Abtheilung bilden die Kapitel über Anſtandslehre, über die Schulgebete und über das Verlaſſen der Schule nach dem Unterrichte. In der zweiten Abtheilung werden eingehend beſprochen: die Wachſamkeit des Lehrers in der Schule, deſſen Sorgfalt, die Schüler ſtets zu beſchäftigen und Ordnung und Stillſchweigen beobachten zu laſſen, die Zeichen, welche in der Schule zu gebrauchen ſind,

die Noten- und Prüfungslisten, die Schulstrafen (Drohungen, Strafaufgaben, Arten und Eigenschaften der Strafen, Milde und Festigkeit, Ankläger und Angeklagte, Berücksichtigung der Individualitäten ꝛc.), Schulversäumnisse und deren Behandlung, Ferientage, Vacanz, Preisvertheilung, Schulämter (Aufseher, Repetitoren ꝛc.), Bauart der Schulen und nothwendige Schulgeräthe. Die dritte Abtheilung zeigt, wie der Inspector der Schulen, welcher zugleich die Heranbildung der Lehramtscandidaten (Novicen) zu leiten hat, tüchtige Lehrer erziehen kann. Dabei werden die Eigenschaften und das Verhalten eines guten Lehrers beschrieben und die Fehler, vor welchen sich der Lehrer zu hüten hat, geschildert.

Das ganze Buch hat einen unvergänglichen Werth; es ist von einer hohen Begeisterung für den Lehrerberuf durchweht und enthält einen reichen Schatz von praktischen, aus tiefer psychologischer Auffassung und reifer Erfahrung geschöpften Bemerkungen und Rathschlägen. Und wenn auch einzelne methodologische Artikel durch die zuverlässigen Fortschritte der neueren Methodik überholt worden sind (weßhalb sie auch von den Generalcapiteln der Brüder der christlichen Schulen selbst abgeändert wurden), so ist nicht zu vergessen, daß diese Artikel vor 160 Jahren eine bedeutende Verbesserung des Schulunterrichts herbeigeführt haben. Ferner ist nicht außer Acht zu lassen, daß de Lasalle die „Leitung" für sein Institut geschrieben hat, in welchem bereits eine in's Einzelne gehende Methode des Unterrichts und der Erziehung sich eingebürgert hatte und traditionell geworden war; daher kommt es, daß in der „Leitung" manche Punkte nur kurz berührt, andere mit unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt sind. Endlich war es dem ehrwürdigen Stifter nicht um strenge wissenschaftliche Systematik zu thun, sondern er wollte einen praktischen und anregenden Wegweiser verfassen, weßhalb einige Stücke schon in der ersten Abtheilung erscheinen, obwohl sie — streng genommen — zur zweiten Abtheilung gehören.

De Lasalle hat auch einige Schulbücher (z. B. „Die Pflichten des Christen" — „Das Register", das ist eine Sammlung von Mustern für Verträge, kaufmännische Correspondenz u. s. w.) verfaßt, von denen aber, wie es scheint, keine Exemplare mehr aufzubringen sind, da wir uns vergeblich um solche bemüht haben und da auch die französischen Biographen nichts Näheres darüber anzugeben wissen. Nur ein Lehr- und Lesebuch des ehrwürdigen Stifters hat die Stürme der französischen Revolution überdauert, nämlich „Die Regeln des Anstandes und der christlichen Höflichkeit" (Les règles de la bienséance et de la civilité chrétienne). Es wurde im Jahre 1713 zu Troyes gedruckt und zwar in gothischen Lettern, damit die Schüler auch diese lesen lernten. De Lasalle hat die Anstandslehre, welche zu jener Zeit in den französischen Schulen vorgetragen wurde, verbessert und mit christlichem Geiste erfüllt. Bekanntlich hat schon Erasmus im Jahre 1530 einen Brief „Ueber die Höflichkeit der Sitten" für die Jugend herausgegeben, welcher von einem neunjährigen Pariser Knaben in's Französische übersetzt wurde. In dieser Anstandslehre ließ Erasmus zu sehr den Hofmann herausschauen; noch mehr war dieses bei einer andern Höflichkeitslehre der Fall, welche 1671 von einem ungenannten Verfasser herausgegeben wurde und vielfache Verbreitung in Frankreich fand. Hier war die religiöse Grundlage des Anstandes ganz beseitigt und wurden Rathschläge für das Benehmen im Theater und auf dem Balle, sowie gegenüber den Reichen und Einflußreichen ertheilt. Die Höflichkeit drohte zu einer leeren Form und zu einer Speculation des Egoismus zu werden, weßhalb sich de Lasalle bewogen fand, eine christliche Anstandslehre zu schreiben, worin er die gesellschaftlichen Pflichten aus den Geboten des Christenthums ableitete und sie durch Aussprüche der heiligen Schrift begründete. Er führte diese Höflichkeitslehre in den Brüderschulen ein, weil die Kinder der Armen, deren häusliche Erziehung großentheils vernachlässigt war, einer solchen Belehrung

am meiſten bedurften. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß auch die deutſchen Schulmänner dieſem nicht unwichtigen Theile der Erziehung wieder mehr Aufmerkſamkeit zuwendeten und (nach dem Vorgange B. Demeters) entſprechende Belehrungen in die Leſebücher der Volksſchulen aufnähmen. Den nöthigen Raum würde man unſchwer gewinnen, wenn man ſo viele Leſeſtücke ohne bildenden Werth, die ſich in unſern Leſebüchern finden, ausſchiede.

Von den Briefen des ehrwürdigen de Laſalle iſt eine große Anzahl erhalten und in denſelben ſind vielfach pädagogiſche Grundſätze und Rathſchläge niedergelegt. Ferner beſitzen die Brüder ein noch ungedrucktes Manuſcript ihres ehrwürdigen Stifters mit der Ueberſchrift: „Rathſchläge (avis) an die Brüder über mehrere Gegenſtände des Unterrichts", woraus wir nach den Citaten des Bruders Lucard einige Stellen anführen werden. Auch die im Jahre 1725 erſtmals gedruckten „Inſtructionen für die Viſitatoren" rühren der Hauptſache nach vom ehrwürdigen de Laſalle her. Endlich enthalten auch die im Orden der Brüder der chriſtlichen Schulen bis heute in Gebrauch ſtehenden „Betrachtungen des ehrwürdigen de Laſalle über die Evangelien der Sonn- und Feſttage" pädagogiſche Gedanken, welche ſeine unmittelbaren Schüler nach den von ihm gehaltenen Vorträgen und Exhortationen niedergeſchrieben haben.

Nach dieſen Bemerkungen über den literariſchen Nachlaß des ehrwürdigen de Laſalle wollen wir die weiteren pädagogiſchen Verdienſte desſelben einer eingehenden Betrachtung unterziehen.

De Laſalle hat die eigentliche Volksſchule geſchaffen, indem er das Lateiniſche ſtrengſtens verbot und die Mutterſprache zur alleinigen Grundlage des Schulunterrichts machte. Er brach dadurch vollſtändig mit der bisherigen Entwicklung des franzöſiſchen Schulweſens, denn bis dahin betrachtete man allgemein das

Lateinlesen als das Fundament des Französischen. Um die Kinder buchstabiren zu lehren, gab man ihnen lateinische Bücher, in welchen das Magnificat, Salve Regina, Nunc dimittis etc. enthalten waren. Erst nachdem die Schüler vollkommen das Lateinische lesen gelernt hatten, wurde mit dem Lesen der Muttersprache begonnen. So dauerte es gewöhnlich vier oder fünf Jahre, bis die Kinder lesen lernten. Der ehrwürdige de Lasalle schlug das umgekehrte Verfahren ein. Er sagt („Leitung" Seite 38): „Das erste Lesebuch (nach dem ABC-Buch), dessen man sich in den christlichen Schulen bedient, soll ein zusammenhängendes Gespräch sein. Das zweite Buch wird eine Sammlung christlicher Unterweisungen sein; über das dritte Lesebuch werden sich die Brüder Directoren für jeden Ort mit dem Bruder Superior verständigen. Man soll jedesmal einen abgeschlossenen Gedankeninhalt als Lection aufgeben, ein Kapitel, einen Artikel oder einen Absatz. Das Buch, in welchem die Schüler das Lateinische lesen lernen sollen, ist das Psalmbuch; aber zu diesem Leseunterrichte dürfen nur diejenigen beigezogen werden, welche das Französische bereits vollkommen gut lesen können."

Die Gründe für diese wichtige Neuerung, welche da und dort Anstoß gab, hat der weise Stifter in einem Briefe an den Bischof von Chartres auseinandergesetzt. „Das Lesen des Französischen," schrieb er, „hat einen viel größeren und ausgedehnteren Nutzen; es disponirt zum Lesen des Lateinischen, während dieses keineswegs auf das Lesen des Französischen vorbereitet. Die Erfahrung hat mir den thatsächlichen Beweis geliefert, daß die Kinder, welche in ihrer Muttersprache gut lesen können, ganz leicht solche Texte lesen lernen, bei denen — wie im Lateinischen — alle Buchstaben ausgesprochen werden müssen; anders ist es bei denjenigen, welche von Anfang an nur lateinische Werke in Händen gehabt haben. Für diese behält das Lesen des Französischen alle die Schwierigkeiten, welche es für diejenigen hat, welche nur Buchstaben zusammenstellen können, um

daraus Sylben oder Wörter zu bilden. So kommt es, daß die meiſten armen Kinder, wenn ſie die Schule verlaſſen, das Franzöſiſche gar nicht und das Lateiniſche nur auf lächerliche oder incorrecte Weiſe leſen können. Endlich kann in unſern Schulen nur das Leſen des Franzöſiſchen dem Lehrer als Mittel dienen, um den Verſtand der Kinder zur Entwicklung zu bringen und ihr Herz zu bilden. Die lateiniſchen Werke enthalten für ſie nur todte Buchſtaben und unverſtandene Wörter; ſie können das Lateiniſche zu nichts brauchen, als um dem Gottesdienſte der Kirche zu folgen; wenn ſie aber franzöſiſch leſen, ſo können ſie auch in der Familie ihre freien Stunden zu guter und nützlicher Lectüre verwenden."

Dieſe herrlichen Worte zeigen uns, daß der ehrwürdige de Laſalle die Aufgabe der Volksſchule, die Intelligenz zu entwickeln und das Herz zu bilden, klar erkannte und daß er aus rein pädagogiſchen Gründen den Unterricht in der Mutterſprache zum Fundamente des ganzen Unterrichts machte. Dieſe wichtige Neuerung wurde noch nach dem Tode de Laſalle's von vielen Leuten angefeindet, wie uns Blain, der erſte Biograph des ehrwürdigen Stifters, im Jahre 1733 berichtet. Es war eben bis zu de Laſalle's Schulreform allgemeine Sitte, daß in den Pfarr- und Freiſchulen die Anfangsgründe des Lateiniſchen und ſelbſt des Griechiſchen gelehrt wurden. De Laſalle kannte wohl die Macht der Gewohnheit, darum hat er den Brüdern ſeines Inſtituts für alle Zeiten das Lehren und Lernen der lateiniſchen Sprache verboten. Dadurch blieb den Schulen der Brüder der Charakter als Volksſchulen erhalten und wurde deren Ausartung zu Vorbereitungsſchulen für höhere Lehranſtalten wirkſam verhütet. Den Brüdern der chriſtlichen Schulen aber hat das Verbot des Lateiniſchen den Beinamen „Ignorantiner" (frères ignorantins) verſchafft, welchen böswillige Gegner in ſchlimmem Sinne auszulegen bereit ſind. Die Brüder haben dieſen Beinamen von jenen Leuten, welche ſich keine Schule ohne Latein denken konnten, erhalten, weil ſie dem Gebote ihres ehr-

würdigen Stifters zufolge die lateinische und griechische Sprache aus ihren Schulen verbannten. Dieser Zuname muß deßhalb allen Freunden der Volksschule als ein Ehrentitel erscheinen, denn er erinnert daran, daß dem Stifter des Ordens der Brüder der christlichen Schulen das unsterbliche Verdienst gebührt, die eigentliche Volksschule geschaffen zu haben.

Daß der ehrwürdige Stifter in Paris die erste technische Sonntagsschule eröffnet und in St. Yon eine höhere Gewerbe- und Realschule ohne Latein errichtet hat, ist bereits früher (VIII. und XI. Capitel) des Näheren berichtet worden.

De Lasalle hat ferner die ersten Lehrerbildungs-Anstalten geschaffen und den Volksschullehrer-Beruf zu Ehren gebracht.

Die Schulen können nur durch Reformirung der Lehrer gehoben und verbessert werden. Alle Gesetze und Verordnungen und Ausgaben zur Verbesserung des Schulwesens nützen nichts, wenn nicht die Lehrer intelligenter, sittlicher und religiöser und dadurch gewissenhafter, hingebender und berufseifriger werden. Niemand erkannte dieses klarer, als der ehrwürdige de Lasalle. Darum machte er es sich zur Lebensaufgabe, eine Gesellschaft von Lehrern heranzubilden, die Allem entsagten, um nur der Schule zu leben. Er organisirte die Lehrerbildung und errichtete alle die Arten von Lehrerbildungs-Anstalten, welche wir heute in den fortgeschrittensten Ländern finden: Präparandenschulen, Seminare für Stadt- und für Landlehrer und Uebungsschulen (vergleiche Capitel V.). De Lasalle fing sein Werk damit an, daß er auf alle Ehren verzichtete und sein Vermögen verschenkte, um ein Erzieher von armen Armenlehrern zu werden; er erweckte durch sein Beispiel und sein zündendes Wort eine solch hohe und edle Begeisterung für den Lehrerberuf, daß reiche und vornehme Jünglinge den glänzenden Aussichten, welche ihnen die Welt bot, entsagten und sich in dem Institute de Lasalle's dem Lehrerberufe widmeten. Das Streben de Lasalle's

war unausgeſetzt dahin gerichtet, die Brüder ſeines Inſtituts zu tugendhaften, wohlunterrichteten und geübten Lehrern und Erziehern heranzubilden. „Um eure Pflichten erfolgreich zu erfüllen," ſagte er zu ihnen, „müßt ihr immer mit der Autorität der Tugend die des Wiſſens verbinden und Gott für die Ehre danken, die er euch dadurch erwieſen hat, daß er euch aus Vielen auserwählt und an die Spitze einer zahlreichen Familie geſtellt hat, deren Vater ihr ſeid. Durch euren Stand berufen, das Seelenheil eurer Zöglinge zu bewirken, müßt ihr eine über die gewöhnliche Heiligkeit hinausgehende Vollkommenheit erlangen..... Ihr ſeid die Mitarbeiter Jeſu; ihr theilet euch mit den Schutzengeln in das erhabene Amt, die Seelen zu bewachen und zu bilden." An einer anderen Stelle ſagt er: „Wir müſſen unſere Zöglinge wie arme und verlaſſene Waiſen betrachten, ſie ſind es ja ſehr oft in Rückſicht ihres Seelenheiles. Wir würden darum ſehr ſchuldhaft ſein, wenn wir ſie im Stiche ließen, und man könnte mit Recht die Worte des Propheten auf uns anwenden: Die Kinder verlangten Brod und Niemand gab ihnen ſolches." Aber das Wiſſen und die Gewiſſenhaftigkeit genügen noch nicht; de Laſalle verlangt auch praktiſche Tüchtigkeit. „Man darf," ſagt er, „einen Lehrer nicht allein in einer Klaſſe laſſen oder ihm die Leitung derſelben ganz anvertrauen, wenn er nicht zuvor durch einen in der Schule ſehr erfahrenen Lehrer vollſtändig ausgebildet worden iſt. Dieſes Verfahren iſt von der größten Wichtigkeit für die Lehrer und für die Schüler." Er warnte die jungen Lehrer beſonders vor folgenden Fehlern: 1. Redſeligkeit, 2. zu großer Lebhaftigkeit oder unruhigem Eifer, 3. Leichtſinn und Zerſtreutheit, 4. Ungeduld, Härte, Zorn, 5. Aerger, 6. Parteilichkeit, 7. Lahmheit und Nachläſſigkeit, 8. Kleinmüthigkeit und Schwäche, 9. Ermattung und Mißmuth, 10. Vertraulichkeit und Tändelei, 11. Spottſucht, 12. Unbeſtändigkeit, 13. Empfindlichkeit und Eiferſucht, 14. zu großer Verſchloſſenheit, 15. Zeitverluſt, 16. Eigendünkel. Wir können hier die klugen Rathſchläge, welche de La-

falle im dritten Theile der „Leitung“ bezüglich der Erziehung der Lehramtscandidaten gegeben hat, nicht wiederholen, möchten aber deren Lectüre allen Lehrerbildnern hiermit angelegentlich empfehlen.

Ein weiteres Verdienst hat sich der ehrwürdige de Lasalle dadurch erworben, daß er den Schulbesuch befördert und Tausenden von armen Eltern ihre moralische Pflicht, die Kinder in christliche Schulen zu schicken, zum Bewußtsein gebracht hat.

Man hörte öfters unseren hochherzigen Jugendfreund bewegt ausrufen: „Ich kann an die große Zahl von Kindern, denen die Unwissenheit zum Verderben gereicht, nicht denken, ohne Thränen zu vergießen.“ Um die Eltern für die Schule zu gewinnen, richtete er den Lehrplan seiner Schulen möglichst praktisch ein. Ueberdieß gab er den Brüdern seines Instituts genaue Anweisung, wie sie den Schulversäumnissen entgegenwirken sollten. „Um der Nachlässigkeit der Eltern, besonders der armen Eltern, abzuhelfen, muß man vor Allem mit ihnen reden und sie auf ihre Pflicht, ihre Kinder unterrichten zu lassen, aufmerksam machen und ihnen das Unrecht vorstellen, das sie an ihren Kindern begehen, wenn sie dieselben nicht lesen und schreiben lernen lassen; man muß ihnen begreiflich machen, wie sehr diese Unterlassung ihren Kindern schaden kann und daß dieselben niemals zu irgend einem Amte befähigt seien, wenn sie nicht lesen und schreiben können. Hierauf muß man ihnen klar machen, wie großen Schaden der Mangel an Unterricht in den zum Heile nothwendigen Dingen ihren Kindern bringen kann. Da solche Eltern gewöhnlich zu denjenigen gehören, welche Almosen empfangen, so muß man zweitens den Herren Pfarrern ein Verzeichniß der Kinder einreichen, welche die Schule versäumen; man muß darin ihren Namen, ihr Alter und ihre Wohnung angeben, damit man ihren Eltern kein Almosen mehr verabfolge und sie nöthige und verpflichte, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Ganz besonders aber muß

man die Kinder zu gewinnen ſuchen; man muß es dahin bringen, daß ſie nach der Schule wie nach einer Belohnung Verlangen tragen und dieſelbe wie eine Wohlthat lieben. Man muß ſich bemühen, ſie durch alle Mittel, welche die Klugheit eingibt, zur Schule anzuziehen und für dieſelbe einzunehmen; das wird oft einen guten Erfolg haben, denn gemeiniglich ſind die Kinder die Abgötter der Eltern, deßhalb wird das Verlangen der Kinder nach der Schule hinreichen, um die Eltern zu veranlaſſen, ſie dahin zu ſchicken." De Laſalle macht ſogar den Lehrer für die Schulverſäumniſſe verantwortlich. „Wenn die Kinder der Schule überdrüſſig werden, ſo kommt es gewöhnlich daher, weil der Lehrer zu wenig Erfahrung und Eifer oder nicht genug Tact und Anſtelligkeit beſitzt."

Der ehrwürdige de Laſalle hat auch die Aufſicht und Leitung des Schulweſens in muſterhafter Weiſe geregelt.

Nach der Verfaſſung, welche er ſeinem Inſtitute gegeben hat, muß jedes Haus der Brüder einen Director haben, der vom Generalſuperior auf drei Jahre ernannt wird. Die Brüder müſſen den Director wie einen Vater ehren und lieben und demſelben über ihr Thun und Laſſen in und außer der Schule Rechenſchaft ablegen. Der Bruder Director iſt zugleich der Schulinſpector und hat die Aufſicht über die Schulen der betreffenden Niederlaſſung zu führen. Sind in einem Hauſe mehrere Inſpectoren nothwendig, ſo müſſen dieſelben zweimal in der Woche dem Bruder Director darüber Bericht erſtatten, auf welche Weiſe jeder Bruder ſeine Klaſſe leitet und ob die Schüler Fortſchritte machen oder nicht. Ganz beſonders ſoll der Director ſein Augenmerk auf die practiſche Ausbildung der jüngeren Lehrer richten. Der Director wird durch den Bruder Viſitator controlirt, welcher alljährlich jedes Haus ſeiner Provinz und die dazu gehörigen Schulen beſucht und inſpicirt. Die Centralleitung liegt in den Händen des Generalſuperiors, welcher darin durch die Aſſiſtenten unterſtützt wird. Der General-

ſuperior wird auf Lebenszeit durch indirecte Wahl von den Brüdern gewählt. Die Aſſiſtenten werden vom Generalcapitel auf 10 Jahre gewählt; ihre Zahl hat mit der Ausdehnung des Inſtituts zugenommen; gegenwärtig ſind es deren zwölf. Man erkennt auf den erſten Blick, daß die Organiſation der Schulaufſicht, wie ſie in unſerem Jahrhundert von Seiten des Staates verſucht wurde, eine Nachahmung der weiſen und erprobten Verfaſſung iſt, welche de Laſalle vor bereits 200 Jahren ſeinem Schulinſtitute gab.

Sehr große Verdienſte hat ſich ſodann de Laſalle um die Methode der Schulerziehung erworben. Er wollte keine bloß äußerliche Zucht, ſondern eine Erziehung des Menſchen von Innen heraus. Da aber eine ſolche Erziehung nur mittelſt der Religion möglich iſt, ſo machte er dieſe zur Grundlage aller erziehlichen Bemühungen. Die Gottesfurcht, welche in der heiligen Schrift der Anfang aller Weisheit genannt wird, und die Liebe Gottes, welche des Geſetzes Erfüllung iſt, ſollen in den Brüderſchulen walten; darum werden die Zöglinge durch das Beiſpiel ihrer Lehrer und durch die religiöſen Uebungen der Schule zur heiligen Furcht und Liebe Gottes angeleitet. Von den religiöſen Uebungen ſoll hier nur eine beſonders hervorgehoben werden, weil ſie den Brüderſchulen eigenthümlich iſt. Nach jeder halben Stunde muß ein Schüler mit lauter Stimme ſagen: „Erinnern wir uns, daß wir in der heiligen Gegenwart Gottes ſind!“ Sofort wird der Unterricht unterbrochen und Schüler und Lehrer ſammeln ſich ein Ave Maria lang und verrichten ſtill einige Stoßgebete. Dadurch ſollen die Schüler daran gewöhnt werden, während des Tages manchmal an Gott zu denken, wenn ſie auch nicht in der Schule ſind.

Deßgleichen ſollen die Zöglinge der Brüderſchulen Achtung und Ehrfurcht vor ihrem Lehrer haben. Da aber die Achtung nicht befohlen werden kann, ſondern verdient ſein will, ſo müſſen die Brüder ſelbſt ihren Beruf hochſchätzen und ſich desſelben durch gründliche Standestugenden würdig machen.

Sie ſollen Feſtigkeit mit Sanftmuth und Liebe verbinden. „Der Lehrer," ſagt de Laſalle, „muß Alles vermeiden, wodurch er ſeinen Schülern als hart und unerträglich erſcheinen könnte. Er ſpreche je nach den Umſtänden mit Entſchiedenheit, aber ſtets ohne Leidenſchaft. Er lege ihnen kein zu ſchweres Joch auf, das würde kein gutes Gemüth und wenig Urtheilskraft verrathen; er nehme keine herriſchen und rohen Geberden gegen ſie an und vermeide jede ungeordnete Regung des Zornes und der Ungeduld." An einer anderen Stelle ſchreibt der ehrwürdige Stifter: „Wenn die Kinder ohne Noth die Schule verſäumen, ſo kommt es daher, weil ſie wenig Zuneigung zu ihrem Lehrer haben; dieſer iſt abſtoßend gegen ſie und weiß ſie nicht zu gewinnen, er nimmt ſeine Zuflucht nur zur Strenge und verleidet den Kindern ſeine Klaſſe." Wiederum ſagt er: „Wir haben die Pflicht, unſere Schüler mit Güte und Sanftmuth zu behandeln. Durch ein gegentheiliges Verfahren ſetzt man ſich der Gefahr aus, ſie von Gott zu entfernen, ſtatt ſie durch die ſo mächtigen Bande der Zuneigung und Liebe zu ihm hinzuziehen."

Unſer erfahrener Meiſter der Erziehungskunſt verlangt ferner von den Brüdern, daß ſie durch beſtändige Wachſamkeit die Fehler ihrer Schüler verhüten ſollen. „Die Rechenſchaft," ſagt er zu ihnen, „welche ihr vor Gott werdet abzulegen haben, wird ſich nicht auf den Unterricht eurer Zöglinge beſchränken, ſie wird ſich auch auf die Wachſamkeit erſtrecken, welche ihr über ihr Verhalten auszuüben habt, denn ihr müßt ihm über ihre Seelen Rechenſchaft ablegen. Darum bittet Gott um die Gnade, daß ihr über eure Schüler mit ſolcher Sorgfalt wachet, daß kein einziger von ihnen auf Irrwege gerathe, wo ſeine Seele verloren gehen könnte!" Und an einen jungen Bruder ſchrieb der beſorgte Stifter: „Ueben Sie große Wachſamkeit über Ihre Kinder aus, denn in einer Klaſſe herrſcht nur inſoweit Ordnung, als man über die Schüler wacht. Durch dieſes Mittel werden Sie auch die Fortſchritte Ihrer Schüler ſicher-

ſtellen. Nicht Ihre Ungeduld, ſondern Ihre Wachſamkeit wird die Schüler beſſer machen..... Nichts darf in der Klaſſe Ihrem beobachtenden Blicke entgehen; wachen Sie beſonders über die neuen Schüler und über jene, deren Verhalten zu Befürchtungen Anlaß gibt."

Die übrigen Tugenden, welche de Laſalle vom Erzieher fordert, ſind: Demuth, Klugheit, Weisheit, Selbſtbeherrſchung, Eifer, Frömmigkeit, Beſtändigkeit, Feſtigkeit und Großmuth (Opferwilligkeit). Wir müſſen uns mit der Aufzählung dieſer Lehrertugenden begnügen, um noch die Grundſätze darzulegen, welche der ehrwürdige Schulfreund bezüglich der Belohnungen und der Strafen aufgeſtellt hat.

Eine verkehrte, in der Theorie ſehr rigoroſe, aber in der That ſehr laxe und unfruchtbare Pädagogik verwirft die Belohnungen bei der Erziehung und verlangt, daß die Kinder das Gute rein um ſeiner ſelbſt willen thun ſollen. Die chriſtliche Pädagogik dagegen hält die Belohnung für ebenſo berechtigt, wie die Strafe. Sie weiß, daß die Ausübung des Guten Anſtrengung und Selbſtverleugnung verlangt und deßhalb einer Belohnung werth und würdig iſt. Sie erkennt auch, daß Gott dem Menſchen den Ehrtrieb und das Schamgefühl zu dem Zwecke in die Bruſt gelegt hat, um ihm die Uebung des Guten zu erleichtern, und hält ſich deßhalb für berechtigt und verpflichtet, dieſe Triebe in den Dienſt der Erziehung zu ſtellen. Das war auch die Anſchauung des erleuchteten Pädagogen, mit welchem ſich unſer Buch beſchäftigt. Er führte in den Schulen ſeines Inſtituts verſchiedene Arten von Belohnungen ein (ſog. Privilegien, Bilder, gute Noten, Billete), um dadurch einen edlen Wetteifer unter den Schülern zu erregen und zu erhalten. Aber bei deren Verleihung ſoll die ſtrengſte Gerechtigkeit obwalten. „Die höchſten Belohnungen," ſagte er, „gebühren dem guten Betragen, dann folgen die Belohnungen des Fortſchrittes, an dritter Stelle jene für fleißigen Schulbeſuch und für Aufmerkſamkeit beim Unterrichte. Die Belohnungen der Fröm-

migkeit ſollen ſchöner ſein, als die anderen, und die Belohnungen des Fleißes höher, als die der Intelligenz.“ Der gute Wille wird alſo höher geſchätzt, als das Talent, und die höchſte Belohnung wird nur für Erfüllung der höchſten und heiligſten Pflichten beſtimmt — der Pflichten gegen Gott.

Was die Strafen angeht, ſo iſt bekannt, daß in den höheren und niederen Schulen des 17. und 18. Jahrhunderts viele und harte Strafen zur Anwendung kamen. Heppe (Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens I, 37) ſagt darüber: „Unaufhaltſames Prügeln, Schimpfen, Drohen, Fluchen, Vorwerfen körperlicher Gebrechen und dergleichen galt als das wirkſamſte Mittel der Disciplin, der Belehrung und Erziehung, weßhalb die Schule in der Vorſtellung des Volkes und vor Allem der Schulkinder durchaus als Zuchtanſtalt, in der nur Brutalität und erbarmungsloſe Härte zu Hauſe war, aufgefaßt wurde.“ Der ehrwürdige de Laſalle hatte einen höheren Begriff von der Aufgabe der Schule; deßhalb verwarf er die rauhe Disciplin, welche er in den Knabenſchulen ſeiner Zeit vorfand, und brachte mildere und edlere Anſchauungen betreffs der Schulzucht zur Geltung. Er ſagt: „Wenn man will, daß eine Schule wohl geordnet ſei, ſo müſſen die Strafen in derſelben ſelten ſein. Die Lehrer müſſen die feſte Ueberzeugung haben, daß die Autorität in einer Schule viel mehr durch die Energie des Charakters, durch Feſtigkeit, durch Ernſt und durch Stillſchweigen erworben und aufrecht erhalten wird, als durch Schläge und Härte, und daß die Menge der Strafen die Haupturſache der vielen Schulverſäumniſſe iſt.“ Ferner ſagt er: „Wenn die Strafe den Schülern nützlich ſein ſoll, ſo muß ſie folgende zehn Eigenſchaften haben. Sie muß 1. rein und unparteiiſch ſein, ſo daß Abneigung, Rachſucht oder üble Laune keinen Antheil daran haben. Sie muß 2. liebevoll ſein, d. h. ſie ſoll nur in der liebevollen Abſicht, den Zögling zu beſſern, verhängt werden. Sie muß 3. gerecht und 4. der Natur des Fehlers angemeſſen ſein. Sie muß 5. gemäßigt ſein, d. h. ſie muß die

rechte Mitte halten und ſoll eher zu gering als zu ſtreng ſein. Sie muß 6. leidenſchaftslos ſein, d. h. der Lehrer darf niemals ein Kind ſtrafen, wenn er aufgeregt iſt; auch ſoll er zuwarten, bis die erſte Aufregung des Schülers ſich gelegt hat und derſelbe ſein Unrecht einzuſehen im Stande iſt. Sie muß 7. vorſichtig ſein, d. h. der Lehrer darf keine Strafe auflegen, deren Folgen ſchädlich ſein könnten oder über welche er erröthen müßte, wenn ſie öffentlich bekannt würde. Sie muß 8. freiwillig ſein, indem der Lehrer darnach trachten muß, die Zuſtimmung des Strafbaren zu erlangen. Sie muß 9. ehrfurchtsvoll und 10. ſtill ſein, d. h. der Schüler ſoll dieſelbe mit Achtung und Unterwürfigkeit annehmen und weder der Lehrer noch der beſtrafte Schüler ſollen dabei einen Lärm machen."

In der „Leitung" gibt de Laſalle eine Anzahl von Strafſällen an und zeigt, wie der Lehrer dabei zu verfahren hat. „Wenn ein Kind durch ſeine Schuld zu ſpät in die Schule kommt, ſo ſoll man es das erſte Mal bloß warnen; im Wiederholungsfalle gibt man ihm zur Strafe auf, während 8 oder 14 Tagen gleich beim Oeffnen der Klaſſe gegenwärtig zu ſein. Hat ein Kind ſeine Lection nicht gut leſen gelernt, ſo gibt man ihm einen Theil davon zum Auswendiglernen auf. Hat es in der Schule die ſchriftliche Aufgabe nicht ſchön und fleißig gefertigt, ſo muß es zu Hauſe mit großer Sorgfalt einige Wörter oder Sprüche ſchreiben. Eine ſehr paſſende und nützliche Strafe iſt es," fügt de Laſalle am Schluſſe des Artikels über die verſchiedenen Strafarten hinzu, „wenn man den Schülern irgend etwas zum Lernen aufgibt." Man erkennt aus dieſen Beiſpielen, daß der leitende Grundſatz de Laſalle's beim Strafverfahren dahin geht, den ſtraffälligen Zögling zur Uebung der ſeinem Vergehen entgegengeſetzten Tugend zu veranlaſſen. Bemerkenswerth dürfte es ſein, daß ſich das heutzutage ſo beliebte Einſperren nicht unter den im Inſtitute der Brüder der chriſtlichen Schulen zuläſſigen Strafmitteln befindet, und daß das Nachſitzen höchſt ſelten und dann nur unter Aufſicht vorkommt.

Die körperliche Züchtigung hat der ehrwürdige Stifter zwar nicht principiell verboten, aber auf seltene Ausnahmsfälle beschränkt und von der Zustimmung des Bruder Directors abhängig gemacht. Er schreibt in dieser Beziehung einem Bruder: „Bei der Liebe Gottes beschwöre ich Sie: schlagen Sie nicht mit der Hand! Mit Schlägen zieht man die Menschen nicht zu Gott und zur Tugend hin. Bleiben Sie immer sich selbst gleich in der Klasse und lassen Sie sich nicht zur Ungeduld hinreißen!" An einen andern Bruder schreibt er: „Es ist schmachvoll, den Kindern Schimpfnamen zu geben; auch gibt man ihnen dadurch ein sehr böses Beispiel." Nach und nach ist die körperliche Züchtigung ganz aus den Brüderschulen verschwunden. Schon Blain (1733) schreibt: „Die Brüder haben sich bei ihrer Methode, ohne Schläge Schule zu halten, so wohl befunden, daß sie sich anfangs ein Gesetz daraus machen, dieselben ganz aus ihren Schulen zu verbannen. Sie haben an mehreren Orten neue Schulen errichtet und große Erfolge errungen, ohne bis jetzt von Schlägen Gebrauch zu machen. Die so erzogenen Kinder zeigen sich sanfter und gelehriger." In den späteren Ausgaben der „Leitung" ist die körperliche Züchtigung in der That von den zulässigen Strafmitteln ganz ausgeschlossen.

Noch auf einen Punkt müssen wir besonders aufmerksam machen, daß nämlich der ehrwürdige Stifter sowohl beim Strafen als bei der gesammten Führung der Schüler eine *individuelle Behandlung* mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente verlangt. Er sagt dießfalls: „Eine wesentliche Eigenschaft des Lehrers besteht darin, daß er die Kinder, welche ihm anvertraut sind, genau kenne und darnach sein Verhalten gegen sie einrichte. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Menschen und besonders die Kinder durchaus nicht in der gleichen Weise geleitet werden dürfen; die einen verlangen mehr Milde, die andern mehr Festigkeit; manche erfordern große Geduld, während andere angeregt und aufgemuntert wer-

den wollen; es gibt auch solche, bei welchen starker Tadel nothwendig ist, wenn ihre Unarten gebessert werden sollen; endlich findet man solche Kinder, über die man unausgesetzt wachen muß, um zu verhüten, daß sie sich verirren und in's Verderben gerathen. Da hängt das erziehliche Verfahren von der Erkenntniß und der Unterscheidung der Geister ab und diese ist eine der nothwendigsten Eigenschaften, welche die Lehrer durch Gebet vom Himmel erflehen müssen, und die in ihnen eine sichere Urtheilskraft und eine große Beobachtungsgabe voraussetzt."

XX.

De Lasalle's Unterrichtsmethode. Massenunterricht. Stillschweigen. Zeichen. Helfer. Anregende und entwickelnde Lehrweise. Lehrplan für Volksschulen. Fortbildung dieser Unterrichtsmethode.

Auch um die Methode des Unterrichts hat sich de Lasalle unsterbliche Verdienste erworben. Um diese nach Gebühr würdigen zu können, müssen wir die Methode oder vielmehr Unmethode des damaligen Unterrichts in den niederen Schulen kurz schildern. Der Lehrer gab in jedem Lehrgegenstande jedem Schüler eine besondere Aufgabe, hörte jeden besonders ab, ließ jeden sein besonderes Pensum lesen und schreiben und machte jedem einzelnen seine erläuternden und corrigirenden Bemerkungen. Die Schule befand sich sozusagen noch in ihrem Urzustande: weil sie die Ergänzung zur Familenerziehung war, wurde der Unterricht in ihr auch in derselben Weise ertheilt, wie bei der häuslichen Unterweisung der Kinder. Jede Schulstunde zerfiel in eine Anzahl von Privatlectionen, so daß auf jeden Schüler nur ein Minimum unmittelbaren Unterrichtes traf. Hatte z. B. eine Klasse von 45 Schülern 4 Schulstunden im Tage, so konnte ein Schüler nur $5^1/_3$ Minuten lang den Unterricht seines Lehrers genießen, die ganze übrige Zeit war er auf Selbstbeschäftigung angewiesen. Daß diese Art des

Unterrichts für den Lehrer sehr mühselig war, nur geringe Erfolge und langsame Fortschritte erzielen konnte und die Aufrechterhaltung der Disciplin und Ordnung fast unmöglich machte, muß Jedermann einleuchten. De Lasalle führte deßhalb an Stelle dieser unfruchtbaren Methode des Einzelunterrichts den Massen- oder Klassenunterricht in den Brüderschulen ein.

Wir behaupten nicht, daß de Lasalle diese Methode des Schulunterrichtes zuerst erfunden hat, denn wir wissen wohl, daß schon Comenius (gestorben 1671) in seiner „Großen Unterrichtslehre" die Forderung aufgestellt hat, „daß der Lehrer alle Schüler zugleich und auf einmal unterrichte". Aber die Stimme des Comenius verhallte in den Wirren seiner Zeit und seine Werke verstaubten in den Bibliotheken, ohne einen nachhaltigen Einfluß auf die Praxis des Schullebens zu erlangen. Daß de Lasalle die Schriften des Comenius gekannt und von ihnen Anregung empfangen habe, ist aus mehrfachen Gründen höchst unwahrscheinlich. Dagegen haben schon Fourier und Demia vor de Lasalle den Versuch gemacht, die Methode des gemeinschaftlichen Unterrichts in den Mädchenschulen durchzuführen. Der ehrwürdige de Lasalle hat diese Methode ausgebildet, auf fast alle Unterrichtsgegenstände angewendet, in den Brüderschulen eingeführt und dadurch auch in den übrigen Schulen Frankreichs zur Geltung gebracht. In Deutschland, wo man die Brüderschulen nicht kannte, erhielt sich der Schlendrian des Einzelunterrichtes bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Stadt- und Landschulen, und in den katholischen Ländern wurde derselbe erst durch Felbigers Methode des „Zusammenunterrichtens" verdrängt.

Weil also der Stifter des Instituts der Brüder der christlichen Schulen die Methode des Klassenunterrichtes ausgebildet und zuerst in weiten Kreisen zur Einführung gebracht und dadurch einen ungeheueren Fortschritt zum Besseren angebahnt hat, so sollte diese Methode mit ebenso viel Fug und Recht die Lasalle'sche genannt werden, wie die Methode des wechselseitigen

Unterrichts die Bell-Lancaſter'ſche geheißen wird, weil Bell und Lancaſter ſie ausgebildet und verbreitet haben.

Die Vorzüge dieſer Laſalle'ſchen Unterrichtsmethode liegen klar vor Augen und ſind dadurch factiſch anerkannt, daß dieſelbe noch nach 200 Jahren in allen gebildeten Ländern allgemein angewendet wird. Die Durchführung dieſer Methode war indeſſen nicht ſo leicht, wie es uns, die wir von Jugend auf an dieſelbe gewöhnt ſind, erſcheinen möchte. In Klaſſen, deren Schüler insgeſammt auf der gleichen Entwicklungsſtufe ſtanden, bot die Einführung des Klaſſenunterrichts weniger Schwierigkeiten dar; aber in den Brüderſchulen waren meiſtens Schüler von verſchiedenem Alter und ungleicher Vorbildung zuſammengedrängt, welche abſolut nicht zu gleicher Zeit unterrichtet werden konnten. De Laſalle theilte deßhalb die Schulen je nach der Zahl der Schüler und der zur Verfügung ſtehenden Lehrkräfte in zwei oder mehrere Klaſſen ein und machte in jeder Klaſſe drei Abtheilungen: eine für die ſchwächeren, die andere für die mittleren, die dritte für die beſſeren Schüler. „Jede Abtheilung," ſagt er, „ſoll ihren beſonderen Platz in der Schule haben, ſo daß die Schüler der einen Abtheilung nicht mit jenen einer andern Abtheilung vermengt oder verwechſelt, ſondern durch ihren Platz leicht unterſchieden werden können. Innerhalb einer jeden Abtheilung ſollen die Schüler nach ihren Leiſtungen geſetzt werden. Indeſſen ſollen alle Schüler derſelben Abtheilung gemeinſchaftlichen Unterricht erhalten."

„Der Lehrer muß mit ſehr großer Sorgfalt darüber wachen, daß alle Schüler aufmerkſam ſind und daß z. B. beim Leſeunterricht alle ſtill mitleſen, was der Aufgerufene laut lieſt. Er wird deßhalb von Zeit zu Zeit den vorleſenden Schüler unterbrechen und einige Worte von andern leſen laſſen, um dieſe zu überraſchen und ſich zu vergewiſſern, ob ſie wirklich mitmachen." Aehnliche Anweiſungen gibt de Laſalle in ſeiner „Leitung" für das Schönſchreiben, die Orthographie, das Rechnen, den Katechismus u. ſ. w.

Um den Massenunterricht zu erleichtern, verlangt de Lasalle, daß an den Wänden der Klasse Alphabet- und Sylbentafeln für den ersten Leseunterricht so angebracht werden, daß sie von allen Schülern gesehen werden können. Auch kurze Denksprüche über die Hauptpflichten der Schüler (Fleiß, Aufmerksamkeit ꝛc.) sollen auf Wandtafeln angebracht werden, so daß ein stummer Hinweis auf die betreffende Tafel den Schüler, der sich vergißt, an seine Pflicht erinnern kann. Als das Hauptmittel, um Ordnung und Aufmerksamkeit zu erhalten, empfiehlt de Lasalle dem Lehrer: 1. alle Schüler ununterbrochen zu beschäftigen und 2. tiefes Stillschweigen beobachten zu lassen. „Der Lehrer muß aber wohl bedenken," sagt die ‚Leitung', „daß es wenig nützen würde, von den Schülern Stillschweigen zu verlangen, wenn er es nicht selbst hielte; er muß sie daher mehr durch sein Beispiel als durch Worte lehren, dasselbe zu beobachten, und sein Stillschweigen wird mehr als jedes andere Mittel in der Schule große Ordnung hervorbringen."

Welch einfaches und wirksames Mittel! Der Lehrer soll die große Menge seiner Schüler nicht durch die Kraft seiner Stimme, sondern durch sein Schweigen beherrschen. Eine weihevolle Stille soll in der Schule walten, der Lehrer soll stets auf seinem Platze bleiben und nur das Nothwendigste und dieses nur so laut sprechen, daß ihn Diejenigen, welche es angeht, verstehen können. Er soll nur reden, wenn er etwas zu erklären oder einen Fehler selbst zu verbessern hat, weil die bezeichneten Schüler die Verbesserung zu machen nicht im Stande waren. Möchten doch alle Lehrer und Katecheten wenigstens in diesem Punkte dem weisen Stifter der Brüder der christlichen Schulen folgen und von ihren Stimmmitteln sparsameren Gebrauch machen, als sie bisher gewohnt waren! Sie würden davon einen dreifachen Nutzen haben. Erstens würde ihre eigene Kraft und Gesundheit mehr geschont, denn das laute Sprechen und das Schreien, welches man häufig auf fünfzig Schritte Entfernung

in den deutſchen Schulhäuſern hören kann, iſt überaus anſtrengend und aufreibend. Zweitens würden die Schüler viel leichter ſich an Aufmerkſamkeit und Ruhe gewöhnen, als es dann der Fall iſt, wenn der Lehrer durch den Lärm ſeiner Stimme die leiſen Privatgeſpräche der Schüler verdeckt. Drittens würden unſere Schüler viel mehr zur geiſtigen Spontaneität angeregt werden, wenn die Lehrer weniger an ſie hinſprechen würden. Das ewige Vorſchwätzen und Andociren macht die Schüler ſchließlich blaſirt und geiſtesträg, weil es zumeiſt nur die Receptivität in Anſpruch nimmt. Aus allen dieſen Gründen müſſen wir die Laſalle'ſche Regel bezüglich des Stillſchweigens als eine Forderung hoher pädagogiſcher Weisheit anerkennen und allen Lehrenden zur Nachachtung empfehlen.

Damit das Stillſchweigen möglichſt ſelten unterbrochen werde, hat de Laſalle gewiſſe Zeichen in den Brüderſchulen eingeführt, welche das Wort erſetzen. Zu den meiſten dieſer Zeichen bedienen ſich die Brüder eines handlichen Inſtrumentes aus Holz, welches Signal genannt wird. Ein vorübergehender Druck auf das über dieſes Signal geſpannte Hölzchen bringt einen Knipps hervor, welcher in der ganzen Klaſſe gehört wird. Der Gebrauch des Signals dient hauptſächlich dazu, um mit einem einzigen, durch dasſelbe gegebenen Zeichen alle Blicke der Schüler auf den Lehrer zu ziehen und dieſelben auf das, was er ihnen mittheilen will, aufmerkſam zu machen. So oft alſo der Lehrer die Aufmerkſamkeit der Kinder auf ſich ziehen oder die vorgenommene Uebung beendigen will, gibt er ein einziges Zeichen mit dem Signal. Die „Leitung" ertheilt eingehende Anweiſung, wie die Zeichen bei den verſchiedenen Gelegenheiten anzuwenden ſind. Soll z. B. gebetet werden, ſo gibt der Lehrer ein Zeichen mit dem Inſtrumente und faltet die Hände. Um jenem, der lieſt, anzudeuten, daß er einen Fehler zu verbeſſern habe, gibt er zwei ſchnell auf einander folgende Zeichen mit dem Inſtrumente. Um anzuzeigen, daß der aufgerufene Schüler lauter ſprechen ſoll, gibt der Lehrer ein Zeichen mit dem Inſtrumente

und hält dann die Spitze desselben gerade in die Höhe; wenn leiser gesprochen werden soll, senkt er die Spitze abwärts. Möchte ein Schüler die Erlaubniß erhalten, hinauszugehen, so bleibt er sitzen und hebt die Hand in die Höhe. Will ihm der Lehrer die erbetene Erlaubniß geben, so wendet er das Signal der Thüre zu; will er sie verweigern, so macht er mit dem Signal oder mit der Hand eine kleine Bewegung von oben nach unten, woraus der Schüler erkennt, daß er sitzen bleiben soll. Daß die Anwendung solcher Zeichen bei dicht besetzten Klassen viele Störungen verhütet, ist leicht einzusehen. Vor Kurzem lasen wir in einem der fortgeschrittensten Organe der modernen Pädagogik, den „Freien pädagogischen Blättern" von Jessen in Wien, einen Artikel, worin die Einführung von Signalen in den Schulen empfohlen und begründet wird. Was dieser Artikel als eine nothwendige Neuerung und Verbesserung darstellt, ist in den Schulen des Lasalle'schen Institutes bereits seit zwei Jahrhunderten in Uebung.

Weil die Klassen der Schulbrüder oft überfüllt waren und einzelne schwach begabte Schüler mit ihrer Abtheilung nicht gleichen Schritt halten konnten, so verordnete de Lasalle weiter, daß sich der Lehrer aus den besseren Schülern Helfer oder Repetitoren auswählen sollte. Diese mußten während der halben Stunde vom Eröffnen der Klasse bis zum Eintritte des Lehrers und bei anderen schicklichen Gelegenheiten mit den ihnen überwiesenen Kindern die Aufgabe und die Erklärungen des Lehrers wiederholen, ihnen beim Lernen behilflich sein und sie abhören. Der ehrwürdige Stifter sagte ganz richtig: „Diese Schüler (die Repetitoren) werden selbst um so besser lernen, je besser sie ihre Kameraden lehren." Andere Schulämter, welche den zuverlässigen Schülern übertragen werden, sind: das Amt des Aufsehers, welcher vor Beginn der Schule über die Ordnung in der Klasse zu wachen hat, das Amt des Aufgabensammlers, welcher die Strafaufgaben notiren und vor dem Eintritt des Lehrers sammeln und untersuchen muß u. m. a.

Alle diese Einrichtungen haben sich bewährt und sind schon vielfältig nachgeahmt worden.

Die geschilderten Einrichtungen behufs zweckmäßiger Ertheilung des Klassenunterrichtes gehören mehr zur äußeren Methode des Lasalle'schen Unterrichtes; wir müssen deßhalb auch noch die innere Methode oder die Lehrweise, welche der ehrwürdige Stifter in seinem Institute einführte, genauer ansehen.

De Lasalle ging beim Unterrichte der Schüler nicht von abstracten Theorien und von rein formalen Gesichtspunkten aus, sondern er stellte sich praktische Ziele vor. Die Brüderschulen hatten es zumeist mit Kindern der untersten Volksklasse zu thun, welche nur wenige Jahre lang die Schule besuchen wollten und konnten. Es galt daher, diesen Kindern das Nothwendigste in möglichst kurzer Zeit beizubringen. Deßhalb mußte der Lehrer vor Allem darauf halten, die nothwendigen Kenntnisse dem Gedächtnisse seiner Schüler einzuprägen. Die „Leitung" schreibt darum auch fleißige Uebungen des Gedächtnisses und häufige Wiederholungen vor. Indessen ist de Lasalle weit davon entfernt, das Gedächtniß auf Kosten des Verstandes zu cultiviren, vielmehr verlangt er ausdrücklich, daß die Schüler zum Verständnisse ihres Pensums angeleitet werden. Er sagt in dieser Beziehung: „Jede Leselection soll einen Abschnitt bilden, der einen vollständigen Sinn hat. Der Lehrer muß die Stellen, welche er in der Klasse lesen lassen will, vorher gut lesen und studiren. Wenn die Schüler geläufig lesen können, muß man ihnen durch Gründe begreiflich machen, warum man gewisse Buchstaben Vocale und andere Consonanten nennt. Ferner muß man sie belehren über die Pausen, die beim Lesen zu machen sind, über die Form und Bedeutung der Accente und Interpunktionszeichen, sowie über den Sinn der Wörter und der Perioden. Man muß sich auch Mühe geben, ihnen die schlechte Aussprache des Dialekts abzugewöhnen. Ueberdieß muß der Lehrer fleißig Fragen stellen, um sich zu vergewissern, daß sie sich das, was er ihnen sagt, zu eigen machen und es verstehen."

De Lasalle begnügt sich also keineswegs mit mechanischer Lesefertigkeit, sondern er verlangt ein ausdrucksvolles und verständnißinniges Lesen. Sehr beachtenswerth ist dabei, daß de Lasalle schon den praktischen Rath gibt, auf den Dialekt der Kinder Rücksicht zu nehmen und dessen Fehlern besonders entgegenzuarbeiten.

Beim Rechenunterrichte verlangt der weise Stifter wiederum: „Der Lehrer soll sich von Zeit zu Zeit durch Fragen überzeugen, ob die Schüler aufmerken und ob sie begreifen. Wenn einer bei seinen Rechenoperationen auf der Schultafel einen Fehler macht, so muß er denselben durch einen besseren Schüler corrigiren lassen. Er selbst soll die Verbesserung nur dann vornehmen, wenn keiner von den Schülern sie zu Stande bringt. Er muß sie durch Gründe zur Erkenntniß des gemachten Fehlers bringen und dahin abzielende Fragen stellen. Er soll ihnen von dem, was er sie lehrt, ein vollkommenes Verständniß beibringen."

Der Lehrer soll einen anregenden und die Intelligenz seiner Schüler entwickelnden Unterricht ertheilen. Darum schreibt de Lasalle vor: „Die Brüder müssen es sich angelegen sein lassen, viele Fragen zu stellen." Dadurch sollen die Schüler zur Selbstthätigkeit veranlaßt und zum selbständigen Gebrauch ihrer Geisteskräfte genöthigt werden, so daß letztere bis zu einer gewissen Productivität gesteigert werden. „Der Lehrer hüte sich," sagt de Lasalle, „den Schülern bei Beantwortung der vorliegenden Fragen zu sehr zu helfen, er muß sie im Gegentheil aufmuntern, daß sie nicht verzagen und mit Eifer suchen, was sie nach seiner Meinung selbst finden können. Er muß ihnen die Ueberzeugung beibringen, daß sie diejenigen Kenntnisse besser werden behalten können, welche sie sich durch ihre eigene beharrliche Anstrengung erworben haben werden ... Um in dieser Hinsicht praktische Resultate zu erzielen, wird sich der Lehrer nicht damit begnügen, ihnen die zu beantwortenden Fragen oder die zu lösenden Probleme vorzulegen, sondern er

wird es ihnen zur Pflicht machen, daß sie selbst noch andere nach ihrer Befähigung auffinden ... Der Lehrer soll den Schülern Hausaufgaben geben, wie z. B. die corrigirten Dictate in's Reine zu schreiben. Mit diesen Aufgaben sollen die Schüler noch andere Entwürfe bringen, die sie selbst nach den ihrer Befähigung angemessenen Andeutungen, welche der Lehrer ihnen gemacht hat, gefertigt haben. Diese Arbeiten müssen sorgfältig corrigirt werden."

Der Lehrer soll sich aber wohl hüten, daß sein Unterricht für die Schüler nicht zu hoch werde, er muß sich vielmehr immer auf den Standpunkt seiner Zöglinge stellen. „Unser Unterricht muß immer der Fassungskraft unserer Schüler angemessen sein, sonst wird er wenig nützen. Es ist also nothwendig, daß wir darnach streben und darauf sinnen, daß wir unsere Fragen und Antworten recht verständlich einrichten, sie klar entwickeln und uns leicht faßlicher Ausdrücke bedienen."

Die Vortrefflichkeit dieser methodischen Grundsätze wird Niemand bestreiten können, wohl aber dürften Viele sich darüber wundern, daß de Lasalle schon vor 200 Jahren Unterrichtsregeln aufgestellt hat, die man gemeiniglich als eine Errungenschaft der neueren Pädagogik anzusehen pflegt.

Selbstverständlich betrachtete der ehrwürdige Stifter die religiöse Unterweisung der Zöglinge als die wichtigste Aufgabe der Schule; denn nur diejenigen können der Religion den ersten Platz im Schulleben streitig machen wollen, welche mit der christlichen Weltanschauung gebrochen haben. De Lasalle verlangt deßhalb, daß alle Schüler täglich eine halbe Stunde Religionsunterricht haben sollen. Die Methode dieses Unterrichtes soll die katechetische sein. „Der Lehrer soll beim Katechismus-Unterrichte nicht so zu den Kindern sprechen, wie ein Prediger, sondern er soll Fragen und Unterfragen an sie stellen, um ihnen das, was er sie lehren will, begreiflich zu machen." In der „Instruction für die Visitatoren" werden diese angewiesen, wohl darauf zu achten, ob der Lehrer beim

Religionsunterrichte methodisch verfahre. „Zu diesem Zwecke sollen sie ihn Fragen an die Schüler stellen lassen über die Abschnitte des Katechismus, welche sie ihm bezeichnen werden; sie sollen Acht geben, ob die Fragen gut gestellt und ob die Antworten genau, klar, bestimmt und vollständig sind; ob die Schüler sie aus sich selbst geben, ob der Lehrer sich zur Fassungskraft der Kinder herabläßt, ob er in die nöthigen Einzelheiten eingeht, um ihnen ein vollkommenes Verständniß des Wortlautes des Diöcesan-Katechismus beizubringen, und ob er sie aufmerksam zu machen versteht. Wenn sie nach diesem Examen noch Zweifel über das Verständniß der Schüler hegen, so sollen sie selbst Fragen stellen."

Erwähnenswerth dürfte noch sein, daß de Lasalle den Religionsunterricht jedesmal mit einem religiösen Gesange beginnen ließ. Es ist dieses ein vortreffliches Mittel, um die Schüler in die rechte Stimmung zu versetzen. Außerdem erkennen wir daraus, daß die Brüderschulen sich die Pflege des Gesanges angelegen sein ließen.

Für den Unterricht im Schönschreiben gibt de Lasalle in der „Leitung" ganz in's Einzelne gehende praktische Anweisungen. Wir wollen nur eine Maßregel hervorheben, weil man dieselbe vielfältig für eine Erfindung der neueren Zeit hält. „Es ist von Nutzen, den Anfängern im Schreiben ein Stöckchen von der Größe einer Feder in die Hand zu geben. An diesem Stöckchen macht man drei Einschnitte, um die Punkte anzuzeigen, wo die drei Finger hingelegt werden müssen, welche die Feder halten." Mit diesem Stäbchen oder mit einer ungeschnittenen Feder müssen die Anfänger in der Schule und zu Hause sich fleißig üben, um sich eine ungezwungene Federhaltung und die rechte Körperstellung anzugewöhnen.

Damit auch bei den kalligraphischen Uebungen Kopf und Herz der Schüler nicht leer ausgehen, verlangt der ehrwürdige de Lasalle, daß die Vorschriften Sätze aus der heiligen Schrift, Sittensprüche und dergleichen enthalten sollen.

De Lasalle und sein Institut haben sich um die Verbreitung und Popularisirung der Schreibkunst sehr große Verdienste erworben. Die Schreiblehrer, deren Privilegien wir früher kennen gelernt haben, hatten den Schreibunterricht nicht nur theuer, sondern auch schwer gemacht, indem sie phantastische Verzierungen, Schnörkel und dergleichen an den Buchstaben anbrachten und das Schreiben als Schriftmalerei betrieben. De Lasalle hat die Schrift vereinfacht, den Schreibunterricht in allen Schulen des Instituts eingeführt und durch dieses Vorgehen bewirkt, daß von da an auch alle anderen Schulen den Schreibunterricht ebenso eifrig pflegten, wie den Leseunterricht.

Zur Orthographie zählt die „Leitung" nicht bloß das eigentliche Rechtschreiben, sondern auch die Grammatik, die Abfassung von Civilacten und die Geschäftscorrespondenz. Das Verfahren de Lasalle's bei diesem Unterrichte läßt sich auf den Satz zurückführen: Wenig Regeln, aber viele Uebungen! Dieser von de Lasalle befolgte Grundsatz gewinnt mehr und mehr auch beim deutschen Sprachunterrichte praktische Geltung in der Schulwelt.

Auch bei diesem Gegenstande sollen die Schüler bis zur Selbständigkeit gefördert werden. „Nachdem sie eine Zeit lang die verschiedenen Muster, welche erklärt worden sind, nachgeschrieben haben, wird der Lehrer ihnen die Aufgabe stellen, selbst Zusagen, Quittungen, Rechnungen, Lieferungsanzeigen, Empfangscheine, Ueberschläge und dergleichen zu entwerfen und niederzuschreiben ... Deßgleichen wird er sie verpflichten, dasjenige aufzuschreiben, was sie von einem durchgenommenen Pensum behalten haben. Sind Schüler da, welche zu schwach sind, um solche Inhaltsangaben zu fertigen, so sollen sie, ohne jedoch in das Buch zu schauen, die Lectionen niederschreiben, welche sie in der vorhergegangenen Woche auswendig gelernt haben." Man sieht aus dieser letzten Vorschrift, daß de Lasalle bereits das anstrebte, was wir die Concentration des Unterrichtes nennen.

Der ganze Lehrplan de Lasalle's für die Volksschule umfaßte außer dem Religionsunterrichte: Lesen des Gedruckten und der Handschriften, Schönschreiben, Anstandslehre, Rechtschreiben, Elemente der Grammatik, Rechnen, Kenntniß des Maß-, Münz- und Gewichtssystems, Zeichnen, Gesang, Geschäftsaufsätze. Wenn man bedenkt, daß die Schüler zu den Zeiten des ehrwürdigen Stifters später in die Schule eintraten und dieselbe früher verließen, als es heute bei uns der Fall ist, so muß man zugestehen, daß es keine kleine Aufgabe war, mit solchen Schülern den vorstehenden Lehrplan binnen weniger Jahre durchzuführen. Die Tendenz dieses Lehrplanes ist eine formale und eine materiale. Einerseits soll die Intelligenz der Schüler so weit entwickelt werden, daß sie zur eigenen Fortbildung befähigt sind, andererseits sollen sie sich alle die Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen, welche für ihren Beruf als Christen und als Arbeiter (Handwerker) nothwendig sind.

Die Naturkunde fehlt im obigen Lehrplane, weil deren besondere Behandlung unter den damaligen Schulverhältnissen rein unmöglich war und weil die Naturwissenschaft zu jener Zeit überhaupt noch nicht die Bedeutung erlangt hatte, welche ihr heute zukommt. Auffallender könnte es erscheinen, daß auch die Geographie nicht als besondere Disciplin angeführt ist. Wir haben aber bei Besprechung der in St. Yon errichteten Bildungsanstalten gesehen, daß der ehrwürdige de Lasalle diesen Unterrichtsgegenstand nicht gering schätzte und ihn überall einführte, wo die Schüler längere Zeit die Schule besuchten. In den späteren Ausgaben der „Leitung" ist nicht bloß die Geographie, sondern auch die Geschichte als besonderer Lehrgegenstand aufgeführt. Ueberdieß wissen wir, daß de Lasalle bei günstigen Verhältnissen die Einführung eines dritten Lesebuches verordnete, „über welches sich die Directoren für jeden Ort mit dem Bruder Superior verständigen sollen".

Die Brüder der christlichen Schulen sind übrigens für die Fortschritte der Pädagogik und besonders der Didaktik nicht un-

zugänglich. So ſehr ſie auch an den Regeln ihres Inſtitutes, an dem Geiſte und den Erziehungsgrundſätzen ihres tugendhaften Stifters feſthalten, ſo ſind ſie doch bereit, die erprobten Verbeſſerungen der Unterrichtsmethode anzunehmen. Wer die letzte Ausgabe der „Leitung" mit der erſten vergleicht, der wird ſich davon überzeugen, daß die Brüder die entwickelnde und kraftbildende Methode, deren Grundzüge von dem ehrwürdigen de Lafalle bereits entdeckt waren, fortgebildet und vielfache Verbeſſerungen in ihren Schulen eingeführt haben. Welche Grundſätze das Inſtitut in dieſer Beziehung befolgt, können wir am beſten und zuverläſſigſten aus dem Circularſchreiben erſehen, welches der gegenwärtige Generalſuperior Bruder Irlide am 15. Juni 1878 an die Brüder gerichtet hat. Da heißt es unter Anderem: „Seid feſt überzeugt, daß uns unwiderſprechliche Erfolge nothwendig ſind, — was Methoden von überlegener Vortrefflichkeit vorausſetzt, — um eine zahlreiche Schaar von Schülern unſeren Anſtalten zuzuführen und ſie darin feſtzuhalten. Die Mittelmäßigkeit würde die Abnahme der Frequenz zur Folge haben und der Schülermangel in unſeren Schulen würde vorerſt zur Ohnmacht und Mißachtung und alsdann mit Nothwendigkeit zum baldigen Ruine führen. Das Intereſſe der Religion verlangt alſo, daß wir nichts vernachläſſigen, um die Vorzüge und den guten Ruf, deren ſich unſere Klaſſen erfreuen, zu erhalten und ſelbſt zu vermehren, d. h. um ſowohl das Vertrauen der Familien als auch die Sympathien und den Schutz der verſchiedenen Schulbehörden zu erwerben oder zu erhalten. Dazu iſt, wie ihr leicht begreifet, nothwendig, daß ihr alle, meine vielgeliebten Brüder, und beſonders die jüngeren, mit Eifer euch befleißet, die Tugenden und Kenntniſſe euch zu erwerben, welche den guten Lehrer ausmachen. Unſer Unterricht muß jetzt mehr als je auf allen Stufen methodiſch, gründlich und den verſchiedenen Bedürfniſſen der Bevölkerungsſchichten, für welche er beſtimmt iſt, angepaßt ſein. Die unbeſtreitbaren Dienſte, welche ihr der Geſellſchaft leiſtet, und die glänzenden

Erfolge eurer Schüler ſind für euch die einzige paſſende Antwort, welche ihr auf die Verleumdungen einer ſchmutzigen Preſſe geben könnt. Die genaue und pünktliche Beobachtung ſowohl unſerer heiligen Regeln als auch der Geſetze, Decrete und Verordnungen, welche das Volksſchulweſen regeln, iſt das ſicherſte Mittel, um jede gerechte und begründete Klage abzuſchneiden, und die beſte Schutzwehr gegen ſolche Angriffe, welche aus ungerechten Vorurtheilen gegen die Religion hervorgehen, deren Verbreitung unſere Pflicht und unſere ausdrückliche Miſſion iſt. Die öffentlichen Gewalten haben das unbeſtreitbare Recht, Geſetze über die Organiſation des ſcientifiſchen und literariſchen Unterrichtes zu geben, denſelben einer guten Leitung zu unterſtellen, ſeine Fortſchritte zu befördern, ſeine Erfolge feſtzuſtellen u. ſ. w. Der Ordensſtand, dem wir angehören, iſt weit davon entfernt, uns den Pflichten und Verbindlichkeiten, welche die anderen Lehrer haben, zu entziehen; er legt uns im Gegentheil die ſtrenge Pflicht auf, den übrigen Lehrern das Beiſpiel der größten Folgſamkeit und Pünktlichkeit in allem zu geben, was nicht mit den Geſetzen Gottes oder der Kirche oder mit den Regeln und dem Geiſte unſeres Inſtitutes im Widerſpruche ſteht."

XXI.

Einige Zeugniſſe über die Erfolge der Brüder der chriſtlichen Schulen.

Das Inſtitut des ehrwürdigen de Laſalle iſt lange Zeit hindurch in Deutſchland ignorirt worden und ſelbſt vielen katholiſchen Schulmännern unbekannt geblieben. Hätte z. B. Abt Felbiger die Einrichtung und die Lehr- und Erziehungs-Methode des von ſeiner Kirche approbirten Ordens der Brüder der chriſtlichen Schulen ſtudirt, ſo würde er nicht nöthig gehabt haben, bei Hecker und Hähn in Berlin in die Lehre zu gehen, und er wäre vor manchen Mißgriffen bewahrt worden. Erſt in der neueren Zeit, deren geiſtige Richtung nach Riehls Aus-

druck eine hiſtoriſche iſt, hat ſich die Aufmerkſamkeit der Schulwelt auch dem großartigen Inſtitute des ehrwürdigen de Laſalle zugewendet.

Im Jahre 1856 hat Dr. M. Strack im Schulblatte für die Provinz Brandenburg einen eingehenden, auf eigener Wahrnehmung beruhenden Bericht über die franzöſiſchen Schulzuſtände veröffentlicht, worin er ſich über die Leiſtungen der Brüder der chriſtlichen Schulen alſo ausſpricht: „Richtiges und ausdrucksvolles Leſen, Sicherheit in der Orthographie, gründliche und feſte Kenntniß der wichtigſten Regeln der Grammatik, eine Handſchrift, die man faſt muſtergiltig nennen kann, große Fertigkeit und Zierlichkeit im Handzeichnen, vollkommene Sauberkeit im Gebrauche des Zirkels, der Reißfeder und des Lineals, ausreichende Bekanntſchaft mit den geographiſchen Verhältniſſen des Vaterlandes, ſicheres Rechnen mit einfachen und gebrochenen Zahlen, natürlich auch mit den für Frankreich ſo wichtigen Decimalbrüchen, und mindeſtens wortgetreue Bekanntſchaft mit allen zu den katholiſchen Religionsübungen gehörigen Gebeten, Sprüchen und liturgiſchen Formeln: das etwa war es, was ich bei den Schulbrüdern (in Paris) vorgefunden, wovon ich mich durch eigenes Anſehen wie durch perſönlich vorgenommene Prüfungen überzeugt und wovon ich mir Proben mitgenommen habe, die jedem Unbefangenen Achtung vor jenen Anſtalten einflößen müſſen. Bedenkt man, aus welchen Verhältniſſen und welchen Umgebungen die Schüler dieſer den Unterricht ganz unentgeltlich ertheilenden, mithin auf die ärmſten Volksſchichten berechneten Anſtalten kommen, welche Hinderniſſe und Schwierigkeiten der Wiederholung und Einprägung des in der Schule Erlernten, der Erhaltung des in der Schule in ſittlicher Hinſicht Gewonnenen daheim entgegenſtehen, ſo müſſen die hier angedeuteten Erfolge auf den, der ſie beachtet, in noch viel höherem Grade erfreuend und überraſchend wirken, und er hat alle Urſache zu fragen, wie und wodurch man ſie erzielt.... In der That, die Leiſtungen und die Erfolge des Ordens der

Brüder der christlichen Schulen sind ganz der Größe und der Entsagung, die er übt, entsprechend; dieß einzuräumen und offen auszusprechen, erfordert schon der einfachste Sinn für Gerechtigkeit, geschweige denn die uns im Evangelium gebotene Wahrhaftigkeit und Bruderliebe. Was hinsichtlich der Volksschule Frankreichs im Allgemeinen rühmend von uns angeführt ist, gilt ganz besonders von den Schulen dieses Ordens: ihnen zunächst und mittelbar dem Wetteifer, zu dem sie anregen, verdankt Frankreich die schönen Resultate, von denen wir gesprochen haben. Und wie könnten diese auch ausbleiben bei einem Werke, das eine religiöse Basis hat, und dessen Förderer Hingebung und Selbstverleugnung zur Grundbedingung ihrer gesammten Wirksamkeit gemacht haben? Ist's nicht natürlich, daß Männer, denen die Schule nie Mittel, sondern immer nur Zweck des Lebens ist; die nur für diesen Stand, für ihn jedoch vollkommen, vorbereitet sind; denen Unzufriedenheit mit ihrem äußeren Lohne, häusliche Sorgen aller Art, Ehrgeiz, Dünkel und andere Leiden, an denen das Herz so manchen Lehrers krankt, nie nahe treten können; die keinerlei Versuche und Neuerungen in Zucht und Lehrweise zu machen wagen, vielmehr bescheiden nur das Erprobte und Bewährte üben, und welche endlich die Ausbreitung des Reiches Gottes als letzten Zweck stets unverrückt vor Augen haben; ist's nicht natürlich, fragen wir, daß solche Männer, fest zu einander haltend, an Ziele gelangen, die ihre weltlichen Berufsgenossen nur selten und nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen erreichen können?"

Der berühmte Akademiker, Bischof Felix Dupanloup, stellt den Brüdern der christlichen Schulen an mehreren Stellen seines Werkes über „Die Erziehung" das beste Zeugniß aus. Wir wollen hier nur jene Stelle (deutsche Uebersetzung, Mainz, Kirchheim, I. Seite 311 f.) anführen, welche den Volksschul-Unterricht der Schulbrüder betrifft. „Ich habe oft in der Nähe solche Kinder betrachtet, welche in den christlichen Schulen erzogen worden waren, und ich muß gestehen, beim Anblick dieser

Kinder und der weiſen und bewunderungswürdigen Entwickelung ihres Geiſtes hat mich oft die tiefſte Rührung ergriffen. Ich ſcheue mich nicht, es zu ſagen: ihre intellectuelle Erziehung hatte, wenn ſie ſich auch in gewiſſen Schranken halten mußte, doch den Charakter des Vollkommenen und Vollendeten; ihr Unterricht war ſo lebensvoll und tüchtig, daß man ſelbſt in einem gegebenen Horizonte ſeine Grenzen nicht bemerkte. Die jungen Geiſter nahmen ſtets an Schwung zu und nach mehrſtündiger Unterhaltung verließen wir ſie, ohne die Grenzen ihrer Intelligenz gefunden zu haben. Gewiß beklagte ich ſie nicht, daß ſie in jenen frivolen Künſten nicht unterrichtet waren, welche die Mußeſtunden der Reichen ausfüllen und ihr Leben verweichlichen; ich beklagte ſie nicht, daß ſie von den gelehrten Dingen nichts wußten, worin die Mittelmäßigkeit ſo leicht und die Eitelkeit ſo kläglich iſt. Wenn ich aber ſah, wie ſie mit ſo vielem Eifer ihre Blicke und den flüchtigen Sinn ihres Alters auf fromme und belehrende Bücher richteten; wenn ich hörte, wie ſie mit ſo vieler Intelligenz die Lehren der bibliſchen Geſchichte, der Geographie, der Orthographie und der grammatikaliſchen Analyſe auswendig herſagten; wenn ich ſah, mit welcher feſten Schrift ſie die Vorſchriften des Evangeliums und die Lehren der Tugend niederſchrieben, mit welcher ſicheren Hand ſie die erſten Anfänge des Linearzeichnens übten, wenn ich ſie mit Geſchmack leſen, mit Methode ſingen und mit einer ſo liebenswürdigen Einfachheit und beſcheidenen Sicherheit auf alle Fragen antworten hörte, ſagte ich in meinem Herzen: Seid geſegnet, Kinder! Ihr und eure Lehrer, ſeid geſegnet! Ihr und die Religion, welche euch erzogen hat, ſeid geſegnet! Und ich erinnere mich, daß in einem ſolchen Augenblick einer der erſten Beamten der Hauptſtadt, der gleich mir dieſen einfachen Wundern als Zeuge beiwohnte, voll Erſtaunen zu mir ſagte: ‚Dieſe Kinder ſind ja mehr und beſſer unterrichtet, als die große Mehrzahl jener, welche nach zehn Studienjahren unſere Collegien verlaſſen!‘ — Und das war wahr! Jetzt, da es offenbar un-

möglich ist, die religiösen Erzieher des Volkes zu beschuldigen, sie wollten dem Volke den Unterricht verweigern, erhebt man den umgekehrten Vorwurf: man schreit gegen die Vielfältigkeit der in den ‚christlichen Schulen' der Jugend beigebrachten Kenntnisse! Dieß ist, man muß es gestehen, eine sonderbare Beschuldigung, um so sonderbarer, als man zu einer anderen Zeit eine hievon sehr verschiedene Sprache führte. Wer erinnert sich heute nicht noch der Verachtung, womit man ehemals von den christlichen Schulen und von den ‚Frères ignorantins' sprach? Nun, die ‚Frères ignorantins' haben den heldenmäßigen Muth gehabt, diesen ungerechten und grausamen Verspottungen zu widerstehen, und lassen sich durch dieselben nicht abhalten, sich, wie sie es immer gethan haben, den gerechten Anforderungen der Gesellschaft, die sie erziehen sollen, zu fügen. Sie haben den Kreis ihres Unterrichtes erweitert, als die Bedürfnisse der Zeit dieß erforderten; zugleich aber haben sie klug jede Uebertreibung vermieden. Man darf übrigens nicht vergessen: sollte heute ihr Unterricht den Vorwurf einer übermäßigen Ausdehnung verdienen, so dürfte man denselben nicht ihnen, sondern dem alten Gesetz über den Primärunterricht machen. Aber ich wiederhole es, man sei unbesorgt: ihre Klugheit und Erfahrung haben die Folgen der gefährlichen Principien, welche eine unbesonnene Gesetzgebung eingeführt hatte, zu neutralisiren gewußt. Nichtsdestoweniger erkennen wir die große Gefahr an, davon fortgerissen zu werden; wir haben aber die feste Zuversicht, daß sich jene religiösen Erzieher von diesem traurigen Hange nicht hinreißen werden lassen; dieß verbürgen uns der Geist und die Motive, welche ihre Hingebung beseelen."

Auch aus Amerika schallt das Lob der Schulbrüder zu uns herüber. John Maguire schreibt in „The Irish in America" (6. October 1871): „Die Brüder unterrichten nach einer der besten Methoden, die es in der Welt gibt. Die Fortschritte ihrer Zöglinge in den höchsten Zweigen der Geistesbildung sind

ein Gegenstand der Bewunderung für die Journale von ausgeprägtester protestantischer Richtung."

Die wiederholten „Weltausstellungen" in Paris gaben reichliche Gelegenheit zur vergleichenden Beurtheilung der Leistungen der Schulbrüder. Der als tüchtiger Schulmann anerkannte, leider zu früh verstorbene Seminardirector J. Haug, welcher die Pariser Ausstellung vom Jahre 1867 besucht hatte, gab in seinem Berichte über die französische Schulausstellung den Schulbrüdern folgendes Zeugniß: „Die Rivalität zwischen den öffentlichen und den freien Schulen kann — freilich abgesehen von der religiösen Erziehung — nur im Interesse des Volksunterrichts liegen. Dieß zeigt auch die französische Schulausstellung; bei diesem Concurs haben sich die von Congregationen gehaltenen Schulen verhältnißmäßig nicht nur in größerer Zahl betheiligt, als die andern, sondern sie haben auch Arbeiten geliefert, die zum Vorzüglichsten der ganzen Ausstellung gehören, wie z. B. die Zeichnungen und Modelle aus Stadtschulen und Pensionaten, in denen Schulbrüder den Unterricht besorgen (Paris, Sedan, Rheims, Mézières, Bayeux, Nantes, Rouen, Verdun ꝛc.). Ebenso gehört die Schreibmethode des Schulbruders Leobert zu Bordeaux zu den besten, die Schriften aus seiner Schule neben denen aus der höheren Pariser Stadtschule Turgot zu den schönsten." (Vergl. Magazin für Pädagogik 1868, H. 1, S. 73.)

Mein verehrter Redactionscollege Professor F. Schneider am katholischen Schullehrerseminar in Gmünd hat mehrere Wochen lang die letzte Pariser Weltausstellung besucht und dabei seine Aufmerksamkeit vorzugsweise der dem Schulwesen gewidmeten Abtheilung zugewendet. In seinem, mit großer Sachkenntniß abgefaßten Berichte „Die Schulen auf der Pariser Weltausstellung" gibt er über die Erfolge der Brüder der christlichen Schulen das nachfolgende Urtheil ab (vergl. Magazin für Pädagogik 1878, Nr. 50):

„Die Verfolgung des Schulbrüder-Instituts in Frankreich muß einem schlichten Verstande um so unerklärlicher erscheinen,

je länger er damit die imposanten Leistungen vergleicht, welche die Brüder in ihren Schulen hervorbringen, und die zum Besten gehören, was die Unterrichtsausstellung der niederen Schulen überhaupt enthält. Die Zusammenstellung der einzelnen Stufen des Unterrichts in den verschiedensten Fächern sowohl durch Schülerarbeiten, als durch Lehrbücher oder Vorlagewerke, war nirgends so schön durchgeführt, und die einzelnen Arbeiten konnten nirgends durch ihr Aeußeres schon anziehender erscheinen, als eben hier. Man hatte sich außerdem die Mühe genommen, ein detaillirtes Programm im Druck herauszugeben, das Denjenigen zur Verfügung stand, welche sich für die Ausstellung interessirten, und mehrere Lehrer standen stets zu mündlicher Auskunft über die ausgestellten Objecte bereit.

„Die Ausstellung der Lehrmittel und Schülerarbeiten des Instituts umfaßte zunächst in einem der drei zu Klasse VI gehörigen Säle die von den Brüdern verfaßten und vom Institut herausgegebenen Werke (livres classiques), die Lehrmittel für den geographischen Unterricht und das Zeichnen, Sammlungen für Schulmuseen und den Anschauungsunterricht, Wandtafeln für den Unterricht in der gewöhnlichen Technologie, endlich einen Theil der in den freien Schulen ausgeführten Schülerarbeiten. In dem sogenannten Pavillon Ferrand, einem Annex der Klasse VI, war der größte Theil der in große Folianten eingebundenen Schülerarbeiten, Zeichnungen, Karten, Hefte untergebracht, welche in dem genannten Saale nicht mehr Platz gefunden hatten. Im selben Saale endlich und in der langen, durch gemalte Fenster nach außen abgeschlossenen Gallerie, welche die französische Abtheilung begrenzte, befanden sich diejenigen Arbeiten, welche der Unterrichtsminister aus den Lehrerseminarien und den öffentlichen Elementarschulen des Instituts sowie aus den öffentlichen Laienschulen zur Ausstellung hatte auswählen und nach Akademie und Departements geordnet im Palais des Marsfeldes unterbringen lassen. Der belgische Annex enthielt ähnliche Arbeiten wie die genannten, aus den in

Belgien vom Schulbrüderinſtitut geleiteten Schulen; der algeriſche Pavillon desgleichen, und ſelbſt aus den Schulen der Inſel Réunion und von Cochinchina fand man Schönſchreib- und Zeichenhefte, Stilübungen, Karten und dergleichen. Endlich hatten die Frères Beiträge zur geographiſchen Abtheilung und zur Ackerbauſection geliefert; in jener figurirten Reliefkarten und Situationspläne, in dieſer eine topographiſche Karte über einen Theil der Côte d'Or, außerdem Wandtafeln zum Unterricht in der Obſtbaumzucht, und zur Belehrung über die Reblaus und den Rebenblattwickler, landwirthſchaftliche Erzeugniſſe von den Anſtalten in Beauvais und Rheims, Herbarien und verſchiedene andere Sammlungen.

„Beweiſen dieſe Leiſtungen im Allgemeinen eine ungemeine Thätigkeit des Schulbrüderinſtituts, ſo zeigt eine genauere Betrachtung der Schülerarbeiten im Einzelnen die Fruchtbarkeit ihrer Unterrichtsmethode. Zunächſt fällt auch dem oberflächlichen Blick die merkwürdige Eleganz und peinlichſte Sauberkeit der ausgeſtellten Schreib- und Zeichenproben auf, mit einem Wort eine vorzügliche Disciplin in den graphiſchen Arbeiten der verſchiedenſten Art. Ich ſah Schriften von vorzüglicher Schönheit und Imitationen von Druckſchrift auf Zeichnungen, die ſich nur einem genau prüfenden Auge als Handarbeit ohne Weiteres darſtellen. Die Aufſatz- und Ueberſetzungshefte waren mit demſelben Fleiße durchgeführt, und die Rechenaufgaben in ſauberſter und überſichtlichſter Weiſe arrangirt. Was dieſe letzteren betrifft, ſo iſt namentlich die Durchführung der ſchriftlichen Darſtellung von Intereſſe, inſofern der Gang der Rechnung auf der einen Hälfte der Seite (etwa links) in Zahlen ohne Zwiſchenſchrift notirt und dort die Rechnung beendigt, auf der anderen Seite (rechts) der Text für die einzelnen Schlüſſe angefügt iſt. Wenn der Schüler durch jahrelanges Beiſetzen der Schlüſſe die nöthige Selbſtändigkeit erlangt hat, ſo bleibt der Text weg, und die Rechnung für den praktiſchen Mann unterſcheidet ſich in nichts ſonſt von der längſt geübten

aus der Schulzeit. Im Rechnen wie in der Geometrie begegnen wir ſtets einer ſorgfältigen Rückſicht auf das praktiſche Leben, dem entſprechend wird die Buchführung gepflegt und in der Geometrie all das aus der praktiſchen Geometrie, Baukunſt, dem Ingenieurweſen hereingezogen, was als elementar dem gemeinen Mann geläufig ſein ſoll. Die Geographie erfreut ſich einer beſonderen Pflege. Wie für viele andere Fächer, ſo exiſtiren auch für dieſes den einzelnen Stufen entſprechende Hilfsbücher für die Schüler und andere für die Lehrer. Der letztere Umſtand mag zuweilen auch die Gefahr eines Mechanismus für den Unterricht mit ſich bringen; allein ein Buch für die Hand des Lehrers muß nicht nothwendig den in Nordamerika oft gerügten Mißſtand der „textbooks“ herbeiführen; namentlich wird er dieß weniger riskiren, wenn, wie ich da und dort bemerkt, es ſich mehr angelegen ſein läßt, Rathſchläge und Winke für den Lehrer zu geben, als ihm ſeine Aufgabe gewiſſermaßen vorzukauen. Auf das Kartenzeichnen, Copiren und nachher Auswendigzeichnen derſelben wird mit Recht großes Gewicht gelegt, und kaum irgendwo habe ich auch überraſchendere Reſultate geſehen, als eben darin. Wie ſehr, ſo möchte ich auch manchen Schulen zurufen, liegt das Kartenzeichnen, auch das allerelementarſte, noch vielfach im Argen, und wie oft führt der Lehrer den Schüler in die Fernen fremder Erdtheile, ohne ihm vorher ein irgendwie genügendes Bild des Heimathlandes gegeben zu haben. Die Methode, welche die Schulbrüder beim geographiſchen Unterricht verfolgen, iſt die, daß ſie mit der ſogenannten Heimathskunde alsbald die nothwendigſten Begriffe über die Erdkugel, die Erdtheile, Meere u. ſ. w. verbinden, und ſo auf einer anderen Seite wieder zu dem kommen, was die Heimathkunde ohne jenen weiteren Blick auch anſtrebt. Daneben geht aber ſtets das Zeichnen deſſen, was gelehrt wird (ſofern es die leichter verſtändlichen Bilder ſind), und jede der Kartenſkizzen wird eingeübt, bis der Schüler ihrer mächtig iſt.

Um das Zeichnen der Umriſſe wie der Fluß- und inneren Grenzlinien zu erleichtern und die nöthige Genauigkeit zu ſichern, wird über jede Karte, welche zu copiren iſt, ein Quadrat gezogen, welches an irgend welche wichtige und im Gedächtniß leicht haftende Punkte geknüpft iſt. Alle übrigen wichtigen Punkte werden auf dieſes Quadrat, beziehungsweiſe ſeine Halbirungslinien, in der Art der Coordinatenſyſteme bezogen; der Lehrer zeichnet die Karte langſam unter ſteter genauer Beſtimmung der wichtigſten Punkte an die Wandtafel, der Schüler zeichnet ſie nach, und nach drei- oder viermaliger Zeichnung iſt das Kartenbild geiſtiges Eigenthum geworden. Man zeigte mir derartige von Schülern von vierzehn Jahren gefertigte Skizzen, zu denen drei Viertelſtunden Zeit gegeben war, und die eine ganz ſtaunenswerthe Sicherheit der Linien und großen Reichthum des darin niedergelegten Wiſſens verriethen. Für die hier in Betracht kommenden Schulen iſt ein ſolches Hilfsquadrat ohne allen Zweifel das Beſte; zudem haben ſie in ihren Schulen den Vortheil, den Meridian von Paris als Mittellinie für das Quadrat zu wählen, oder ihn jedenfalls in nahe Beziehung zu derſelben zu ſetzen, womit dann wenigſtens ein Meridian richtig iſt. Die genaue geographiſche Lage des Landes wird überhaupt nur in höheren Schulen im Einzelnen berückſichtigt werden können, wogegen die durch Meridiane und Parallelkreiſe gegebenen Rechtecke (beziehungsweiſe Trapeze), in Karten von kleinen Ländern oder Provinzen, wenigſtens für das Heimathland, ſchon auf niedrigerer Stufe mit Vortheil benützt werden können. Daß auch hier Frankreich in der ausgedehnteſten Weiſe vor allen anderen zur Betrachtung kommt, iſt ſelbſtverſtändlich. Ja, ich denke, dieſe Beſchränkung auf das Nächſte, der wir auch in engliſchen Schulen begegnen, wäre namentlich den unteren Klaſſen unſerer Gelehrten- und Realſchulen zu empfehlen. Darin iſt man bei uns bisher etwas zu kosmopolitiſch verfahren, und das Reſultat war, daß Deutſchland zu kurz kam.

„Viele der genannten Arbeiten waren in dem obenerwähnten

Pavillon Ferrand zu finden, der vier oder fünf kleine Säle enthielt, einer von den Arbeiten der Ecoles chrétiennes besetzt. Den Glanzpunkt bildeten ohne allen Zweifel die in großen Folianten zusammengestellten Freihand- und Linearzeichnungen aus verschiedenen Anstalten, von Paris, von Rheims, von Dreux, von Aubin u. s. w. u. s. w. Im Ganzen waren mehr als 150 dieser Schulen vertreten. Nicht gerade alle bloß durch Zeichnungen; die Gipsmodelle und Thonmodelle von Architekturgliedern, die Holzmodelle von Treppen, Dachconstructionen, die Arbeiten in Eisen und Stahl, und Gips- oder Thonmodelle nach Antiken (Büsten und Köpfen) nahmen einen sehr bedeutenden Platz ein. Nicht alle diese Objecte stammen aus der Hand von jugendlichen Schülern, wenn auch die meisten zwischen 14 und 16 Jahren stehen. Viele derselben sind Lehrlinge, das Programm der Frères erwähnt aber ausdrücklich als Aufgabe des Instituts auch den Unterricht von Erwachsenen. Eine obere Grenze, bis zu welcher der Unterricht getrieben wird, läßt sich nicht durchweg angeben; denn wenn sich die Schulen auch selbstverständlich nach dem Normallehrplan der Regierung richten, so bleibt ihnen unbenommen, diejenigen ihrer Zöglinge, welche länger verbleiben, weiter zu führen. Talentvolle Schüler werden also für höhere Schulen oder für eine technische Laufbahn vorbereitet, und es gibt solche, die von diesem höheren Curs bei den Brüdern in größeren industriellen Etablissements, in Handlungshäusern einen Platz finden, oder auch in eine Ingenieur- oder Bauschule, manchmal sogar in die Kunstschule übertreten. Die ausgestellten Zeichnungen gehörten dem entsprechend allen möglichen Gebieten an; da fanden sich neben elementaren Uebungen im geometrischen Zeichnen ganze Situationspläne, Grundrisse von Gebäuden, farbig behandelte Ansichten von Gebäuden, und als Vorübungen zu letzterem die wichtigsten Aufgaben der darstellenden Geometrie und der Schattenconstruction. Mit Hilfe der selbstverfertigten Modelle und anderer Veranschaulichungsmittel scheinen

hier die Schüler raſcher als ſonſt in die im Grund genommen auch nicht allzu ſchwierigen Conſtructionen der darſtellenden Geometrie eingeführt zu werden. Mit ſeinem pädagogiſchem Blick werden Schattenconſtructionen ſo früh als möglich den elementaren Aufgaben angefügt, und das Mittel der Pinſelanwendung wird ſchon von Anfang an in den Dienſt genommen. Welche überraſchende Erfolge ihre Methode des Freihandzeichnens erzielt, iſt nicht bloß in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland und Oeſterreich längſt bekannt. Vierzehnjährige Schüler ſieht man hier die ſchwungvollſten Umriſſe in kurzer Zeit vollenden, und die reizendſten Schattirungen mit einer Freiheit ausführen, die weit über ihrem Alter zu liegen ſcheint. Unter vielen möchte ich bloß die Concursarbeiten der Pariſer Schulen vom 4. April 1878 erwähnen, die einen großen Folioband füllten. Wenn ein ſolcher Concurs angekündigt iſt, ſo bringt am Morgen des betreffenden Tages der Inſpector eine den Schülern bisher unbekannte Vorlage (bei dem genannten Concurs war es ein Gipsmodell nach einem Ornament in der Sainte Chapelle), enthüllt ſie vor den Schülern, welche nun alle dieſelbe copiren. Die fraglichen Arbeiten waren das Werk von drei Stunden. Die Schüler zählten durchſchnittlich 13—14 Jahre. Der erſte der Zeichner hatte nicht bloß die Umriſſe tadellos copirt, ſondern das Ganze in meiſterhafter Weiſe vollſtändig ſchattirt. Die Methode dieſes Schattirens iſt bei uns erſt durch franzöſiſche Vorlagen verbreitet worden, und iſt entſchieden ſpecifiſch franzöſiſch. Die von Goupil in Paris veröffentlichten Vorlagen nach Meiſterwerken der Sculptur und Malerei brechen ihr neuerdings Bahn auch bei uns, und ſie ſind es, an welchen die Frères ihre Schüler das Schattiren eines Modells oder eines Naturvorbildes lehren. Daß die Schulen nach den zahlreichen Anerkennungen ihrer Zeichenmethode mit einem gewiſſen Stolz auf dieſelbe blicken, iſt darnach wohl ſelbſtverſtändlich."

Nach dieſen Zeugniſſen dürfte es wohl unzweifelhaft ſein,

daß dem Wirken der Schulbrüder ein nicht geringer Antheil an der Superiorität der französischen Industrie und namentlich des französischen Kunstgewerbes zukommt. Uebrigens dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die angeführten Unterrichtsresultate nicht das einzige, ja nicht einmal das hauptsächlichste Ziel der Wirksamkeit der Schulbrüder bilden. Höher als das Wissen und Können steht ihnen die Bildung des Willens und die Veredlung des Herzens, die christliche Erziehung. Welche Erfolge sie hierin erreicht haben, das kann keine Ausstellung kundgeben, das weiß nur Gott und das christliche Volk, welches seine Kinder mit vollstem Vertrauen den Schulen der Brüder übergibt.

XXII.

Schlußbetrachtung.

Nur mit den Gefühlen der innigsten Hochachtung und ungetheilten Bewunderung können wir auf das Leben und Wirken des ehrwürdigen de Lasalle zurückblicken. Er sah das Elend und das Verderben, welches Unwissenheit und Irreligiosität unter dem Volke anrichteten, und sein edles Herz wurde von christlich frommer Theilnahme ergriffen. „Mich erbarmet das Volk," sprach er, und faßte den heldenmüthigen Entschluß, sein ganzes Leben und Streben der Erziehung der Kinder des Volkes zu weihen. Er entsagte seiner Würde, verschenkte sein Vermögen, trennte sich von seiner Familie, verließ sein väterliches Haus und wurde ein armer Lehrer der Armen. Und da der geistige und sittlich-religiöse Nothstand des Volkes in dem Mangel an guten Lehrern seinen Grund hatte, so faßte er den großen Plan, eine sich selbst erhaltende und erneuernde und dadurch unsterbliche Gesellschaft von Lehrern und Erziehern zu stiften, durch welche die Massen des Volkes bis in die fernsten Zeiten aus der Nacht der Unwissenheit und dem Pfuhle der Unsittlichkeit emporgezogen würden.

Dieſen Plan hat er verwirklicht unter Hemmniſſen aller Art; im Kampfe mit Hunger und Noth, mit den Vorurtheilen der Zeit und den ſelbſtſüchtigen Anſprüchen eines veralteten Monopols, verkannt von Freunden, verleumdet von Feinden, verfolgt und verurtheilt von der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit, gequält von ſchmerzhaften Krankheiten, erſchöpft von übermenſchlichen Anſtrengungen und Opfern — hat dieſer große Mann durch die Kraft ſeiner heldenmüthigen Liebe und ſeines nie verzagenden Gottvertrauens ein Inſtitut geſchaffen und eingerichtet, welches einzig in der Welt daſteht und alle ähnlichen Anſtalten durch ſeine wachſende Fruchtbarkeit, ſeine erprobte Dauerhaftigkeit und ſeine großartigen Erfolge weit überragt. Wir müſſen vollſtändig dem Ausſpruche des Akademikers und Socialpolitikers Ambr. de Bonald beiſtimmen, welcher in ſeiner „Theorie der ſocialen Ordnung“ das Urtheil abgibt: „Das Inſtitut der Brüder der chriſtlichen Schulen iſt ein Meiſterwerk von Weisheit und Menſchenkenntniß.“

An dem Beiſpiele des großen Pädagogen de Laſalle erkennen wir auf's Neue, daß nicht der Reichthum des Wiſſens und des Verſtandes, ſondern vor Allem das edle Herz, jene ſtarke, übernatürliche Liebe, die aus dem Glauben entſpringt und Helden der Entſagung ſchafft, die großen Erzieher hervorbringt. Es ergreift uns, wenn wir leſen, wie A. H. Francke für die Waiſenkinder bettelte und ein Erziehungshaus für dieſelben gründete, und wie Peſtalozzi um die verwahrlosten Kinder väterlich ſich annahm; aber hier iſt mehr als Francke und Peſtalozzi! Der ehrwürdige de Laſalle hat die genannten großen und mit Recht berühmten Pädagogen nicht bloß an Hochherzigkeit und Opferwilligkeit, ſondern auch an organiſatoriſchem Talente übertroffen. Peſtalozzi mußte ſelbſt den Zerfall aller von ihm gegründeten Anſtalten mitanſehen; Francke's Waiſenhaus beſteht noch, aber der Geiſt des Stifters waltet längſt nicht mehr darin; das Inſtitut de Laſalle's aber hat ſich nicht bloß erhalten, ſondern auch immer weiter ausgebreitet,

und der hingebungsvolle Geist des Stifters lebt und wirkt fort in den Tausenden von Schulbrüdern, die in den verschiedensten Gegenden der Erde die Jugend unterrichten und christlich erziehen. Dieser Bund von Männern, die aus reiner Liebe zu Gott und zur Jugend Allem entsagen und durch heilige und ewige Gelübde sich verpflichten, ein armes Leben voll Mühe und Anstrengung zu führen, sich ganz und ungetheilt dem Unterrichte und der Erziehung zu widmen und nur mit Gott und ihren Schülern zu verkehren — ist ein solcher Bund nicht etwas Großartiges? Darf die katholische Kirche nicht stolz darauf sein, einen so großen und fruchtbaren Pädagogen hervorgebracht zu haben, welcher der Stifter und Stammvater dieses segensreichen Ordens der Brüder der christlichen Schulen ist?

Wer zählt die Millionen von Kindern des Volkes, besonders des armen Volkes, welche im Laufe von zwei Jahrhunderten durch die treuen Schüler des ehrwürdigen de Lasalle die unschätzbaren Wohlthaten des christlichen Unterrichtes und der christlichen Erziehung empfangen und so ihr zeitliches Wohl begründet und ihr ewiges Heil erlangt haben? Wer kann den Segen ermessen, welcher dadurch den Familien, den Gemeinden und der Gesellschaft zu Theil geworden ist? Verdient also der ehrwürdige Stifter nicht, den größten Wohlthätern der Menschheit beigezählt zu werden?

Der ehrwürdige de Lasalle hat den Volksschulunterricht geschaffen und organisirt zu einer Zeit, da der Staat noch nichts für denselben that, ihm vielmehr Hindernisse in den Weg legte. Und als später der Staat zur besseren Einsicht kam und sich ebenfalls der Volksbildung anzunehmen begann, da hatte er, wie zu Karls des Großen Zeiten, nichts Anderes zu thun, als die Schöpfungen der Kirche zu beschützen und nachzuahmen. Und dennoch möchte man den Satz, daß die Kirche die Mutter der Volksschule ist, zu einer leeren Phrase stempeln!

Lamennais that zur Zeit, da sein großer Geist sich noch nicht verirrt hatte, den Ausspruch: „Wenn ich nicht Priester

wäre, möchte ich ein Bruder der christlichen Schulen werden." Dieselbe Aeußerung wird von Vianney, dem heiligen Pfarrer von Ars, berichtet. In der That ist der Beruf eines Schulbruders ein ebenso wichtiger, wie beschwerlicher. Der Schulbruder ist der Apostel der Jugend, der Vor- und Mitarbeiter des Priesters. Er trennt nicht die Aufklärung des Geistes von der Veredlung des Herzens, er scheidet nicht die Bildung für den irdischen Beruf von der Vorbereitung für das übernatürliche Ziel, sondern er ertheilt eine wahrhaft harmonische Erziehung, indem er seine Zöglinge zu gleicher Zeit zu frommen Christen, zu braven Bürgern und zu fleißigen und zufriedenen Arbeitern heranbildet und dadurch Kirche, Staat und Gesellschaft sich zu Dank verpflichtet. Er trägt nach Kräften zur Lösung der socialen Frage bei, die nur durch eine wahrhaft christliche Erziehung einer gedeihlichen Erledigung entgegengeführt werden kann. Trotzdem werden die Brüder der christlichen Schulen in manchen Ländern von jenem unfaßbaren Wesen, das sich die öffentliche Meinung nennt, gehaßt und verfolgt. Die Ursache dieser blinden Gehässigkeit ist die Abwendung der modernen Gebildeten von der christlichen Weltanschauung, der Fanatismus des Unglaubens. Man will die Schulbrüder nicht, weil ihr Unterricht und ihre Erziehung durch und durch religiös sind, die Verblendung der Zeit aber die Nothwendigkeit des religiösen Charakters der Bildung nicht erkennen und anerkennen will. Sollte diese unselige Verblendung fortdauern und noch weiteren Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens gewinnen, dann würde das civilisirte Europa einer traurigen Zukunft entgegengehen. Eine Bildung ohne Religion ist gar keine wahre Menschenbildung, weil sie die höchsten Anlagen und Triebe der Verwilderung überläßt, und eine solche „Bildung" gereicht den Individuen und der Gesellschaft nicht zum Segen, sondern zum Verderben. Der Mensch, welcher das Gut seines stückweisen Wissens mit dem Herzen bezahlt hat, wird stets ein unzufriedenes Geschöpf und ein ge-

fährliches Element in der socialen Ordnung sein. Ein erfahrungsreicher Staatsmann, der Protestant Guizot, hat am Abende seines Lebens ein gewichtiges Zeugniß für die Nothwendigkeit der religiösen Bildung und für das segensreiche Wirken der Schulbrüder abgelegt, indem er in den „Denkwürdigkeiten" zur Geschichte seiner Zeit folgende Worte über die Schulfrage niederschrieb:

„Damit der Unterricht wahrhaft gut und social nützlich sei, muß er tief religiös sein. Und ich verstehe darunter nicht allein, daß der Religionsunterricht darin seine Stelle finde und daß die Religionsübungen in der Schule beobachtet werden. Auf so kleinliche und so mechanische Bedingungen hin wird noch kein Volk religiös erzogen; die Volkserziehung muß gegeben und empfangen werden inmitten einer religiösen Atmosphäre, die von religiösen Eindrücken und Gewohnheiten allseitig durchdrungen ist. Die Religion ist nicht ein Studium oder eine Uebung, für die man eine bestimmte Art, eine bestimmte Stunde ansetzt; sie ist ein Glaube, ein Gesetz, welches sich beständig und überall fühlbar machen muß; in den Elementarschulen muß der religiöse Einfluß beständig (habituell) lebendig sein. Wenn der Priester sich beargwohnt sieht, oder sich von dem Lehrer isolirt, der Lehrer sich als den unabhängigen Rivalen des Priesters und nicht als seinen treuen Bundesgenossen betrachtet, so ist der sittliche Werth der Schule gebrochen und verloren, und sie wird fast eine Gefahr.

„Es ist bisweilen der Irrthum der Gewalt, wenn sie ein wichtiges Werk unternimmt, daß sie dasselbe allein vollführen will, und daß sie der Freiheit als einer Rivalin oder selbst als einer Feindin mißtraut. Ich war stets weit von diesem Mißtrauen entfernt, ich hatte im Gegentheil die Ueberzeugung, daß die Beihilfe des freien Eifers, besonders des religiösen Eifers, unerläßlich sei sowohl zur wirksamen Verbreitung des Unterrichts, als zu seiner guten Leitung. Es gibt in der Welt der

Laien hochherzige Anſtrengungen, Anwandlungen eines moraliſchen Eifers, welche den großen öffentlichen Werken einen raſchen und mächtigen Fortſchritt ſichern; aber der Geiſt des chriſtlichen Glaubens und der chriſtlichen Liebe allein trägt in ſolche Arbeiten jene vollſtändige Selbſtentäußerung, jene freudige Gewohnheit des Opfers, jene Ausdauer und Beſcheidenheit, welche den Erfolg ſichern und rein erhalten. So habe ich während meiner Thätigkeit als Miniſter große Sorgfalt darauf verwendet, die dem Unterricht geweihten religiöſen Genoſſenſchaften gegen die Vorurtheile und das Uebelwollen zu vertheidigen, deren Gegenſtand ſie ſo oft waren. Und ich habe ſie nicht allein in ihrer Freiheit beſchützt, ſondern ich bin ihnen auch in ihren Nöthen beigeſprungen, da ich ſie immer als die ehrenwertheſten Concurrenten und die zuverläſſigſten Bundesgenoſſen betrachtete, welche die Civilgewalt in ihren Anſtrengungen für die Volkserziehung antreffen konnte."

XXIII.

Anhang.

Die Schulbrüder in Koblenz und Wien.

Die Pflicht der Dankbarkeit verlangt es, daß wir zum Schluſſe noch beſonders des Wirkens der Brüder der chriſtlichen Schulen auf dem deutſchen Boden gedenken. Wir widmen dieſes Gedenkblatt den 41 Schulbrüdern, welche in Folge des preußiſchen Ordensgeſetzes zu Ende April d. J. ihre bisherige geſegnete Wirkſamkeit einſtellen müſſen, und handeln gewiß im Sinne aller guten Katholiken des deutſchen Reichs, wenn wir die ſcheidenden Brüder bitten, dieſe Widmung als ein geringes Zeichen der Dankbarkeit der deutſchen Katholiken anſehen und annehmen zu wollen.

Das Verdienſt, den Orden des ehrwürdigen de Laſalle auf

den deutſchen Boden verpflanzt zu haben, gebührt der ſchönen Geburtsſtadt des großen Görres. Der katholiſche Männerverein in Koblenz gründete nach der 1848/49er Revolution in Kemperhof, welcher eine halbe Stunde oberhalb Koblenz an der Moſel gelegen iſt, ein katholiſches Waiſenhaus. Nachdem für die nöthigen Räumlichkeiten und deren Einrichtung geſorgt war, trat an den Vorſtand die wichtige Frage heran, wer an den Waiſen die Vater- und Mutterſtelle vertreten ſollte. Die vortrefflich geſchriebene Chronik der Anſtalt berichtet hierüber, wie folgt. „Es galt, für Knaben, deren Erziehung bis zur Aufnahme in die Anſtalt größtentheils eine völlig verwahrloſte genannt werden muß, tüchtige Lehrer und Erzieher und der Anſtalt ſelbſt geſchickte und treue Haushälter zu geben. Als dem Vorſtand die Löſung dieſer Aufgabe anheimfiel, ſtand derſelbe noch unter den erſten Eindrücken, welche die Erſcheinungen des Jahres 1848 auf jedes, für das Wohl in Kirche und Staat intereſſirte Gemüth machen mußten. Ihm war es nicht zweifelhaft, daß die hier zu Tage getretenen Uebel hauptſächlich der zunehmenden Irreligioſität und dem hiemit verbundenen ſittlichen Verderben zuzuſchreiben waren, weil mit Gottes Autorität die jeder Obrigkeit auf Erden ſinkt, und mit der göttlichen Ordnung der Dinge, wie Glaube und Religion ſie feſtſetzen, auch die Ehrfurcht vor jedem weltlichen, den Beſtand der Geſellſchaft ſchirmenden Geſetze aufhört. Ehrfurcht vor Gott, religiöſe Ueberzeugungstreue, Achtung vor der von Gott eingeſetzten Autorität, ſittlicher Ernſt, echt chriſtliches Leben mußte wieder in die Herzen der Jugend eingepflanzt werden, wenn die nächſte Zukunft ſich beſſer geſtalten ſollte. Die Garantien für eine ſolche Erziehung fand der Vorſtand unter den obwaltenden Umſtänden nur in der Uebertragung des Unterrichts und der Erziehung an eine religiöſe Genoſſenſchaft, und zwar, da es ſich hier um die Erziehung von Knaben handelte, an einen Mannesorden. Der Vorſtand entſchloß ſich zu einer ſolchen Wahl um ſo leichter, als er, ſelbſt abgeſehen von den Mängeln der Volks-

ſchule, von der Ueberzeugung ausging, daß die Bildung der Jugend und insbeſondere der armen Jugend durch eine kirchliche Genoſſenſchaft überwiegende Vorzüge darbietet; denn während der weltliche Lehrer ſeine religiöſe Ueberzeugung oft gefährdet ſieht, weil er ſich den ſchädlichen, mündlichen und ſchriftlichen Einflüſſen nicht hinlänglich entziehen kann, iſt der dem Lehramte ſich widmende Ordensmann durch ſeine enge Verbindung mit der Kirche, durch die ſtete geiſtliche Aufſicht, durch die Uebungen des chriſtlichen Lebens, durch die Abweſenheit ſchädlichen Umganges geſchützt. Er iſt durch ſeine Stellung und ſeine Gelübde ein Mann des Glaubens und des Gebetes und ſeine ganze Haltung, ſein religiöſer Ernſt, ſeine Tugend predigt der Jugend mehr, als aller Unterricht in den Heilswahrheiten. Der Ordensmann lebt ganz der Erziehung, weil es ſein Beruf iſt. Zu unterrichten und zu erziehen iſt die Aufgabe ſeines Lebens, der Gegenſtand ſeiner Gelübde, der Zweck ſeines Eintritts in den Orden; gute Chriſten, treue Glieder der Kirche zu bilden, iſt ſeine erſte Aufgabe, ſeine Freude, ſeine Hoffnung, ſein Lohn; und weil Liebe Liebe weckt, bringt auch der übrige Unterricht beſſer ein. Die Genoſſenſchaft ſorgt hiebei für ſeine äußere Exiſtenz; dieſe behindert ihn nicht; er iſt zufrieden, wenn er hat, womit er ſich nähre, womit er ſich kleide. Paßt er auf eine Stelle nicht, ſo eignet er ſich für eine andere; der Obere ruft ihn ab und läßt einen andern an ſeine Stelle treten. Alle wirken zuſammen, alle haben ein Ziel und die ganze Erziehung wird eine einheitliche und deſto eindringlichere. Es iſt ein alter Satz, daß die Perſönlichkeit des Lehrers das wahrhaft erziehende Moment iſt. In den verſchiedenen Perſonen eines Ordens tritt der eine Charakter ſtets hervor und wirkt deßhalb gleichmäßig und ſtetig auf das Gemüth des Schülers ein, während der beſtändige Wechſel der in Geſinnung, Bildung und Denkungsart verſchiedenen Lehrer an den weltlichen Bildungsanſtalten nicht als der letzte Grund zu dem geringen Erfolg der weltlichen Bildung angeſehen werden darf. Ferner werden

die im Erziehungsfach gemachten Erfahrungen der Einzelnen Gemeingut des Ordens. Mit dem einzeln stehenden weltlichen Lehrer stirbt seine gemachte Erfahrung oder verbirgt sich in pädagogischen Schriften, die nur Einzelnen in die Hände fallen und keine verbindende Norm abgeben. Die Erfahrungen der erziehenden Orden bleiben stets lebendig in der Gemeinschaft oder werden in die Regeln und Statuten aufgenommen, fortwährend eingeschärft und so Gemeingut. Was aber die Einführung religiöser Corporationen zum Geschäfte der Erziehung endlich am meisten empfiehlt, das ist ihre Sorge für eine bessere Erziehung der Armen. Der Pauperismus, die geistige und materielle Noth der Armen, ist die beängstigende Frage der Zeit. Hier kann die christliche Liebe allein Hilfe gewähren; ihr materielles Almosen ruft allein die Gesinnungen der Liebe und Dankbarkeit im Herzen der Armen hervor und ihr geistiges Almosen der Belehrung, Warnung und Ermuthigung findet Eingang in das Herz des verkommenen und mannigfach aufgestachelten darbenden Armen. Wo aber wäre diese Liebe größer, geeinter, kräftiger zu finden, als in den religiösen Corporationen, namentlich denjenigen, die den Unterricht der Armen und Handwerker und ihre Erziehung sich zum besonderen Gegenstande ihrer Gelübde gemacht haben!.... Ein männlicher Orden für Erziehung und Unterricht fand sich in Deutschland nicht vor, wohl aber in Frankreich und Belgien, wo der Orden der Frères des écoles chrétiennes in hohem Ansehen stand. Obgleich mannigfach rühmliche Kunde von der ausgebreiteten Wirksamkeit dieses Ordens auch nach Deutschland bereits gedrungen war, so war er doch im Einzelnen noch wenig gekannt. Um nun nicht in einer so wichtigen Sache ohne gründliche Prüfung vorzugehen, entschlossen sich Herr Pastor Krementz von St. Castor (welcher bekanntlich im Jahre 1867 auf den bischöflichen Stuhl von Ermeland erhoben worden ist) und Hospital-Seelsorger Meurer zu einer Reise nach Belgien und Frankreich, um an Ort und Stelle die Wirksamkeit des

Ordens aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, zumal es ſich nicht mehr allein darum handelte, den Orden für das Waiſenhaus zu berufen, ſondern zu gleicher Zeit auch eine Schule dieſer Brüder in der Stadt ſelbſt für den Unterricht von Kindern bemittelter Eltern zu errichten. Beide beſuchten die Anſtalten der Brüder in Verviers, Namur und das große Penſionat derſelben in Malonne in Gemeinſchaft mit dem Herrn Regierungs- und Schulrath Henrich. Von da begaben ſie ſich nach Paris, um hier an dem Hauptorte der Wirkſamkeit des Ordens dieſe kennen zu lernen und mit dem dort reſidirenden Generalobern über die Bedingungen der Ueberſiedlung des Ordens nach Deutſchland zu conferiren. . . .

„Was die wiſſenſchaftliche Ausbildung in den Schulen der Brüder anbetrifft, ſo erſtreckt ſich dieſelbe vom unterſten Elementarunterricht angefangen über alle Fächer, welche zum bürgerlichen Leben, namentlich in induſtrieller und techniſcher Beziehung nothwendig erſcheinen. Außer der regelmäßigen Bildung in Elementar- und höheren Schulen, Penſionaten ꝛc. beſchäftigen ſich die Brüder ſehr angelegentlich mit der Bildung der Lehrlinge und Handwerker und veranſtalten zu dieſem Zwecke faſt überall entweder Sonntags- oder Abendſchulen, in welchen außer dem gewöhnlichen Elementarunterricht vorzüglich Linear-, Bau- und Maſchinenzeichnen und Modelliren gelehrt und die arbeitende Jugend durch nützliche Beſchäftigung und unſchuldige Vergnügen vom Müßiggang oder Umherlaufen oder Beſuch der Wirthshäuſer abgehalten wird. So z. B. verſammeln ſich in St. Nicolas in Paris jeden Abend von 8 bis 10 Uhr über 500 ouvriers, jung und alt, bei den Brüdern und beſchäftigen ſich mit bewunderungswürdiger Ordnung und großem Fleiße mit den verſchiedenen, ihnen nothwendigen und nützlichen Fächern; ältere Leute ſchämen ſich hier nicht, unter Knaben ſitzend, noch leſen und ſchreiben zu lernen. In Anerkennung dieſes außerordentlich wohlthätigen Einfluſſes ihres Unterrichtes auf die niederen Volksklaſſen hat die franzöſiſche

Regierung den Orden auf's Dringendſte erſucht, die Ueberwachung und Leitung der verwilderten Knaben und Jünglinge in den Zuchthäuſern zu übernehmen, und die Vereine zur Wohlthätigkeit, namentlich die Vincenzvereine, wenden ſich überall, wo der Orden ſich niedergelaſſen hat, an denſelben, um mit ihm die Werke der geiſtlichen Barmherzigkeit an verwahrlosten Knaben durch Ueberwachung, Leitung und Beſchäftigung auszuüben.

„In Folge des günſtigen Berichtes der genannten Herren beeilte ſich der Vorſtand des Waiſenhauſes, einen Vertrag mit dem Orden behufs Uebernahme dieſer Anſtalt abzuſchließen. Es bildete ſich unter dem Vorgang des Herrn Paſtor Krementz auch eine Aktiengeſellſchaft, um in Koblenz ein Haus, beziehungsweiſe Noviciat der Brüder nebſt einer vierklaſſigen Schule zu gründen."

Am 7. October 1850 wurde das Haus der Brüder in Koblenz mit ſechs deutſchen Brüdern, die in Belgien ihre Ausbildung empfangen hatten, eröffnet. Ihre Schule zählte anfänglich drei, vom 26. October an vier Klaſſen und ertheilte einen über den Lehrplan der Elementarſchule hinausgehenden Unterricht. Der Regierungspräſident von Spankeren wollte dieſe Brüderſchule unterdrücken, weil nur ein Bruder das preußiſche Lehrerexamen gemacht hatte, aber nach wiederholten Verhandlungen ließ er die Brüder unbehelligt auf das Verſprechen hin, daß ſie ſo bald als möglich das preußiſche Lehrbefähigungszeugniß ſich erwerben würden, was dann auch geſchah. Später (1868 und 1869) haben vier Brüder in Koblenz das Examen pro schola beſtanden und einer davon hat ſogar das Befähigungszeugniß pro rectoratu ſich erworben. Mehrere Jahre lang hatte die Schule mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, ſo daß ſie, wie es in dem Berichte des Herrn Paſtors Krementz vom März 1868 heißt, „nur durch beſondere Sammlungen und durch Herabdrückung der Gehälter der Brüder auf ein ihre Suſtentation kaum mehr ermöglichen-

des Minimum" in ihrem Bestande erhalten werden konnte. Im Jahre 1868 wurde die Schule zu einer sechsklassigen, im Jahre 1873 zu einer neunklassigen (VI., V.a, V.b, IV.a, IV.b, III.a, III.b, II., I.) erweitert. Als ich dieselbe im Herbst 1876 besuchte, zählte sie 396 Schüler im Alter von 6 bis 17 Jahren. Der Lehrplan derselben ist jener der preußischen „Mittelschule" (nach den „allgemeinen Bestimmungen") und umfaßt außer den Elementarfächern die französische und die englische Sprache, Algebra, Geometrie, Stereometrie, deutsche Literatur, Geschichte, Buchführung ꝛc. Die Brüder haben ein wohleingerichtetes physikalisches Cabinet und eine Naturaliensammlung.

Seit dem Jahre 1856 besorgen die Brüder in Koblenz auch den Unterricht an der dortigen Frei- oder Armenschule für Knaben, welche seit 1857 vier Klassen zählt und sehr stark besucht ist. Im Ganzen befinden sich in dem Brüderhause zu Koblenz 18 Lehrbrüder und 2 dienende Brüder. Der Director des Hauses ist seit 1860 Bruder Aloysius, ein geborener Westphale, Subdirector ist der Bruder Eucherius, ein geborener Württemberger.

Das Waisenhaus Kemperhof ist am 5. October 1851 mit 5 Brüdern (worunter 2 dienende waren) und 55 Waisenknaben eröffnet worden. Nach und nach wurde die Anstalt erweitert, so daß auch auswärtige Knaben aufgenommen werden konnten. Neben dem Waisenhause haben die Brüder im Jahre 1860 das Pensionat zum heiligen Joseph gegründet. Der Zweck dieser Anstalt ist, den Zöglingen eine christliche Erziehung und die nöthige wissenschaftliche Ausbildung für das bürgerliche Leben zu geben; auch ist im Lehrplan der Vorbereitung auf das Examen für den einjährigen Militärdienst Rechnung getragen. Die Anstalt hat 6 Klassen und nimmt Knaben vom neunten Lebensjahre an auf. Die Lehrgegenstände sind: Religion, Deutsch, Französisch, Englisch, Geographie, Geschichte, Rechnen, Mathematik (Algebra, Geometrie und Trigonometrie),

Naturgeſchichte, Phyſik, Buchführung, Schönſchreiben, Zeichnen und Geſang. Beide Anſtalten, das Waiſenhaus und das Penſionat, erwarben ſich das Vertrauen des Publicums in ſo hohem Grade, daß ſie alljährlich kaum die Hälfte der angemeldeten Knaben aufnehmen konnten: ſo groß war der Zudrang von Zöglingen! Die Niederlaſſung der Brüder in Kemperhof beſtand in den letzten Jahren aus 14 lehrenden und 7 dienenden Brüdern unter der Direction des Bruders Adulphus. Im Anfange des Jahres 1879 zählte das Waiſenhaus 105, das Penſionat zum heiligen Joſeph 141 Zöglinge.

Als ich die Brüder in Kemperhof beſuchte, wurde ich erſucht, meinen Namen in ein Buch einzutragen, welches die Kaiſerin Auguſta der Anſtalt geſchenkt hat. Dasſelbe iſt ein Prachtband in Folio mit folgender eigenhändiger Widmung:

„Dem Waiſenhauſe für katholiſche Knaben der Stadt Koblenz widme ich dieſes Buch als Zeichen der Anerkennung und Theilnahme. Aufopfernder Vereinsthätigkeit entſproſſen und frommer Leitung anvertraut, bildet dieſe Anſtalt ihre Pfleglinge zu gottesfürchtigen Männern vor, die als ſittliche Hausväter, fleißige Arbeiter und treue Patrioten der empfangenen Wohlthat entſprechen werden, weil Gottes Segen auf ihr ruht. Koblenz, den 6. Januar 1856. Prinzeſſin von Preußen, Herzogin zu Sachſen.“

Die hohe Frau ſchenkte der Kirche der Anſtalt Kemperhof unter Anderem ſchöne Stationsbilder, beſuchte alljährlich mehrere Male das Waiſenhaus, bereitete den Zöglingen desſelben jedes Jahr ein beſonderes Feſt, das ſie mit ihrer Gegenwart beehrte, gab den ehrwürdigen Brüdern wiederholt ihr hohes Wohlwollen zu erkennen und nahm an dem Wohl und Wehe der Anſtalt lebhaften Antheil.

Auch andere fürſtliche Perſönlichkeiten haben die ſchöne Anſtalt beſichtigt und ihre Namen in das Gedenkbuch eingetragen, z. B. König Friedrich Wilhelm IV., König Leopold von Belgien, Prinz Wilhelm von Preußen (der jetzige deutſche Kaiſer), Prinz-

regent Friedrich (der jetzige Großherzog) von Baden ꝛc. Noch viele hundert Namen von Biſchöfen, Gelehrten, Geiſtlichen ꝛc. geben Zeugniß von dem großen Intereſſe, welches die Anſtalt Kemperhof in weiten Kreiſen erregt hat.

Ich habe während meines mehrtägigen Aufenthaltes in Koblenz (und Kemperhof) verſchiedenen Unterrichtsſtunden der Brüder angewohnt und ihre Zöglinge beim Gottesdienſte und bei der Erholung beobachtet und bin mit aufrichtiger Bewunderung für das ſtille Wirken der Brüder erfüllt worden. In den Klaſſen herrſchte Ordnung, Stille und Aufmerkſamkeit. Die Methode bei den verſchiedenen Unterrichtsgegenſtänden war anregend und lückenlos fortſchreitend, wie es nicht anders ſein kann, da die Brüder täglich an ihrer beruflichen Weiterbildung arbeiten, und ihre Bibliothek die beſten Lehrbücher enthält und fortwährend durch Anſchaffung der neueſten Werke bereichert wird. Das Signal wird in der Mittelſchule weniger gebraucht, weil die Klaſſen nicht gar groß ſind; dagegen wird es in der Freiſchule fleißig benützt, weil da große Maſſen von Kindern der niederſten Volksklaſſe beiſammen ſind. Die halbſtündige Erinnerung an die Gegenwart Gottes wird durch ein Gebet um 10 und 3 Uhr erſetzt. Alle Schüler beſuchen täglich die heilige Meſſe. Ihr Betragen in der Kirche und auf dem Hin- und Herwege war muſterhaft und erbauend. Bei den Erholungen und Spielen herrſchte unſchuldige Heiterkeit. Die Brüder leiten ihre Zöglinge, ohne ihnen dieſe Leitung fühlbar zu machen, und ſie finden willigen und freudigen Gehorſam, weil die Schüler in Verehrung und dankbarer Liebe zu ihnen aufſchauen. Ein glänzendes Zeugniß für den Erfolg des Unterrichtes der Brüder gibt die Thatſache, daß alle Schüler derſelben, welche ſich zum Examen für den einjährigen Militärdienſt meldeten, dasſelbe beſtanden haben. Von der Anſtalt in Kemperhof haben ſich ſeit 1866 fünfzig Zöglinge jener Prüfung unterzogen und alle haben dieſelbe mit Erfolg beſtanden. Aus der Anſtalt in Koblenz haben ſeit 1871 ſiebenundzwanzig

Schüler jenes Examen gemacht, von denen nur einer im März 1876 durchfiel, im September desſelben Jahres aber beſtand.

Die Niederlaſſung der Brüder der chriſtlichen Schulen in Wien wurde im Jahre 1858 gegründet, indem die k. k. Regierung von Niederöſterreich ſechs Brüder zur Leitung des von der Kaiſerin Maria Thereſia geſtifteten Waiſenhauſes berief.

Die Aufgabe der Brüder war keine geringe, da arge Mißſtände in dieſer Anſtalt eingeriſſen waren. Die Brüder unternahmen die Umgeſtaltung der Anſtalt unter der Direction des Bruders Mainaudin und ſuchten beſonders den geſunkenen Geſundheitszuſtand der Zöglinge zu heben. Die Sterblichkeit nahm zuſehends ab und die ganze Anſtalt wurde geordneter, was die Behörden durch wiederholte Aeußerungen der Zufriedenheit anerkannten. Auch die Schule des Inſtituts gedieh vortrefflich und wurde von vielen externen Schülern beſucht, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunahm, weil Zöglinge, welche die Unterrealſchule der Brüder abſolvirt hatten, bei Fortſetzung ihrer Studien in einer Oberrealſchule ſogar eine Klaſſe überſpringen konnten. Trotzdem hatten die Brüder mehrfache Anfeindungen zu erleiden, namentlich durch den liberalen Gemeinderath, gegen welchen Albert Wieſinger die Brüder in zwei Broſchüren (1861 und 1862) energiſch und ſiegreich vertheidigte. Im Jahre 1870 wurde die Unterrealſchule der Brüder trotz den beſten Reſultaten von der Behörde aufgehoben und in eine Bürgerſchule umgeſtaltet, und im folgenden Jahre mußte der Beſuch der Brüderſchule durch externe Zöglinge nach Beſchluß der Statthalterei ganz aufhören. Auch die Zahl der internen Zöglinge wurde herabgedrückt, indem die vom Kaiſer Franz Joſeph dem Waiſenhauſe zur Erziehung übergebenen militäriſchen Zöglinge, deren Anzahl gegen hundert betrug, im Jahre 1877 in einem beſonderen Militär-Waiſenhauſe untergebracht wurden. So kommt es, daß das Waiſenhaus z. B. nur noch 243 Zöglinge beherbergt. Inzwiſchen hatte ſich den Brüdern in einem Vororte Wiens ein weiterer Wirkungskreis eröffnet.

Zwei christliche und opferwillige Fabrikanten, die Brüder Anton und Jakob Lang in Fünfhaus, faßten zu Ende des vorigen Decenniums den Entschluß, eine katholische Privatschule für Knaben zu errichten, in welcher diese christlich erzogen und gründlich unterrichtet werden sollten. Sie erbauten aus eigenen Mitteln im Jahre 1869 ein geräumiges Schulhaus und erwirkten nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten die Concession zur Eröffnung einer von den Schulbrüdern zu leitenden vierklassigen Privat-Knabenschule. Am Namensfeste des Kaisers Franz Joseph, 4. October 1869, wurde das den Brüdern zur immerwährenden Benützung übergebene Schulhaus eingeweiht und die Schule eröffnet. Es fanden sich anfangs nur 17 Schüler ein; aber am Ende des ersten Schuljahres betrug die Schülerzahl schon über 100. Im Herbste 1871 wurde die bisher vierklassige Privat-Hauptschule zu einer fünfklassigen erweitert und im April 1872 wurde derselben nach wiederholter Inspection durch den Landesschulrath das Oeffentlichkeitsrecht, das ist das Recht, staatsgiltige Zeugnisse auszustellen, verliehen. Die Schule der Brüder errang sich im wachsenden Maße das Vertrauen der Eltern. Zu Ende des Schuljahres 1872/73 zählte sie 260, am Schlusse des Schuljahres 1875/76 372 und im November 1878 sogar 410 Schüler in 6 Klassen. Sie untersteht der Inspection des Bezirks- und des Landesschulrathes.

Die Niederlassung der Brüder der christlichen Schulen in Wien zählt zur Zeit 31 Brüder, welche der Mehrzahl nach in Oesterreich geboren sind, 7 Novicen und 11 Postulanten. Hoffentlich geht unsere Erwartung, daß der Orden der Schulbrüder im katholischen Oesterreich weitere Verbreitung und Wirksamkeit finden werde, bald in Erfüllung. Wenn das vorliegende Buch hiezu Anregung geben würde, so würden wir uns überreichlich belohnt fühlen.

Sammlung

hiſtoriſcher Bildniſſe.

Vierte Serie.

VII

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1879.

Bartholomäus de las Casas

Bischof von Chiapa.

Von

Reinhold Baumstark.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis,* Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

I.

Einleitung. Die Zustände der Indianer unter spanischer Herrschaft bis zum Jahre 1514.

Eine Darstellung der Lebensschicksale und Bestrebungen des spanischen Bischofs und Indianer-Apostels Casas — wie wir ihn kurz und einfach von jetzt an nennen wollen — hat gegenüber der deutschen Lesewelt viel geringere Schwierigkeiten, als gegenüber derjenigen Nation, aus welcher dieser Held christlicher Liebe und Menschenfreundlichkeit entstammte. Sein ganzes, ungewöhnlich langes Leben hat Casas der Bekämpfung eines harten und grausamen Joches gewidmet, unter welches die spanischen Entdecker und Eroberer von Westindien, Mittel- und Südamerika die unglücklichen Ureinwohner gebeugt hatten. Indem er diesem seinem Lebenszwecke all' die außerordentlichen Kräfte seines Leibes und seiner Seele widmete, konnte es nicht ausbleiben, daß er die heftigsten und schlimmsten Leidenschaften eines Theiles seiner Nation gegen sich erweckte. Dieser Umstand wirkt sogar jetzt noch fort, wenigstens bei einzelnen spanischen Beurtheilern unseres Helden.

Wir Deutsche dagegen sind in all' den hier einschlagenden Fragen durchaus frei von jedem leidenschaftlichen Interesse: die Verbreitung des Christenthums, die Gründung der katholischen Kirche mit all' ihren Segnungen, und in ihrem Gefolge die Entwicklung menschenwürdiger Zustände und wahrer Civilisation bei den Völkern der neuen Welt ist der einzige Gesichtspunkt, unter welchem wir die Ereignisse und namentlich das Leben unseres Helden betrachten werden. Dabei wird es denn außer-

ordentlich wenig Anlaß zu ſtreitigen Fragen oder zweifelhaften Punkten geben, ſondern die Darſtellung wird ſich eines ruhigen Fluſſes ohne Stromſchnellen und Waſſerfälle zu erfreuen haben.

In einleitender Weiſe müſſen hier vor Allem einige Worte über den ſittlichen Zuſtand der ſpaniſchen Nation in den erſten Zeiten nach der Entdeckung Amerika's und über die aus dieſem Zuſtand ſich ergebenden Verhältniſſe der neu entdeckten Bevölkerungen ihren Platz finden; denn das ganze, thatenreiche Leben unſeres Helden Caſas fällt, ſo weit es ſich um ſeine öffentliche Thätigkeit handelt, genau in die bezeichnete Periode, deren dunkle Nachtſeiten er beharrlich bekämpft hat.

Spanien war in der zweiten Hälfte und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus einer langen, ſchauderhaften Zeit innerer Zerwürfniſſe und Bürgerkriege endlich hervorgetreten zu einer verſtändigen, muthigen und glücklichen Entfaltung ſeiner reichen Kräfte. Unter der langen, in den meiſten Beziehungen muſterhaften Regierung der herrlichen, tugendhaften Königin Iſabella von Caſtilien und ihres wenigſtens ſtaatsmänniſch reichbegabten Gemahls, des Königs Ferdinand von Aragonien, wurde ſeit Jahrhunderten zum erſten Male ganz Spanien unter einem Königspaare politiſch verbunden, unter einem königlichen Paare, welchem bis auf den heutigen Tag die liebende Bewunderung der ſpaniſchen Nation und die bezeichnende Benennung „die katholiſchen Könige" geblieben iſt. Das in ſolcher Weiſe national vereinigte Volk eilte begeiſtert zu den Waffen, als es ſich um die Eroberung des Königreichs Granada, dieſes ſchönſten Gebirgslandes von Südſpanien, und damit zugleich um die endgiltige Niederwerfung und folgerechte Austreibung des mauriſchen Erbfeindes, um die Wiedergewinnung des letzten Fleckes ſpaniſcher Erde handelte. Schon während der Dauer des Krieges um Granada bewarb ſich um die Gunſt und Hilfe des ſpaniſchen Herrſcherpaares jener große, außerordentliche und fromme Mann, der beſtimmt war, in großartiger Verwirklichung ſeines Taufnamens Chriſtophorus

den Heiland über das Weltmeer zu tragen, der Genueſe Columbus. Kaum war Granada gefallen, ſo ſchloß er ſeinen Vertrag mit Iſabella und Ferdinand ab, und nach wenig Monden war die neue, große Welt entdeckt.

Die Anſichten, mit welchen die Europäer, vorweg die Spanier, dieſer neuen Welt gegenübertraten, waren — man muß dieß zugeſtehen — durchaus verkehrt und falſch. Die heilige Begeiſterung, den Wilden die Heilsbotſchaft von Jeſus Chriſtus und ſeiner Erlöſungsanſtalt zu bringen, war ganz unzweifelhaft bei vielen edlen Prieſtern und Ordensgeiſtlichen in Wirklichkeit vorhanden. Allein auch dieſe läugneten nicht, daß der Bekehrungspflicht ein Eroberungsrecht gegenüberſtehe, gegründet auf die bloße Thatſache der Entdeckung und der Macht, das Entdeckte ſelbſtherrlich zu behaupten. Nach dieſer, um jene Zeit ganz allgemein verbreiteten Anſicht hatte ein Volk ſchon dadurch, daß es den Europäern bisher unbekannt geblieben war, ſeine Freiheit, ſeine Unabhängigkeit, ſeine ſtaatliche Exiſtenz verwirkt: es brauchte nur entdeckt zu werden, und es ſtanden ſofort der entdeckenden Nation alle Rechte der erobernden zu. Ich will nicht unterſuchen, ob und inwiefern das heutige Völkerrecht ſich praktiſch beſſer bewähren würde, wenn noch einige Erdtheile voll Gold- und Silber-Bergwerken zu entdecken wären: ich beſchränke mich auf die Feſtſtellung der geſchichtlichen Thatſache, daß man im ſechzehnten Jahrhundert allgemein ſo, wie angegeben, dachte. Sogar die Kirche, ſicherlich nur ausgehend von dem Gebot des Heilandes, allen Völkern das Evangelium zu predigen, ließ ſich bis zu einem gewiſſen Grad von der öffentlichen Meinung der Welt mit fortreißen. Denn indem Papſt Alexander VI. zwiſchen den ſtreitigen Anſprüchen der Portugieſen und Spanier eine Entſcheidung gab, anerkannte er doch wohl ſtillſchweigend, daß beide Mächte im Grundſatze mit Recht aus der Thatſache der Entdeckung das Recht der Eroberung ableiteten: wer Land entdeckt, der hat es erobert, aber nicht für ſich, ſondern für ſeinen König.

Nachdem einmal dieſe ungeheuerliche Behauptung in das europäiſche Staats- und Völkerrecht aufgenommen war, da war es geſchehen um das Glück und die Ruhe der eingeborenen amerikaniſchen Volksſtämme. Es iſt wahr: manche unter ihnen, die ſogen. Kariben, pflegten ihre Kriegsgefangenen gegenſeitig aufzufreſſen; es iſt auch wahr, daß die ſtaatlichen, religiöſen und ſonſtigen Culturzuſtände in den größeren Ländern, wie namentlich in Mexico und Peru, vor dem richtenden Auge des Chriſtenthums nicht zu beſtehen vermochten; allein ebenſo wichtig iſt die Wahrheit, daß manche amerikaniſche Völker, namentlich in Weſtindien und Mittelamerika, bis zum Tage ihrer Entdeckung durch Europäer ein patriarchaliſches, friedliches, glückſeliges Leben führten. Dem gegenüber thaten die überwiegend meiſten Europäer gar nichts, um die Schönheit, Wahrheit und Liebenswürdigkeit der chriſtlichen Religion durch ihre eigenen Thaten zu beweiſen; dieſe Thaten waren vielmehr nur dazu geeignet, die Ureinwohner mit Haß, Abſcheu und Verachtung gegen ihre neuen Gebieter zu erfüllen, weil dieſe Letzteren ſich in Allem, was ſie thaten, als Knechte grauſamer Herrſchſucht, unerſättlicher Habſucht und zügelloſer Sinnlichkeit zeigten.

Wie iſt es nun möglich geweſen — man kann dieſer Frage unmöglich ausweichen — wie war es möglich, daß jenes nämliche Volk, das noch vor kurzen Jahren in den Kämpfen um Granada ſo herrliche Züge von Ritterlichkeit, Großmuth, überhaupt von ächt chriſtlicher Geſinnung an den Tag gelegt hatte, deſſen kirchliches Leben in reichſter Blüthe ſtand, deſſen Charakter von Hauſe aus zur Großartigkeit angelegt war, — jetzt mit einem Male ſeinen Namen entehren und ſeinen Charakter im häßlichſten Lichte zeigen konnte?

Um dieß zu erklären, muß man eben die Menſchen und die Dinge nehmen, wie ſie ſind. Wir Alle können in einem gewiſſen Sinn und bis zu einem gewiſſen Grad das Glück noch viel weniger ertragen, als das Unglück. Die Entdeckung der

neuen Welt, namentlich als man einmal bis Peru vorgeſchritten war, hatte, in Verbindung mit den großartigen Waffenthaten Kaiſer Karls V., neben dem Glanze des Ruhmes einen ganz außerordentlichen, aber unfruchtbaren Goldreichthum über Spanien ausgegoſſen. „Wie gewonnen, ſo zerronnen", durfte man hier im buchſtäblichſten Sinne des Wortes ſagen: die Regierung gab ihren Reichthum in allen möglichen Kriegsunternehmungen ein- für allemal der heilloſeſten Verſchwendung preis, und die Einzelnen ſcharrten ihr Gold durch Mittel jeglicher, auch der entſetzlichſten Art zuſammen, nicht um lohnende oder productive Anlagen irgend welcher Art zu machen, ſondern um entweder zügelloſer Unſittlichkeit zu fröhnen oder dem Ingrimm des furchtbarſten Geizes zu verfallen. So und nicht anders ſchildern uns die gleichzeitigen Geſchichtswerke und Romane, alſo die beſten aller Quellen, die unſäglichen ſittlichen Uebel ihrer Zeit.

Allein man muß und man darf deßhalb *nicht* glauben, daß das *geſammte* ſpaniſche Volk, etwa mit wenigen Ausnahmen, ſo geartet geweſen wäre. So Jemand irgend ein ehrſam bürgerliches Heim beſaß oder, wie es ſich gebührt, durch die Rückſichten auf ſeine Familie weit mehr ſich leiten ließ, als durch die Gebote eigener Leidenſchaften, der blieb daheim bei langſam ehrenhaftem Erwerbe, und überließ leichten Herzens Andern die Abenteuer, die Gefahren, Erfolge und Reichthümer der neuen Welt. Solchen Kreiſen der Geſellſchaft blieb die altväteriſche Tracht und Treue, es blieb ihnen die Geduld, Beſonnenheit, Tapferkeit und Frömmigkeit, welche den ſiebenhundertjährigen Kampf gegen den Islam überſtanden und zum ſiegreichen, ruhmgekrönten Ende geführt hatte. Das war der *Kern* des Volkes.

Aber nicht ausgeſchloſſen war die Thatſache, daß zahlreiche, entgegengeſetzte Elemente des Volkslebens ebenfalls vorhanden waren. Die Phantaſie und der Nationalſtolz waren durch die Eroberung einer neuen Welt nun einmal auf's Aeußerſte angeſpannt, und was iſt nicht Alles im Stande, ſich unter und

hinter dieſen zwei vorgeſchobenen Begriffen zu verbergen! — Bald kam es dazu, daß die müheſame, aber ſegensreiche, harte Arbeit des täglichen Lebens von Tauſenden verachtet wurde, weil ſie auf abenteuerlichen Wegen jenſeits des Weltmeeres oder in den kaiſerlichen Heeren ihr Glück beſſer zu finden glaubten.

Selbſtverſtändlich hatte dieſes verkehrte Beginnen nur in wenigen Ausnahmsfällen einen Erfolg. Die meiſten Abenteurer gingen entweder zu Grunde, oder ſie mußten wenigſtens in bitterer Reue ihren Irrthum erkennen lernen. Während ſie als halbverhungerte Müßiggänger in Madrid und anderen großen Städten Spaniens herumſaßen und auf jede Weiſe, nur nicht durch ſolide Arbeit, das tägliche Brod zu gewinnen ſuchten, gaben ſie der halb ſatiriſchen, halb mitleidigen Beobachtung lange Zeit eine unerſchöpfliche Fülle von Gegenſtänden. Andererſeits ſuchten aus den niederſten Klaſſen des Volkes zahlreiche talentvolle Strolche auf den verwegenſten Bahnen ſich in die höhere Geſellſchaft einzudrängen, oder dieſelbe wenigſtens erfolgreich zu beſtehlen.

Dieſe heilloſe Abenteurerbande wurde nun von Spanien aus losgelaſſen auf das neuentdeckte Amerika. Hätte die ſpaniſche Regierung jener Tage wirklich umfaſſenden, ſtaatsmänniſchen Geiſt beſeſſen, ſo würde ſie die unheilvollen Folgen der von ihr eingeſchlagenen Politik leicht vorausgeſehen haben; in dieſem Fall hätte ſie die freie Thätigkeit der Eroberer in möglichſte Abhängigkeit von der Staatsregierung zu bringen und ihre Conceſſionen durch alle möglichen Einſchränkungen zu erſchweren geſucht; es hätten ſich nach dem leidenſchaftlich erregten Hange der Zeit gleichwohl der Wettbewerber genug gefunden. Ganz im Gegenſatze hievon verfuhr die Regierung nicht nur ſehr leicht, ſondern, man darf wohl ſo ſagen, etwas leichtfertig. Die Fragen, welche bei derartigen Gegenſtänden unbeſtreitbar die höchſten und beſten Garantieen zu geben im Stande ſind, nämlich die Frage nach den perſönlichen Eigen-

ſchaften und jene nach dem ſittlich-religiöſen Charakter der Perſonen, welche ſich zur Unternehmung von Entdeckungsreiſen meldeten, ſcheinen bei dem „Miniſterium für Indien“ niemals Fragen erſten Ranges geweſen zu ſein. Mit weit größerer Genauigkeit und „Gewiſſenhaftigkeit“ ſah man darauf, ob und welche finanziellen Vortheile und Errungenſchaften bei einem beſtimmten Unternehmen zu gewinnen ſeien, ob und welche neuen ſtrahlenden Perlen muthmaßlicher Weiſe eingeflochten werden könnten in das Diadem einer Krone, deren Reich die Sonne nicht ſollte untergehen ſchauen.

Alſo mit einem Worte: die Regierung entfeſſelte — namentlich in den zwei erſten Jahrzehnten nach der Entdeckung — die entſetzliche Bande der jedes menſchlichen Gefühles gänzlich beraubten Eroberer. Dieſe Menſchen, unerträglich geworden ſelbſt in ihrer untergeordneten Hungertuchsſtellung für das eigene Vaterland, ergriffen nun kraft Vollmacht des chriſtlichen Königs von Spanien und unter entſetzlichſtem Mißbrauch des ſchon ſo oft mißbrauchten Evangeliums, Beſitz von Land und Leuten in Amerika, und zwar im allerverwegenſten und ausgedehnteſten Sinne des Wortes. Man denkt ſich leicht, welcher Zuſtand daraus hervorging.

Schon wenige Jahre nach der erſten Entdeckungsreiſe des Chriſtoph Columbus, der mit allen ſeinen Anſchauungen ein vollſtändiges Kind ſeiner Zeit war und das Eroberungsrecht des ſpaniſchen Monarchen weder zu beſtreiten, noch auch nur zu bezweifeln wagte, wurde mit der vollſtändig rechtloſen Auferlegung von Tributen oder Zinſen in Gold und Baumwolle an die armen unglücklichen Ureinwohner begonnen. Dieſe zwar ſehr gewandten und körperlich wohlgeformten, aber an ein Leben glückſeligen Nichtsthuns gewöhnten und zur Arbeit nach europäiſchen Begriffen auf die Dauer nicht befähigten Menſchen ſollten nun auf einmal arbeiten, wie europäiſche Laſtträger, Bergleute oder Knechte, und zwar für Intereſſen, welche ſie gar nicht ahnten, für Menſchen, welche ſich ihnen durch ihre Hand-

lungsweiſe im allerunliebenswürdigſten Lichte darſtellten. Kein Wunder, wenn ſie nicht begreifen wollten, mit welchem Rechte man dieſe Anforderungen an ſie ſtelle, — Anforderungen, die vor jedem unbefangenen und geſunden Menſchenverſtand in ihr ganzes Nichts zerfallen: kein Wunder, wenn die ſogen. Indianer in ihrer einfach natürlichen Denkweiſe fanden, der Anſpruch des Königs auf Unterjochung, Zwangsarbeit, Tribut und Abgaben könne unmöglich übereinſtimmen mit den Lehren des Gottes der weißen Männer, welche man ihnen, um wenigſtens den Schein zu wahren, durch die in Geſellſchaft der Eroberer mit herüberkommenden Mönche verkünden ließ.

Chriſtoph Columbus, wenn auch den Anſichten ſeiner Zeit unterworfen, war immerhin Denker genug, um einzuſehen, in welchen Gedankenreihen das Gehirn der Wilden ſich abhetze; ſo lange ſein Einfluß reichte, wurde die Sache wenigſtens noch menſchlich betrieben, und auf ſein Erſuchen entſchloß ſich die ſpaniſche Regierung ſogar zu einer Ermäßigung der den Indianern auferlegten Abgaben. Dennoch brach gewaltſamer Widerſtand aus, in der Regel nur in der mildeſten Form der Flucht in die Gebirgsſchluchten, um den nicht anerkannten Abgaben zu entgehen.

Die Spanier, welche zu Hauſe ſo gern und in ſo hohem Grade der Trägheit huldigten, ſahen nun recht wohl ein, daß bei einem beſtändigen Kriege wegen der Arbeit zwiſchen ihnen und den Indianern ſchon deßhalb nichts herauskomme, weil bei einem ſolchen Zuſtand jedenfalls die wenigſten Abgaben eingehen würden. Die ganze Widerſetzlichkeit der Rothhäute hatte die weißen Männer in ſolchem Grade erbittert, daß leider ſelbſt der große Chriſtoph Columbus nicht kann freigeſprochen werden von dem Vorwurf, Bluthunde auf ſeine faſt nackten Mitmenſchen gehetzt zu haben.

Nunmehr griff man die Sache anders an. Man zwang mit roher, blutiger Gewalt die unglückſeligen Indianer zur Beſorgung ſämmtlicher Arbeiten in den Bergwerken und auf

den Pflanzungen; einen doppelten Zweck hoffte man hiedurch zu erreichen: einmal sollte den Arbeitern allermindestens der Werth ihrer früheren Abgaben in Gestalt von Schweiß und Blut durch die spanischen Aufseher ausgepreßt, und sodann den Spaniern als der herrschenden, aber nicht arbeitenden Kaste die Angewöhnung und der Aufenthalt im Lande erleichtert werden.

Damit war nun aber das Uebel im höchsten Grade und nach allen Seiten geschärft und verschlimmert. Zwangsarbeit nebst Prügeln, und beim leisesten Widerstand Sklaverei — das war sicherlich noch schlimmer, als eine Zwangsabgabe an Gold und Baumwolle im Besitz persönlicher Freiheit, wobei man die Unterstützung der eigenen Familienmitglieder zu Hilfe rufen konnte. Das neue System empörte jegliches menschliche Gefühl, und diejenigen Spanier, welche dasselbe erfanden und als dauernde Einrichtung festgehalten haben, bis die unglückliche Bevölkerung vom Schauplatz der Erde verschwunden war, haben dadurch den Beweis geliefert, daß sie, unter beständigem Geschwatz von christlicher Religion und katholischer Kirche, die gefühllosesten und unmenschlichsten Ungeheuer gewesen sind, welche die geduldige Erde jemals getragen hat.

Im Jahre 1499 fing man bereits an, in Gemäßheit des neuen Systems die eroberten Inseln, Landschaften und Länder förmlich unter die einzelnen Spanier zu vertheilen. Diese Austheilungen oder Zutheilungen (Repartimientos) bilden den Zankapfel in der Regierung des spanischen Amerika für geraume Zeit. Man ging dabei natürlich von dem aus den mittelalterlichen Anschauungen ererbten Grundsatze aus, daß der Mensch der Scholle folge und ihr Schicksal theile. Es wurde also z. B. „eine so und so große Landschaft nebst so und so vielen Caziken mit ihren Untergebenen" ausgetheilt an einen bestimmten Spanier. Zuerst und nach den Absichten des Columbus sollte sich dieses neue Verwaltungssystem beschränken auf die Arbeiten des Landbaues; allein es läßt sich leicht vorstellen, daß die grausamen und gefühllosen Menschen, als sie wahrnahmen, daß die

arme Bevölkerung auf dieſem Wege immer mehr in Hilfloſigkeit und Elend verſank, den gleichen Verwaltungsgrundſatz in raſcher Folge auf die Gebiete der Induſtrie und des Bergbaues übertrugen. Damit war Alles geſchehen, was zur Ausrottung dieſer Bevölkerungen nothwendig war. Der karge, oft unter tauſend Vorwänden aller Art nicht ganz oder gar nicht ausbezahlte Lohn reichte nicht aus, die Familie in der Heimath zu bezahlen; die Entfernung von den Arbeitsplätzen des Hausvaters betrug oft 60—100 Stunden; um die geſetzlichen Reiſekoſten ſuchte und wußte man ſie durch alle möglichen Ränke zu betrügen, und wenn nach abgelaufener, mehrmonatlicher Arbeitszeit der von Mißhandlungen und Wunden geſchundene Mann, heruntergekommen in ſeinen Kräften durch die ihm zugemuthete und eingeprügelte Ueberanſtrengung bei der Arbeit, bei den Seinigen wieder ankam, wenn der gebrochene Familienvater ſeine Lieben wieder an ſein Herz drücken wollte, da hatten er und ſie mit einander nichts zu eſſen. Oft freilich kam es nicht zu ſolchen Scenen, wenn der Heimkehrende unterwegs neben der Landſtraße im Todeskampf liegen geblieben war. So wurde unter den beiden Gouverneuren Bobadilla und Ovando die Sache immer ärgerlicher und entſetzlicher, und ſelbſt die in die Augen ſpringende Wahrnehmung, wie die Bevölkerung in rieſigem Maßſtabe abnehme, vermochte dieſe ſchauderhaften Menſchen nicht zum Einhalt auf ihrem Wege des Verderbens. Was aber wenigſtens für mein Gefühl das Empörendſte bei der ganzen Sache iſt, das beſteht in der ungeheuren Gleißnerei und Heuchelei, welche man dem ganzen, die Menſchheit ſchändenden Verfahren zu Grund legte. Alles geſchah unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Die Indianer, ſo hieß es, müßten nothwendig angehalten werden, mit den Spaniern in Verkehr und gemeinſame Lebensverhältniſſe zu treten; ſo lange man ſie hiezu nicht vermöge, ſei keine Hoffnung auf ihre Bekehrung zur Religion des Heiles. Natürlich fehlte es nicht an ſchönen Erklärungen, daß ſie ja freie Menſchen und keines-

wegs Sklaven ſeien; die körperliche Züchtigung wurde verboten, die gute Behandlung und pünktliche Lohnzahlung eingeſchärft. Aber wehe dem Indianer, der unter Berufung auf ſein Recht und ſeine Würde als freier Menſch ſich der Arbeit zu weigern gewagt, oder der gegen die „gute Behandlung" des Aufſehers Beſchwerden erhoben hätte. Seine blutigen Schultern würden ihm bitter geſagt haben, was in Neu-Spanien Rechtens ſei. — Die thatſächliche Sklaverei der Indianer war ſehr bald vollſtändig eingeführt.

Ovando brachte die ausdrückliche Billigung der ſpaniſchen Centralregierung für die Einrichtung der Repartimientos mit, und demgemäß fing er nun mit lebhaftem Eifer und friſcher Luſt an, Land und Leute, zunächſt auf der Inſel Santo Domingo, namentlich an ſeine neu mitgebrachten Spanier zu vertheilen, je nach dem Grade von Gunſt, in welcher der neue Empfänger bei dem neuen Herrſcher ſtand; der Eine erhielt hundert, der Andere fünfzig, ein Glücklicher wohl auch tauſend Mann nebſt ausgedehntem Land-, Wald-, Weide- und Berg-Bezirk.

Die Formel, welche zu dieſen Schandthaten verwendet wurde, war ebenfalls neu und iſt der Herrſcher würdig; ſie lautete:

„Euch, Don So und So, empfehle ich ſo und ſo viele Indianer unter der Herrſchaft dieſes oder jenes Caziken; laßt ſie Euch anempfohlen ſein und unterweiſet ſie in den Lehren unſeres heiligen katholiſchen Glaubens."

Encomendar heißt empfehlen, encomienda wurde von jetzt an unter ſchmählichem Sprachmißbrauch die zugetheilte Menſchenheerde (früher repartimiento), und encomendador der Beſitzer einer ſolchen encomienda genannt, während mit dem Namen encomendados die unglücklichen, dem Verderben geweihten Schlachtopfer europäiſcher Habſucht und Grauſamkeit bezeichnet wurden.

Dieſes „Empfehlen" war in der That der abſcheulichſte Hohn! Von irgend einer Fürſorge für Religion, Bildung, Sitte und

Tugend war, mit der höchst seltenen Ausnahme weniger edelgesinnter Männer, auch nicht entfernt die Rede; die meisten dieser geizigen Tyrannen sahen nicht einmal ein, oder sie fanden es für ihre Interessen gleichgiltig, daß sie das Land verödeten und entvölkerten. Sie dachten einfach so: „Wenn es nur noch so lange Indianer gibt, bis ich mit dem Erwerb von so und so viel Jahren als ein reicher Mann nach Europa zurückzukehren im Stande bin, so ist mir alles Uebrige gleichgiltig; wenn diejenigen, welche nach mir kommen, keine Indianer mehr vorfinden, so mögen sie selbst zusehen, wie sie ihre Bergwerke und sonstigen Besitzungen bebauen; vielleicht lernen sie es dann selbst; ich aber will die günstige Lage, in der ich mich befinde, ausbeuten, so lang ich es brauchen und verwerthen kann."

Es ist allerdings sehr traurig, daß es Menschen gibt, die so denken, aber es ist nichtsdestoweniger wahr: nirgends eine Spur von Achtung der Menschenwürde, der freien Persönlichkeit, überall nur Entartung, Selbstsucht, roheste Leidenschaft!

Die in Vergleichung mit den Angriffs- und Vertheidigungs-Mitteln der Europäer ganz wehrlose indianische Bevölkerung, überladen von anstrengender Arbeit und zur Verzweiflung gebracht durch die gefühllose Grausamkeit, mit welcher sie von ihren Peinigern, diesem Auswurf des europäischen Spaniens, behandelt wurde, ging in großer, in wachsender Anzahl zu Grund; Manche entkamen in Gebirgsschluchten, wohin des Europäers schwerfälliger Fuß nicht leicht zu folgen vermochte; allein was war das gegen so Viele?

Um das früher so glückliche, jetzt so ganz unglückliche Land vollends in die Tiefe des Elends zu versenken, und um die durch Flucht und Hinsterben der Indianer entstandenen Verluste einigermaßen auszugleichen, ließen Ovando und nach seinem Beispiele auch die Statthalter im ganzen übrigen spanischen Amerika die Vertheilung der Encomiendas von Zeit zu Zeit erneuern. Begreiflicher Weise erregte dieses Verfahren unter den Spaniern selbst gegenseitig die wildesten Leidenschaften,

Neid, Mißgunſt, tödtlichen Haß und rechtloſes Blutvergießen: die Ungerechtigkeit und das Verbrechen rächten ſich ſehr bald an den gewiſſenloſen Thätern.

Da traf ein neuer ſchwerer Schlag die Sache der Indianer, obgleich man hätte glauben ſollen, ihre Lage könne gar nicht mehr ſchlimmer werden, als ſie war. Die fromme, ganz von chriſtlichem Geiſt erfüllte Königin Iſabella ſtarb i. J. 1506. Man darf wohl überzeugt ſein, daß all' die haarſträubenden Einzelheiten, welche auf St. Domingo und anderwärts vorfielen, niemals zur Kenntniß der edlen Herrſcherin gelangt ſind: wohl aber hatte ſie eine allgemeine Kenntniß und Ahnung davon, daß ihren „indiſchen Unterthanen" himmelſchreiendes Unrecht geſchah. Auch ſie betrachtete ſich, nach der ganz ausnahmsloſen Meinung jener Zeit, als die Herrſcherin aller durch ſie oder ihre Unterthanen entdeckten Länder und Menſchen, über welche das Licht des Evangeliums noch nicht aufgegangen war. Allein ſie hatte gleich nach der Entdeckung den Befehl ausgeſprochen, die Indianer müßten gut und menſchenfreundlich behandelt, ſie müßten durch Geſchenke und durch gute Werke jeder Art zur wahren Religion herangezogen werden, und ſtrenge Strafe müſſe in gewiſſer Ausſicht ſtehen für jeden Spanier, der ſich die ſchlechte Behandlung eines Eingeborenen erlaube. Dieſes Wohlwollen, dieſes treue Bewußtſein ihrer königlichen Pflicht gegen die Indianer hat Iſabella nie verläugnet; noch als Ovando, dieſer Mann des Unheils, hinübergeſandt wurde, ließ ſie in ſeine Inſtructionen die Beſtimmung aufnehmen: „daß alle bei den Spaniern arbeitenden Indianer frei ſein und bleiben müſſen von jeder denkbaren Art von Sklaverei, daß Niemand ſie mißhandeln dürfe, ſondern daß ſie als freie Unterthanen der Krone von Caſtilien Recht und Gerechtigkeit ebenſo gut genießen ſollen, wie alle übrigen Unterthanen derſelben Krone". Und mit dieſen Inſtructionen in der Taſche durfte Ovando es wagen, zu thun, was er gethan hat. Es ergibt ſich hieraus, daß die Statthalter eben einfach thaten,

was ihnen beliebte, daß ſie unter dem Vorwand, die Sache laſſe ſich eben nicht ausführen, ſelbſt die beſte Königin vollſtändig zu täuſchen wußten, und daß das ſpaniſche Colonialregiment das abſcheulichſte und empörendſte war genau zu der nämlichen Zeit, in welcher die Centralregierung die vortrefflichſten Befehle und Anordnungen erließ.

Noch in ihrem letzten Willen gedachte Iſabella's frommes und getreues Herz ihrer armen, unglücklichen Unterthanen; mit rührenden Worten legte ſie ihrem Gemahle Fernando und ihren ſämmtlichen, möglicher Weiſe zur Thronfolge berufenen Kindern an's Herz: „ſie möchten niemals zulaſſen, daß den Bewohnern der neu entdeckten und der noch zu entdeckenden Länder jenſeits des Oceans ein Unrecht an ihren Perſonen oder an ihrem Vermögen geſchehe; gut und freundlich ſolle man die Leute behandeln, und Abhilfe ſchaffen für Alles, was man etwa in der Vergangenheit ſchon gegen ſie geſündigt habe".

So dachte die Herrſcherin, in deren Geiſt und Gemüth das Chriſtenthum zur That und Wahrheit geworden war. Ihr Tod war das ſchmerzlichſte Unglück, welches die Indianer treffen konnte; ſie hatte doch immer abgeholfen, wo es ihr möglich war, wo ihr Auge das Unglück, das Unrecht zu entdecken vermochte. Jetzt aber, wo man an ihrer Stelle den alternden, habgierigen, ja filzigen und ſtets in die koſtſpieligſten Unternehmungen und europäiſchen Kriege verwickelten König Fernando an der Spitze der Regierungsgeſchäfte wußte, jetzt verſchwand auch der letzte Zug von Menſchlichkeit oder Milde gegen die Indianer. Jeder verruchteſte Spanier in den Colonien wußte auf das Beſtimmteſte, daß der erſte und Haupt-Grundſatz des Königs in Bezug auf Amerika darin beſtand, Geld, Geld, und abermals möglichſt viel Geld zu gewinnen. Von jetzt an berief ſich jeder entſetzlichſte Menſchenpeiniger, er mochte nun verübt haben, was er wollte, einfach darauf, daß er im Finanz-Intereſſe Seiner Majeſtät des Königs gehandelt habe, welchem die Königin die Nutznießung an der Hälfte der indiſchen Ein-

künfte auf Lebenszeit hinterlaſſen hatte, und die ſpaniſchen Länder Amerika's verwandelten ſich in einen Schauplatz des Entſetzens und der Greuel, von welchem das unſchuldig vergoſſene Blut gen Himmel ſchrie. Aber nebenbei dauerte gleichwohl der grauſame, heuchleriſche Hohn fort, mit welchem man Alles, was geſchah, als auf den Zwecken der Religion beruhend, höchſtens als gerechte Strafe heidniſcher Widerſpenſtigkeit ausgab.

König Fernando ſchickte ſeinen Vertrauten Miguel de Paſamonte als Finanzminiſter nach Amerika hinüber. Der Mann kannte ganz genau die habſüchtige Denkweiſe ſeines Monarchen, ſeine mit den Jahren ſich ſteigernde, geizige Geldluſt; er war den politiſchen und finanziellen Intereſſen ſeines Königs unbedingt ergeben, und führte im Namen dieſer Intereſſen einen unbarmherzigen Krieg nicht nur gegen die Indianer, ſondern auch, und zwar ganz namentlich, gegen die Privat-Intereſſen der einzelnen Conquistadores, d. h. Entdecker und Eroberer. Als er i. J. 1508 nach Santo Domingo kam, zählte man noch 60000 indianiſche Männer; als er nach ſechs Jahren den Schauplatz ſeiner Thätigkeit verließ, waren 14000 übrig. Er wüthete gleichmäßig gegen die einheimiſche wie gegen die ſpaniſche Bevölkerung.

Daß eine ſolch' himmelſchreiende Schreckensherrſchaft ſechs lange, volle Jahre andauern konnte, bewirkte Paſamonte durch die zwei Hauptſtützen, welche er in Europa hatte. Es waren dieß Fernando's Geheimſecretär Lope de Conchillos, und, mit Bedauern ſei es der Wahrheit gemäß geſagt, der Biſchof Juan Rodriguez de Fonſeca, welcher von Anfang an, unwiſſend und hochmüthig wie er war, den möglichſt unheilvollen Einfluß auf die Behandlung der amerikaniſchen Angelegenheiten ausgeübt hatte.

Gegenüber ſolchen Regierungsleuten, gegenüber ſolch geradezu teufliſcher Bosheit und Niederträchtigkeit, gegenüber einer ſpaniſchen Volksgeſinnung, welche neben heuchleriſchen Geberden

geradezu jedes Gefühl christlicher Menschenliebe verloren hatte und einen Indianer mit so vollständiger Gleichgiltigkeit unter Todesqualen erliegen sah, wie man etwa ein Stück Holz entzwei spaltet, fand die unglückliche, dahinsterbende Bevölkerung nur eine Macht auf Erden, welche sich mit ihr verband; nur eine Stimme ließ sich vernehmen, welche im Namen der Religion und des für uns arme Sünder Alle gestorbenen Gottmenschen, bei den Peinigern und bei den Regenten, in den Hütten und in den Palästen den nicht unterdrückbaren Hilferuf nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit erhob — diese Macht war die römisch-katholische Kirche.

Als Wortführer und Werkmeister der Kirche hat sich in diesem hochwichtigen Falle der Orden des heiligen Dominicus bewährt, und er hat sich in diesem Kampf für die Armen, Bedrängten und Zerschlagenen gegen die Großen und Mächtigen der Erde wahrhaft mit unsterblichem Ruhme bedeckt. An diesem Beispiel hat es sich gezeigt, was zu halten sei von der angeblichen Grausamkeit und blutigen Verfolgungssucht der Dominicaner. Ja, es ist wahr, sie wachten in Europa, unter den ewig gährenden geistigen Gegensätzen dieses ruhelosen Erdtheils, eifersüchtig über der Reinheit, über der unverfälschten Erhaltung der katholischen Glaubenslehre, und sie sind in diesem Sinne vom Zeitpunkt der Ordensgründung bis zum Auftreten der Jesuiten eine ganz unschätzbare Wohlthat für die Kirche Gottes gewesen, wobei auch mancher Fehltritt mag unterlaufen sein.

Aber hier im neuentdeckten Amerika, hier handelte es sich keineswegs um Schutz gegen Glaubensirrthümer, hier stand in Frage die Belehrung und Bekehrung eines in sittlicher Hinsicht, wenn auch mit Fehlern behafteten, doch ziemlich harmlosen, jedenfalls dem Einfluß guten Beispiels zugänglichen Volkes, welches nur durch Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit und ächte Religiosität für die Sache der Wahrheit und des Christenthums gewonnen werden konnte. Hier war die Frage des wahren

Chriſtenthums geſtellt, und die Väter Dominicaner haben ſie gelöst, wie es ihres großen und heiligen Ordensgründers würdig war.

Sie waren über den Ocean gekommen in der einzigen und ausſchließlichen Abſicht, das Licht der allein wahren Religion Denen zu bringen, welche in der Finſterniß und im Schatten des Todes ſaßen; ſie liebten die Indianer alle ohne Unterſchied als unſterbliche Seelen, denen ſie den Weg zeigen wollten, um Erben des Himmels zu werden; ſie ſchauten nun das furchtbare Elend, in welches dieſe unbefangenen und harmloſen Menſchen, ohne erkennbare eigene Schuld, geſtürzt waren durch die Habſucht, Grauſamkeit und Selbſtſucht ihrer Unterdrücker, und ſie mußten ſchmerzlich empfinden, daß unter ſolchen Umſtänden Alles, was ſie ſelbſt für die Sache des Chriſtenthums und der Cultur wirkten, vollſtändig wieder zerſtört und vernichtet werden müſſe durch den vollendeten Wahnſinn menſchlicher Leidenſchaft.

Darum erhob ſich der Orden des hl. Dominicus gegen das ſpaniſche Mord- und Raub-Syſtem, und gerade der Umſtand, daß der Orden, ohne jegliche Rückſicht auf irdiſche Protection und Machtſtellung, mit gewaltiger Stimme ſich erhob, beweist auf's Beſte die Furchtbarkeit der eingeriſſenen Uebel und Mißſtände. Denn es war in jener Zeit wahrhaftig keine Kleinigkeit, ſich im Namen der chriſtlichen Liebe aufzulehnen gegen die Habſucht und Unbarmherzigkeit, die von der höchſten weltlichen Stelle ausging.

Es war im Jahre 1511, als der Dominicaner-Mönch Antonio Monteſino ſich mit der vollen Beredtſamkeit, welche nur die Wirklichkeit und Wahrheit eingeben kann, und zugleich mit jener heftigen, glühenden Begeiſterung, wie ſie nur dem Mönchthum eigen iſt, ſich in einer noch dazu vor den angeſehenſten und höchſtgeſtellten Einwohnern und Beamten der Hauptſtadt St. Domingo gehaltenen Predigt gegen das ganze bisherige Syſtem der Beherrſchung, Bekehrung und Civiliſirung der In-

dianer aussprach. Montesino bestieg die Kanzel mit einer nicht nur vollständig niedergeschriebenen, sondern sogar für alle Fälle von sämmtlichen theologisch gebildeten Mitgliedern des Convents unterzeichneten Predigt in der Hand. Er hatte den Text gewählt: „Die Stimme eines Rufenden in der Wüste", und ging nach einer kurzen, auf die heilige Adventszeit, in der man sich gerade befand, bezüglichen Einleitung zur Sache über. Er schilderte die wüstenartige Unfruchtbarkeit des Gewissens der Spanier auf Santo Domingo, die Verblendung, in welcher sie dahinlebten, und wie sie in der größten Gefahr ewiger Verdammung schweben, indem sie fort und fort die schwersten Sünden begehen, bis sie darin sterben. „Lernet mich kennen," rief er aus, „ihr Alle, die ihr mich höret; ich bin die Stimme Christi in der Wüste dieser Insel, und deßhalb sollet ihr nicht etwa nur mit einiger Aufmerksamkeit, sondern mit eurem ganzen Herz und Sinn auf diese Stimme hören, obgleich sie für euch so neu und so rauh ertönen wird, wie noch irgend eine Stimme, die ihr jemals gehört habt." Diese Stimme kündigte er ihnen mit so erschütternden Worten an, daß ihnen die Haut schauderte, und daß sie glaubten, schon vor dem Richterstuhle Gottes zu stehen. Nachdem er seine Zuhörer so vorbereitet hatte, sagte er ihnen, welches der Inhalt dieser so schrecklichen Stimme sei. „Diese Stimme" — so fuhr er fort — „sagt, daß ihr Alle im Stande der Todsünde lebet und sterbet, durch die Grausamkeit und Tyrannei, welche ihr gegen die unschuldige Urbevölkerung dieser Länder begehet. Saget doch einmal, mit welchem Recht und mit welcher Gerechtigkeit haltet ihr diese Indianer in einer so grausamen und schrecklichen Knechtschaft? Mit welchem Recht habet ihr diese Völker blutig bekriegt, welche ruhig und friedlich in ihren Häusern, auf ihren Besitzungen weilten? Mit welchem Recht habt ihr sie in unzählbarer Menge gemartert und gemordet? Die furchtbarsten Anstrengungen muthet ihr ihnen gewaltsam zu, ohne für ihre Ernährung zu sorgen, ohne sie in ihren Krankheiten zu pflegen,

von denen sie befallen werden durch die maßlose Arbeit, welche ihr von ihnen verlangt. Ja, man kann sagen, daß ihr dieses Volk dahinmordet, bloß um Tag für Tag Geld durch sie zu gewinnen. Und wie sorget ihr denn dafür, daß sie ihren Gott und Schöpfer kennen lernen, daß sie getauft werden, die heilige Messe hören, die Sonn- und Feiertage heilig halten? Sind diese Indianer denn nicht auch Menschen, so gut wie ihr? Haben sie nicht vernünftige, zur ewigen Seligkeit bestimmte Seelen, so gut wie ihr? Seid ihr nicht verpflichtet, sie zu lieben, wie euch selbst? Versteht ihr, empfindet ihr das Alles nicht? Befindet ihr euch denn in einem so tiefen Schlafe sittlicher Betäubung? Seid doch nur fest überzeugt, daß in eurem gegenwärtigen Seelenzustand ihr ebenso wenig selig werden könnt, als Juden und Türken, welche den Glauben an unsern Gott und Heiland nicht annehmen wollen." Ueber diesen Vortrag waren Alle wie niedergedonnert, Manche vollständig betäubt, Einige noch mehr verhärtet, Einzelne ein wenig zerknirscht, aber, nach dem, was die Erfahrung gezeigt hat, kein Einziger wahrhaft bekehrt. Im Allgemeinen konnte man vielmehr sagen:

Alles empörte sich über den Pater, der es wagte, frank und frei gegen eine Einrichtung aufzutreten, welche bereits — leider! — zur Grundlage des ganzen gesellschaftlichen Lebens und namentlich zur Grundlage des mutterländischen Reichthums aus dem spanischen Amerika geworden war. Noch am nämlichen Tage begaben sich die Mitglieder der obersten Regierungsbehörde zum Ordensvorsteher des kühnen Montesino und verlangten entweder feierlichen Widerruf oder daß der Orden das ganze Land verlasse. Der muthige Prälat entgegnete den Herren, daß der Prediger des Vormittags nicht nur seine Privatmeinung ausgesprochen habe, sondern die gemeinsame und feste Ueberzeugung der Communität. Im Lauf des Gespräches kam man jedoch überein, Montesino solle, um das allgemeine Aergerniß, welches seine heftigen Ausdrücke hervorgebracht hatten, zu

mildern, bei Gelegenheit ſeiner nächſten Predigt dieſe Ausdrücke einigermaßen mäßigen. Pater Monteſino war jedoch nicht der Mann zu einer derartigen Arbeit; als der Tag zu ſeiner nächſten Predigt angebrochen war, da beſtieg er ruhig die Kanzel, und weit entfernt, aus Menſchenfurcht die Wahrheit zu ſcheuen oder die Unwahrheit zu begünſtigen, erklärte er mit der unzweideutigſten Beſtimmtheit ſein feſtes und unerſchütterliches Beharren bei jedem Worte, das er geſprochen habe, und fügte nur noch die Bemerkung hinzu, er glaube auf dieſe Weiſe nicht nur ſeinem Gott, ſondern auch namentlich ſeinem König einen wahren Dienſt zu erweiſen.

Jetzt ſchritt aber der Finanzminiſter Paſamonte ein, indem er nach Madrid berichtete, die Dominicaner als revolutionäre Intriganten anklagte, die nur der Volksgunſt, keineswegs der Menſchenfreundlichkeit oder der Wahrheit zu dienen ſuchten, und indem er ſchließlich zum Träger ſeiner Botſchaft einen Franciscaner, den Pater Alonſo de Eſpinal, machte. So wurde der ſpaniſchen Welt des ſechszehnten Jahrhunderts das wahrhaft ſcandalöſe Schauſpiel geboten, daß zwei kirchliche Orden ſich gegenſeitig und ſogar ſyſtematiſch befeindeten in einer Frage, die im Lichte des Chriſtenthums überhaupt gar nicht als zweifelhaft betrachtet werden kann.

Die Dominicaner ſchickten nunmehr ihren Prediger Monteſino nach Europa, um dort die Rechte der unterdrückten Menſchheit und die bedrohten Intereſſen ihres Ordens zu vertheidigen. Nach großen Schwierigkeiten gelang es endlich dieſem ebenſo gewandten wie muthigen Kloſterdiplomaten, eine Audienz bei König Fernando zu erlangen. Der König ſchenkte ihm Gehör und forderte ihn zugleich auf, ſich zu rechtfertigen wegen des Scandals, den er durch ſeine Predigt auf der ganzen Inſel veranlaßt habe. Der unerſchütterliche Mönch ſagte ſeinem Herrſcher, daß dieſe Predigt keine unüberlegte Expectoration, ſondern eine wohlvorbereitete, vom Prior und allen wiſſenſchaftlich gebildeten Theologen ſeines Convents ſorgfältig geprüfte und

entſchieden gebilligte That-Arbeit geweſen ſei; ſodann zählte er dem König die ungeheuerlichen, entſetzlichen Details auf, welche ſich die Spanier tagtäglich im Verkehr mit den Indianern zu Schulden kommen ließen, und endlich fiel er mit der glühenden Inbrunſt eines in Liebe verzweifelnden Herzens ſeinem Monarchen zu Füßen und bat ihn unter flehentlichen Thränen um Erbarmung, um Erbarmung für ſein unter Mörderhänden unſchuldig zu Grunde gehendes Volk.

König Fernando hatte ein ziemlich hartes und herbes, aber er hatte doch ein menſchliches Herz; er blieb nicht unerſchüttert von den Worten des ſtarken, der Welt abgeſtorbenen Ordensmannes, der, weinend gleich einem Kinde, zu ſeinen Füßen lag: er fühlte wohl, daß hier eine grauſame, entſetzliche Wahrheit hinter dem Vorhang wilder, ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften verborgen war.

Der König befahl auch wirklich die Bildung einer „gemiſchten Enquete-Commiſſion", um in den Worten unſerer Tage zu ſprechen; dieſelbe ſollte ſowohl die Dominicaner als die bei der Sache intereſſirten Spanier in den Colonien anhören, alles mögliche Material ſammeln und dann ihr Gutachten abgeben; ſie ſollte aus Theologen und Juriſten zuſammengeſetzt ſein. Die Berathſchlagungen dieſer Verſammlung nahmen lange Zeit in Anſpruch; die endliche königliche Entſcheidung ließ auf ſich warten, und die Patres Dominicaner machten kein Hehl aus ihrer wachſenden Ungeduld. Das war jedenfalls unklug und ſchadete der guten Sache; denn der König ließ ihnen ſchließlich folgenden Beſcheid zugehen: „Die Zutheilungen oder Repartimientos ſind begründet in der Gewalt, welche der heilige Stuhl dem königlichen Hauſe von Caſtilien gegeben hat; ſie ſind beſtätigt durch das Gutachten zahlreicher und gelehrter Rechts- und Gottesgelehrten, welche man über dieſe Frage zu Rathe gezogen hat; wenn alſo irgend ein Gewiſſensbedenken bei der Sache iſt, ſo laſtet es auf dem König und ſeinen Rathgebern, keineswegs aber auf den Beſitzern ſolcher Zutheilungen von

Land und Leuten. Die Patres Dominicaner können ſich alſo recht wohl mäßigen und in ihren Predigten mit größerer Milde und Sanftmuth auftreten."

Um dieſe ungünſtige und herbe Antwort einigermaßen zu mildern, zugleich auch dem Pater Monteſino und ſeinem Vorgeſetzten einen Beweis ſeiner perſönlichen Hochſchätzung zu geben, erlaubte und befahl ihnen der König, nach Amerika zurückzukehren, um durch das Beiſpiel ihrer Tugenden und durch ihre gute Lehre die gute Frucht in Rettung der Seelen hervorzubringen, nach welcher ihre Herzen ſo ſehnlich verlangten.

Um die nämliche Zeit erließ und verkündete die Regierung auch in der That eine Anzahl von Verordnungen, in welchen viele den Indianern günſtige und für ſie heilſame Beſtimmungen enthalten waren. Gut wäre es geweſen, wenn man ſie nicht nur verkündet, ſondern auch vollzogen hätte; allein die armen Leute waren und blieben „vertheilt" und „anempfohlen".

Es konnte auch in der That gar nicht anders ſein. Die öffentlichen Beamten höchſten Ranges, welche vom König über den Ocean geſandt wurden, empfingen von Staatswegen die Anweiſung auf die ihnen zugehörigen Indianer nach Maßgabe und Verhältniß des ihnen anvertrauten Amtes und ſeiner Einkünfte; ja ſogar die habſüchtigen, perſönlichen Günſtlinge des Königs wünſchten ſich auf dieſem Wege zu bereichern, und ſie ſetzten es durch. So erhielt Conchillos 1100 Indianer „anempfohlen", der Biſchof von Fonſeca 800, und ſo durch die Bank; es lohnt ſich nicht der Mühe, die einzelnen Namen und Schandthaten zu erwähnen. Alle ſchickten, wie die engliſchen Großgrundbeſitzer nach Irland, ihre Verwalter nach Amerika, und ſchließlich waren gerade dieſe armen, in zwei Inſtanzen verwalteten Leute die unglücklichſten und elendeſten von allen Eingeborenen.

Bisher hatte ſtets die Regierung die verſchiedenen Negeraustheilungen vorgenommen. Im Jahr 1514 geſchah es, daß ein gewiſſer Rodrigo de Alburquerque, Befehlshaber einer

Festung auf Santo Domingo, sich durch Bestechung dieses Geschäft zu verschaffen wußte. Kraft königlicher Vollmacht, die er vorzuweisen im Stande war, schritt er in Gemeinschaft mit dem Finanzminister Pasamonte zu einer neuen Vertheilung; 14 000 Indianer waren noch zu vertheilen da unter den nämlichen Herren oder deren Rechtsnachfolgern, welche während der letzten sechs Jahre die Kraft von 60 000 Männern mißbraucht und erschöpft hatten. Der habsüchtige und schamlose Alburquerque verkaufte sein Geschäft ebenso ungebührlich und ungescheut, wie er es gekauft hatte. Die Indianer wurden vertheilt nach Maßgabe und Verhältniß der Bestechungsgeschenke, welche der Vertheilungsbeamte empfing. Wer am meisten gab, erhielt die meisten. Viele der Ansiedler bekamen gar keine, sahen sich ruinirt, und erhoben nun das Geschrei der Verzweiflung gegen so ungeheure Ungerechtigkeit. Aber der königliche Hof, während Fernando's letzten Jahren in einem Zustand gänzlicher sittlicher Auflösung begriffen, bestätigte Rodrigo's schauerliche Maßregeln und legte seinen Gegnern, den selbstsüchtigen wie den wahrhaft christlichen, Stillschweigen auf.

Allein der damalige Statthalter Don Diego, Sohn des Entdeckers und Admirals Christoph Columbus, fühlte sich in seiner Machtsphäre und Amtsgewalt mit Recht eingeschränkt und angegriffen durch das Auftreten des Alburquerque. Er ging persönlich nach Spanien, und ihm schlossen sich die ganze, große Zahl der Interessenten an, so daß die Regierung schließlich das Feld räumen mußte. Man beschloß, ein Mitglied des Gerichtshofes von Sevilla, einen Licentiaten Namens Ibarra, nach Amerika zu senden, um all' Denjenigen durch eine neue Vertheilung Genugthuung zu verschaffen, welche bei der früheren angeblich zu kurz gekommen waren. Es wurde mit anscheinendem Ernste befohlen, daß man die Indianer im christlichen Glauben unterrichten und zur wahren Civilisation anhalten solle. Zuwiderhandlungen wurden mit ernster Strafe bedroht.

Aber all' dieſen Geboten und Verboten begegnete das allgemeinſte Mißtrauen; ſie waren ſchon zu oft erlaſſen und hatten ſich ebenſo oft wirkungslos gezeigt, als daß man für dießmal einen anderen Erfolg hätte erwarten ſollen. Der brave Ibarra war allerdings wohl im Stande, die ſchwerſten Mißgriffe ſeines Vorgängers theilweiſe gut zu machen; allein weder er ſelbſt durch ſeine perſönlichen Vorzüge, noch die Regierungsverordnungen, welche mit ihm herübergeſandt wurden, konnten durch ihren Inhalt die unverſiegbare Quelle des Unheils verſtopfen, welche darin beſtand, daß ein armes, hilfloſes Volk gleich einer Heerde von Schafen verkauft und vertheilt wurde.

II.

Jugend- und Vorbereitungsjahre des Helden bis zum Jahre 1514.

Bartholomäus de las Caſas oder Caſaus ward nach der allgemeinen Anſicht, aber nicht unumſtößlich nachgewieſenen Ueberzeugung der Geſchichtsforſcher geboren im Jahr 1474 zu Sevilla. Seine Jünglings- und früheren Mannesjahre waren alſo durchaus angefüllt mit den Zuſtänden und Ereigniſſen, welche wir im vorausgegangenen Abſchnitt überſichtlich gezeichnet haben. Wir mußten es thun, weil ohne ihre, wenigſtens allgemeine, Kenntniß Leben und Charakter unſeres Helden durchaus unverſtändlich bleiben würden.

Caſas entſtammte einer urſprünglich franzöſiſchen Familie, deren Name Caſaus lautete, und welche ſich bei der Eroberung Sevilla's gegen die Mauren unter König Fernando dem Heiligen, in der Mitte des dreizehnten chriſtlichen Jahrhunderts, durch ruhmvolle Waffenthaten das Recht bleibender Niederlaſſung auf ſpaniſchem Boden und ſogar die Erhebung in den ſpaniſchen Adelſtand erworben hatte. Das erſte Familienhaupt, welches in Spanien ſeine Heimſtätte gründete, nannte ſich unzweifelhaft noch Caſaus; allein im Laufe der Zeiten trat, wie das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, halb abſichtlich

und halb von ſelbſt, die Nationaliſirung des Namens in der neuen Heimath ein. Selbſt der Bartholomäus de las Caſas, welcher den Gegenſtand unſerer Betrachtung ausſchließlich bildet, nannte ſich in ſeinen Jugendjahren bald mit dem einen, bald mit dem anderen Namen; ſpäterhin bediente er ſich jedoch ausſchließlich der ſpaniſchen Benennung Caſas, und dieſer Name iſt ihm auch in der Folgezeit bei Freund und Feind geblieben.

Caſas widmete ſich oder man widmete ihn dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit auf der Univerſität Salamanca. Sein Vater, Francisco de Caſaus, welcher den Entdecker Chriſtoph Columbus auf einer ſeiner Reiſen begleitet hatte, ſchenkte ſeinem Sohn einen von dort als Sklaven mitgebrachten Indianer, welcher nunmehr den Beruf erhielt, den jungen Studenten zu bedienen. Dieſes Verhältniß dauerte jedoch nicht lange. Ueber ſeine Auflöſung beſtehen zwei verſchiedene Darſtellungen, von welchen die eine ebenſo unwahrſcheinlich, wie die andere wahrſcheinlich iſt. Als höchſt unwahrſcheinlich bezeichne ich die Erzählung, nach welcher Caſas ſchon in ſo jugendlichen Jahren, von klarer Erkenntniß des rechtlichen und ſittlichen Moments in der Sklavenfrage erfüllt, um des Gewiſſens willen ſeinen Sklaven in Freiheit geſetzt und mit den Mitteln zur Rückkehr in die Heimath verſehen hätte. Dieß iſt nicht nur an und für ſich pſychologiſch unwahrſcheinlich, ſondern auch namentlich deßhalb, weil Caſas, wie wir ſehen werden, noch in weit ſpäteren Zeiten ſelbſt Sklavenbeſitzer war. Dagegen iſt es wahrſcheinlich, daß der junge Student Caſas ſich nicht wenig darauf zu gut that, einen Sklaven als Gefolge hinter ſich einherziehen zu ſehen, daß ihm aber die Königin Iſabella ſeinen Spaß in Bälde verdorben hat. Sie hatte erfahren, daß Chriſtoph Columbus eine Anzahl von Indianern unter ſeine Günſtlinge und Ruhmesgenoſſen vertheilt habe, und ſie hatte, mit der doppelten Beleidigung des Weibes und der Monarchin, die Frage aufgeworfen: „Wer hat meinem Admirale Chriſtoph

Columbus die Erlaubniß gegeben, meine Unterthanen an irgend Jemanden auszutheilen?"

Allein die Königin begnügte sich nicht damit, die Beleidigte zu spielen; sie ließ öffentlich und bei Todesstrafe den Befehl verkünden, daß alle als Sklaven in Spanien befindlichen Indianer sofort in Freiheit gesetzt und auf Kosten ihrer Herren in die Heimath zurückbefördert würden. Das sieht der geschichtlichen Wahrheit gleich und zeigt uns namentlich genau, was von Isabella zu hoffen gewesen wäre, wenn sie persönlich dem Schauplatze der Begebenheiten näher gestanden hätte.

In jedem Falle bleibt es eine merkwürdige und nach vielen Richtungen hin belehrende Thatsache, daß Derjenige, welcher sein ganzes, angestrengtes und langes Berufsleben für die Freiheit und Menschenwürde der Indianer opfern sollte, als Sklavenbesitzer seine jugendliche Laufbahn begonnen hat. Eine solche Thatsache lehrt uns namentlich, über keinen Menschen ein endgiltiges Urtheil zu fällen, so lange er noch lebt, dagegen auch an uns selbst keine Verirrung für unheilbar und keine Errungenschaft für unverlierbar zu halten, so lange es Gott gefällt, uns durch das höchste Erdenglück des Lebens Gelegenheit zur Reue und Wiedererkämpfung zu geben.

Nachdem der junge Casas seinen Hausssklaven verloren, seine juristischen Studien beendigt und in denselben den Ehrengrad als Licentiat errungen hatte, entschloß er sich, jenseits des Oceans eine Laufbahn zu suchen. Die Veranlassung zu diesem Entschlusse gab ihm wahrscheinlich Ovando's Sendung als Statthalter nach Santo Domingo. Dieß geschah im Jahre 1502, als Casas bereits ein Alter zwischen 27 und 28 Jahren erreicht hatte. Wie es ihm in den nächsten Jahren ergangen, welcher Arbeit, welchem ganz besonderen Lebensberuf er sich gewidmet, wie er auf den Gedanken kam, nach der Rechtswissenschaft auch noch die Gottesgelehrtheit zu erlernen, darüber sagt die Geschichte uns nichts Verbürgtes; gewiß aber ist, daß Casas im Jahre 1510 die heilige Priesterweihe empfing.

Seine Primiz war die erste, welche auf dem Boden Amerika's gefeiert ward; außerordentlich war die Volksmenge, welche ihr andächtig beiwohnte, reich und kostbar die Geschenke, welche dem Neupriester gemacht wurden; er aber, vermöglich von Hause aus, behielt nur einige Andenken für sich und vertheilte alles Uebrige.

Unbestreitbar ist, daß Casas sich im Lauf von acht arbeitsam zugebrachten Jahren einen solchen Ruf von Gelehrsamkeit, Lebenserfahrung und ächt christlicher Tugend erworben hatte, daß Diego Velasquez ihn im Jahre 1511 mit sich nach der Insel Cuba nahm, um sich bei seinem Ansiedelungsversuch in großem Maßstab vorzugsweise der Rathschläge des ebenso frommen wie geschäftsgewandten und gelehrten Priesters zu bedienen. Casas rechtfertigte das Vertrauen des neuen Statthalters in vollstem Umfange; und als derselbe seinen Posten auf einige Zeit verlassen mußte, wies er seinen Stellvertreter an, ohne Kenntnißnahme und Billigung des Vaters Casas nichts zu thun.

Im Jahr 1513 wurde Casas einem berüchtigten Eroberer und Menschenschinder jener Tage, dem Pamfilo de Narvaez, auf eine seiner wiederholten Expeditionen als Rathgeber mitgegeben. Casas, nach seiner eigenen Herzensanlage vom Geist christlicher Menschenliebe erfüllt, durch die Gnaden des priesterlichen Amtes in dieser Gesinnung gestärkt und vergeistigt, ausgestattet zudem mit einer ganz außerordentlichen Körperkraft und Gesundheit, benützte sein neues Amt, um allüberall im Geiste der Versöhnung, der Mäßigung, der Verschmelzung widerstreitender Interessen thätig zu sein. Auf diesem Zug machte er gewissermaßen seine Lehr- und Vorbereitungsjahre als Beschützer und Missionär der Indianer durch. Er predigte den Indianern, deren Sprachen er sich in weitem Umfang und mit großer Gründlichkeit angeeignet hatte; er taufte ihre Kinder, er suchte die Gewaltthätigkeit und Zügellosigkeit der spanischen Soldaten zurückzuhalten, und in häufigen Fällen gelang ihm

dieß, ohne daß jemals ein Mißerfolg ihm den Muth gebrochen hätte; er entwaffnete die Zornausbrüche des leidenschaftlich wilden Generals.

Während einer langen Wegesstrecke hatten es die Spanier nur mit freundschaftlich oder wenigstens friedlich gesinnten Völkerschaften zu thun: die guten Menschen sorgten mit der sanftmüthigsten Freigebigkeit für die Bedürfnisse dieser Räuber, die neben dem Vorwande, Entdecker sein zu wollen, zugleich den ungleich frecheren erhoben, Apostel unseres Herrn und Heilandes zu sein. Die Aufführung der spanischen Soldaten entsprach natürlich keineswegs der freundlichen, in hohem Grade unverdienten Aufnahme von Seite dieser bis zur Hilflosigkeit schwachen und furchtsamen Bevölkerung. Schließlich brach eine Reihe von Zwistigkeiten und Zänkereien aus, welche die Expedition in fortwährendes Blutvergießen zu verwickeln drohte. Casas vereinbarte sich, um diese gefährlichen Widerwärtigkeiten zu verhüten, mit Narvaez dahin, daß in Zukunft beim Einrücken der Spanier in einem Indianerdorfe die Eingeborenen ihren „Gästen" die Hälfte des Ortes zu überlassen hätten, und daß es jedem Spanier bei schwerer Strafe verboten sein solle, in das Indianerquartier einzutreten oder einzubringen.

Man sieht, man ahnt noch mehr, in welcher Weise diese Entdecker ihre Entdeckungen machten!

Die Indianer jedoch hatten das richtige Gefühl, welch ein Mann vor ihnen stehe. Schon in diesen frühen Jahren seines Lebens erkannten sie in ihm den Einzigen, welcher mit wahrer Menschenfreundlichkeit für sie zu sorgen, sie zu vertheidigen, ihnen Erbarmung und Liebe zu erweisen bestrebt war; als ein gewissermaßen göttliches Wesen erschien er ihnen inmitten einer vollständig gefühllosen Bande von Metzgern und Mördern. Seinen Befehlen leisteten sie unbedingten Gehorsam; von ihm allein hofften sie Abhilfe in ihrem tiefen Elend.

Was aber dazu gehörte, zwischen diesen zwei Menschenklassen blutiges Unglück zu verhüten, das sehen wir beispielsweise an

einem einzelnen Vorfall der Expedition, von welcher wir eben sprechen. Die Spanier waren in die Provinz Camaguej, ihr eigentliches Reiseziel, eingerückt, und machten eines Abends Halt an einem Fluß oder Bach, in welchem sie ganz ausgezeichnete Schleifsteine fanden; sie machten unmittelbaren Gebrauch davon und rückten mit frisch geschliffenen Schwertern im nächsten Indianerdorfe ein. Sie wurden mit der nämlichen Freundlichkeit aufgenommen, wie bisher überall; die Lebensbedürfnisse, welche man für die Fremdlinge aufgeschichtet hatte, wurden allmälig vertheilt; die Indianer kauerten sich nieder, um diese für sie noch vollständig neuen Menschengestalten und namentlich auch die Art und Bewegung ihrer Pferde zu beobachten; die Zahl der Indianer soll sich auf über 2000 belaufen haben. Narvaez, zu Pferde, führte das Commando; unter ihm überwachte Casas, wie gewöhnlich, die Austheilung der Portionen. Auf einmal zieht, wie wahnsinnig geworden, ein Spanier sein frischgeschliffenes Schwert, alle Uebrigen folgen in toller Grausamkeit seinem Beispiele nach; Alle stürzen sich wüthend und mordend über die unglückseligen Indianer her, welche ihrerseits, wehrlos, hilflos, betäubt und niedergedonnert, sich keiner Schuld bewußt, nichts Anderes zu thun wußten, als sich mit ruhiger Ergebung zusammenhauen zu lassen; nur Wenige entkamen. Narvaez schaute dem empörenden Auftritt mit eiserner Ruhe zu und beeilte sich keineswegs, demselben ein Ende zu machen; nur Casas mit seinen unmittelbar Untergebenen eilte augenblicklich an den Ort des Gemetzels, und mit großer Mühe gelang es ihm, nachdem schon entsetzlicher und unersetzlicher Schaden angerichtet war, dem ferneren Morden Einhalt zu gebieten.

Bodenlos nichtswürdig waren die Vorwände, mittelst welcher die Verbrecher ihr furchtbares Handeln zu rechtfertigen versuchten. Die Indianer hätten mit verdächtiger Aufmerksamkeit die Pferde der Spanier beobachtet; die Fischgräten, mit welchen sie die Köpfe zu verzieren pflegten, seien nichts Anderes gewesen

als vergiftete Pfeile; die Stricke, welche sie um ihre Lenden trugen, hätten keine andere Bestimmung gehabt, als die Spanier zu binden und zu fesseln. Es wäre lächerlich, wenn es nicht gar so traurig wäre.

Für Casas war dieser Tag unvergeßlich; er brachte zwar seinem Verstand noch keine vollständige Erkenntniß des ganzen in Frage stehenden Verhältnisses, aber seinem Herzen schlug er tiefe Wunden, die noch bluteten, als er ein halbes Jahrhundert später in seinem großen Geschichtswerk den entsetzlichen Auftritt schilderte.

Die Folge war, daß die Indianer sich nach den benachbarten kleinen Inseln zerstreuten und die spanische Expedition sich selbst überlassen blieb.

Die fruchtbare Ebene, in welcher sie gelagert waren, sicherte den Spaniern wenigstens die Möglichkeit, sich einige Zeit an Ort und Stelle zu halten. Da erschien eines Tages ein junger Indianer zwischen zwanzig und dreißig Jahren, suchte sofort das Zelt des Licentiaten Casas auf und knüpfte ein Gespräch an mit einem anderen, hochbetagten Indianer, Camacho, welcher bei Casas als Verwalter diente. Der junge Mann gab zu verstehen, daß, wenn Vater Casas ihn und seinen Bruder annehmen wollte, sie ihm mit großem Vergnügen dienen würden, indem sie eine große Vorstellung von seiner Menschenfreundlichkeit und edlen Gesinnung hätten. Casas trat mit gewohnter Herzlichkeit in die Verhandlung ein, versicherte, daß das Bruderpaar bei ihm gut aufgehoben sein werde, und benützte die Gelegenheit, um durch seinen treuen Camacho Erkundigung anstellen zu lassen, ob und welches Mittel sich etwa finden ließe, um die Uebrigen zur Rückkehr zu bewegen. Der Jüngling schien den Zusicherungen des Camacho Glauben zu schenken und versprach, sobald er mit seinem Bruder komme, um den Dienst bei Casas anzutreten, auch die Bevölkerung des ganzen Indianerdorfes mitzubringen, zu dessen Gebiet der Lagerplatz gehörte. Er wurde reichlich bewirthet und beschenkt, ihm der

Name Adrian beigelegt, und er ging mit großer Selbstzufriedenheit daran, sein Versprechen in's Werk zu setzen.

Viele Tage vergingen, ohne daß Adrian oder sonst Jemand erschien; sogar der sonst stets indianergläubige Casas hielt sich für betrogen; nur der alte Camacho hielt fest an der Ueberzeugung, es sei unmöglich, daß der kleine Adrian sein Wort breche. In der That erschien dieser auch eines Nachmittags, als man ihn am wenigsten erwartete, begleitet von seinem Bruder und von weiteren 180 Mann, nebst Sack und Pack. Sie wurden begreiflicher Weise mit der größten Freude und Freundlichkeit empfangen und wieder in den Besitz ihrer Wohnungen eingesetzt; nur Adrian und sein Bruder blieben unter Oberaufsicht Camacho's im Dienste des Vaters Casas.

Sobald das Gerücht von diesen Vorgängen sich weiterhin verbreitete, kamen auch die entfernteren Völkerschaften nach und nach in ihre Wohnsitze zurück und vertrugen sich ruhig und friedlich mit den Spaniern. Die Spanier lebten in Ueberfluß; die Indianer liehen ihnen ihre Canoes zu Küstenfahrten längs den Gestaden der Insel, und der maßgebende spanische Einfluß erstreckte sich, Dank der Anziehungskraft des Namens Casas, auf hundert Stunden in die Runde.

Wie groß der Zauber dieses Namens war, sah man in diesen Tagen an einem merkwürdigen Beispiele. Casas erfuhr von den Indianern, es seien in der Gefangenschaft der Indianer zwei weiße Frauen und ein weißer Mann; nach den Andeutungen, welche sie gaben, mußten die Gefangenen sich in ziemlich großer Entfernung befinden. Casas ertheilte also den mündlichen Befehl, die Gefangenen vor sein Angesicht zu bringen, und zu dessen Bekräftigung gab er ihnen ein Stück weißes Papier, als ob der Befehl schriftlich darauf wiederholt wäre. Als Vollstreckungsmittel für den Fall des Ungehorsams gab er dem Boten einfach die Drohung mit: „die Nichterfüllung seines Wunsches würde ihn sehr betrüben".

Welch' großes Stück Pädagogik liegt in diesen Worten! —

Nach einigen Tagen kamen die beiden gefangenen Spanierinnen an, und das Canoe, in welchem sie gebracht wurden, landete unmittelbar bei dem Zelte des Vaters Casas, welchen die Indianer solchergestalt förmlich zum Oberbefehlshaber der Expedition ernannt hatten. Die eine war eine Frau von 40, die andere ein Mädchen von 18 Jahren; sie hatten sich in Tracht und Sitte vollständig den Gewohnheiten und Lebensregeln der Indianer anbequemen müssen. Sie waren vor einigen Jahren mit mehreren Spaniern auf einer eigenmächtigen Entdeckungsexpedition von Indianern überfallen und gefangen genommen worden. Die sämmtlichen Männer wurden theils ertränkt, theils mit Pfeilen erschossen; nur den zwei Frauen schenkte man das Leben; als Dienerinnen der Indianer hatten sie bis dahin in beständiger Todesangst gelebt, ohne daß jedoch irgend eine Mißhandlung gegen sie verübt worden wäre. Der Name Casas schenkte ihnen die Freiheit wieder und gab sie der christlichen Gesellschaft zurück. Unser guter Licentiat beschränkte sich aber nicht darauf, die zwei Damen mit Worten und mit leeren Redensarten zu trösten, sondern er verschaffte ihnen auch zwei brave Männer, so daß dieses interessante Abenteuer wirklich zu allseitiger Zufriedenheit seinen Abschluß fand.

Noch fehlte aber der gefangene weiße Mann; Casas ließ dem betreffenden Caziken sagen, er möge denselben gut behandeln und aufheben, bis er selbst komme, ihn zu holen. Der Cazike gehorchte; als die spanische Heeresmacht in seinem Gebiet anlangte, erschien er persönlich mit seinem Gefangenen und machte großes Aufheben von der ernstlichen Bemühung, mit welcher er das Leben desselben gegen die blutgierigen Zumuthungen anderer Caziken vertheidigt habe.

Die Expedition betrat nunmehr das Gebiet der später so genannten Provinz Habana. Die Bewohner dieser Gegenden hatten Kenntniß erhalten von dem entsetzlichen Ereigniß in Camaguej, verließen bei Annäherung der Spanier Haus und Hof und flüchteten sich in die Gebirge. Man griff zu dem

gewöhnlichen Mittel der Blanco-Befehle auf den Namen des Vaters Caſas und ließ den Indianern ſagen, ſie möchten zurückkehren, Caſas verſichere ſie einer guten Behandlung. Auf dieſe Verheißung trauend, kehrten ungefähr 19 Mann zurück; ſie brachten auch einige Lebensmittelvorräthe mit. Man kann es faſt nur durch eine Art von Wahnſinn erklären, daß Narvaez alle dieſe Leute gefangen nehmen ließ, in der Abſicht, ſie gleich des andern Tages erſchießen zu laſſen. Caſas widerſetzte ſich dieſer ſinnloſen Wütherei und Grauſamkeit zuerſt durch flehentliche Bitten, und als dieſe nichts fruchteten, durch ernſte Drohungen. Er rief dem Befehlshaber die allerbeſtimmteſten Befehle und Inſtructionen des Statthalters in's Gedächtniß zurück, in welchen ihm nicht nur einmal, ſondern bei jeder Gelegenheit die beſte Behandlung der Indianer zur Pflicht gemacht, jede Feindſeligkeit dagegen, abgeſehen von dem Falle der Nothwehr, auf's Strengſte verboten wurde; und als Narvaez auf ſeinem entſetzlichen Vorhaben beharren zu wollen erklärte, verkündete ihm Caſas, daß in dieſem Fall er ſelbſt augenblicklich den Rückweg zum Statthalter antreten und dafür ſorgen werde, daß ein ſolch' frevelhafter und grauſamer Ungehorſam nicht ohne die gebührende Züchtigung bleibe.

Am folgenden Tag legte ſich der wahnſinnige Blutdurſt des Befehlshabers; er ſetzte die armen Leute in Freiheit, mit Ausnahme eines Einzigen, welcher unter ihnen der Angeſehenſte und Vornehmſte war; auch dieſer wurde ſpäter auf Befehl des Statthalters aus ſeiner Haft entlaſſen und nach Hauſe geſandt.

Von der Südküſte Cuba's kehrte die Expedition nach Norden zurück; Diego Velasquez wollte die ganze Inſel recognosciren, um ſämmtliche Punkte feſtzuſtellen, an welchen eine Coloniſation erfolgen ſollte. Er vereinigte ſich mit Narvaez und Caſas in dem Hafenplatze Xagua und beſchloß, hier eine Stadt zu gründen, welche ſpäter zu Ehren der allerheiligſten Dreifaltigkeit den Namen Trinidad erhielt. Er bezeichnete die künftigen ſpaniſchen Coloniſten und verordnete die gewöhnlichen Austhei-

lungen von Land und Indianern. Dieß geſchah i. J. 1514, und eine der beſten und reichſten „Encomiendas“ war diejenige, durch welche die großen Verdienſte des Vaters Caſas um die Expedition des Narvaez anerkannt und belohnt werden ſollten. Er war auch damals, ſeinen natürlichen Neigungen und der nationalen Richtung ſeines ganzen Volkes in jener Zeit nachgebend, noch keineswegs bis zur vollen Unabhängigkeit von irdiſchen Gütern hindurchgedrungen; er nahm alſo die ihm zugedachte Belohnung an.

Sein beſter und vertrauteſter Freund war um jene Zeit ein gewiſſer Pedro de Renteria, ein tugendhafter Mann und frommer Chriſt, der zudem bei den Spaniern ein ziemlich hohes Anſehen genoß, indem er einmal Bürgermeiſter der Hauptſtadt und einmal Stellvertreter des Statthalters geweſen war. Dieſer Mann erhielt neben derjenigen des Caſas ſeine Encomienda, indem der Statthalter aus gleichmäßigem Wohlwollen gegen Beide wünſchte, daß ſie ſich gegenſeitig in ihren induſtriellen Unternehmungen unterſtützen möchten. Sie ſchloſſen in der That einen Geſellſchaftsvertrag mit einander, der jedoch einen ſehr eigenthümlichen Verlauf nahm. Renteria, der Laie, war ſo ganz in Gebet und innerliches religiöſes Leben verſunken, daß man ihn mehr in der Kirche ſah, als in den Bergwerken und Pflanzungen; er liebte es mehr, zu beten, als zu rechnen und überließ ſeinem Geſellſchaftsgenoſſen, dem Prieſter Caſas, mit dem ganzen Geſchäft auch die ſklavenmäßige Verwendung der Indianer. Bei aller menſchenfreundlichen Anlage und Geſinnung war Caſas, wie ſchon angedeutet, der Neigung für Erwerb und Gewinn keineswegs fremd, und nur allmälig hat ihm Gottes Gnade über dieſe Klippen hinweggeholfen. Mit allem Eifer des erſten Anſturms — wovon vielleicht aus dem urſprünglich franzöſiſchen Blute noch ein Reſt ſtecken geblieben war — gab er ſich der neuen Beſchäftigung hin. Renteria war ſeelenfroh, einen ſolchen Compagnon gefunden zu haben, der ihn ſelbſt der Mühe überhob, ſich der Sache im geringſten

anzunehmen und ihn doch keinerlei Grauſamkeit gegen die „anempfohlenen" Indianer befürchten ließ.

In dieſer letzteren Hoffnung täuſchte ſich denn auch Pedro de Renteria keineswegs. Caſas glaubte damals in der That, es ſei erlaubt, es ſei nicht ſündhaft, „entdeckte" Menſchen gegen ihren Willen zu den anſtrengendſten Arbeiten zu verwenden; allein er hielt ſtrenge darauf, daß man ſie nach dem Geſetze des Chriſtenthums und der Menſchenliebe behandle. Das that er ſelbſt, das verlangte er auch von Anderen. Er ſelbſt ſagt in ſpäteren Zeiten von ſich, daß er „damals in dieſer Frage eben ſo blind geweſen ſei, wie alle die Laien, welche ſeine geiſtlichen Söhne waren".

Indem er jedoch dieſem Lebensverhältniſſe der thatſächlichen, wenn auch nicht rechtlich und officiell anerkannten Sklaverei praktiſch näher trat, indem er ſchauen und empfinden lernte, wie der Menſch entartet, wenn er ſich zum Eigenthümer ſeiner Nebenmenſchen aufwirft, und wie er andererſeits entwürdigt wird in den Ketten und Banden der Sklaverei, da gingen ihm allmälig die Augen auf und er ſah im grellſten Lichte der Verdammniß das ganze geſellſchaftliche Syſtem, auf welches die Spanier in Amerika ihre Herrſchaft gegründet und durch den Auswurf ihrer Nation in's Werk geſetzt hatten.

Pfingſten war herangekommen, das Feſt der Erleuchtung durch den heiligen Geiſt, den Geiſt der Weisheit und zugleich der Stärke. Der Prieſter Bartholomäus de las Caſas ſollte an den Altar treten, um das ewige Sühnopfer erneuert darzubringen, durch welches der Heiland, indem er es für uns Alle darbrachte, ſowohl unſere gleiche Schuld als unſere gleiche Würde vor Gott in alle Ewigkeit feſtgeſtellt hat. Caſas ſollte predigen, er ſollte das Wort verkünden, das jeden Menſchen erleuchten ſoll, der in dieſe Welt kommt.

Vierzig Jahre alt, und immer noch nicht einig mit ſich ſelbſt über eine Frage, welche geradezu entſcheidend war und blieb für die ganze Zukunft und Geſchichte jener

herrlichen Länder, in welchen Casas seinen Lebensberuf auszuüben schon vor mehr als einem Jahrzehnt beschlossen hatte, suchte er für seine Predigtvorbereitung Trost und Hilfe in der heiligen Schrift. Da fiel sein Blick auf die heiligen Worte Ecclesiasticus, Kap. 34, V. 23—27, welche lauten:

„23. An den Gaben der Gottlosen hat der Allerhöchste kein Wohlgefallen; noch schaut er auf die Opfer der Ungerechten, und auch durch die Menge ihrer Opfer wird er nicht versöhnet.

24. Wer ein Opfer bringt von dem Gute eines Armen, ist wie einer, der den Sohn im Angesichte seines Vaters schlachtet.

25. Das Brod des Armen ist das Leben des Armen; wer ihn darum bringt, ist ein Mörder.

26. Wer das im Schweiß gewonnene Brod raubt, ist gleich dem, der seinen Nächsten tödtet.

27. Wer Blut vergießt und wer seinen Taglöhner betrügt, die sind Brüder."

Man denke sich ein reines, edles, priesterliches Gemüth, welches, verleitet durch den fast allmächtigen Zug der Zeit, Zeuge und bis zu einem gewissen Grad Mitschuldiger des amerikanischen Sklavenlebens in Bergwerken und Pflanzungen geworden war; man denke sich ein solches Gemüth, zugleich voll Kraft und Willensstärke und im Acte der Vorbereitung auf die heiligsten kirchlichen Handlungen — wie mußte es sich zerschmettert und vernichtet fühlen unter dem Gewichte solcher Worte, wie sie in der That nur der Geist Gottes konnte eingegeben haben.

Für Casas und den Rest seines Lebens waren sie geradezu ein- für allemal entscheidend: von diesem Augenblick an hat er in der Indianerfrage nicht nur nie mehr gewankt, sondern er hat sie zum ausschließlichen Ziel und Zweck, zu seiner wahren Lebensaufgabe erkoren. Er hatte mit dem Lichte plötzlicher, unauslöschlicher, fast wunderbarer Erleuchtung erkannt, daß

es eines jeden Menschen, und in doppeltem Grade eines Priesters gänzlich und bedingungslos unwürdig ist, sich zu bereichern auf Kosten des Schweißes und Blutes gewaltsam geknechteter, rechtlos darniedergetretener Nebenmenschen.

Und dieser Erleuchtung des Verstandes folgte alsbald Wille, Vorsatz und Ausführung der entsprechenden That in vollstem Umfang. Eingedenk, daß wir jeder Zeit, mit Sünden beladen, vor den Richterstuhl Gottes gerufen werden können, besann Casas sich gar nicht lange, sondern verfügte sich zum Statthalter und erklärte ihm rund und fest, daß er die Ländereien und die Bewohner derselben, welche er von der weltlichen Obrigkeit empfangen habe, mit diesem Augenblicke in seine Hand zurücklege. Erst jetzt fühlte er sich befähigt und berechtigt, die Wahrheiten, welche ihm zum Bewußtsein gekommen waren, auch dem Volke als Wort Gottes von der Kanzel zu verkünden mit allem Ansehen des priesterlichen Amtes und mit allem zündenden Feuer seiner urkräftigen Persönlichkeit.

Der Statthalter Diego Velasquez war, soweit wir hievon unterrichtet sind, ein Mann, der Tag für Tag dem amerikanischen Sklavenwesen, so weit es ihn betraf, mit ruhigem Gewissen vorstand und Nacht für Nacht durch diesen Grund seinen Schlaf nicht gestört fühlte. Man kann sich leicht vorstellen, mit welch' betroffenen Augen er diesen Priester mag angesehen haben, der mit vollster Ruhe und Gelassenheit vor ihm stand und ein großes Vermögen, den Grundstock eines unabsehbaren Reichthums, nicht nur mit der größten Gleichgiltigkeit, sondern sogar mit Grausen und Abscheu von sich warf. Seine Verwunderung muß einen um so höheren Grad erreicht haben, als Casas bereits angefangen hatte, sich den Ruf eines auf seinen Gewinn sehr erpichten Mannes zu erwerben: und nun kam dieser Mann mit diesem Gedanken. Uebrigens war ihm Velasquez persönlich gewogen, und er ließ sich deßhalb zu Gegenvorstellungen herab.

„Ueberleget wohl, ehrwürdiger Vater," sagte der Statt-

halter, „was Ihr da sprechet, auf daß es Euch nicht gereue. Gott weiß, daß ich Euch reich und glücklich zu sehen wünsche; deßhalb nehme ich Euren Verzicht vorerst nicht an, sondern ich gebe Euch 14 Tage Frist, um die Sache gemächlich und reiflich zu überlegen, und nachher möget Ihr mir Eure Entschließung kund thun."

Diese Anrede ist höchst merkwürdig; sie zeigt in wenigen Worten, wie bis in's Mark hinein das Geistesleben der amerikanischen und europäischen Spanier von Habsucht und Geiz angefressen war. Ein Statthalter, der einem ehrwürdigen und opferwilligen Priester von Herzen zugethan ist, scheut sich nicht, „bei Gott" zu versichern, wie sehr er ihn durch Sklaverei und Sklavenbesitz „reich und glücklich" zu sehen wünsche. Dieß erscheint als der höchste, um nicht zu sagen einzige Zweck des Lebens; eine entgegengesetzte Ansicht, die so schweres Unrecht von sich weist, ist nahezu des Tollhäuslers würdig. Das Gewissen ist über alle diese Fragen vollständig erstickt unter dem Golde.

Casas erwiederte: „Ich danke meinem Herrn für seine freundliche Gesinnung, und wünsche nur, daß es Euch gefallen möge, anzunehmen, daß die vierzehn Tage bereits vorüber seien. Sollte ich aber späterhin in meine Sünde zurückfallen und Euch mit blutigen Thränen um Zurückgabe meiner Indianer bitten, und Ihr meiner Bitte willfahren, so möge Gott solches Unrecht an Eurer Seele strafen".

Darauf ließ sich allerdings nicht viel sagen. Die Sache ward abgemacht und Casas bat nur, sie möge so lange geheim gehalten werden, bis sein Compagnon Renteria von Jamaica zurückkomme, wo er sich eben befand, weil seine Interessen durch die Auflösung der Gesellschaft nicht geschädigt werden dürfen.

Casas wußte sehr wohl, daß er für das persönliche Wohl derjenigen Indianer, welche er solchergestalt weggab, schlecht sorgte: es konnte ja nicht ausbleiben, daß dieselben

früher oder ſpäter einem elenden Menſchen zugetheilt wurden, unter deſſen Arbeitsqual, Hieben und ſonſtigen Mißhandlungen ſie zu Grunde gehen mußten, was denn auch leider, wie Caſas in ſeinem Geſchichtswerke verſichert, in der That geſchehen iſt; allein er war ſich klar bewußt, daß vor Allen er ſelbſt rein und frei ſein müſſe von der allgemeinen Todſünde jener Tage und Lande, bevor er daran denken dürfe, ſein Apoſtolat für die Indianer zu beginnen.

Der Statthalter Diego Velasquez aber ſcheint nachträglich die Handlungsweiſe des Prieſters Caſas mehr und mehr gewürdigt und verſtanden zu haben; denn Caſas ſelbſt erzählt uns, jener hohe Beamte habe ihm nicht nur von dieſer Zeit an vermehrte und geſteigerte Beweiſe perſönlicher Werthſchätzung gegeben, ſondern ſich auch in Bezug auf die Behandlung der Indianer und der Indianerfrage vielfach ſeines Rathes bedient.

Sein öffentliches Auftreten gegen die Indianerſklaverei begann Caſas durch eine Predigt am Feſte Mariä Himmelfahrt in Gegenwart des Statthalters, welchen er bei dieſer Gelegenheit vor der ganzen Zuhörerſchaft anredete und um Erlaubniß bat, nunmehr öffentlich kund zu thun, was zwiſchen ihnen Beiden hinſichtlich der Encomienda des Predigers feſtgeſetzt worden ſei. Der Statthalter gab dieſe Erlaubniß, und nun griff Caſas, frei von den Banden eigener Schuld, die ganze Einrichtung mit ſeiner gewaltigen, glühenden Beredtſamkeit an. Man kann ſich leicht denken, welchen Eindruck dieſe thatſächliche Bekehrung, dieſes ganze Ereigniß — es war für Spaniſch-Amerika das „Ereigniß des Tages" — auf dieſe Zuhörer machte und machen mußte. Sie Alle, vom Erſten bis zum Letzten, waren gewöhnt, den Beſitz von Indianern und die rückſichtsloſe, ja grauſame Ausbeutung dieſer unglücklichen Menſchen, denen im ganzen Leben kaum eine frohe Stunde mehr blühte, als die nothwendige, unerläßliche Grundlage ihres Wohlſtandes und ihres Reichthums zu betrachten. Sie ſelbſt fühlten ſich nur zum Herrſchen und Befehlen geneigt und be-

fähigt; ſeinen Schweiß und ſein Blut herzugeben, dazu war der Indianer beſtimmt. Das war für die Anſchauung der Spanier von damals ebenſo wenig ein ſündhaftes Eingreifen in Gottes Ordnung, als nach unſerer Anſchauung der Tod der Schlachtthiere ein ſolches enthält. Und nun kam ein Prieſter, der noch vor wenig Tagen offenkundig ſelbſt eine Anzahl Sklaven beſeſſen und durch ſie, wenn auch mit perſönlich milder Behandlung, doch durch ihre Sklavendienſte Tag für Tag ſich bereichert hatte, und verlangte geradezu im Namen Gottes, daß Alle ſeinem Beiſpiele folgen müßten, wenn ſie auf Errettung ihrer Seelen hoffen wollten.

Caſas ſelbſt ſpricht von dem ganzen Vorfall und von dem Eindruck, welchen dieſe ſeine erſte Predigt über die Indianerfrage gemacht habe, mit folgenden einfachen und das Gepräge der Wahrheit offenbar an ſich tragenden Worten:

„Der Prediger ſetzte ſeinen Zuhörern auseinander, in welchem Zuſtande von Blindheit, Ungerechtigkeit und Tyrannei ſie ſich befänden, und ſchilderte ihnen auch die Grauſamkeiten, welche ſie täglich gegen jene armen, unſchuldigen und ſanften Menſchen zu begehen pflegten. Er ſagte ihnen, daß ſie nicht können ſelig werden, ſo lange ſie die ihnen zugetheilten Indianer behalten, und ebenſo wenig diejenigen Beamten, welche die Austheilungen verfügten; beide Klaſſen von Sündern ſeien im Gewiſſen verpflichtet zum Erſatz des angerichteten Schadens; er ſelbſt habe die Gefahr des Seelenheiles, in welcher er zuvor lebte, eingeſehen und ſeine Indianer weggegeben. Die ganze Verſammlung war erſtaunt, ja ſogar entſetzt über dieſen Vortrag; Einige empfanden wohl eine gewiſſe Zerknirſchung, Andern war es zu Muthe, als ob ſie träumten, indem ſie ſolch unerhörte Dinge vernahmen. Denn völlig unerhört war für ſie die Behauptung, ſie könnten ohne Sünde keine Indianer in ihrem Knechtsdienſte behalten, gerade, wie wenn man ihnen geſagt hätte, ſie dürf-

ten die Thiere des Feldes nicht zu ihrem Dienſte verwenden."

Dahin war es gekommen mit dem Chriſtenthum dieſer edlen, herrlichen Nation, ſeitdem ſie angefangen hatte, das goldene Kalb anzubeten.

Inzwiſchen kam Renteria, von Caſas unausgeſetzt mit Briefen bedrängt, endlich von Jamaica nach Cuba zurück. Der fromme und mitleidige Mann hatte nicht geringeres Mitgefühl mit den Leiden der Indianer und nicht geringeren Widerwillen gegen das ganze Inſtitut der Sklaverei, als Caſas ſelbſt; als er ſeinen edlen Freund nach der Rückkehr umarmte, verkündete er ihm zugleich ſeinen feſten Entſchluß, den gleichen Weg einzuſchlagen, ſich jeder Theilnahme am Indianerbeſitz zu enthalten, nach Spanien zurückzukehren, an maßgebender Stelle das ſchauerliche Elend und ſichere Verderben der Ureinwohner Amerika's zu verkünden und nach Abhilfe zu ſchreien, ſo lange er lebe. Der nämliche Strahl göttlicher Gnade hatte die beiden eng befreundeten Seelen zu gleicher Zeit und zwar gerade in einem Augenblick getroffen, wo ſie im Raume weit von einander getrennt waren.

Die beiden Männer kamen aber ſchließlich überein, Renteria ſolle in Cuba bleiben und Caſas die Reiſe nach Europa unternehmen, und zwar zunächſt nach Santo Domingo, und von dort nach Europa; ſeine Studien, ſeine prieſterliche Würde und ſeine einflußreichen Verbindungen boten ihm reichlichere und kräftigere Mittel, um dem vorgeſteckten Ziele nachzuſtreben, als dem mehr ſtill-frommen und zur Beſchaulichkeit geneigten Renteria. Der Ertrag der Handelsexpedition, welche Letzterer auf Jamaica gemacht hatte, wurde ſogleich bis auf den letzten Heller zu Geld gemacht, um die Koſten des neuen Unternehmens zu beſtreiten; als dieß beſorgt war, reiste Caſas nach Santo Domingo ab.

Weder Caſas ſelbſt noch irgend ein anderer Schriftſteller erzählt meines Wiſſens irgend Etwas über die weiteren Schick-

sale des Renteria; ihm wird es deßhalb nicht minder wohl ergehen. Er war ein edler Mensch, dem wahrscheinlich an dem großen und tugendhaften Entschlusse des Casas ein gewisser Antheil gebührt. Nach Allem, was man von ihm weiß, ist es nur wahrscheinlich, daß er in irgend einem Kloster des spanischen Amerika friedlich die Augen geschlossen hat.

Wir haben nun in einer einleitenden Darstellung gesehen, wie sich das so überaus traurige Verhältniß der spanischen Entdecker und Eroberer zu der amerikanischen Urbevölkerung vom ersten Augenblick der Entdeckung bis zum Jahre 1514 gestaltet und entwickelt hat; unser zweiter Abschnitt hat uns gezeigt, auf welche Weise Gott den Apostel der Indianer, den Hilferufer *für* die Indianer, zu seinem hohen und schweren Berufe langsam vorbereitete, bis zu demjenigen Augenblick, wo das klare Bewußtsein, der heilige Vorsatz und der feste Entschluß, sich diesem Berufe vorbehaltslos und lebenslänglich hinzugeben, in dem gleichen Jahre 1514 in Wirklichkeit und thatenreiches Leben überging.

Bevor wir es nun im Folgenden unternehmen, unseren Helden auf den verschlungenen Pfaden der vielgestaltigen Versuche zu begleiten, durch welche er seinem unverrückbar feststehenden Ziele näher zu kommen bestrebt war, können wir der Nothwendigkeit nicht ausweichen, gleich jetzt, an der Pforte seiner Laufbahn, ein allgemeines Urtheil abzugeben über die Art und Weise, mit welcher er seine Wirksamkeit eröffnete, und es ist unsere Meinung, daß auch hier, wie in den überaus meisten Fällen, die Wahrheit ungefähr in der Mitte wird zu finden sein.

Als unzweifelhaft wird vorangestellt werden dürfen die ganz entschiedene Behauptung, daß Casas aus *rein christlichen* Beweggründen gehandelt hat, und zwar im Beginn seiner Laufbahn eben so wohl, wie im ganzen Verlaufe derselben. Die Aussichten auf glänzenden Reichthum, auf Einfluß und Ansehen bei den Mächtigen der Erde, auf Alles,

was dem Prieſter überhaupt noch Freude und Genugthuung bereiten konnte, gab er willig ein- für allemal auf, um einem langen Leben ruheloſer Strapazen ſich zu widmen, wie es eben nur ſeine felſenfeſte Körperbeſchaffenheit zu ertragen im Stande war.

Vorzugsweiſe zweierlei Vorwürfe ſind es, die man gegen ihn erhoben hat: der Vorwurf leidenſchaftlicher Uebertreibung und derjenige perſönlicher Eitelkeit.

Ich bin mit dieſem Büchlein kein Lobredner meines Helden, ſondern ein Diener der geſchichtlichen Wahrheit: mir ſcheint es, daß die zwei bezeichneten Vorwürfe gegen Caſas im Ganzen und Weſentlichen unbegründet ſind, daß er aber von einer unbewußten Mitwirkung derartiger Menſchlichkeiten nicht vollſtändig freigeſprochen werden kann. So feſt ich überzeugt bin, daß Caſas nur um der Indianer willen Alles hingab bis auf ſein Leben, ebenſo wenig vermag ich die Behauptung abzuweiſen, daß er ſich in dieſer ſeiner Rolle, in die er oft wie in einen Spiegel blickte, wohlgefiel; mag nun hiebei das urſprünglich franzöſiſche Weſen ſeiner Familie, mag die ganz außerordentliche Lebendigkeit ſeines Temperamentes, mag ſogar die körperliche Vollkräftigkeit ſeiner Natur mitgewirkt haben, oder vielleicht alle dieſe Gründe und noch mehrere derſelben zuſammen — kurz, man empfängt, indem man das Leben und die Schriften des Caſas ſtudirt, zuweilen den Eindruck, als ob er ſelbſt an dieſem menſchenfreundlichen und aufopfernden Indianerapoſtel eine gewiſſe Freude gehabt habe. Und wer von uns Allen will auftreten und ihm dieſe Freude mißgönnen? Wer von uns Allen hat entfernt ſo viel geleiſtet, wie er?

Wohl in noch höherem Maße begründet iſt der andere Vorwurf. Großartig und erhebend iſt es, zu ſehen, wie dieſer Mann, reich an den glänzendſten Geiſtesgaben und im frohen Ausblick auf ein Leben voll glänzender öffentlicher Erfolge, Alles auf einmal hinwegwirft um einer einzigen klar erkannten Wahrheit willen. Allein nichtsdeſtoweniger muß auch zugeſtanden werden, daß er die Dinge gar zu ſehr mit einem

Male auf den Kopf gestellt hat. Es ist wahr, für ihn blieb kein Zweifel mehr an der sittlichen Auffassung des ganzen Verhältnisses; allein er mußte sich doch auch billiger Weise sagen, daß er selbst noch Tags zuvor ein theoretischer und praktischer Anhänger des nämlichen Sklavensystems gewesen war, welches er jetzt, einen Tag nachher, mit der Untrüglichkeit und Leidenschaftlichkeit eines Fanatikers als den ganz gewissen und ganz rettungslosen Weg zur Hölle bezeichnete. Er, der gewiegte und geschulte Kenner des Lebens und aller seiner Verhältnisse, mußte sich doch sagen, daß die Indianersklaverei die feste Grundlage aller gesellschaftlichen Verhältnisse im spanischen Amerika sei, und daß es aus diesem Grunde nicht wohl angehen werde, die ganze Sache von einem Tag auf den andern aus der Welt zu schaffen. Er mußte sich vorstellen, daß seine Nebenmenschen, trotz seines uneigennützigen und erhabenen Beispiels, an der Möglichkeit eines Irrthums auch auf seiner Seite fort und fort festhalten würden; er mußte sich endlich, als gereifter Mann von vierzig Jahren, schon vom bloßen Standpunkte der Klugheit aus die Frage vorlegen, ob es nicht im eigenen Interesse der Sache, deren Vorkämpfer zu sein er entschlossen war, vielleicht besser und vernünftiger wäre, schrittweise und stufenweise vorzurücken, als auf einmal und gleich von Anfang an Alles von Allen, das Aeußerste auch von den Schwächsten zu verlangen. Ueber alle diese Fragen will ich ebenso wenig aburtheilen, als Casas an dieselben gedacht zu haben scheint. Ich wollte nur andeuten, daß es auch bei diesem edlen, erhabenen Vertreter einer rein guten Sache an den Gebrechen menschlicher Unvollkommenheit wohl nicht gefehlt hat.

III.

Casas als diplomatischer Colonisator.

Als Casas, zum letzten Male begrüßt von seinem Freunde Renteria, von Cuba nach St. Domingo kam, traf er dort ein

bis zur höchſten Erbitterung geſteigertes Parteitreiben. An der Spitze der alten Coloniſten ſtand der Admiral-Statthalter, Colombo's Sohn Diego; die andere Partei wurde durch Paſamonte geführt; alle Leidenſchaften waren geſchürt und gehetzt durch die Folgen des willkürlichen Repartimiento von Alburquerque; alle Hoffnungen ſtützten ſich auf die beginnende Thätigkeit des Licentiaten Ibarra; allein Alle und jeder Einzelne dachte nur an die Befriedigung ſeiner ſelbſtſüchtigen, habſüchtigen und herrſchſüchtigen Leidenſchaften; an die Indianer dachte Niemand, als das einzige prieſterliche Herz, deſſen Träger ſoeben den Fuß auf die Erde Santo Domingo's ſetzte. Sofort begann er ſeine Thätigkeit im öffentlichen Leben wie im vertrauten Kreiſe, im prieſterlichen Amte und als gewöhnlicher Privatmann, durch Rath, Ermahnung, Bitte, Predigt; allein Niemand hörte auf ihn. Weder durch die Niederlage der Patres Dominicaner, noch durch die Regierungsbefehle, welche Ibarra mitbrachte, ließ Caſas ſich abſchrecken oder einſchüchtern; ſein Eifer und ſeine Thätigkeit blieben ſich unabänderlich gleich.

Allein dieſe Thätigkeit, inſoferne ſie gerichtet war auf eine freie, ſittliche, opferwillige Entſchließung der Coloniſten und hieraus ſich von ſelbſt ergebende Beſſerung der Verhältniſſe, blieb erfolglos, eben weil ſie mit den beherrſchenden Leidenſchaften der Menſchen in Widerſpruch ſtand; und ſoferne ſie nach unmittelbarer Verwirklichung von Caſas' Idealen ſtrebte, konnte ſie ihm ſogar recht ernſte Gefahren bringen. Caſas fand auch nicht einen einzigen Nachahmer ſeiner eigenen Handlungsweiſe; auch nur von bloßer Milderung der Indianerzuſtände in Folge ſeines Auftretens findet ſich keine Spur; wohl aber nahmen die Staatsbehörden in ſteigendem Grad Anſtoß daran, daß ein Zuſtand der Dinge, feſt begründet in Geſetz und Gewohnheitsrecht, auf deſſen Fortdauer die geſammte ſpaniſche Bevölkerung all' ihre Hoffnungen zunehmenden Gedeihens und künftigen Reichthums baute, in ſo bedenklicher Weiſe angegriffen wurde von einem einzelnen

Bürger, sei er auch Priester, sei er auch im Uebrigen noch so tugendhaft und fromm. Es ist eben wieder die alte, tragische Geschichte von „Gottes Gesetz im Kampf mit menschlicher Satzung", wie Platen so wunderbar schön und treffend sagt.

Nachdem Casas sich von diesem Stand der Dinge genugsam überzeugt hatte, faßte er, dem in seiner glühenden Begeisterung für die einmal übernommene Sache keine Unternehmung zu groß und kein Mittel zu gewagt erschien, den kühnen Entschluß, die Regierung auf seine Seite zu bringen, und mit Hilfe der Staatsgewalt zu erreichen, was die Gesinnung seiner Zeitgenossen ihm versagte.

Dabei übersah oder vergaß Casas, in welch' hohem Grade die Staatsregierungen ihrerseits von den Gesinnungen der Zeitgenossen abhängig sind.

Gegen Ende des Jahres 1515 kam Casas in Sevilla an und machte sich sofort auf den Weg zum königlichen Hoflager, um mit seinem Monarchen über die große Angelegenheit seines Herzens und der Menschheit persönlich zu sprechen. Er traf ihn auf dem Wege nach Sevilla, zu Plazencia. Schneller als Casas waren über das Meer gekommen die gegen ihn gerichteten Verdächtigungen und Verleumdungen des überseeischen Finanzministers Pasamonte. Indessen stand auch Casas seinerseits nicht ganz so ohne Schutz und Verbindungen da, wie man wohl glauben mochte: der Erzbischof von Sevilla und der damalige Beichtvater des Königs, Namens Matienzo, beide Mitglieder des Dominicanerordens, theilten vollständig die Lehre und Ueberzeugung von Casas und unterstützten ihn mit ihrem ganzen Einfluß und mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen. So kam es, daß König Fernando schon in Plazencia dem Casas Audienz ertheilte und ihn dabei aufmerksam und wohlwollend anhörte. Er hieß ihn nach Sevilla zurückkehren und versprach, dort werde er noch ausführlicher mit ihm sprechen. Auf den Rath des königlichen Beichtvaters machte Casas auch dem Staatssecretär Conchillos und dem

Bischof Fonseca seine Aufwartung, weil die ganze Angelegenheit nothwendig durch die Hände dieser beiden hochgestellten Beamten gehen mußte. Der Staatssecretär, als gebildeter Hofmann, empfing höflich den Mann, welchen sein König mit Wohlwollen empfangen hatte; der Bischof, finstern Temperamentes und in starren Vorurtheilen befangen, war unzugänglich für Alles, was Casas vorzutragen hatte, und entließ ihn in Ungnaden.

Während sich so die beiden Parteien kampfgerüstet gegenüberstanden, trat ein Ereigniß von ganz unübersehbarer Bedeutung ein. Am 23. Januar 1516 starb König Fernando, der Katholische, und alle Verhältnisse waren nun auf einmal verschoben, alle Verbindungen und Plane mußten auf neuer, wesentlich veränderter Grundlage angeknüpft und eingeleitet werden.

Der erste Gedanke, welchen Casas in dieser Lage faßte, war, alsbald nach Flandern sich zu begeben, wo der neue König, Karl I., später als Kaiser Karl V. genannt, weilte; ihm wollte er gerade so wie seinem Vorgänger sein Herz eröffnen und die Sache der Indianer an sein Herz legen. Bei näherer Ueberlegung fand er es jedoch passend, die während der Zwischenregierung leitenden Männer des Reiches in Madrid aufzusuchen und ihnen von seiner beabsichtigten Reise Rechenschaft abzulegen. Diese Männer waren der große Franziscanermönch Cardinal Ximenes, und der Dechant Adrian von Löwen. Der erstere war eigentlicher Reichsverweser, der letztere österreichischer Gesandter mit besonderen Vollmachten des Erzherzogs für den Todesfall seines Großvaters; die wirkliche Macht und der entscheidende Einfluß ruhten in den Händen des Cardinals. Seinem hochstrebenden, allen wahrhaft christlichen und zugleich genialen Ideen zugeneigten Geiste mußte der Plan unseres Casas in hohem Grade entsprechen. Die von der göttlichen Vorsehung unter den Schutz der Krone Castilien gestellten Indianervölker von jedem Unrecht und von jeder Unterdrückung

zu befreien, sie zu wahrhaftigem Christenglauben zu bekehren vermöge ganz anderer und weitaus wirksamerer, auch der menschlichen Würde besser entsprechender Mittel, als die bisher angewendeten waren, und zugleich all' die furchtbaren Mißbräuche vernichtend auszurotten, welche sich in der Regierung und Verwaltung jener entfernten Länder eingeschlichen und festgefressen hatten, das waren in der That Pläne und Gegenstände, vollkommen geeignet, die höchste Aufmerksamkeit und die ganze gewaltige Geisteskraft eines Ximenes selbst in den letzten Tagen seines Lebens in Anspruch zu nehmen. Er hörte folglich den Casas mit dem größten Interesse und zugleich mit derjenigen Liebe an, welche ungeachtet aller geistigen Felsennatur auch sein Herz für die Armen, Nothleidenden und Verfolgten dieser Erde erfüllte. Er ließ ihn nicht nach Flandern ziehen, um dort Hilfe zu suchen, sondern er versprach, ihm dieselbe augenblicklich zu leisten, und er hielt auch Wort, so weit es nur in seinen Kräften stand.

Ximenes ließ in seiner und Adrians Gegenwart eine Zusammenkunft der in den amerikanischen Angelegenheiten best bewanderten und durch lange Erfahrung geschulten Beamten abhalten und bat Casas, vor dieser Versammlung den Stand der Verhältnisse und die Lage der Menschen auseinanderzusetzen, wie er sie drüben verlassen habe, und zugleich die Mittel anzugeben, welche nach seiner Ansicht zu einer Besserung in der einen und in der andern Beziehung führen könnten. Die Folge dieser Versammlung und des Vortrags, welchen Casas ihr erstattete, bestand darin, daß Doctor Palacios Rubios, einer der anwesenden Geheimen Räthe, den Auftrag erhielt, gemeinsam mit Casas einen detaillirten Plan über die Regierung und Verwaltung America's auszuarbeiten und vorzulegen, einen Plan, in welchem „die persönliche Freiheit und menschenwürdige Behandlung der Indianer vereinigt werden sollten mit den vernünftigen und berechtigten Interessen der Colonisten".

Binnen weniger Tage hatten die beiden Männer ihre Arbeit vollendet; sie erhielt die Billigung des Cardinals und es blieb nur noch die Frage zu erledigen, welcher Person ein so hochwichtiges und zartes Geschäft anvertraut werden solle. Es wurden hiezu drei Hieronymiter-Mönche auserkoren, also Mitglieder eines Ordens, welche zufolge ihrer Statuten nicht nur von Amerika nichts zu wissen brauchten, sondern grundsätzlich allen weltlichen Geschäften fern und fremd bleiben sollten. Diese Maßregel beruhte keineswegs bloß auf der allgemeinen Vorliebe, welche man damals und selbst noch zur Zeit Philipps II. für den Orden des hl. Hieronymus in Spanien hegte, auch nicht auf einer besonderen Liebhaberei des Cardinals Ximenes, sondern ganz wesentlich auf einer ruhigen und besonnenen Erwägung aller Umstände. Leidenschaftslos und unparteiisch mußte vor Allem die Persönlichkeit sein, welcher die Riesenaufgabe der amerikanischen Reform anvertraut werden sollte; keinem Interesse durfte sie dienstbar oder auch nur zugänglich, und sie mußte begeistert sein für das erste und höchste Ziel der ganzen Entdeckung dieser „Neuen Welt", nämlich für die Bekehrung ihrer Einwohner zum Christenthum. Aus diesem letzteren Grunde stand es für den Cardinal Ximenes in erster Reihe fest, daß nur Priester, und zwar Mönche, der Aufgabe gewachsen sein konnten. Hatte er doch, wie nicht leicht ein Anderer, an sich selbst erfahren, was sich Alles aus einem Mönche machen läßt. Nun hatten aber in nur zu erregter und deßhalb bedauerlicher Weise die Dominicaner für, die Franciscaner gegen Casas Partei ergriffen, und es war darum in der That ein hoher Beweis für die christliche Gewissenhaftigkeit und staatsmännische Unbefangenheit des Cardinals Ximenes, daß er, selbst Franciscaner, das ganze Werk nicht nur mit dem ganzen Feuereifer seiner großartigen Natur ergriff, sondern es auch einem dritten Orden übertrug, und zwar einem solchen, der noch in keiner Weise Partei ergriffen hatte, der jetzt zum ersten Mal vor die ganze Frage gestellt wurde.

Die Ordensoberen wehrten sich, wenn ich so sagen darf, aus Leibeskräften; der ganze Auftrag, meinten sie, trage einen Widerspruch in sich selbst, jedenfalls sei dessen Uebernahme im Widerspruch mit Zweck und Wesen des Ordens, und es werde deßhalb nur Ungenügendes oder gänzlich Mißlungenes bei der Sache herauskommen. Ximenes war aber, wie gewöhnlich, ein unerbittlicher Mann, und schließlich wurden ihm die drei Patres Luis de Figueroa, Bernardino Manzanedo und Alonso de Santo Domingo zur Verfügung gestellt.

Casas machte darauf zwei weitere Vorschläge. Für's Erste sollten spanische Landleute als Colonisten nach Amerika gesandt, und zur Uebernahme dieser Aufgabe sollte durch Verleihung gewisser Vorrechte und Vergünstigungen aufgemuntert werden. Auf diesen Gedanken ließ Ximenes sich vorerst nicht ein, dagegen billigte er den zweiten, daß am Hofe ein ständiger Beamter von Wissen und Gewissen angestellt werden solle, dessen ausschließlicher Beruf es sein müsse, nach allen Richtungen für das Wohl der Indianer zu sorgen. Dieses Amt wurde sofort errichtet und nach Lage der Sache mit vollster Richtigkeit gerade dem Manne übertragen, der es vorschlug und gewissermaßen in sich verkörperte. Casas wurde zum „allgemeinen Beschützer der Indianer" ernannt, gleichzeitig mit der Ernennung der drei Patres als königliche Commissäre. Casas wurde angewiesen, gleichzeitig mit ihnen abzureisen und ihnen drüben die nöthigen Aufklärungen zu geben. Ihm wäre es lieb gewesen, auch in dem nämlichen Schiffe mit den Commissären hinüberzusegeln, um auch auf diesem Wege seinem persönlichen Auftreten eine höhere Autorität zu verleihen; allein die Mönche legten diesem Wunsche gegenüber einen ersten Beweis ihres sichern Tactes und ihrer ruhigen Unparteilichkeit ab. Sie befürchteten mit Recht, daß sie ohnedieß auf Santo Domingo zum Voraus keine sehr beliebten Persönlichkeiten sein möchten, und um auch nicht den leisesten Schein irgend einer Parteinahme auf sich zu laden, ließen sie ihm höflich sagen, es fehle

leider auf ihrem Schiffe an den nöthigen Einrichtungen und Bequemlichkeiten für einen Mann von seiner Stellung und Bedeutung. Es blieb ihm nichts übrig, als auf einem eigenen Fahrzeug sich einzuschiffen, mit welchem er denn auch, nur wenige Tage nach den Commissären, zu Anfang des Jahres 1517 glücklich auf Santo Domingo ankam.

Er hatte Vieles in kurzer Zeit erreicht; der Anfang seines öffentlichen Handelns war vielversprechend; er hatte thatsächlich seine Befähigung an den Tag gelegt, mit den höchsten Staatsmännern, mit Fürsten und Königen über die schwierigsten Fragen wie Einer Ihresgleichen zu verhandeln; er hatte sich zu einer geistigen Macht im amerikanischen Leben emporgeschwungen, mit der man rechnen mußte, und war als solche anerkannt. Das war viel geleistet für die kurze Spanne Zeit von kaum zwei Jahren, und ein belebender Hauch froher und glänzender Hoffnungen mag seine kraftvolle Brust gehoben und seine kühne Phantasie entflammt haben, als er, von Europa zurückkehrend, an gedemüthigten Feinden vorüber, in Santo Domingo einzog. Allein eben diese kühne Phantasie ist auch nicht ganz von aller Schuld freizusprechen, wenn nach kurzer Frist eine Reihe von Enttäuschungen begann. Er, Casas, hatte sich fest vorgestellt und in diese Vorstellung mit der ihm eigenen Zähigkeit hineingelebt, die Commissäre würden ihre amtliche Thätigkeit beginnen mit der sofortigen Aufhebung der **Repartimientos** oder **Encomiendas**. An solche Maßregeln dachten aber die kaltblütigen und ruhigen Männer nicht im Entferntesten; bei ihnen wie bei der spanischen Regierung hatten nicht nur Casas, sondern auch seine Gegner Gehör gefunden, namentlich hatte man die geringe geistige Befähigung der Indianer, ihre Ungelehrigkeit gegenüber den europäischen Lebenseinrichtungen, Sitten und Gebräuchen, ihr starrsinniges Festhalten an ihren altheidnischen Gewohnheiten und die Unmöglichkeit hervorgehoben, auf einem wesentlich andern Wege als dem bisher eingeschlagenen mit ihnen zu einer eigentlichen Civilisation zu gelangen. Namentlich aber

hatte man mit aller Entschiedenheit darauf aufmerksam gemacht, wie gefährlich es sei, durch eine grundstürzende Aenderung aller Dinge im Sinne von Casas gewissermaßen das ganze spanische Staatsleben in Amerika auf den Kopf zu stellen und die öffentliche Ruhe und Ordnung gegenüber der Indianerbevölkerung den ungewissesten Möglichkeiten preiszugeben.

Die Commissäre blieben also bei allen zweifellos menschenfreundlichen Absichten, von denen sie erfüllt waren, gleichwohl auf der Hut, und waren fest entschlossen, sich von Niemanden zu irgend einer Ueberstürzung hinreißen zu lassen.

Auch Ximenes, obgleich den edlen Gedanken des Casas sehr zugeneigt, war in viel zu hohem Grade Staatsmann, um sich von einem noch nicht hinlänglich geprüften und bewährten Enthusiasten — und das war Casas ohne Zweifel — in seinen Staatshandlungen und bei seinen endgiltigen Entschlüssen leiten zu lassen.

So war es denn gekommen, daß die Commissäre durch ihre Instructionen folgendermaßen angewiesen waren:

Falls es sich nach einer unparteiischen und allseitigen Untersuchung aller Verhältnisse herausstellen sollte, daß die Indianer auf dem Weg und mit den Mitteln, welche ihr Beschützer vorschlug, zu einer ordentlichen christlichen Civilisation gebracht werden könnten, so möge man im Wesentlichen nach dem von Casas und Palacios Rubios ausgearbeiteten Plan verfahren; im entgegengesetzten Falle solle es im Wesentlichen verbleiben bei den i. J. 1512 anläßlich des Auftretens des Pater Montesino festgestellten Anordnungen, jedoch mit einer sehr bedeutenden Anzahl von Erleichterungen und Verbesserungen, sämmtlich im Interesse der Indianer.

Die Commissäre trafen gleich Anfangs einige Maßregeln, aus welchen man den guten und menschenfreundlichen Geist, in welchem sie zu handeln gedachten, ganz unzweideutig zu erkennen vermochte; so schafften sie die Repartimientos von Mitgliedern der Regierungsbehörden und diejenigen aller nicht auf ameri-

kaniſchem Boden ſich Aufhaltenden ohne Weiteres ab; Diejenigen, welche ſich Mißbräuche bei Behandlung der Indianer zu Schulden kommen ließen, erhielten nicht nur wirkungsloſe Verweiſe, ſondern ſie wurden empfindlich geſtraft; aber die den Commiſſären aufgetragene, für die Schlußentſcheidung ſo weſentliche Unterſuchung zog ſich in die Länge und lieferte allerdings nicht gerade dasjenige Bild von den Indianern, welches Caſas in ſeiner phantaſievollen Begeiſterung entworfen hatte. Auch darf man nicht aus den Augen verlieren, daß die Mönche, obgleich durchaus gutgeſinnte, fromme und nach ihrer Abſicht unparteiiſche Männer, dennoch immerhin Spanier, d. h. Mitglieder der Amerika entdeckenden und erobernden Nation waren, und daß ſie ſchon aus dieſem Grunde von Vorurtheilen gegen die Indianer nicht ganz frei ſein konnten. Denn der Rechtsboden, auf welchem das ganze ſpaniſche Staatsweſen in Amerika beruhte, war ja eben ſchließlich ein Boden des Unrechts.

Dieſem langſamen und bedächtigen Vorgehen gegenüber gerieth Caſas, der die Erfüllung ſeiner liebſten Herzenswünſche in eine unberechenbare Ferne hinaus ſich verzögern ſah, in eine Art von Verzweiflung. Wie er es gewöhnt war, ſo gab er auch dießmal ſeiner Stimmung den lebendigſten und unvorſichtigſten Ausdruck; er klagte, jammerte, und ſchließlich verſtieg er ſich zu Vorwürfen, von welchen ſelbſt die königlichen Commiſſäre nicht ausgenommen blieben. Dieſe Männer waren allerdings weiſe, maßvoll und ruhig genug, um dieſe kleinen Ausſchreitungen bei einem Manne von ſolcher Bedeutung und ſonſt ſo tadelloſer Tugend entweder ganz zu überſehen, oder ſie der natürlichen Heftigkeit ſeines Temperamentes und der Begeiſterung für ſeine gute Sache zuzuſchreiben. Aber nicht alſo handelte das übrige ſpaniſch-americaniſche Publicum, welchem Caſas eine ſo tief verhaßte Perſönlichkeit war, daß man ſogar ſeine perſönliche Sicherheit und ſelbſt ſein Leben ernſtlich bedrohte. Er war genöthigt, im Kloſter ſeiner getreuen Freunde, der Dominicaner, eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen; allein in ſeinem

Auftreten und Handeln ließ er sich nicht im geringsten beirren oder beeinflussen.

Er griff sogar in Ausübung seines Amtes als „Beschützer der Indianer" in die Vergangenheit zurück und legte seinem Amte gewissermaßen eine rückwirkende Kraft bei; und es läßt sich nicht läugnen, daß er hiedurch sowohl einen juristischen als einen politischen Fehler beging, dessen Folgen all' das, was er bisher erreicht hatte, wieder zu Grunde richteten. Die Sache verhielt sich aber folgendermaßen:

Durch die übermäßige Arbeit und die Mißhandlungen aller Art schmolz die Indianerbevölkerung von Santo Domingo schon in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts so entsetzlich zusammen, daß die Spanier sich mit Adleraugen nach anderweitigem „menschlichem Material" für ihre Bergwerke und Pflanzungen umsahen. Hiezu schienen die Lucayen-Inseln geeignet, deren Bewohner sich durch Gelehrigkeit und Friedfertigkeit auszeichneten. Einige Zeit nach Isabella's Tod, im Jahr 1508, als man bereits genugsam wußte, daß König Fernando's Regierung es im Punkte der Menschenrechte weniger genau nehme, als die entschlafene Königin, begann die empörende Hetzjagd gegen diese ebenso unglücklichen wie friedfertigen Menschen, welche man unter dem Vorwand, sie zum katholischen Glauben zu bekehren, von ihren Familien und von den Gräbern ihrer Ahnen hinwegraubte, um sie in den spanischen Minen mehr oder minder langsam umzubringen. Mit Erlaubniß der Regierung wurden ganz eigens zu diesem Zweck Schiffe erbaut und ausgerüstet. Zuerst brauchte man lügnerische Vorwände gegenüber den Lucayen-Bewohnern, indem man ihnen vorspiegelte, man werde sie zu den Seelen ihrer Entschlafenen in den Himmel führen; später wandte man offene Gewalt an, und es wurden so im Laufe von vier oder fünf Jahren ungefähr 40 000 Menschen geraubt und sodann zu Grunde gerichtet; auch dehnte man diese schamlose Seeräuberei auf andere westindische Inseln und auf das benachbarte mittelamerikanische

Festland aus. Eine der empörendsten und folgenreichsten Unternehmungen dieser Art war diejenige nach der festländischen Provinz Cumaná.

Nach Cumaná hatten die Väter Dominicaner mit Genehmigung der Regierung zwei Missionäre Namens Córdoba und Garcés entsandt, um die Eingeborenen zum Christenthum zu bekehren durch Unterricht und durch gutes Beispiel; sie wurden freundlich aufgenommen, mit Liebe, Verehrung und Vertrauen behandelt; sie glaubten, an dieser Stätte endlich einmal durch ein praktisches Muster zeigen zu können, wie man die Indianer bekehren und zugleich civilisiren könne und müsse. Da mußte unglückseliger Weise ein spanisches Raubschiff diese Küste entlang fahren. Die Indianer, beruhigt durch die zwei frommen Väter, flüchteten sich nicht, wie sie früher zu thun pflegten; sie kamen den Fremden fröhlich und freundlich entgegen, versahen sie mit Lebensmitteln und traten mit ihnen in einen mannigfaltigen, durchaus freundschaftlichen Tauschhandel. Nach einigen Tagen luden die Spanier den Caziken der nächsten Umgebung, der sich bereits den spanischen Namen Don Alonso beigelegt hatte, zu Tische ein. Mit ausdrücklicher Billigung der Missionäre begab sich der Häuptling nebst seiner Frau und etwa siebenzehn weiteren Personen, seinen Kindern, nächsten Verwandten und vertrautesten Dienern, an Bord des spanischen Schiffes. Kaum war dieß geschehen, so wurden die Anker gelichtet, die Indianer durch Todesbedrohungen verhindert, sich in's Meer zu stürzen, und sämmtlich als Gefangene nach Santo Domingo abgeführt. Begreiflicher Weise hielten sich nun die zu Hause Gebliebenen zunächst an die zwei armen Missionäre, durch deren Rath die Ausführung des Schurkenstreiches allein möglich geworden war; ihr Leben stand in ernster Gefahr und sie wurden nur dadurch gerettet, daß gerade in diesen Tagen ein zweites Spanierschiff vorüberkam, durch welches sie ihrem Ordensobern in der Hauptstadt sagen lassen konnten, sie hätten den Indianern die sichere Rückkehr der Ihrigen binnen vier Monaten zuge-

ſagt, und wenn dieſe Zuſage nicht pünktlich erfüllt werde, ſeien ſie rettungslos verloren.

Unterdeſſen war das Seeräuberſchiff in Santo Domingo angekommen und bot ſeine Gefangenen öffentlich zum Kaufe an. Das Obergericht verbot dieß aber, und die Richter — vertheilten die unglücklichen Opfer unter ſich ſelbſt! — Bald darauf kam das zweite Schiff an; der Prälat und der Pater Monteſino thaten alles Mögliche und boten alle denkbaren Mittel auf, um das Leben der Ihrigen zu retten; ſie verlangten, baten und flehten, es möge doch unverzüglich ein Schiff abgeſandt werden, um den Häuptling mit den Seinigen zurückzuführen und die Miſſionäre aus ihrer ſchrecklichen Lage zu erlöſen.

Man ſollte es nicht für möglich halten, wenn es nicht geſchehen wäre! Selbſt der Seeräubercapitän hielt es nicht für möglich, denn er glaubte ſeine Haut nur dadurch retten zu können, daß er ſich in ein neugegründetes Kloſter flüchtete, dort Mönch wurde und unter dem Schutze des Aſylrechts weiter lebte. Es wäre nicht nöthig geweſen; denn die drei ſchuldigen Richter — man kennt noch ihre Namen — waren taub gegen alle Vorſtellungen; weder der ſichere Tod der Miſſionäre, noch die ungeheure Schmach für den ſpaniſchen Namen machte auf dieſe Menſchen irgend einen Eindruck. Sie behielten ihre geſtohlenen Indianer, und als ſeiner Zeit das Urtheil aus Madrid anlangte, welches ſie zur Herausgabe derſelben verurtheilte, waren die Armen bereits bis auf die letzte Seele ihren Leiden und Qualen erlegen; der Tod hatte ſie Alle erlöst von einer Welt, in welcher ſolche Scheuſale leben dürfen.

Die Indianer von Cumaná aber thaten nach fruchtloſem Ablauf der vier Monate, was ſie vorausgeſagt hatten: die beiden Miſſionäre fielen als Schlachtopfer unter ihren Meſſern, und das Blut dieſer frommen Männer ſchrie um Rache gen Himmel, aber nicht um Rache an den Indianern. Mit dem Chriſtenthum auf Cumaná hatte es natürlich ein Ende.

Dieſen allerdings ſchauderhaften Vorfall zog jetzt Caſas

wieder aus dem Schatten der Vergessenheit an's Tageslicht, verband damit die Gewaltthaten auf den Lucayen und anderen Inseln, und that, was er als „Beschützer der Indianer" nicht glaubte lassen zu dürfen: er klagte die spanischen Richter selbst geradezu als die theils physischen, theils intellectuellen Urheber verschiedener, zahlreicher Mordthaten, er klagte des Königs Richter als Mörder an.

Leider hatte er nur allzusehr Recht in der Sache selbst; allein abgesehen von der Hauptfrage, ob durch diese kühne Criminalanklage auch nur eines einzigen Indianers Loos auch nur für einen einzigen Augenblick gebessert werden dürfte, konnte man seinem Auftreten wohl mit Grund die Einwendung entgegenhalten, daß die Befugnisse seines Amtes sich beschränkten auf die Zeit nach Errichtung und Verleihung desselben, daß ihm dagegen kein Recht zustehe, nachträglich die Indianer zu beschützen gegen solches Unrecht, das ihnen früher widerfahren und von den damals zuständigen Behörden und Beamten aus was immer für Gründen unbeachtet gelassen worden war.

Die Criminalanklage wurde in aller Form Rechtens anhängig gemacht vor dem Licentiaten Zuazo, der ungefähr um die gleiche Zeit mit Casas und den Commissären nach Santo Domingo gesandt worden war, um die Rechtspflege in Bewegung zu setzen und zu beaufsichtigen — eine Art königlicher Staatsanwalt. Zuazo war ein eben so talentvoller als rechtschaffener und menschenfreundlich gesinnter Mann: sein Abscheu gegen solche Unthaten, wie Casas sie seiner amtlichen Verfolgung unterbreitete, war lebhaft und energisch und er machte Miene, seines Amtes mit allem Ernste zu walten. Allein, wie zu erwarten war, so geschah es: die Angeklagten und ihre vielen vermöglichen, einflußreichen und mächtigen Mitschuldigen erhoben ein solches Parteigeschrei, daß die ganze spanische Bevölkerung der Insel förmlich außer Rand und Band gerieth. Die rechtschaffenen und wohlwollenden Commissäre kamen durch diesen Zwischenfall in große Verlegenheit; denn er durchkreuzte

alle ihre guten Absichten und ruhigen Wege in der That auf die widerwärtigste Art: endlich bemerkten sie dem Zuazo amtlich, eine Anklage von so ungeheurer Wichtigkeit eigne sich nicht wohl zur Aburtheilung in einer gewöhnlichen Gerichtssitzung, sondern es gezieme sich, dieselbe vor allen Dingen zur Kenntniß des Monarchen zu bringen, damit dieser nach Berathung der Sache in seinem Staatsministerium das Geeignete verfügte. Darauf entgegnete Zuazo etwas gereizt, den Commissären stehe keine Befugniß zu, sich in Angelegenheiten der unabhängigen Rechtspflege einzumischen. Die Gemüther wurden auf allen Seiten immer mehr erbittert, und da auf Santo Domingo selbst Einer dem Andern hindernd im Wege stand, und in Folge dessen die ganze Sache keinen Schritt vorwärts ging, so wandten sich beide Theile klagend, beschwerend und nicht ohne Leidenschaft an die europäische Centralregierung.

Casas wurde jetzt als ein unruhiger, leidenschaftlicher und händelsuchender Mensch dargestellt, dessen fortgesetzte Unklugheiten die Insel allen möglichen revolutionären Gefahren aussetze. Er selbst ließ in seinen Gegenvorstellungen seinem Grolle gleichfalls freien Lauf und schonte selbst die Commissäre nicht, indem er ihnen Lässigkeit in ihrer amtlichen Fürsorge für das Wohl der Indianer und sogar Parteilichkeit zu Gunsten einiger Verwandten, die sie auf Santo Domingo und Cuba hatten, vorwarf. Casas glaubte, seine Eingaben seien unterschlagen worden; dem sei wie ihm wolle, jedenfalls fiel die Entscheidung der Regierung gegen ihn aus. Dem Licentiaten Zuazo ward die Anweisung zu Theil, ohne Gutfinden der Väter Commissäre in keiner Angelegenheit von politischer Bedeutung einseitig vorzufahren; Casas dagegen erhielt den Befehl, die Insel zu verlassen. Auf diese ihm glücklicher Weise zuerst privatim zugekommene Nachricht rüstete er sich sogleich zur abermaligen Reise nach Europa, um für die eigene und für die Sache seiner Indianer persönlich am Hofe einzutreten.

Seine Feinde wagten den Versuch, ihm auch dieß unmög-

lich zu machen, und selbst die Commissäre befürchteten von seinem Auftreten in Europa neue Verwickelungen. Allein Casas wußte einen unmittelbaren königlichen Erlaß vorzuweisen, der ihn ermächtigte, nach Gutfinden zu gehen und zu kommen, wie er es nach den Pflichten seines Amtes für geboten erachte. So verließ er denn Santo Domingo schon im Mai des nämlichen Jahres 1517, in dessen ersten Tagen er so hoffnungsreich gekommen war, bevor noch die amtliche Ausweisungsverfügung ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hatte. Das Reiseglück war ihm auch dießmal hold; er benutzte die ruhigen Tage, um sich zu erholen von den Strapazen und Erregungen der letzten Monate, und da bei seiner wunderbar kraftvollen und elastischen Natur die Erholung immer bald vollbracht war, so hatte er kaum das Schiff verlassen, als er sich schon auf dem Wege nach Aranda befand, wo damals der Hof oder eigentlich nur die Regierung (denn einen eigentlichen Hof gab es während der Zwischenregierung des großen Franciscaners nicht) verweilte.

Wie Ximenes seinen „Indianer-Beschützer" dießmal empfangen haben würde, weiß Niemand, weil es zu einem solchen Empfang überhaupt nicht mehr kam. Der Cardinal lag auf seinem Sterbebette; sein Geist verließ die Erde, auf welcher er so Großartiges gewirkt, mit dem Bewußtsein, daß ein Mönch den modernen Staat in's Leben gerufen habe: denn das Spanien des Ximenes war in der That der erste, von ihm mit Bewußtsein seiner Leistung in's Leben gerufene Staat im modernen Sinne dieses Wortes.

Casas befand sich jetzt wieder ganz in der gleichen Lage wie im Jahr zuvor, als König Fernando starb. Alle Blicke und alle Hoffnungen wendeten sich dem neuen, jugendlichen Herrscher zu, und Casas mußte, gleich so vielen Anderen, sein Unternehmen bei Karl V. von Neuem anfangen. Von Müdigkeit oder Verstimmung war bei ihm nie die Rede, und da nach kurzer Zeit die Nachricht von Karls Landung auf spanischem

Boden verlautete, so schickte sich der rastlose Mann unverzüglich an, den neuen Monarchen, den neuen Hof und die neuen Minister aufzusuchen.

Die Regierung, welche Karl V. nach Spanien mitbrachte, war im Wesentlichen eine Günstlingsregierung, und schon deßhalb verfehlt, weil sie keine national spanische war. An ihrer Spitze stand Karls gewesener Erzieher, Herr von Chievres, neben und unter ihm der Justizminister Juan Selvajo und Herr von Laxao, der dem Monarchen persönlich besonders angenehm war. Sie Alle hatten das Eine gemeinsam, daß sie von der Politik ihrer Vorgänger im Amte Nichts wissen wollten, und dieser gemeinsame Zug war natürlich der Sache unseres Helden eher günstig, als das Gegentheil. Es versteht sich bei einem Mann von seinen Geistesgaben von selbst, daß er die Vortheile, welche ihm die neue Lage bot, rasch erkannte und richtig ausbeutete. Er gab dem Justizminister eine umfassende und eingehende Darstellung der im spanischen Amerika bestehenden Verhältnisse und erwarb sich durch seine hervorragende Sachkenntniß, zweifellose Uneigennützigkeit und durch die erhabenen Ziele seiner Bestrebungen Gunst, Achtung und Vertrauen bei einem so hochgestellten Manne. Einen noch höheren Grad von persönlicher Beliebtheit und in Folge davon auch von wirklichem Einfluß wußte er sich durch seine gefälligen Umgangsformen und durch seine geistvolle Unterhaltung bei Herr v. Laxao zu verschaffen. Während solchergestalt seine Actien ohnehin im Steigen waren, kam einer der Hieronymiter-Commissäre, Vater Bernardino Manzanedo, von Amerika herüber und suchte unserem unermüdlichen Helden entgegenzuwirken. Als er bei Hof nicht diejenige Aufnahme fand, welche er ansprechen zu dürfen glaubte, ward er der Sache überdrüssig, kehrte in sein Kloster zurück und ließ seinem ebenso gewandten wie begeisterten Gegner Casas freies Feld.

Anders handelten freilich diejenigen, deren materielle Interessen bei der Indianerfrage auf dem Spiele standen.

Sie verfolgten seine Schritte mit einer sich stets gleichbleibenden Erbitterung, und machten bei den Ministern die Unklugheit seines Benehmens, das Phantastische und Grundlose seiner Versprechungen, die vollständige Unfähigkeit der Indianer zu einem Leben in civilisirter Freiheit, und all' das Unheil, welches aus den von Casas angestrebten Neuerungen sich nothwendig ergeben müsse, mit ununterbrochenem und gesteigertem Nachdruck geltend. Da sich dieser Auffassung der Sache die meisten Beamten der früheren Regierung mit großer Lebhaftigkeit, theils aus Ueberzeugung, theils aus Eitelkeit, theils aus baarem Eigennutz anschlossen, so wußten die Minister, ohne eigene Kenntniß der Dinge, nicht, wo ihnen der Kopf stand, und wagten lange Zeit nicht eine endgiltige Verbescheidung des großen Kampfes vorzunehmen.

Schließlich trug Casas wenigstens vorläufig den Sieg davon. Der Justizminister, welcher auch den Titel Reichskanzler führte, rief eines Tages mitten im Gedränge der Hofleute den geduldig harrenden „Beschützer der Indianer" in auffallender Weise bei Seite und sprach zu ihm die Worte: „Der König, unser Herr, befiehlt, daß Euer Hochwürden und ich gemeinsam auf Abhilfe denken für die Leiden der Indianer: wollen Sie also Ihre Vorschläge entwerfen." Casas antwortete ehrerbietig: „Dazu bin ich in vollem Maße bereit, und werde mit größtem Vergnügen thun, wie der König, unser Herr, und Euer Excellenz befehlen."

Durch dieses kurze Gespräch war Casas wieder officiell in die Befugnisse seines Amtes eingesetzt, und da er Tag und Nacht sich mit nichts Anderem beschäftigte, so wundert man sich nicht, daß er schon nach wenigen Tagen eine ganz umfassende Denkschrift einreichen konnte, in welcher eine große Anzahl von Mitteln vorgeschlagen wurde, um die gegenwärtige Lage der Indianer zu erleichtern und ihrem gänzlichen Untergang vorzubeugen.

Unter diesen Vorschlägen befanden sich zwei von ganz be-

sonderer Bedeutung: der eine ging dahin, freie spanische Bauern als Colonisten nach Amerika zu senden; wie es damit ging, werden wir später sehen: — der andere verhängnißvolle Vorschlag aber war darauf gerichtet, man solle den Spaniern in Amerika die freie Einfuhr von Negern erlauben, weil diese Menschenrace allein im Stande sei, die für die Indianer vollständig unerträglichen und verderblichen Arbeiten in den Zuckerpflanzungen und in den Bergwerken mit Ausdauer und Erfolg zu besorgen.

Bei diesem letzteren, hochwichtigen Punkte müssen wir nothwendig einige Zeit stehen bleiben. Kein Punkt im Leben unseres Helden, keiner der von ihm ausgegangenen Vorschläge ist so heftig gegen ihn geltend gemacht, ja man darf wohl sagen so leidenschaftlich gegen ihn mißbraucht worden, als der Vorwurf, er sei der eigentliche Urheber und Begründer der Negersklaverei; er habe seiner leidenschaftlichen und theilweise grundlosen, jedenfalls übertriebenen Vorliebe für die Indianer dieses ungeheure, nimmermehr zu rechtfertigende Opfer gebracht, daß er den Negern gegenüber für erlaubt und recht erklärte, was ihm, gegen einen Indianer begangen, als der entsetzlichste Greuel erschien. Manche versuchten die Sache ganz zu läugnen, Manche übertrieben, Manche entstellten sie; Einzelne, wie Grégoire und Llorente, schadeten dem Andenken des Casas schon dadurch, daß sie es waren, die ihn vertheidigten. Die Wahrheit dürfte nach meiner Auffassung in Folgendem bestehen:

Die Einführung von Negersklaven in Amerika und der Handel mit ihnen waren leider in Amerika schon längst bekannt, ehe Casas seine Vorschläge machte: so weiß man beispielsweise, daß im Januar 1505 die Regierung an den Statthalter Ovando ein Schiff absandte, welches neben vielen anderen nützlichen Sachen auch an Bord trug „siebenzehn Negersklaven mit der Bestimmung, in den Bergwerken von Santo Domingo Kupfer zu gewinnen". Im Jahre 1510 führte ein gewisser Diego de Nicuesa 36 Negersklaven in seinem eigenen Schiffe,

aber für Rechnung der ſpaniſchen Regierung nach Amerika hinüber. Vom Jahr 1513 an werden die Erlaubnißſcheine für Haltung von Negerſklaven, für zwei Ducaten das Stück, häufig; und der wohlgeſinnte, rechtſchaffene Zuazo ſetzt in einem ausführlichen Brief an Herrn von Chievres über die amerikaniſchen Verhältniſſe offenbar eine ganz bekannte und nur zu ſeinem Bedauern vernachläſſigte Sache voraus, wenn er ſagt: „Höchſt nothwendig iſt ferner, daß Negerſklaven zu uns gebracht werden; man muß ſie, ſowohl Männer als Frauen, in möglichſt großer Anzahl und im Alter von 15 oder 18 bis zu 20 Jahren zu bekommen ſuchen, damit ſie auf unſerer Inſel ſich angewöhnen, Familien gründen, die Arbeit der Indianer unterſtützen, und uns ſo zu unermeßlich vielem Golde verhelfen. Unſer Land eignet ſich ganz vorzüglich für Neger, und zwar nicht nur für die arbeitskräftigen Männer, ſondern auch für Frauen und alte Leute; man ſieht es als ein halbes Wunder an, wenn Einer von dieſer Menſchenrace ſtirbt."

Alſo Caſas war in jedem Fall weder der Einzige, noch der Erſte, der die Negerſklaverei als das verhältnißmäßig geringere Uebel anſah; überhaupt iſt der ganze Gedanke keinenfalls von ihm ausgegangen. Es zeigte ſich in dieſer Idee die ganze rechtloſe Verwilderung jener Zeit, welche in wüthender Habgier keinen Anſtand nahm, dem Nicht-Europäer die menſchliche Perſönlichkeit, Würde und Freiheit trotz des Evangeliums, ja ſogar unter der Fahne oder unter dem Vorwande des Evangeliums abzuſprechen, ſobald das eigene Intereſſe in Frage kam. Die Sklaverei in Folge der Kriegsgefangenſchaft wurde den farbigen Menſchenracen gegenüber ganz allgemein nicht nach den Lehren des Chriſtenthums, ſondern nach den Grundſätzen des altheidniſchen, römiſchen Rechtes beurtheilt: und von dieſer Auffaſſung blieben weder Columbus, noch Caſas, noch Ximenes, noch irgend einer der hervorragenden Männer jener Zeit gänzlich frei.

Was nun die Hauptfrage betrifft, ob Caſas der Regierung überhaupt den Negerſklavenhandel und zwar die Wieder-

einführung des von Ximenes vorübergehend gänzlich verbotenen Negerhandels angerathen habe, so wird man dieselbe nur bejahen können, aber aus den schon angeführten, in den Anschauungen und Verhältnissen jener Zeit liegenden Gründen dieses thatsächliche Ergebniß mild und schonend beurtheilen müssen. Es bedarf zur Entscheidung der Frage keines Eingehens in die eben so gelehrten als langweiligen Erörterungen der französischen und spanischen Geschichtsforscher; Casas selbst hat durch mehrere Stellen in seinen amtlichen und literarischen Arbeiten alles Erforderliche gesagt.

Schon in seiner an Ximenes gerichteten Denkschrift vom Jahr 1516 macht er mit ganz ausdrücklichen Worten den Vorschlag, der König sollte künftig keine Indianer mehr besitzen, sondern die Gemeinden sollen ihm an deren Statt eine festbestimmte Anzahl von Negersklaven stellen. In seiner späteren, in Folge der Aufforderung des Justizministers ausgearbeiteten Denkschrift geht er weiter und schlägt vor, es solle jedem Spanier auf dem amerikanischen Festlande erlaubt sein, zwei männliche und zwei weibliche Negersklaven abgabenfrei zu besitzen. In dem Vertrag, welchen er späterhin mit der Regierung über sein eigenes Unternehmen nach Cumaná abschloß — wir werden dieses Unternehmen seiner Zeit näher kennen lernen — kommt die ausdrückliche Bedingung vor, daß ihm und seinen Begleitern erlaubt sei, je drei bis sieben Negersklaven mitzunehmen. Selbst im Jahr 1531 war Casas von dieser Verirrung noch nicht vollständig zurückgekommen; denn in einer an das spanische Ministerium der amerikanischen Angelegenheiten gerichteten Eingabe von diesem Jahre sagt er ausdrücklich: „Die Abhilfe ist sehr naheliegend: des Königs Majestät möge geruhen, einer jeden von den kleinen Inseln 500 oder 600 Negersklaven zu verleihen, damit dieselben vertheilt werden unter diejenigen Einwohner, welche bis jetzt nur Indianer haben; nur auf drei Jahre mögen dieselben verliehen werden und während dieser Zeit sollen die Neger dem König

für den Kaufpreis verpfändet bleiben, und ich stehe dafür ein, daß nach Ablauf der drei Jahre nicht nur die Schuld an den König bezahlt, sondern auch die Cultur und der Wohlstand des Landes, und damit zugleich die Einnahmen der Staatskasse sehr erheblich gestiegen sein werden. Ich möchte mein Leben zum Pfande setzen, daß ein so angelegtes Kapital sich binnen drei oder vier Jahren mit hundert Procent verzinst haben wird. Auch bin ich keineswegs der Einzige, auf dessen Aussage hin man etwa diese Behauptung glauben soll: vielmehr haben geradezu alle Kenner der Verhältnisse, mit welchen ich über die Sache sprach, meine Berechnung als richtig zugegeben." Und ferner: „Eine der Haupturſachen, welche dazu beigetragen haben, das spanische Amerika zu Grunde zu richten, besteht darin, daß man nicht allen Einwohnern die vollständig freie Negereinfuhr gestattet hat."

In seinem großen Geschichtswerke über Amerika aber (3. Buch, 101 Kap.) sagt Casas, von sich selbst sprechend: „Diesen Rath, die Einfuhr von Negersklaven nach Amerika zu gestatten, gab der Priester Casas deßhalb, weil er nicht wußte, mit welcher Ungerechtigkeit die Portugiesen diese Neger gefangen nehmen und zu Sklaven machen. Nachdem der Priester Casas später die Einsicht vom wahren Sachverhalt erlangt hatte, würde er jenen Rath um alle Schätze der Welt nicht wiederholt haben, indem er nunmehr wußte, daß die Neger auf ungerechte und tyrannische Weise in Sklaverei gekommen sind: die Sache ist bei ihnen ganz genau dieselbe, wie bei den Indianern."

Wenn Casas an dieser Stelle auch behauptet, er zuerst habe den fraglichen Rath ertheilt, so dürfte er nach dem oben Gesagten in diesem Punkte sich geirrt haben.

Im 128. Kapitel des nämlichen Buches kommt er sodann zu sprechen auf die Einführung der Zuckerrohrpflanzungen in Santo Domingo, erzählt, daß Karl V. zu Anfang seiner Regierung, um die Befreiung der Indianer möglich zu machen,

auf den Rath des Prieſters Caſas den Bewohnern der weſtindiſchen Inſeln geſtattet habe, Negerſklaven einzuführen, daß aber auch dieſes Unternehmen fruchtlos geblieben ſei, und ſchließt ſeine Auseinanderſetzung mit folgenden Worten:

„Ueber dieſen Rath, welchen der Prieſter Caſas ertheilte, hat derſelbe in der Folge nicht geringe Reue empfunden, indem er ſich als ſchuldig aus Fahrläſſigkeit bekennen mußte: er ſah nunmehr ein, daß die Sklaverei der Neger gerade eben ſo ungerecht iſt, als diejenige der Indianer. Allerdings war er, als er ſeinen Rath gab, in dem guten Glauben, daß die Neger rechtmäßig Kriegsgefangene ſeien; allein Caſas war keineswegs beruhigt darüber, ob dieſer gute Glaube und ſeine Unwiſſenheit im Stande ſein könnten, ihn vor Gottes Gericht zu entſchuldigen.“

Auch die uns längſt bekannten königlichen Commiſſäre aus dem Hieronymiten-Orden ſind dem nämlichen Irrthum verfallen: die verführeriſche Thatſache lag eben feſt und beſtimmt vor, die Thatſache, daß die feſte Körperbeſchaffenheit des Negers Arbeiten und Anſtrengungen ohne weſentlichen Schaden zu ertragen vermochte, bei welchen der Indianer ſicher zu Grunde ging.

Zur vollſtändigen Aufklärung der Sache muß noch beigefügt werden, daß der Handel mit Negern allerdings ſeinen Ausgangspunkt genommen hatte von den Kriegen, welche die Portugieſen mit den Völkerſchaften an der Weſtküſte Afrika's während langer Jahre führten: daß die in ſolchen Kriegen in Gefangenſchaft gerathenen Schwarzen in Folge der Kriegsgefangenſchaft zugleich Sklaven ſeien von Rechtswegen, daran zweifelte, wie ſchon oben angedeutet, zu Anfang des 16. Jahrhunderts vielleicht kein Menſch in ganz Europa. Dieſe Sklaven wurden von den Portugieſen namentlich im europäiſchen Spanien abgeſetzt, und kamen Anfangs nur auf dieſem koſtſpieligen Umweg nach Spaniſch-Amerika; da ſie folgeweiſe in ſehr hohem Preiſe ſtanden, blieb die ganze Sache Anfangs ſo gut wie er-

folglos; erſt ſpäter, als von allen Seiten auf die unglückliche Negerbevölkerung eingeſtürmt wurde, entwickelte ſich die Negerbevölkerung Amerika's und mit ihr die moderne Sklavenfrage, an deren Löſung noch das Amerika des neunzehnten Jahrhunderts unabläſſig fortzuarbeiten hat.

Es kann nach dem Geſagten unmöglich davon die Rede ſein, die Sache zu läugnen oder zu bemänteln: wie ſo viele Andere *vor* und *nach* ihm, ſo hat auch Caſas, in Verzweiflung über den ſichtbaren und unausbleiblichen Untergang der ganzen indianiſchen Bevölkerung, den Rath gegeben, bei den Negern gewaltſam Aushilfe zu holen, weil die Europäer für ſich allein offenbar nicht im Stande waren, die Rieſenaufgabe der Cultivirung des neuen Erdtheils zu löſen. Er ſelbſt hat die ganze Frage offenbar auf's Richtigſte beurtheilt, indem er ſich als „ſchuldig aus Fahrläſſigkeit" bezeichnet, und ſein tiefer, aufrichtiger Reueſchmerz wird, ſo dürfen wir hoffen, bei Gott nicht verloren geweſen ſein.

Doch wir kehren von dieſer nothwendigen Abſchweifung zum weiteren Verlauf unſerer Geſchichte zurück.

Die beiden Hauptvorſchläge des Caſas — *freiwillige* Coloniſation durch ſpaniſche Bauern und *zwangsweiſe* durch Negerſklaven — wurden von der ſpaniſchen Regierung im Princip angenommen, und man ertheilte ſofort die nöthigen Befehle, um den Vollzug vorzubereiten. Es wurde aber in jeder Hinſicht *Nichts* aus der Sache, und zwar aus dem gewöhnlichen Grunde, weil die Schlechtigkeit der Menſchen alles Gutgemeinte wieder verdarb.

Die Negereinfuhr in Spaniſch-Amerika wurde unbegreiflicherweiſe dem *Baron de la Breßa*, einem gewöhnlichen Höfling, als Privilegium verliehen. Von welchem Standpunkt aus dieſer Mann die Sache betrachtete, hat er ſelbſt am beſten gezeigt, indem er ſein Recht an die Geldmänner jener Zeit, an *Ausländer*, nämlich an *genueſiſche Handelsleute* verkaufte. Es wird bei meinen Leſern keiner weitern Aus-

einanderſetzung bedürfen, daß hiemit der Sache die Spitze abgebrochen war.

Was aber die Coloniſation durch Europäer betrifft, ſo machte Caſas ſich anheiſchig, die Sache perſönlich in die Hand zu nehmen und durchzuführen. Er ſtand damals in hoher Gunſt bei König (und Kaiſer) Karl, der ihn auch zu ſeinem Hofkaplan mit allen Vorrechten und Einkünften dieſes Amtes ernannte. In Folge dieſer günſtigen Sachlage erhielt Caſas von der Regierung die umfaſſendſten Vollmachten, und es wurde allen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden, ſowie allen geiſtlichen Obrigkeiten des Reiches aufgetragen, ihn in ſeinem Vorhaben möglichſt zu unterſtützen. Caſas begann nunmehr in ſeiner uns längſt bekannten Unermüdlichkeit, perſönlich die Dörfer Caſtiliens zu bereiſen, die guten Bauersleute zur Theilnahme an ſeinem Unternehmen aufzufordern, und Diejenigen, welche einen ſolchen Entſchluß zu faſſen im Stande waren, zu verzeichnen.

Wir ſehen unſern Helden in dieſem Augenblicke hart an die Rolle des Abenteurers ſtreifen; da es aber durch ſeine ganze Lebenslaufbahn, durch die hohen Gaben ſeines Geiſtes wie durch die herrlichen Eigenſchaften ſeines Herzens feſtſteht, daß er *kein* Abenteurer, ſondern ein von den höchſten Ideen und erhabenſten Zielen der Menſchenliebe erfüllter Prieſter und Miſſionär war, ſo bleibt uns nur übrig, zu denken: Welch' entſetzliche Dinge mußte dieſer Mann erlebt und geſchaut haben in Bezug auf die Behandlung der Indianer, wenn er, mit ſolchem Verſtand und Wiſſen ausgerüſtet, ſeine Perſönlichkeit zu ſolchen Dingen herzugeben im Stande war! Ein Zug der troſtloſeſten Verzweiflung und eben deßhalb der angſtvollen Haſt iſt es, welcher die Laufbahn des Caſas kennzeichnet; er ſah eine ganze, nach ſeiner tiefſten Ueberzeugung edle, bildungsfähige und im Weſentlichen tugendhafte Bevölkerung ihrem Maſſengrabe entgegeneilen, und in der heiligen Gluth ſeines Mitleids und ſeiner Liebe entſchwand ihm zuweilen alles Maß und Ziel.

Nun sollte ihm aber auch noch eine ganz besonders bittere Erfahrung nicht erspart bleiben. Es wurde ihm für seine Thätigkeit ein gewisser Berrio von der Regierung beigegeben, der unter dem Titel „königlicher Capitän" als Untergebener von Casas ebenfalls Colonisten anzuwerben berechtigt sein sollte. Es ist nicht vollständig aufgeklärt, wie es mit diesem Menschen sich verhielt; Casas gibt zu verstehen, der Bischof Fonseca habe ihm mit demselben einen schlechten Streich gespielt und die Vollmacht des Biedermanns sei durch einen nur in spanischer Sprache verständlichen, absichtlichen Schreibfehler so abgefaßt worden, daß von einer Abhängigkeit des Berrio gegenüber unserem Casas nicht mehr die Rede sein konnte.

Das Dunkel dieser traurigen Intrigue will ich um so weniger aufzuklären suchen, als es mit dem Wesen der Sache in keiner Art zusammenhängt. Thatsache ist, daß Berrio die Grenzen Castiliens überschritt und mit seinem Gefolge selbstständig in Andalusien einrückte. In der Umgegend von Antequera las er einen Haufen Menschen zusammen, verband sich mit derjenigen Truppe, welche Casas als Ergebniß seiner eigenen Thätigkeit nach Sevilla geschickt hatte, und ließ diese Leute ohne Weiteres nach Santo Domingo einschiffen, ohne sie in Person zu begleiten, was doch seine unerläßliche Pflicht gewesen wäre, und ohne seinen Vorgesetzten zu erwarten, der natürlich seinerseits fest entschlossen war, mit der ganzen Expedition über den Ocean zu gehen — offenbar das Einzige, was denkbarer Weise die ganze Unternehmung vor dem erbärmlichsten Untergang bewahren konnte.

In diesem Augenblicke befand Casas sich in dem weit entfernten Saragossa am königlichen Hofe, unabläßig beschäftigt mit Vorkehrungen aller Art für den günstigen Erfolg seines Unternehmens. Hier empfing er die Nachricht von Berrio's verhängnißvoller That und sah natürlich sogleich ein, daß die Sache verfehlt war, mochte nun sein Untergebener aus Uebereilung oder aus Treulosigkeit so, wie geschehen, gehandelt haben.

Er ſuchte zu retten, was zu retten war, indem er die Regierung um die erforderlichen Mittel anging, die armen Leute auf Santo Domingo zu unterhalten, bis er ſelbſt für Arbeit und dauernde Unterkunft derſelben beſorgt ſein könne. Mit aller Mühe und Noth und gehörigem Zeitverluſt brachte er es endlich dahin, daß einige hundert Zentner Mehl und Fuder Wein zu dieſem Behuf abgeſandt wurden. Bei dieſer Angelegenheit kam es zu harten Auftritten zwiſchen Caſas und Biſchof Fonſeca. Erſterer hatte den Antrag geſtellt, die Regierung möge ſeine Coloniſten auf die Dauer eines Jahres übernehmen: darauf hatte Fonſeca ihm mit gewohnter Liebenswürdigkeit erwiedert, „auf dieſe Art koſte die ganze Geſchichte den König ſo viel, wie eine Kriegsflotte mit zwanzigtauſend Mann Beſatzung". Auf dieſe, eines Biſchofs allerdings höchſt unwürdige Bemerkung fuhr Caſas wild auf und ſagte: „Gnädiger Herr, iſt es Ihnen nicht genug, die Indianer umgebracht zu haben? Glauben Sie etwa, ich werde mich hinten nach auch noch zum Leithammel hergeben, um ſpaniſche Chriſten in den Tod zu führen? Nein, Herr Biſchof, ſeien Sie überzeugt, das werde ich nicht thun."

Die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber widerſprechen ſich in Beantwortung der Frage, ob Caſas mit den dürftigen Nahrungsvorräthen, welche er endlich erlangt hatte, ſelbſt nach Amerika ging oder nicht. Auch dieſe Frage und ihre Entſcheidung iſt unerheblich; denn es ſteht thatſächlich feſt, daß, als die Unterſtützung ankam, kein Menſch mehr da war, dem damit hätte geholfen werden können. Die bäuerlichen Coloniſten, welche ſich ohne Oberhaupt, ohne Führung, ohne Hilfsmittel jeder Art geſehen hatten, waren einfach auseinander gegangen und hatte jeder Einzelne ſo gut als möglich ſein Leben zu friſten und ſeinen Weg zu finden geſucht: auch nicht ein Einziger von ihnen konnte zu dem Zwecke verwendet werden, für welchen man ſie Alle ausgehoben hatte.

IV.

Caſas als Coloniſator auf eigene Rechnung und Gefahr.

Caſas war tief erſchüttert durch das abermalige gänzliche Mißlingen ſeiner liebſten Plane und Hoffnungen: aber er war nicht niedergeſchmettert, noch viel weniger gebrochen. Tag und Nacht, wie bisher, war ſeine Phantaſie erfüllt von den Bildern der unter Qualen aller Art zu Grunde gehenden Indianer, und wenn man auch die ſchroffe Einſeitigkeit ſeines Weſens keineswegs läugnen kann, ſo muß man doch wohl auf der andern Seite auch zugeben, daß die Vorſtellungen, welche ihn aufregten und nicht zur Ruhe kommen ließen, wohl geeignet waren, auch ein ruhiges Gemüth und einen maßvollen Sinn aus dem Gleichgewichte zu bringen.

Weit entfernt alſo, ſeine Sache aufzugeben, forſchte Caſas in ſeiner Weiſe nach über die Urſachen der bisherigen Mißerfolge, und ſtatt dieſelben zu finden in der unglückſeligen Verkettung der thatſächlich vorliegenden Verhältniſſe und in dem Zuſammenhang des Indianerweſens mit den heftigſten Leidenſchaften der Spanier, glaubte er ſie vielmehr ausſchließlich zu finden in den zwei Umſtänden, daß er bisher auf Santo Domingo und mit Hilfe der Regierung ſeine Hebel angeſetzt habe. Wenn dieſes Ergebniß ſeines Nachdenkens richtig war, ſo war allerdings nichts natürlicher und folgerichtiger, als die Sache von Neuem anzufangen, aber auf eigene Rechnung und Gefahr, ohne Regierungshilfe und an einem Orte, den möglichſt ſelten oder gar nie eines Europäers unheilvoller Fuß betreten hatte.

Und dieſen Entſchluß faßte denn auch Caſas in der That ohne Zögern. Er ließ ſich auch nicht niederbeugen durch den gerade um dieſe Zeit erfolgten plötzlichen Tod ſeines hohen Gönners, des Kanzlers und Juſtizminiſters Selvajo; er behauptete ſich vielmehr nicht nur in der Gunſt der übrigen

Minister, sondern gewann diejenige des neuen Kanzlers Mercurino Gatinara hinzu, und trat nun, so ausgerüstet, mit seinen neuen und höchst originellen Vorschlägen der Regierung gegenüber. Er bat, man möge ihm hundert Meilen der festländischen Küste von Mittelamerika überlassen, so daß kein spanischer Soldat oder Seemann diese Landstrecke betreten dürfe; einzig und allein durch Predigt und Unterricht von Seiten der Dominicaner wolle er die Bevölkerung civilisiren. Mit diesem Antrag wurde Casas zurückgewiesen und er merkte sehr bald, warum. Er hatte es nämlich unterlassen, der „Krone" irgend einen Geldvortheil in Aussicht zu stellen. Sobald er sich überzeugt hatte, daß in diesem Punkte das Hinderniß für seine Bestrebungen verborgen sei, nahm er keinen Anstand, wie er sich ausdrückte, „das Evangelium zu kaufen, weil man es ihm nicht umsonst geben wollte". Er legte nämlich einen anderen Plan vor, und vergaß nicht, aus der Verwirklichung desselben den königlichen Finanzen sehr große Vortheile zu versprechen.

Ein äußerst frommer Mann hat in der Folge unserem Casas über dieses Verhalten sein Befremden ausgesprochen, und es entspann sich, wie Casas selbst uns erzählt, folgende kurze Unterredung: „Ehrwürdiger Herr," sagte Casas, „wenn Ihr es mit Augen ansehen müßtet, daß unser Herr Jesus Christus in Person mißhandelt, geschlagen, verspottet und beschimpft würde, — wolltet Ihr nicht gern alle möglichen Vorstellungen und flehentlichen Bitten daran wenden, ihn zu befreien, anzubeten und ihm zu dienen?"

„Ganz gewiß," versicherte der Gegner.

„Wenn aber," fuhr Casas fort, „die Feinde unseres Herrn ihn nicht unentgeltlich freilassen wollten, vielmehr darauf bestehen würden, daß Ihr Jesum mit Geld loskaufen müßtet, was würdet Ihr thun?"

„Natürlich den Herrn loskaufen mit meinem letzten Pfennig."

„Gerade das, und nicht mehr, habe ich gethan," betheuerte Casas. „In Amerika ließ ich meinen Herrn und Heiland zurück,

gegeißelt und gekreuzigt, zu tausenden von Malen, in der Person jedes einzelnen Indianers und des ganzen armen Volkes, das von den Spaniern auf die furchtbarste Weise zu Grunde gerichtet wird. Ich habe den obersten Staatsrath des Königs tausendmal um Abhilfe gebeten, ich habe schließlich die Sendung von Dominicaner-Mönchen vorgeschlagen, und man hat mir zur Antwort gegeben, das bringe dem König keinen Vortheil. Als ich nun sah, daß man mir Christus den Herrn und sein Evangelium nur verkaufen wolle, so beschloß ich, ihn und es zu kaufen, und richtete darnach meine Plane ein."

Wer vermöchte den Mann zu tadeln, der durch solche Beweggründe reinster Menschenliebe sich sogar bis zum Abenteuerlichen fortreißen ließ? Außerordentliche Gedanken bedürfen auch außerordentlicher Menschen und Mittel, und ich wenigstens beuge mich in Ehrfurcht vor dieser Art von bis zum Starrsinn unerschütterlicher Standhaftigkeit.

Der merkwürdige Plan aber, auf welchen sich die obige Unterredung bezog, und welchen Casas, bis in's Einzelnste ausgeführt, nunmehr der Regierung vorlegte, beruhte auf folgenden Grundzügen:

Der begeisterte Unternehmer verpflichtete sich, binnen einer Frist von zwei Jahren nicht weniger als tausend Meilen der festländischen Küste Amerika's zu unterwerfen und zu bekehren, und zwar auf eine ganz andere Art und Weise, als man es bisher zu thun gewohnt gewesen sei. Der königliche Staatsschatz solle binnen drei Jahren nach Gründung der Colonie 15 000, und in der Folge allmälig aufsteigend bis nach 10 Jahren 60 000 Ducaten einnehmen. Zugleich erbot er sich, alle aus diesem Landstrich geraubten Indianer nebst einigen Andern, die er wegen ihrer vorzüglichen Vereigenschaftung auf Santo Domingo auswählen möchte, sowie ferner eine Anzahl von Landleuten aus Castilien und ein Häuflein Franciscaner- und Dominicaner-Mönche friedlich in seinem Lande anzusiedeln: die Indianer sollten ihm als Vermittler und Dolmetscher, die

ſpaniſchen Bauern als Coloniſten und Arbeiter, die Mönche als Prediger und Miſſionäre dienen. Am meiſten jedoch nahm die allgemeine Aufmerkſamkeit der Gedanke in Anſpruch, nach welchem Caſas fünfzig Gehilfen, die er nach ſeinem Gutdünken unter der ſpaniſchen Bevölkerung der weſtindiſchen Inſeln ſollte auswählen dürfen, gleichſam wie eine Leibtruppe oder Trabanten-Schaar um ſeine eigene Perſon zu verſammeln gedachte. Dieſe Fünfzig ſollten, wie er ſelbſt, einen Habit aus weißem Tuche tragen; letzterer ſollte nach Art der Ritter des Calatrava-Ordens mit einem rothen Kreuze geſchmückt ſein und der ganze Zweck der Einrichtung darin beſtehen, daß die Eingebornen aus dem Anblick von Männern, wie ſie deren zuvor niemals geſehen, die Hoffnung einer beſſeren und menſchlicheren Behandlung ſchöpfen dürften. Für dieſe ſeine Gefährten erbat ſich Caſas mancherlei beſondere Vorrechte und Auszeichnungen, z. B. das Recht, Wappenſchilder zu führen und vergoldete Sporen zu tragen.

Im Hinblick auf die verſprochenen Ducaten und in Erwägung der zugeſagten progreſſiven Steigerung dieſer Einnahmequelle nahm das hochpreisliche ſpaniſche Miniſterium den ganzen Plan trotz ſeiner offenbaren praktiſchen Unhaltbarkeit wohlgefällig auf und ließ ihn dem „oberſten Rath von Indien“ zur Begutachtung zugehen. Die mit dem Projecte verbundenen, ächt ſpaniſchen Kindereien bildeten dabei mit Recht kein Hinderniß; wer die Spanier kennt, der weiß, wie ſehr einem Jeden von ihnen der Don Quijote nicht nur in's Herz, ſondern in's Fleiſch gewachſen iſt; dieſe Seite der Sache war in der That unſchuldig.

Ernſthafter dagegen erſchien dem Urheber des ganzen Planes mit Recht die Zuſammenſetzung des „Rathes von Indien“, d. h. des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten. Hier ſollte ſein Project gerichtet werden von Männern, welche die langjährigen, ausgeſprochenen Gegner ſeiner Ideen waren, und an deren Spitze der Biſchof Fonſeca ſtand, ſein grundſätzlicher

und perſönlicher Feind. Caſas war nicht gewillt, an einem derartigen Hinderniß die Idee, von welcher er damals mit Leib und Seele lebte, ſcheitern zu laſſen. Er lehnte alſo das geſammte amerikaniſche Miniſterium und den Biſchof Fonſeca von Burgos insbeſondere ab, als Männer, zu welchen man ihm bei ihrer nachweisbaren oder nachgewieſenen Befangenheit und Parteilichkeit ein ungeſchwächtes Vertrauen nicht zumuthen könne. Er hatte dabei leichtes Spiel, indem er mit Recht darauf hinweiſen konnte — abgeſehen von gar vielen anderen Gründen — daß all' dieſen Herren auf ſein Betreiben und zu ihrem größten Verdruß ihre weſtindiſchen Repartimientos oder Encomiendas wegen ihrer Abweſenheit von Amerika abgenommen worden ſeien. Zudem war König Karls Staatsminiſterium noch vorzugsweiſe aus Fremden zuſammengeſetzt, welchen die Gelegenheit, den ſpaniſchen Bureaukraten „Eins über's Ohr zu hauen", nicht unerwünſcht kam. Kurz und gut, dem Ablehnungsgeſuche unſeres Caſas, einem damals ganz unerhörten Wagniß, wurde vom Staatsminiſterium ſtattgegeben, und es wurde eine eigene, aus unparteiiſchen Männern zuſammengeſetzte Miniſterial-Commiſſion aufgeſtellt, um die Angelegenheit zu entſcheiden. Vor dieſer Commiſſion fanden langwierige und gründliche Verhandlungen ſtatt, deren Ergebniß in dem Ausſpruch beſtand, „es ſei dem von dem Licentiaten Caſas vorgelegten Plan weitere Folge zu geben".

Zwar erhob ſich die Stimme der öffentlichen Meinung nicht minder als diejenige ſeiner perſönlichen Feinde mit einem lauten Anſturm gegen den „ruheloſen Abenteurer, der als bloßer Hetzkaplan Fragen zu löſen unternehme, an welchen die Weisheit der gediegenſten Staatsmänner zu Schanden geworden ſei; gegen den unbeſonnenen Träumer, dem es allerdings durch die Fluth ſeiner Redensarten gelungen ſei, den Cardinal Ximenes zu täuſchen, der aber noch jedesmal ſeine eigenen Unternehmungen ſchmählich im Stich gelaſſen habe, der ſich zum leidenſchaftlichen und wahnſinnigen Vertheidiger aufwerfe für eine Menſchenrace,

die ganz und gar unfähig ſei, die ihr zugedachten Wohlthaten, ſowie überhaupt irgend welche freiwillige Chriſtianiſirung und Cultur auch nur zu verſtehen, geſchweige denn dafür dankbar zu ſein".

Beſonders luſtig machte man ſich natürlich über die weißen Ornate, die goldenen Sporen, und Alles, was mit dieſem Theile des Projectes zuſammenhing. Ich überlaſſe es natürlich einem Jeden meiner Leſer, über dieſen ſo ſehr untergeordneten Punkt zu denken, wie er für gut findet; mir perſönlich will es bedünken, als ob einzelne ſpaniſche Geſchichtſchreiber nicht ganz ohne Grund darauf hinweiſen, daß ſolche Dinge nun einmal einen gewiſſen Eindruck auf die Gemüther und Phantaſien der untergeordneten, alſo der meiſten Menſchen, mit Gewißheit hervorzubringen pflegen.

Unter den Gegnern, welche damals gegen Caſas auftraten, war der unſtreitig bedeutendſte der Geſchichtſchreiber Oviedo, ein Mann, welcher gleichfalls die amerikaniſchen Verhältniſſe aus eigener, langjähriger Anſchauung kannte, übrigens bei denſelben mit ſeinem perſönlichen Intereſſe betheiligt und nach ſeinem kühlen, proſaiſchen und zur Gefühlloſigkeit hinneigenden Temperament in jeder Beziehung vereigenſchaftet war, als Gegenpol des phantaſievoll aufgeregten, dichteriſch empfindenden und leidenſchaftlich wollenden Caſas zu erſcheinen. Daher namentlich die grundverſchiedene Anſchauung beider Männer über die geiſtige Begabung der Indianer — eine Frage, bei welcher abermals die Wahrheit muthmaßlich in der Mitte zwiſchen den beiden Gegnern lag.

Caſas wurde vor die Commiſſion gerufen, um ſich und ſeinen Plan gegen die Einwürfe der zahlreichen Gegner, welche vor der Regierung gegen ihn aufgetreten waren, zu rechtfertigen. Bei derartigen Veranlaſſungen war er ſeines Sieges ſo gut als ſicher. Die Macht ſeiner gewaltig dahinſtrömenden Beredſamkeit, die Erhabenheit ſeines heiligen Eifers für eine jedenfalls im Grundſatz gute und unanfechtbare Sache, die Hochachtung

vor seiner persönlichen Tugend und Uneigennützigkeit, ferner die unläugbare Gewißheit der zahllosen Verbrechen und Schandthaten, welche er den meisten seiner Gegner vorwerfen konnte, und seine eben so unbestreitbare Kenntniß der Verhältnisse und vielseitige Erfahrung machten ihn auf dem Felde der Debatte zum geborenen Sieger, welcher die Ueberzeugung seiner Zuhörer beinahe gewaltsam mit sich fortriß.

Was den letzten und dürftigsten Einwand anbelangte, den man aus seiner Eigenschaft als einfacher Hofkaplan abzuleiten suchte, so war es ihm eine leichte Sache, im Besitz eines ansehnlichen und gut angelegten Privatvermögens die besten Bürgschaften für zwanzig- bis dreißigtausend Ducaten einzulegen, was er denn auch unverzüglich that.

Um die nämliche Zeit ward ihm eine ganz besonders glänzende Gelegenheit dargeboten, die Macht seiner Gedanken und seiner Sprache geltend zu machen. Es landete nämlich im Hafen von Barcelona, aus Westindien herüberkommend, Juan Quevedo, Bischof von Darien. Dieser Kirchenfürst genoß den Ruf eines frommen, einsichtsvollen und wohlwollenden Mannes, und man war am Hofe König Karls begierig, seine Ansichten über die amerikanische Frage und über die Colonisationsplane unseres Helden zu vernehmen. Es kam bald zu recht unfreundlichen Auftritten zwischen den beiden Männern, und gerade deßhalb erwachte in dem Monarchen der Wunsch, die beiden Vertreter entgegengesetzter Standpunkte einander gegenüberzustellen und sie auch Beide anzuhören. Es wurde zu diesem Behuf eine feierliche Audienz angesagt, und zu derselben außer dem Bischof und Casas noch der Admiral Diego Colon und ein Franciscanermönch befohlen, welch' Letzterer kürzlich von Westindien gekommen war und sich mit der größten Freimüthigkeit gegen die spanische Regierungspolitik in Amerika aussprach.

Karl V. hielt die Audienz unter Zuzug der Mitglieder seines Staatsministeriums ab, und der Bischof von Darien wurde auf Befehl des Monarchen durch den Kanzler aufgefordert, seine

Ansichten über die amerikanischen Verhältnisse auszusprechen. Zu allgemeiner Verwunderung erklärte aber der Kirchenfürst nach einigen einleitenden Redensarten, das, was er über Amerika zu sagen habe, sei so wichtig und der Geheimhaltung bedürftig, daß er es nur dem König selbst und dessen obersten Räthen mittheilen könne; er bitte deßhalb, die übrigen anwesenden Personen entlassen zu wollen. Der König ließ ihm aber sagen, wenn er Etwas zu erzählen wisse, möge er sich nicht geniren, die Anwesenden Alle seien es mit seinem Wissen und Willen. Allein der Bischof beharrte auf seiner Weigerung, mit dem Anfügen, er habe keine Lust, sein bischöfliches Ansehen und seine weißen Haare einem solchen Wortgefechte auszusetzen. Ich muß bekennen, daß ich in diesem Punkt dem guten Bischof nicht so ganz Unrecht zu geben im Stande bin; denn die Art, wie Karl die zwei Herren gewissermaßen wie zwei geistige Kampfhähne gegen einander loslassen, um nicht zu sagen, hetzen wollte, war neben ernster Wißbegierde doch auch mit etwas unfürstlicher Ironie versetzt. Indessen beharrte er darauf, den Bischof zum Sprechen zu zwingen; letzterer that es denn auch schließlich, und sprach sich über die Indianer mit kurzen Worten dahin aus, dieselben seien Sklaven von Natur und so leidenschaftliche Liebhaber des Goldes, daß man alle möglichen Mittel nöthig habe, um es ihnen abzunehmen. Hierauf befahl Karl, Casas solle sprechen; er that es in einem dreiviertelstündigen Vortrag, dessen wesentlichen Inhalt er selbst in seiner Geschichte von Amerika dahin angibt:

„Großmächtigster König und Herr! Ich gehöre zu der Zahl derjenigen Spanier, welche sich die längste Zeit in Amerika aufgehalten haben. Ich habe während einer langen Reihe von Jahren Alles mit angeschaut und mit erlebt, was dort vorgegangen ist. Nicht als ob ich ein besserer Christ wäre, denn Andere, sondern vermöge eines verdienstlosen, natürlichen Wohlwollens und Mitleidens bin ich nach Europa herübergekommen, um Seiner Majestät dem König Fernando Bericht zu erstatten

über die Lage Ihrer amerikaniſchen Unterthanen. Ich traf den König in Plaſencia und ward von ihm mit Wohlwollen aufgenommen; in Sevilla wollte er weiter mit mir ſprechen, ſtarb jedoch unterwegs, ſo daß weder mein unterthäniges Anliegen noch ſein königlicher Vorſatz von Erfolg war.

Dann ſtellte ich mich den Reichsverweſern, Cardinal Ximenes und Adrian von Utrecht, vor: ſie trafen die beſten Maßregeln in der Sache ſelbſt, aber die Hände, welche mit dem Vollzug beauftragt wurden, hatten nicht das Glück, die Angelegenheit zum Ziele zu führen. Nachdem Eure Majeſtät ſelbſt nach Spanien gekommen war, legte ich die Sache in Ihre Hände, und ſie wäre vielleicht ſchon erledigt, wenn nicht der Tod des Kanzlers in Saragoſſa eingetreten wäre. Jetzt arbeite ich von Neuem für das alte Ziel, und auch jetzt fehlt es nicht an Helfershelfern des Feindes alles Guten und jeglicher Tugend, die Alles verſuchen, was in ihrer Macht ſteht, um eine gründliche Abhilfe unmöglich zu machen.

Es liegt vor Allem in Eurer Majeſtät eigenem höchſten Intereſſe, um nicht zu ſprechen von Ihrem königlichen Gewiſſen, daß in der That gründlich abgeholfen werde. Denn alle Ihre ſonſtigen Reiche und Staaten zuſammen können ſich nicht meſſen mit der Bedeutung jener Länder auf der andern Seite des Oceans. Indem ich Ew. Majeſtät auf dieſe ganze Frage aufmerkſam mache, bin ich mir bewußt, Ihnen einen ſo großen Dienſt zu erweiſen, als nur irgend ein getreuer Unterthan auf der Welt ſeinem Fürſten erwieſen hat oder erweiſen kann. Nicht als ob ich dafür irgend einen Lohn oder eine Gnadenerweiſung beanſpruchen wollte; ich thue es nicht gerade Ew. Majeſtät zu Liebe. Denn, mit aller ſchuldigen Ehrfurcht vor einem ſo hohen Könige und Herrn geſprochen, und unter Vorbehalt aller pflichtmäßigen Unterthanentreue, würde ich mich nicht aus einer Ecke dieſes Zimmers in eine andere begeben, bloß um dadurch Ew. Majeſtät zu dienen, wenn ich

nicht überzeugt wäre, gleichzeitig dem lieben Gott einen Dienſt zu erweiſen. Allein der liebe Gott, obgleich ihm allein alle und jede Verherrlichung von Seiten ſeiner Geſchöpfe gebührt, iſt ein ſo guter Haushälter mit der Ehre, die man ihm erweist, daß zum Beiſpiel ich in dieſer Angelegenheit keinen einzigen Schritt thun kann, ohne gleichzeitig Ihm und Ew. Majeſtät zu dienen. Und ſo wiederhole ich denn feierlich, daß ich auf jede zeitliche oder weltliche Belohnung oder Begnadigung, welche mir denkbarer Weiſe zu Theil werden könnte, jetzt und für alle Zeit verzichte, und wenn jemals ich oder ein Anderer in meinem Namen nach etwas Derartigem ſtreben ſollte, ſo möge ich und er als Lügner und als Betrüger meines Herrn und Königs betrachtet werden.

Dieß vorausgeſchickt, großmächtiger Herr, erkläre ich mit der größten Entſchiedenheit, daß alle dieſe Völkerſchaften der neuen Welt, welche in dieſem gewaltigen Erdtheil leben und wogen, im höchſten Grade fähig ſind, den chriſtlichen Glauben anzunehmen, daß man durch vernünftige Anleitung und Unterweiſung ſie zu jeder Tugend und guten Sitte zu bringen vermag, und daß ſie von Natur nicht Sklaven, ſondern vielmehr freie Menſchen ſind und ihre angeſtammten Könige und Herrſcher haben, von denen ihre ſtaatlichen Gemeinweſen regiert werden. Wenn aber der Herr Biſchof mit Bezug auf eine Stelle eines heidniſchen Philoſophen geſagt hat, die Indianer ſeien Sklaven von Natur, ſo iſt zwiſchen Sinn und Abſicht jenes Heiden und unſeres Herrn Biſchofs eine ſo große Entfernung, wie zwiſchen dem Himmel und der Erde. Wäre die Stelle aber auch ſo gemeint, wie der Herr Biſchof ſie auszulegen beliebt, ſo war der Philoſoph ein Heide und brennt jetzt in der Hölle; wir aber dürfen ſeine Lehre nur ſoweit anwenden, als ſie mit unſerem heiligen chriſtkatholiſchen Glauben übereinſtimmt.

Die chriſtliche Religion iſt für alle Menſchen gleich und paßt ſich allen Völkern der ganzen Welt an, wie ſie denn auch Alle gleichmäßig aufnimmt, Keinem ſeine Freiheit oder ſein

irdiſches Staatsoberhaupt nimmt, und Keinen unter ein Sklavenjoch beugt. Eben deßhalb iſt es recht eigentlich eine für den Regierungsanfang Ew. Majeſtät paſſende und wohlgeeignete Aufgabe, die ungeheure, furchtbare und religionswidrige Tyrannei, welche jetzt noch in den fraglichen Ländern herrſcht, aus denſelben für immer zu verbannen, auf daß Gott zum Lohne für ſolche Großthat Ihnen eine lange und glückliche Regierung ſchenke."

Dieſer Bericht oder Auszug iſt gewiß ſehr unvollſtändig, zumal er in die Einzelheiten der Frage gar nicht eingeht; gleichwohl iſt er für das Verſtändniß unſeres Helden im höchſten Grade intereſſant und ganz unentbehrlich, weil er klarer und unzweideutiger als irgend eine andere gleichzeitige Urkunde den ächt apoſtoliſchen, den ſo ganz vom Geiſte des Chriſtenthums erfüllten Standpunkt bezeichnet, von welchem Caſas bei allen ſeinen Unternehmungen ausging. Das war aber gerade ſein Unglück, daß die Welt, in welcher er lebte, dieſen Standpunkt nicht theilte und nicht faßte.

Der König wollte nun auch den Franciscaner und den Admiral hören. Der Erſtere erzählte, daß er in einem Zeitraum von einigen Jahren zweimal eine Volkszählung auf Santo Domingo geleitet habe, und daß in dieſer kurzen Zeit viele Tauſende von Indianern zu Grunde gegangen ſeien. Wenn das Blut eines einzigen Abel nicht vergeblich zu Gott um Rache geſchrieen habe, was ſolle man denken von dieſer unerhörten Vernichtung ganzer Völker? Der Monarch möge ſchleunige Abhilfe treffen, damit Gottes Zorn nicht Alle ohne Unterſchied treffe.

Einfacher und weniger pathetiſch waren die Worte des Admirals. Er ſagte kurz:

„Die Uebelſtände, welche dieſe ehrwürdigen Väter berichtet haben, ſind unbeſtreitbar und liegen klar am Tage. Obgleich aber durch dieſen Stand der Dinge Ew. Majeſtät unermeßlichen Schaden erleidet, ſo fahre ich doch noch ſchlimmer dabei. Denn, mögen Ew. Majeſtät auch das geſammte America wieder

verlieren, so hören Sie doch nicht auf, ein großmächtigster König und Herr zu sein; mir aber bleibt, wenn ich meine Stellung jenseits des Oceans eingebüßt habe, auf der ganzen Welt nichts mehr übrig, woran ich meine Stütze finden könnte. Zu diesem Zwecke bin ich auch nach Europa gekommen, um bei dem hochseligen König Ferdinand und nach seinem Ableben bei Ew. Majestät dahin zu wirken, daß die gesammte Sachlage untersucht und für die als begründet sich herausstellenden Mißstände gründliche Abhilfe geschaffen werde."

Jetzt wollte der Bischof von Darien ein zweites Mal sprechen; allein Karl ließ ihm bedeuten, er möge, was er noch auf dem Herzen habe, schriftlich einreichen; man werde Alles berücksichtigen. Damit war diese berühmte Audienz zu Ende; es unterlag keinem Zweifel, daß Casas mit einem glänzenden Siege aus derselben hervorgegangen war. Besonders auffallend war bei dem ganzen Hergang das Auftreten des Franciscaners, welcher, ganz im Gegensatz zu der sonst ausgesprochenen Richtung seines Ordens, mit einer besonderen Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit sich an Casas anschloß und ihm in Allem beistimmte. Die böse Welt hat dem guten Pater nachgesagt, er habe Bischof werden wollen und zu diesem Behufe für das Beste gehalten, sich mit dem bei Hof und beim König gut angeschriebenen Casas zu vereinigen und dadurch den Einfluß der sogen. „flämischen Partei" für sich zu gewinnen.

Der Bischof von Darien reichte in der That zwei Denkschriften nach einander ein; sie waren im Allgemeinen auf eine bessere und menschlichere Behandlung der Indianer abgesehen, und der Bischof ging sogar so weit, seine Uebereinstimmung mit den Ansichten und Planen unseres Colonisators den Ministern mündlich auszusprechen; allein binnen weniger Tage raffte der Tod den so leicht bekehrten Kirchenfürsten hinweg und es trat eine abermalige Stockung in der Behandlung der ganzen Angelegenheit ein.

Erst am 19. Mai 1520, wenige Tage vor der Einschiffung

des Kaisers zur Reise nach Deutschland, wurde zu la Coruña das officielle Document unterzeichnet, durch welches Karl V. über die Anträge seines heroischen Hofkaplans entschied.

Während derselbe um nicht weniger als 1000 Meilen Küstenlänge gebeten hatte, wurden ihm deren nicht mehr als 270 (auch keine Kleinigkeit) zugewiesen, und zwar von der Provinz Pavia bis zu jener von Santa Maria; landeinwärts sollte er nehmen dürfen, so viel er wolle.

Casas, hocherfreut über dieses Ergebniß, reiste augenblicklich nach Sevilla ab, um seine Abreise vorzubereiten. Er selbst wählte etwa 200 Colonisten aus, die er persönlich hinüberführen wollte. Es wurden ihm auf königliche Rechnung drei stattliche Fahrzeuge mit Lebensmitteln und Vorräthen aller Art reichlich ausgerüstet; denn selbst Bischof Fonseca hatte, um ihm dießmal nicht Anlaß zu neuen Klagen und Beschwerden zu geben, angeordnet, man solle in keiner Beziehung karg gegen ihn verfahren. Die klügeren unter seinen Feinden ahnten eben seine Niederlage.

Casas selbst bot sein Vermögen und seinen Credit in vollstem Umfang auf, und als er, wohl versehen in jeder Hinsicht mit Allem, was sein Herz nur wünschen konnte für das höchste Ideal seines Lebens, endlich mit seiner kleinen Flottille in den Ocean hinausfuhr, da hatte er vielleicht den glücklichsten Augenblick seines Lebens.

Das Ziel der Expedition war eine der wichtigsten Entdeckungen, die Christoph Columbus selbst noch gemacht hatte, die sogen. Perlenküste; die Spanier betrieben die Perlenfischerei namentlich auf der kleinen Insel Cubagua, der Ausmündung des Flusses Cumaná gegenüber. Außerdem wurde hier auch Gold gewaschen und in Sklaverei gearbeitet; um spanische Weine gaben zuweilen die Indianer selbst sich dazu her, Ihresgleichen als Sklaven zu verkaufen, und wenn dieß nicht zu erreichen war, so raubte man sie gewaltsam unter dem Vorwand, sie seien Menschenfresser. Zu entschieden feindseligen

Verhältnissen war es längs der ganzen Küste nur damals gekommen, als die beiden Dominicanermönche Córdoba und Garcés, von welchen im vorigen Abschnitt erzählt wurde, als Opfer der richterlichen Niederträchtigkeit auf Santo Domingo fielen. Schon vier Jahre später, zur Zeit der Hieronymitercommissäre, waren abermals zwei klösterliche Niederlassungen errichtet worden, ein Dominicanerkloster bei dem Hafen Chirivichi, nahe bei Maracapana, und ein Franciscanerkloster weiter östlich, der Insel Cubagua gegenüber, beide sieben Meilen von einander entfernt. Die Thätigkeit und der fromme Sinn dieser ehrwürdigen Väter hatte die Indianer wieder beruhigt und im Laufe der Zeit friedliche und vertrauensvolle Verhältnisse herbeigeführt. Auf diese Sachlage und auf die Unterstützung der beiden Klöster rechnete Casas bei seinem Unternehmen; er sollte auf die bitterste und grausamste Weise enttäuscht werden.

Ein gewisser Alonso de Ojeda, Einwohner der Insel Cubagua und einflußreicher Geldmann und Sklavenhalter, faßte den Entschluß, auf der gegenüberliegenden Festlandküste einen Sklavenraubzug auszuführen, trotz der wiederholten Regierungsverordnungen, dieses Verfahren auf die eigentlichen und wirklichen Karaiben oder Menschenfresser zu beschränken. Er rüstete ein Schiff aus und segelte die Küste entlang bis nach Chirivichi, dem Sitze des erwähnten Dominicanerklosters. Es waren im Augenblick nur zwei Mönche im Hause, der Pförtner und der Subprior, von welchen Ojeda nach klösterlicher Sitte gastlich empfangen ward. Er fragte nach dem Caziken des Ortes; derselbe hieß Maraguey und kam auf den Wunsch des Spaniers zu einer Unterredung. Ojeda fragte ihn, welche Völkerschaften der nächsten Umgebung Menschenfleisch genießen; mit der heftigsten Entrüstung wies der Indianer diesen Verdacht zurück und brach die Unterredung ab; er wußte wohl, welches Schicksal ihn nach diesem Worte bedrohte. Ojeda kehrte auf sein Schiff zurück und segelte weiter bis vier Meilen unterhalb Maracapana; der Cazike dieses Ortes hieß Gil Gonzalez, stand mit

den Spaniern im beſten Verhältniß und nahm den Ojeda gleichfalls gaſtfreundlich auf; Letzterer gab vor, einen Tauſchhandel in Mais mit einem nur wenige Meilen in's Land hinein angeſeſſenen Indianerſtamme zu beabſichtigen. Im Einverſtändniß mit Gil Gonzalez brach Ojeda, begleitet von zwanzig der Seinigen, in der bezeichneten Richtung auf, ſchloß in der That einen anſehnlichen Handel ab, bat um fünfzig Mann Indianer als Laſtträger für den gekauften Mais, und verſprach Kaufpreis und Transport in Maracapana zu bezahlen. Bei der Ankunft an letzterem Orte, ſowie die Indianer ſich niedergelaſſen haben, um auszuruhen, ziehen die Spanier auf ein verabredetes Zeichen Ojeda's die Schwerter, fallen über die Indianer her und fangen an, ſie zu binden, um ſie auf's Schiff zu ſchleppen. Die wehrlos Ueberraſchten kämpfen ſo gut als möglich um ihre Freiheit, aber die Mehrzahl wird überwältigt, geknebelt, mit Gewalt auf's Schiff gebracht. Nur vierzehn entkamen, um abermals und zum wie vielten Male den Ruf ſpaniſcher Treue zu wiederholen und zu beſtärken.

Auf dieſe Nachricht hin kam augenblicklich das ganze Land in Aufruhr; die beiden Caziken Gil Gonzalez und Maraguey vereinigten ſich, um Rache zu nehmen an dieſen Menſchen ohne Ehre und Gewiſſen, und leider nahmen ſie von ihrem Racheplan auch die Mönche nicht aus, weil ſie die Zuſammenkunft zwiſchen Ojeda und Maraguey vermittelt und dabei als Dolmetſcher gedient hatten. Ojeda hatte die namenloſe Frechheit, ſchon wenige Tage nachher mit zwölf ſeiner Gefährten am Strande ſich zu ergehen, gerade als ob gar nichts vorgefallen wäre; er wurde von Gil Gonzalez ebenſo empfangen, aber als die Truppe an die erſten Häuſer des Indianerdorfes kam, erhoben die Indianer den Kriegsruf, griffen in überlegener Anzahl an und machten Ojeda nebſt ſechs der Seinigen nieder; die Uebrigen retteten ſich ſchwimmend. Einen Canoe-Angriff gegen das Schiff ſelbſt vermochte die Mannſchaft abzuſchlagen. Tags darauf erſchien Maraguey an der Pforte des Domini-

canerklosters; der öffnende Laienbruder wurde sogleich niedergeschlagen und einen Augenblick nachher auch der Subprior, als er eben zum Altar trat, um die heilige Messe zu lesen. In ihrer nun einmal entfesselten Rachewuth zerstörten die Indianer sogar den Baumgarten der Mönche, tödteten ein Pferd, welches dieselben zu landwirthschaftlichen Zwecken hielten, zertrümmerten Kreuze, Bilder, Glocken und verbrannten das Kloster selbst; aller lang verhaltene, niedergedrückte oder beschwichtigte Groll und Ingrimm gegen die europäischen Unterdrücker war in wilder, unwiderstehlicher Flamme von Neuem aufgelodert.

Auf Santo Domingo dachte man nicht im Entferntesten daran, das auch in diesem Falle wieder von den Spaniern verübte entsetzliche Unrecht einzusehen; davon, daß man die so widerrechtlich geraubten Indianer zurückgeben, daß man den übriggebliebenen Gefährten Ojeda's noch in aller Form und in allem Ernst den Prozeß machen müsse, war auch nicht mit einem Wort die Rede. Die Politik spanischer Habsucht und Herrschsucht erkannte nur die einzige Nothwendigkeit, die Indianer niederzuschmettern, so daß sie nicht im Stande seien, sich ein zweitesmal zu erheben: man mußte die unwiederbringliche Gelegenheit benutzen, um nicht nur die 36 Gefangenen zu behalten, sondern auch unter dem Vorwand der Züchtigung und der Rache so viel als möglich Andere zu fangen.

Von dieser Betrachtung der Angelegenheit ausgehend, faßte man den Beschluß, fünf Kriegsschiffe mit einer Besatzung von dreihundert Mann unter dem Befehle des Gonzalo de Ocampo nach der Perlenküste abzusenden, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrag, das Land zu verwüsten, seine Bewohner zu Sklaven zu machen, die Hauptschuldigen aber martervoll hinzurichten. So wußte also auch in diesem Falle die spanische Colonialregierung nichts Besseres zu thun, als sich thatsächlich und in aller Form zur Mitschuldigen von Ojeda's unverantwortlicher Seeräuberei zu machen.

Dieß nun war der unglückselige Augenblick, in welchem

Casas mit seiner hoffnungsvollen Colonisten-Flottille nach glücklicher Seereise vor Puerto-Rico anlangte. Hier erhielt er die Nachrichten von Allem, was vorgefallen war, vielleicht nicht ohne einige Vergrößerung und Uebertreibung.

Man kann es unter diesen Umständen wohl eines außerordentlichen, ja eines großen Mannes würdig finden, wenn Casas, tief gebeugt, wie er es durch diese tragische Wendung der Umstände sein mußte, dennoch weder den Muth noch die Besonnenheit verlor. Er konnte sich mit Recht sagen, daß ein so verhängnißvolles Zusammentreffen der unseligsten Ereignisse mit seinem eigenen Unternehmen völlig außerhalb des Bereiches seiner Verantwortlichkeit liege, daß er hier einer höheren Macht gegenüberstehe, welcher wir Menschen nur Glauben, Hoffnung und Unterwerfung, weder Trotz noch Verzweiflung entgegenbringen dürfen. Er faßte also den in seiner Lage wohl vernünftigsten Beschluß, die Vorüberfahrt der spanischen Flottille abzuwarten, und zwar um so mehr, als er von dem freundschaftlichen Verhältniß, welches zwischen Ocampo und ihm selbst bestand, eine Milderung, wo nicht Beilegung des drohenden Conflictes glaubte hoffen zu dürfen. Freilich ließ sich andererseits nicht wohl verkennen, daß zwischen dem menschenfreundlichen, milden und religiösen Auftrag, welchen Casas von dem Kaiser empfangen, und zwischen den blutdürstigen Befehlen, welche die beschränkten Regierungsmänner von Santo Domingo ihrem Ocampo mitgegeben hatten, ein um so gefahrvollerer Widerspruch bestand, als der Kaiser zu der Zeit, wo er nach Deutschland sich einschiffte, selbstverständlich keine Kenntniß hatte von den Ereignissen, welche den Schreckenszug Ocampo's veranlaßten. Wir glückliche Besitzer des Telegraphen können uns beinahe nicht vorstellen, in welchem Wirrsal noch vor dreihundert Jahren die Dinge sich oft durchkreuzten, während doch in der That manche überraschende Wendung im Lauf der Geschichte gerade aus diesem, auf den ersten Blick rein äußerlichen Umstande erklärt werden kann und muß.

Endlich kam Ocampo mit seinen Kriegsschiffen an. Die beiden Befehlshaber sahen sich, Casas wies seine Verträge, Vollmachten und Zurüstungen vor und richtete an Ocampo in aller Form die Bitte, er möge nicht weiter gehen, weil der betreffende Landstrich vom Kaiser ihm überwiesen sei, folglich auch die Beruhigung desselben im Fall eines Aufstandes der Bewohner zu seiner Aufgabe gehöre. Allein so weit ging Ocampo's Freundschaft nicht; seine Antwort ging dahin, daß er vor jeder königlichen Entschließung die gebührende Verehrung hege, daß er aber nicht umhin könne, den ihm von seiner vorgesetzten Behörde gewordenen Auftrag zu vollziehen; indem er dieß thue, sei er sich bewußt, außerhalb jeder Verantwortlichkeit für die Folgen zu stehen. Zugleich machte er sich, wie er dem Freunde gegenüber es sich wohl erlauben durfte, gehörig lustig über die spanischen Bauern und ihre zukünftige Ordenstracht, welche übrigens bis jetzt Casas allein, und auch er viel zu früh, angelegt hatte. Die Zusammenkunft hatte kein anderes Ergebniß, als daß derjenige, welcher die Gewalt in seiner Hand hatte, ruhig seines Weges weiter zog, nämlich Ocampo; Casas dagegen mußte in einer wirklich nahezu verzweiflungsvollen Lage mit seiner ganzen Expedition in Puerto-Rico zurückbleiben.

Wir wollen Ocampo auf seinem Schreckenszuge nicht begleiten; er vollzog buchstäblich und bis auf's Aeußerste die Befehle seiner Regierung und gründete auf den rauchenden Trümmern und blutigen Jammerstätten ein spanisches Städtchen, eine kleine Strecke oberhalb der Ausmündung des Flusses Cumaná, genannt „Neu Toledo". So verstanden die leitenden Männer von damals die Christianisirung Amerika's.

Inzwischen mußte Casas sich nothgedrungener Weise dazu verstehen, bei der Regierung auf Santo Domingo um den Vollzug des Vertragsverhältnisses nachzusuchen, welches er mit dem Kaiser und König abgeschlossen hatte. Er war selbst dorthin gesegelt, und zwar für sich allein, nicht mit seinem ganzen Ge-

folge, bloß um dem Admiral-Statthalter und seiner obersten Regierungsbehörde genaue und umfassende Kenntniß von seinen Hilfsquellen und Zurüstungen zu geben; seine Colonisten brachte er inzwischen in kleinen Abtheilungen von vier oder fünf Mann bei Grundbesitzern von Puerto-Rico im Wege freiwilliger Einquartierung unter. Auf Santo Domingo traf er es, wie immer: die Mehrzahl seinen Planen feindselig, weil ihre Interessen durch dieselben bedroht waren; die Minderzahl ihm angeblich geneigt, aber nur, weil sie davon Vortheil für sich selbst hofften. Die öffentliche Bekanntmachung der ihm vom Monarchen ertheilten Vollmachten wurde ihm ohne Anstand bewilligt und es wurde auch Jedermann bei schwerer Strafe verboten, mit den Indianern des dem Licentiaten Casas vom König zugewiesenen Landstriches anders zu verkehren, als wie mit freien Unterthanen des Königs.

Auf sein weiteres Gesuch, Ocampo möge schleunigst zurückberufen werden, erhielt Casas zunächst eine ausweichende Antwort: man werde die Sache prüfen, worauf man sie natürlich vorerst liegen ließ. Erst nach langem Zögern, und nachdem Ocampo sein Werk inzwischen vollbracht haben mußte, nachdem ferner Casas zu der Drohung sich genöthigt gesehen hatte, er werde sich unmittelbar zum Kaiser verfügen und sie wegen Ungehorsams gegen Seine allerhöchsten Befehle anklagen, verstanden sich die Herren dazu, ihm zur Verwirklichung seines Planes behilflich zu sein, vor Allem aber, den etwa zu erzielenden Gewinn mit ihm zu theilen.

In dieser letzteren Beziehung wurde folgende Verabredung getroffen:

Der aus dem ganzen Unternehmen hervorgehende Gewinn sollte in nicht weniger als vierundzwanzig gleiche Antheile zerlegt werden: davon sollten sechs dem königlichen Schatz, sechs weitere dem Licentiaten Casas und seinen fünfzig auserkorenen Gefährten zufallen. Von den übrigen zwölf sollten drei für den Herrn Admiral sein, vier für die Mitglieder der obersten

Behörde (Audiencia), drei für die ſonſtigen königlichen Beamten, die zwei übrigen insbeſondere für die zwei Geheimſecretäre der Audiencia. Jeder von dieſen Gewinntheilhabern ſollte nun aber auch zu den weiteren Koſten beitragen, und ſo wurde beſchloſſen, die Flotte, deren Oberbefehl Ocampo geführt hatte, dem Caſas zur Verfügung zu ſtellen und zwar mit einer Beſatzung von 120 auserleſenen Leuten; die Uebrigen ſollten entlaſſen werden; an die Spitze derſelben wurde Ocampo ſelbſt abermals geſtellt. Als Zweck dieſer Ausrüſtung wurde vorgegeben, Caſas ſolle mit größerer Genauigkeit, als es bisher geſchehen ſei, diejenigen Volksſtämme ausmitteln, welche Menſchenfleiſch verzehren und die Prediger des Chriſtenthums nicht annehmen; gegen dieſe von Caſas ſelbſt bezeichneten Stämme ſolle alsdann Ocampo den Krieg führen.

Es wird meinen Leſern hier gerade ſo ergehen, wie mir ſelbſt: ich verſtehe unſeren Helden nicht mehr. Die erzählten Thatſachen ſtehen geſchichtlich feſt; er tritt in eine Gemeinſchaft auf Erwerb und Gewinn mit den nämlichen Menſchen, welche er nur wenige Jahre zuvor wegen gehäufter Mordthaten öffentlich vor den Strafgerichten angeklagt hatte, und er thut dieß in Vollzug eines königlichen Auftrages und unter Anwendung von materiellen Mitteln, welche geradezu das Gegentheil bezweckten. An eine Untreue von ſeiner Seite oder an ein Aufgeben ſeiner Zwecke kann bei ſeinem Charakter gar nicht gedacht werden; ſelbſt ſeine erbittertſten Gegner haben ihn deſſen nicht beſchuldigt. Es bleibt alſo, um das ſonſt Unerklärliche zu erklären, keine andere Annahme übrig, als die, daß Caſas in den oben dargeſtellten Gemeinſchaftsvertrag einfach deßhalb eingewilligt habe, weil er es ſchlechterdings thun *mußte*. Die Regierungsleute hielten es eben zwar für eine ſchwache, aber doch immerhin für eine denkbare Möglichkeit, daß irgend ein Gewinn bei der Sache herauskommen könne; deſſen wollten ſie ſich für alle Fälle verſichern, und ſo werden ſie ihm erklärt haben, daß an einen Vollzug ſeiner ganzen Unternehmung

nicht zu denken ſei, ſo lange er ſich nicht mit ihnen auf die bezeichnete Art und Weiſe vertrage. Ocampo war offenbar beſtimmt, ihn zu überwachen und nöthigenfalls mit Gewalt im Zaume zu halten.

Was Caſas ſelbſt anbelangt, ſo hatte er zweifelsohne nach wie vor nur das Wohl ſeiner Indianer im Auge; er wußte ſicherlich, daß an einen materiellen Gewinn nicht zu denken ſei, und es lag ihm in ſeiner verzweifelten Situation Alles daran, endlich einmal anfangen zu können, wenn ſich nicht Alles ſchon vorher in Trümmer auflöſen ſollte. So willigte er denn in eine Verabredung, die, äußerlich genommen, ſeiner Perſon und ſeiner Sache durchaus unwürdig war, und ſegelte im Juli 1521 nach Puerto-Rico zurück, um dort ſeine zurückgelaſſenen Coloniſten abzuholen und mitzunehmen.

Dieſe hatten ſich jedoch, eingeſchüchtert durch die furchtbaren Gerüchte von den empörten Indianerſtämmen und durch die ſonſtigen Einflüſterungen von Seiten der Gegner ihres Anführers, nach allen Richtungen zerſtreut und Keiner war mehr bereit, ihm zu folgen. Mit dieſer Enttäuſchung fuhr Caſas weiter, und als er, in Cumaná angelangt, ſeine Schaaren überblicken wollte, da fand es ſich, daß nur ſehr Wenige bereit waren, mit ihm auszuharren. Das „neue Toledo" litt unter den Folgen, welche die Thaten Ojeda's und Ocampo's nothwendiger Weiſe nach ſich ziehen mußten; die Indianer waren entflohen, das Land verwüſtet, kein Handel, kein Verkehr, nur Hunger und Elend; Alle glaubten den Himmel offen zu ſehen, als ſie Schiffe erblickten, in welchen man möglicher Weiſe davon kommen konnte. In der That faßte Alles, was nur irgendwie ſich losreißen konnte, den Beſchluß, auf Ocampo's Schiffen nach Santo Domingo zurückzukehren, und unter dieſen Umſtänden hielt Ocampo ſelbſt für das Gerathenſte, ſeinen Freund Caſas ſeinem eigenen Schickſal zu überlaſſen und mit den Uebrigen umzukehren. Bei Caſas blieben nur ſeine Diener, einige wenige Freunde, und die geringe Anzahl Derjenigen, welche

Alles wagen konnten und mußten, weil der Sold, den ſie empfingen, ihr einziges Exiſtenzmittel war.

Aber auch jetzt verſagte dem Helden der Muth nicht. Noch ſtand das Franciscanerkloſter; mit den Vätern desſelben ſetzte er ſich in's Benehmen, marſchirte mit ſeiner kleinen Truppe dorthin und ließ unverzüglich hinter dem Kloſtergarten eine Baracke erbauen zur Aufbewahrung ſeiner Lebensmittel und ſonſtigen Vorräthe für Krieg und Frieden; an der Ausmündung des Fluſſes errichtete er ein Fort zum Schutz gegen die Indianer und nicht minder gegen die ſeeräuberiſchen Spanier von Cubagua. Mittlerweile ließ er ſeine Sendboten ausgehen zu den benachbarten Stämmen, wohl verſehen mit Geſchenken, um ihre Neigung zu gewinnen, und mit Verheißungen von Frieden und Gerechtigkeit ſowohl von ſeiner Seite als von Seiten des neuen ſpaniſchen Königs, der ihn geſandt habe.

Allein mit dem Fort ging es nicht voran, weil die Spanier von Cubagua in richtiger Erkenntniß der Bedeutung dieſes Gedankens ihm ſeinen Ingenieur durch Beſtechung zu entziehen wußten. Ueberhaupt wirkte der unvermeidliche Verkehr mit dieſem Haufen nichtswürdiger Menſchen auf das Verderblichſte; die wenigen gutgeſinnten Indianer wurden dem armen Coloniſator abſpenſtig gemacht oder durch geiſtige Getränke verdorben, ſo zwar, daß zum tiefſten Schmerze des Apoſtels der Freiheit in ſeiner unmittelbarſten Umgebung nicht einmal der Sklavenhandel ganz auszurotten war. Caſas forderte den politiſchen Vorſteher von Cubagua auf, den Verkehr ſeiner Leute mit den Indianern, deren Land er zu verwalten habe, zu verbieten. Allein über ein derartiges Anſinnen machten ſich die Herren von Cubagua einfach luſtig, weil ſie recht wohl wußten, daß Caſas die Macht nicht beſaß, um ſeinen Wünſchen auch den gehörigen thatſächlichen Nachdruck zu geben. Caſas erkannte, daß in dieſem Verhältniß der Keim des Verderbens für die letzten Reſte ſeiner ganzen Unternehmung liege, und beſchloß deßhalb, im Einverſtändniß mit den Franciscanervätern, nach

Santo Domingo zu gehen, um dem Admiral und ſeiner Regierung die Schwierigkeiten und Hinderniſſe auseinanderzuſetzen, mit welchen er zu kämpfen habe. Sollte ihm hier keine Abhilfe werden, ſo war er entſchloſſen, ſich an den König in Perſon zu wenden.

Mit dieſem Entſchluß ſchiffte der unermüdliche Mann ſich ein, und zwar auf einem von zwei Handelsſchiffen, welche gerade in der nächſten Gegend Salz luden: als ſeinen Stellvertreter ließ er einen gewiſſen Francisco de Soto zurück und als letztes Rettungsmittel gegen einen etwaigen Angriff der Indianer zwei Schiffe, um mittelſt derſelben Menſchen und Vorräthe nach Cubagua retten zu können. Wie es um ſeine Sache in der That und Wahrheit ſtand, das geht namentlich aus dieſer letzteren Vorſichtsmaßregel klar hervor. Und kaum war Caſas außer Sicht, ſo hatte Soto nichts Eiligeres zu thun, als die beiden Schiffe nach Sklaven, Gold und Perlen auszuſenden. Sobald die Indianer ſich von dieſem Stand der Dinge, und folgeweiſe von der gänzlichen Hilfloſigkeit der bei Soto Zurückgebliebenen überzeugt hatten, beſchloſſen ſie, mit ihnen in gleicher Weiſe zu verfahren, wie ſeiner Zeit mit der Dominicaner-Niederlaſſung. Sie behandelten aber die Sache gar nicht beſonders geheim, ſo daß Soto und die Franciscaner ziemlich genau den Tag erfuhren, an welchem der Angriff ſtattfinden ſollte. Der Verſuch, die Baracke mit einigen kleinen Geſchützen auszurüſten, ſcheiterte an der Feuchtigkeit des Pulvers, das man erſt an der heißen Sonne trocknen mußte. Gerade während dieſer gefahrvollen Beſchäftigung griffen die Indianer an, ſteckten die Baracke in Brand und tödteten einige Leute. Die Uebrigen zogen ſich nach dem Kloſtergarten zurück, und ſuchten ſich, während die Indianer noch mit der Baracke beſchäftigt waren, in einem Canoe vermittelſt eines den Kloſtergarten bewäſſernden Flußarmes nach der offenen See zu retten. Das gelang ihnen zwar, allein ſie wurden von den Indianern verfolgt und eingeholt. Die Verfolger und die Verfolgten

trieben faſt gleichzeitig an's Land; zum Glücke für die Spanier fand ſich ein dichtes Geſtrüpp von Dornen und Diſteln vor, welches die Indianer mit ihren mehr als halbnackten Leibern nicht zu durchdringen vermochten. Die Spanier dagegen, obgleich faſt Alle verwundet, vermochten ſich Bahn zu brechen bis zu den Salzgruben, wo ſie von dem noch dort ſtehenden einzelnen Schiff aufgenommen wurden. Die Indianer kehrten nach Cumaná zurück und wiederholten hier alle die wilden Grauſamkeiten und Frevelthaten, welche ſie in Chirivichi begangen hatten: ſie brachten einen armen Laienbruder um, dem es nicht gelungen war, ſich mit den Andern zu flüchten, tödteten alle Hausthiere, verwüſteten die Baumpflanzungen, verbrannten die Gebäude, kurzum, ſie ließen nichts lebendig und kehrten alles Oberſte zu unterſt. Stolz auf dieſen Erfolg, bedrohten ſie ſogar Cubagua, deſſen Bewohner, obgleich noch immerhin 300 Bewaffnete zählend, allen Muth verloren und ſich nach Santo Domingo einſchifften. So war denn jetzt Alles zu Grunde gegangen: das Neue Toledo nicht minder als der Coloniſationsplan von Las Caſas, die beiden Klöſter ebenſo wie die Perlenfiſcherei und aller mit ihr verbundene Unfug.

Unterdeſſen hatte Caſas auf ſeinem Wege nach Santo Domingo das weitere, faſt unglaubliche Mißgeſchick, daß ſein Schiff den Weg verfehlte und im Hafen Yáquimo, 80 Meilen unterhalb Santo Domingo, wieder zu ſich ſelbſt kam. Dort blieb er zwei volle Monate liegen in vergeblichem Kampf gegen Winde und Strömungen: ſchließlich verging ſelbſt einem Caſas die Geduld und er entſchloß ſich, den Landweg nach der Hauptſtadt einzuſchlagen. Natürlich war die Nachricht von den Ereigniſſen zu Cumaná bereits über die ganze Inſel verbreitet, und da Caſas ſelbſt nirgends zum Vorſchein kam, ſo glaubte man allgemein, daß auch er umgekommen ſei. Da begegnete ihm denn der tragikomiſche Vorfall, daß eines Tages während ſeiner Reiſe durch die Inſel, als er gerade ſein Mittagsſchläfchen machte, einige Reiſende mit ſeinen Leuten darüber

ſtritten, ob er todt oder lebendig ſei; er ſelbſt mußte, aus der kurzen Ruhe erwachend, durch den Anblick ſeiner wohlbekannten, großartigen Perſönlichkeit den Streit entſcheiden.

In Santo Domingo angekommen, erfuhr er amtlich und ſicher die ganze Wahrheit. Er berichtete an den Kaiſer und beſchloß, auf Antwort zu warten, weil ihm keine finanziellen Mittel mehr zu Gebot ſtanden, um ſeine Sache perſönlich in Spanien zu betreiben.

In dieſem Augenblick, als ſein Vermögen verloren, ſein Unternehmen vernichtet, ſein Ruf zerſtört, er ſelbſt als ein halb verrückter Menſch verſchrieen war, der ſeinen tollen Liebhabereien eine ſo große Zahl von Menſchen und eine ſolche Maſſe von Capitalien geopfert habe, da zeigte ſich Caſas in ſeiner ganzen Größe, weil er ſich in ſeiner ganzen Demuth zeigte. Seine Zufluchtsſtätte gegen allen Jammer und alles Mißgeſchick war das Dominicanerkloſter: dort ſchüttete er ſein Herz aus, dort empfing er Troſt. Dort faßte er den Entſchluß, auf jede eigenmächtige Thätigkeit für immer zu verzichten und ſich im Geiſte des Gehorſams mit ſeiner ganzen ihm etwa noch beſchiedenen Zukunft dem Orden zur Verfügung zu ſtellen, der ſchon ſeit langen Jahren ſeine einzige treue und feſte Stütze geweſen war. Und er that dieß trotz der ihm gewordenen — vielleicht auch von dem Ordensobern ihm nicht mitgetheilten — beſtimmteſten Ausſicht, am kaiſerlichen Hofe wieder zu vollen Gnaden angenommen zu werden. Im Jahr 1522 begann er ſein Noviziat, und im folgenden Jahr 1523 ſchmückte ihn ein ganz anderes Ordenskleid, als das abenteuerlich ſelbſt erſonnene: es ſchmückte ihn das Ordenskleid des heiligen Dominicus.

V.

Caſas als Miſſionär.

Es iſt leicht ausgeſprochen, das Wort: „in's Kloſter gehen!", und es iſt bald geſagt in einer Stunde oder ſelbſt in einer Woche

frommer Rührung: „Wie beneide ich dieſe Mönche! Wie bewundere ich dieſe Nonnen!“ Aber etwas ganz Anderes iſt es, das Opfer einer idealen Lebensaufgabe darzubringen auf dem Altar der höchſten Selbſtverleugnung, und nicht nur zu verzichten auf dieſe oder jene Liebhaberei, ſondern auf ſich ſelbſt.

Ich bezweifle ernſthaft, ob dem Helden dieſes Büchleins die ſo eben bezeichnete Aufgabe jemals vollkommen gelungen iſt. Mir will es bedünken, als ob ihm hiezu allerdings der reine, der vollſtändig gute Wille nicht gefehlt habe, wohl aber die nöthige Selbſterkenntniß, welche bei ſeinem außerordentlich lebhaften, ja glühenden Temperament ſicherlich mit größeren Schwierigkeiten verbunden war, als bei uns hausbackenen Philiſtern des neunzehnten Jahrhunderts. Caſas hatte ungeheuer viel gelitten, er hatte entſetzlich Großes verloren: er ſtand im Alter von 48 Jahren, immer noch in der Vollkraft ſeines körperlichen und geiſtigen Lebens und blickte auf die Vergangenheit zurück wie auf ein großes Leichenfeld ſeiner heißeſten Wünſche, ſeiner glühendſten Hoffnungen, ſeiner höchſten Ideale. Und Alles, was er erſtrebt und erſehnt hatte, es galt ja nicht in irgend einer Weiſe ihm ſelbſt, er war ja einzig entflammt von herzlicher Liebe zu ſeinen Menſchenbrüdern, und der Verſuch ſeiner bitterſten Gegner, in Eitelkeit und Ruhmſucht die Beweggründe ſeines Handelns zu ſuchen, war ſchon zu ſeinen Lebzeiten als ein ſchimpflich geſcheitertes Unternehmen zu betrachten.

Aber bei alledem bin ich der Meinung und will ſie nicht verheimlichen, daß Caſas bei ſeinem Eintritt in den Orden des hl. Dominicus — wohl ohne es zu wiſſen und zu wollen — *nicht* vollſtändig auf ſich ſelbſt verzichtet, ſondern nur einen Stillſtand gemacht hat, bis es Gott gefallen werde, ſeine Schritte neuerdings in Bewegung zu ſetzen nach dem alten Ziele. Denn er hatte keineswegs einſehen gelernt, daß die erlittenen Schickſalsſchläge jedenfalls *theilweiſe* mit ſeinem eigenen Weſen und Charakter zuſammenhingen. Caſas war und blieb ein *Gelehrter*, und aus einem Gelehrten vermag keine Macht

der Erde einen Coloniſator, überhaupt einen Befehlshaber, einen Mann der That zu machen. Er war der glänzendſten Erfolge beinahe gewiß, wenn er in vornehmer Geſellſchaft ſprechend, verhandelnd, discutirend auftreten konnte: er hörte in ſeinem Leben voll Abenteuern und überraſchenden Ereigniſſen aller Art niemals auf, nebenher ſchriftſtelleriſch thätig zu ſein; aber ſeine außerordentliche Kraft und Geſundheit einerſeits, und andererſeits ſeine ich möchte faſt ſagen unerhörte Begeiſterung für die von ihm vertretene edle Sache täuſchten ihn über die Vielſeitigkeit ſeiner Befähigung: er zweifelte nicht daran, auch die Gaben eines Feldherrn mit denen eines Apoſtels, die Talente eines Coloniſators mit denjenigen eines Schriftſtellers in ſich zu vereinigen, und dieſen Irrthum ſcheint er mit in's Kloſter genommen zu haben. Dieſe Selbſttäuſchung war um ſo verhängnißvoller für ihn, als es ihm von Anfang bis zum Ende ſeiner öffentlichen Laufbahn an Menſchenkenntniß völlig mangelte, weßhalb er auch bei jeder Gelegenheit von ſeinen Untergebenen getäuſcht, verlaſſen und mißachtet ward. Dieſe Bemerkungen ſollen jedoch nicht im Mindeſten an der Wahrheit rütteln, daß ein großer Theil des Mißgeſchickes, welches ihn betraf, lediglich in der Verkettung äußerer Umſtände und Ereigniſſe, ſagen wir lieber in dem unerforſchlichen Willen Gottes ſeinen Grund hatte.

Volle ſieben Jahre harrte Caſas aus in der ſtrengſten Kloſtereinſamkeit, in der unbedingteſten Entfernung von allen Angelegenheiten dieſer Welt, ohne ſich auch nur mit dem Schickſale ſeiner ſo heiß geliebten Indianer im Geringſten beſchäftigen zu dürfen; in dieſer Richtung an ihn gelangende briefliche Mittheilungen wurden ihm nicht übergeben. Dagegen unterwarf ſich der von ſo heftigen Stürmen des Lebens herumgeſchüttelte, ſchon an der Grenze der fünfziger Jahre ſtehende Mann allen Strengheiten der Ordensregel und namentlich des Noviziats mit einer Rüſtigkeit und mit einer Begeiſterung, welche ſelbſt die Jüngſten zu beſchämen geeignet war. Die

Zeit, welche Chordienſt und Gebet ihm freiließ, verwandte er auf unausgeſetzte, ſtreng wiſſenſchaftliche Studien in Philoſophie und Theologie, nicht minder in der Geſchichte.

Erſt in der zweiten Hälfte ſeiner klöſterlichen Zurückgezogenheit, und gewiſſermaßen als Vorbote ſeines Hervortretens aus derſelben, beſchäftigte ihn der Entwurf und die beginnende Ausführung ſeines großen Werkes über die Geſchichte Amerika's ſeit der Entdeckung, für welches er während der erſten Hälfte ſeines öffentlichen Lebens nach und nach und ohne beſondere Abſicht eine ſolche Menge von Quellen und Hilfsmitteln angeſammelt hatte, wie ſie gewiß nicht ein Einziger ſeiner Zeitgenoſſen beſaß. Er hat an dieſem Werke fortgearbeitet bis kurze Zeit vor ſeinem Tode.

Das neuerliche Hervortreten eines ſo allgemein bekannten und ſo urplötzlich, unter ſo erſchütternden Umſtänden vom Schauplatze der Welt verſchwundenen Mannes zu einer neuen und erhabeneren Thätigkeit erſchien ſogar den ganz in Habſucht und Gefühlloſigkeit verſunkenen amerikaniſchen Spaniern jener Tage als ein vom Glanze religiöſer Poeſie verklärtes Ereigniß. Daher iſt es gekommen, daß ſich an dieſes ſein Auftreten als Miſſionär Sagen und Legenden anknüpfen, welchen die beglaubigte Geſchichte keinen Raum zu geſtatten vermag. So die Erzählung, daß Caſas einen lange für unbezwingbar gehaltenen Häuptling der in die Gebirge St. Domingo's geflüchteten Indianer in der wilden Einſamkeit ſeiner Berge aufgeſucht und durch die Macht ſeiner ſiegreichen Beredtſamkeit zur Unterwerfung und zur Annahme des chriſtlichen Glaubens vermocht habe. Dieſe und andere ähnliche Geſchichten, von welchen weder Caſas ſelbſt, noch die zuverläſſigen zeitgenöſſiſchen Quellen Etwas erzählen, haben gleichwohl ihre ganz gute innere Wahrheit und Berechtigung. Sie zeigen uns eben recht deutlich, daß man dieſem Mann und ſeinem hohen Geiſt, ſeinem zündenden Wort das Höchſte, das beinahe Unglaubliche zutraute, obgleich man ihm bei jeder Gelegenheit ſo herb und

feindselig entgegentrat. Er wäre sicherlich schon bei seinen Zeitgenossen der Gegenstand allgemeiner Liebe und Bewunderung gewesen, wenn seine Ueberzeugung ihn auf irgend ein anderes Feld der Thätigkeit geführt, wenn sie ihn nicht gerade genöthigt hätte, den gehässigsten Leidenschaften der Mitlebenden einen Krieg auf Leben und Tod zu erklären.

Als die Oberen des Dominicaner-Ordens die Ueberzeugung erlangt hatten, Casas habe den Geist des Gehorsams und der Selbstverläugnung in hinreichendem Grade in sich aufgenommen, um sich nicht abermals auf die Bahnen politischer Abenteuer zu verlieren, nahmen sie keinen Anstand, ihn demjenigen Berufe zuzuführen, für welchen er allerdings durch seine ganze Vergangenheit, durch die innigste Liebe seines Herzens, und namentlich auch durch seine außergewöhnlichen Kenntnisse der Indianersprachen im höchsten Grade geeignet war, nämlich der Indianer-Mission.

Zunächst wurde er nach Nicaragua gesandt, wo eben ein neues Bisthum errichtet worden war, um den ersten Träger der Mitra, Alvarez Osorio, bei seinen Arbeiten zu unterstützen. Es war dieß ein ganz eigentliches Missions-Bisthum, mitten im ausschließlichen Indianer-Gebiet, ohne alle spanisch-politischen Nebenabsichten, rein und allein der Sorge für das Seelenheil der Wilden gewidmet. Casas war einer der ersten Mönche, welche das von dem Bischof gegründete Dominicaner-Kloster bewohnten; allein man ließ ihn nur so lange auf diesem Posten, bis er Leben und Thätigkeit in die Sache gebracht hatte; dann durften die geringeren Geister den geebneten Boden zu bebauen fortfahren, während der Höhere zu neuen Aufgaben an andere Stätten berufen ward.

Im Jahr 1531 und in den nächstfolgenden Jahren finden wir den unermüdlichen Kämpfer wieder auf dem Schauplatz seiner früheren Thaten und Leiden, im Kloster seines Ordens zu St. Domingo; dann erscheint er abermals in Nicaragua, dann in Mexico; alle diese großen, ungeheuren Länder durch-

wanderte er unter allen Strapazen, welche das heiße Klima und die Uncultur der Bewohner herbeiführen mußten, zu Fuß und unter Entbehrungen jeder Art, einzig erfüllt, aufrecht erhalten, gestärkt und begeistert von dem Bewußtsein, ein ächter Nachfolger der Apostel des Herrn zu sein.

Wir sehen: er hat es jetzt nicht mehr zu thun mit den bereits unter spanischer Herrschaft schmachtenden Indianern. Er hatte wohl erkannt, daß diesen nicht zu helfen sei, daß sie durch Gottes Zulassung einem unausbleiblichen Untergang entgegengingen. Wohl aber sucht er jetzt mit der ganzen Kraft seines Wirkens die noch unabhängigen Völker zu retten, und sein leitender Gedanke dabei ist der: man solle ihnen auf dem einzig erlaubten Wege der Unterweisung und Ueberzeugung das Evangelium bringen, bevor die spanischen Staatsmänner diesen Zweck zum Vorwand ihrer Raubzüge machen könnten. Denn das war ja immer der Aushängeschild, hinter welchem die europäische Herrschsucht und Habsucht mit all' ihren furchtbaren Waffen hergetragen wurde: es sei nur auf dem Wege strengste Zucht und Unterwerfung möglich, diese ungeberdigen Menschen in den Schafstall der Kirche hineinzubringen. Solch' heuchlerischem Gebahren tritt Casas überall erfolgreich entgegen, indem er den thatsächlichen Erfahrungsbeweis liefert, daß ihm und den übrigen von ihm angeleiteten und ausgebildeten Dominicaner-Missionären auch die wildesten Indianer sich mit Liebe Vertrauen und Glauben nähern und anschließen, daß sie sich taufen lassen und die so einfache Heilslehre so gut annehmen als sie es eben vermögen. Gerade durch diese Leistungen hat Casas das entschiedenste und zugleich das unwiderleglichste Verdammungsurtheil festgestellt für alle Zeiten gegenüber der spanischen Politik in Amerika: es läßt sich gewiß nicht läugnen, daß alle Indianerstämme der Bekehrung und der Bildung zugänglich gewesen wären, wenn man ihnen, wie Casas that, einzig und allein mit christlicher Liebe und mit geduldigem Unterricht entgegengekommen wäre.

Während aber Casas mit seiner Lehre bei dem edelgesinnten Vicekönig von Mexico, Don Antonio de Mendoza, verhältnißmäßigen Anklang fand, ohne jedoch auch in diesem Lande einen dauernden Erfolg erzielen zu können, sehen wir ihn nach Verlauf einiger weiterer Zeit, im Jahr 1536, in Nicaragua in ein schlimmes Abenteuer verwickelt. Er war damals 62 Jahre alt, und man hätte glauben sollen, die Last dieser Jahre in Verbindung mit den ungeheuren Anstrengungen seines ganzen Lebens müßte die vorschnelle Hitze seines Temperaments wenigstens in so weit gedämpft oder gemildert haben, daß die Gründe vernünftiger Mäßigung nicht vergeblich dem Auge seines Geistes vorgestellt würden. Auch darf man bei dem Vorfall, welchen ich jetzt zu erzählen haben werde, keineswegs vergessen, daß es die Feinde unseres Helden sind, aus deren Berichten wir hier zu schöpfen haben. Und endlich muß, so oft Casas seine Worte und Thaten in das Gebiet der Uebertreibung ausarten läßt, wohl erwogen werden, welch' himmelschreienden Unthaten und Greueln er allein gegenüberstand; Unthaten, die allerdings auch den ruhigsten Menschen zur Entrüstung hinreißen konnten und beinahe mußten.

Der Statthalter von Nicaragua, Rodrigo Contreras, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, von Zeit zu Zeit kriegerische Streifzüge in das Innere des seiner Verwaltung anvertrauten Landes zu unternehmen. Dabei wurde dann mit Feuer und Schwert grausam und unsinnig gewüthet gegen Personen und Eigenthum ohne Unterschied. Diesem Befehlshaber und „Staatsmann" nun stellte sich Casas mit einigen seiner Ordensbrüder vor, und richtete an ihn mit der gläubigen Begeisterung eines Apostels und mit der Naivetät eines Kindes die Bitte: man solle doch statt aller kriegerischen Unternehmungen ihn allein mit seinen Brüdern in das Land hineinziehen lassen, er mache sich anheischig, die ganze Bevölkerung auf seine Weise zu bekehren. Contreras hatte keinen Sinn für derartige Gedanken und wies den lästigen Bittsteller ab. Allein damit war Casas

nicht zufrieden, ſondern jetzt wandte er ſich kraft ſeines prieſter-
lichen Predigt-Amtes an die Soldaten des ſpaniſchen Be-
fehlshabers. Wenn er denſelben, wie ich vermuthe, die Gebote
der Menſchlichkeit an's Herz gelegt, wenn er ihnen an-
empfohlen hat, unter dem Commando ihrer Vorgeſetzten mög-
lichſt Schonung walten zu laſſen, ſo wird dagegen ſchlechter-
dings Nichts zu erinnern, es wird nur ſein unbeugſamer Muth,
ſeine nie verzweifelnde Hingebung an ſeine heilige Sache zu
bewundern ſein.

Allein die Gegner beſchuldigen ihn, er habe den Soldaten
gepredigt, ſie ſollten den Befehlen ihrer Vorgeſetzten nicht ge-
horchen; und das wäre, in ſolcher Allgemeinheit und Unbe-
ſtimmtheit, allerdings etwas ganz Anderes. Es ſcheint aber
nicht ſo geweſen zu ſein, denn die Sache nahm folgenden
Verlauf:

Der Statthalter beantragte die Einleitung ſtrafgerichtlicher
Verfolgung gegen Caſas wegen Verleitung ſeiner Untergebenen
zu Inſubordination und Aufruhr, und die Gerichtsbehörde ent-
ſprach dieſem Antrag; Biſchof Oſorio nahm ſich ſeines vor-
züglichſten und erfolgreichſten Gehilfen und Predigers wohl
durch Bitten und Vorſtellungen an, ſo gut er konnte, allein
auf die ſachlichen Ergebniſſe der Unterſuchung konnten ja dieſe
Bitten und Vorſtellungen offenbar keinen Einfluß haben; der
Schluß dieſer Unterſuchung aber beſtand darin, daß ſie ein-
geſtellt wurde, ohne daß ein Strafurtheil gegen Caſas in
der Hauptſache oder der Koſten wegen hätte gefällt werden
können. Daraus ſcheint doch wohl hervorzugehen, daß über-
haupt nichts Strafwürdiges gegen ihn vorlag; denn hätte er
Strafbares gethan, ſo würde es bei der großen, ja großartigen
Oeffentlichkeit ſeines Auftretens und bei dem nie bezwungenen
Freimuth, mit welchem er ſich ſtets zu ſeinen Worten und
Thaten bekannte, an dem bloßen Beweiſe ſicherlich nicht ge-
fehlt haben. Gerade in dieſer Zeit ſtarb der Biſchof und nun
verließ Caſas, ſeines beſten Schützers und Gönners beraubt

auch gegenüber der Politik eines Contreras ohne jegliche Aussicht auf eine ersprießliche Wirksamkeit, mit seinen Brüdern das Kloster von Nicaragua und begab sich nach Guatemala.

Die Gegner wenden nun aber ein:

Mit Unrecht sei Casas nicht verurtheilt worden, denn mehrere Zeugen, über deren Aussagen Protokolle oder Protokoll-Auszüge — wie dehnbar! — vorliegen, sagen ihm schlimme Dinge nach. Contreras habe die edle und unschuldige Absicht gehabt, neue Provinzen zu entdecken; in diese ihn nicht berührende Angelegenheit habe Casas sich gemischt, indem dieselbe angeblich weder zu Gottes noch zu des Königs Dienst nützlich sei; er selbst habe sich an die Spitze von 50 Mann stellen und das Unternehmen für sich allein ausführen wollen; darauf sei Contreras natürlich nicht eingegangen, habe jedoch den Casas eingeladen, ihn bei der Unternehmung zu begleiten. Dann habe Casas durch fanatische Predigten in allen möglichen Kirchen Volk und Militär aufzuhetzen gesucht, Alle für excommunicirt erklärt und nicht absolvirt, die sich bei dem Unternehmen betheiligen würden. Ueberhaupt sei es seine Gewohnheit gewesen, jedem Zorn und Aerger seines choleriſchen Gemüthes durch wilde Predigtergüsse Luft zu machen, weßhalb man ihm schon früher auf St. Domingo das Predigen verboten habe.

Und ferner wird ihm vorgeworfen, er habe mit den Seinigen, ohne allen Grund und gegen die Interessen der Religion, sowie mit Hintansetzung ernstlicher Vorstellungen der Behörden Kloster, Altar und Kanzel in der Hauptstadt von Nicaragua verlassen, getreu seinem Charakter als unbeständiger, wankelmüthiger und neuerungssüchtiger Mensch.

Dieser letztere Vorwurf ist am leichtesten zu widerlegen; indem Casas ein Land und ein Kloster verließ und mit einem andern vertauschte, handelte er jedenfalls nach den Anordnungen seiner Ordensvorgesetzten und im Einverständnisse mit denselben; sie, hierüber zu entscheiden allein befugt,

haben ihm wegen seiner Ortsveränderung niemals einen Vorwurf gemacht, und das weltliche Publikum hatte in diesem Punkt lediglich Nichts zu reden.

Was dagegen die erste, wichtigere Frage, nämlich Casas' ganzes Auftreten in der Streitsache mit Contreras, anbelangt, so wird man allerdings im Allgemeinen sagen können: so gar schlimm dürfte die Sache nicht gewesen sein; denn wenn man ihn hätte verurtheilen können, so würde man es ohne allen Zweifel auch gethan haben. Dagegen muß ich im Hinblick auf spätere Ereignisse im Leben meines Helden, welche ich am geeigneten Orte noch besprechen werde, als möglich und sogar als wahrscheinlich zugeben, daß Casas in Bezug auf Excommunication und Absolution schon i. J. 1536 so vorgegangen ist, wie man es ihm zur Last legt; daß er aber deßhalb von einem weltlichen Gerichte nicht bestraft werden konnte, ist an und für sich klar.

Kurzum, er schüttelte den Staub von seinen Füßen und begab sich, wie gesagt, nach Guatemala, wo er bessere Aussichten zu haben glaubte. Der Bischof Don Francisco Marroquin hatte ihn ausdrücklich eingeladen, den Indianern seines Bisthums das Evangelium zu predigen; das große, ausgedehnte Land hatte beinahe keine Priester und eine zahlreiche heidnische Bevölkerung. Casas kannte Land und Leute schon längst, und zwischen ihm und dem Bischof schien wenigstens damals eine große Uebereinstimmung der Ansichten, Zwecke und Ziele zu herrschen. Ein in der Hauptstadt des Landes vor Jahren gegründetes Dominicanerkloster stand leer und harrte nur eines neuen schöpferischen Geistes, um seine Hallen mit frischer, muthiger Thätigkeit zu beleben.

Bald nach seiner Ankunft daselbst gab Casas, immer nach den verschiedensten Richtungen gleich rastlos thätig, in lateinischer Sprache seine Abhandlung „De unico Vocationis modo“ heraus, d. h. über die einzig erlaubte Art, die Heidenvölker zum Christenthum zu bekehren.

In dieſem genialen Buche, das erfüllt iſt von der kühnſten evangeliſchen Freiheit der Gedanken und von der unerbittlichſten Schärfe zwingender Gründe, führte Caſas mit großem Aufwand pompöſer Gelehrſamkeit, wie ſie dem Geſchmack jener Zeit entſprach, folgende zwei Hauptſätze aus:

1. Die einzige von Gott gebotene und erlaubte Art und Weiſe, die Menſchen der wahren Religion zuzuführen und zu gewinnen, beſteht darin, daß man durch Gründe die Ueberzeugung von der Wahrheit herbeizuführen und durch Liebe die Herzen der Menſchen an ſich zu ziehen ſucht. Dieſe Behandlung der Sache iſt auch in der That gleich anwendbar bei allen Menſchen der Welt, ohne Unterſchied aller möglichen Irrthümer im Glauben und Verdorbenheit in den Sitten.

2. Wenn die Ungläubigen der Chriſtenheit niemals feindſelig gegenübergetreten ſind, ſo iſt es nichts Anderes als Ungerechtigkeit, Verkehrtheit und wahre Tyrannei, ihnen den Krieg zu erklären, oder Krieg gegen ſie zu führen unter dem Vorwand, daß ſie durch Unterwerfung unter die ſtaatliche Herrſchaft der Chriſten beſſer darauf vorbereitet oder dazu angeleitet werden, auch den chriſtlichen Glauben anzunehmen.

Natürlich fand auch dieſe philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Entwicklung ſeiner Grundſätze den nämlichen Widerſpruch und ſtieß auf den nämlichen Hohn, wie ſeine Predigten und ſeine Thaten. Die bluttriefenden Indianervertilger behaupteten mit der größten Entſchloſſenheit nach wie vor, die Wahrheit der Thatſachen und der Erfahrung ſtehe auf ihrer Seite und der Miſſionär möge nur, wie er ſchon in einem früheren Abſchnitt ſeines Lebens gethan, die Richtigkeit ſeiner Worte und Lehrſätze an ſich ſelbſt auf die Probe ſtellen, ſo werde er ſich gerade ebenſo enttäuſcht ſehen und bei Anderen gerade ebenſo lächerlich machen, wie Beides bei ſeinem erſten Verſuche der Fall geweſen ſei.

Allein weder Caſas noch ſeine Gefährten ließen durch ſolch' grauſamen Hohn ſich irgendwie irre machen; wenn ihm auch

noch manche Mängel und Gebrechen ſeiner heftigen Natur ankleben mochten, ſo war doch der große Unterſchied zwiſchen jetzt und früher nicht zu läugnen, daß er in den Tagen ſeiner jugendlichen Mannesjahre mehr nur aus rein natürlicher, wenn auch höchſt lobenswerther Menſchenfreundlichkeit für die Indianer gekämpft hatte, während er jetzt ganz erfüllt und gewiſſermaßen durchgeiſtigt war von dem Bewußtſein, als ächter Nachfolger Jeſu Chriſti den Glauben der Kirche und mit ihm die Bürgſchaft des ewigen Heiles den ärmſten und unglücklichſten Menſchen zu vermitteln, welche er in dieſem Thale der Thränen jemals kennen gelernt hatte. Anſtatt alſo vor den Läſterungen und vor dem Spotte der Gegner zurückzuweichen, nahm Caſas die höhniſche Herausforderung mit friſchem, apoſtoliſchem Muthe an und erbot ſich, an irgend einem ungläubigen Lande, das man ihm zu dieſem Zwecke überlaſſen wolle, die Wahrheit ſeiner philoſophiſchen Lehrſätze über die allein richtige Art, wie man das Chriſtenthum predigen dürfe, thatſächlich und praktiſch nachzuweiſen.

Wir ſehen recht wohl — ſo ganz und gar waren die Träume der „Perlenküſte“ auch unter der Strenge des Noviziats und in der klöſterlichen Einſamkeit nicht vergeſſen worden.

Das einzige Gebiet, welches innerhalb der Statthalterei Guatemala damals die Herrſchaft der Spanier noch nicht anerkannte, war das Land Tuzulutlan; nicht nur die Schwierigkeiten der Bodenbeſchaffenheit mit ihren Höhen und Tiefen, reißenden Strömen, Seen und Bergſchluchten, ſondern auch die ganz außerordentliche Wildheit der Bewohner hatte es den Europäern bis jetzt unmöglich gemacht, ſich darin feſtzuſetzen. Drei kriegeriſche Verſuche waren von den Eingeborenen blutig abgeſchlagen worden, und ſeit Jahren hatte keines Europäers Fuß das Land betreten; es wurde im hervorragenden Sinne des Wortes das „Kriegsland“ genannt.

Die Feuerſeele eines Caſas ſcheute ſelbſt vor dem Kühnſten nicht zurück; gerade dem Schwierigſten, dem Außerordentlichen

war sie stets mit Vorliebe zugeneigt. Und so bot er sich denn an, das wilde Kriegsland Tuzulutlan dem König von Spanien zu unterwerfen und das Zeichen der Erlösung in demselben aufzurichten ohne Waffen und ohne Soldaten, einzig nur durch die Kraft und Wirkung der Lehre, Predigt und Ermahnung. Abermals erschien, wie schon so oft, das Evangelium der Welt als eine Thorheit; allein mit heißem Flammeneifer beharrte Casas auf dem vollen Ernst seiner Bitte und sie ward ihm gewährt.

Er verlangte von der Regierung keinerlei Unterstützung irgend welcher Art; die zwei einzigen Bedingungen, welche er stellte, bestanden darin, daß die Indianer, welche er auf seinen Wegen gewinnen würde, niemals irgend einem Spanier durch Repartimiento oder Encomienda zugetheilt werden dürfen, sondern als nach ihren Verhältnissen abgabepflichtige, freie Unterthanen des Königs von Spanien betrachtet und behandelt werden müssen, und zweitens, daß während der nächsten fünf Jahre ohne seine Einwilligung kein Spanier einen Fuß in das Land setzen dürfe, auf daß sein Friedenswerk nicht gestört oder gar vernichtet werde. So dachte Casas von der großen Menge seiner Zeit- und Volksgenossen in Amerika.

Unterm 2. Mai 1537 erfolgte die urkundliche Ermächtigung des Unternehmens von Seiten der Regierung, wobei die von Casas gestellten Bedingungen ausdrücklich gutgeheißen wurden, und Casas nebst seinen Ordensbrüdern machten sich unverzüglich an die vorbereitenden Arbeiten. Als Mittel, um sich eine Verbindung mit den wilden Indianern zu eröffnen, bedienten sie sich der Dichtkunst und der Musik. Die Sprache des Landes war allen Missionären bekannt, und so wurde es ihnen nicht allzu schwer, die großen religiösen Thatsachen und Wahrheiten, so vor Allem die Erschaffung der Welt durch den lebendigen Gott, den Sündenfall des ersten Menschenpaares, den Verlust des Paradieses, die Nothwendigkeit der Erlösung, das Leben, die Wunder, das bittere Leiden und Sterben unseres

Heilandes Jesus Christus, seine Auferstehung und seine dereinstige Wiederkunft beim Weltgerichte einzukleiden in Lieder und Gesänge, gedichtet und eingerichtet in der Sprache und nach dem Geschmack des armen, wilden, aber unverdorbenen Volkes von Tuzulutlan; ebenso gelang es ihnen, eine ansprechende Instrumentalmusik als Begleitung für ihre Dichtungen zu schaffen. Als diese erste, große Arbeit vollendet war, suchte Casas vier getaufte Indianer zusammen, welche als Handelsleute oder Hausirer in regelmäßigem Verkehr mit den Indianern des Kriegslandes oder wenigstens mit den an dieses zunächst angrenzenden Provinzen standen. Diese mußten die religiösen Dichtungen der Dominicaner auswendig lernen und die Musikbegleitung einüben; dann gab man ihnen einige spanische Nippsachen und sonstige Kleinigkeiten als Geschenke mit und schickte sie nach sorgfältiger Unterweisung über ihr einzuschlagendes Verhalten in Gottes Namen auf den Weg.

Wenn man die Mittel und Vorbereitungen, welcher sich Casas in diesem Fall bediente, richtig beurtheilen will, so darf man nicht vergessen, daß die Wilden des Kriegslandes sich den Europäern gegenüber keineswegs mehr in einem kindlich oder natürlich unbefangenen Zustande befanden, wie etwa die Bewohner der westindischen Inseln zur Zeit der Entdeckung durch Christoph Columbus. Die Wilden von Tuzulutlan wußten vielmehr genau, welch' unüberseh̃bares, schauderhaftes Elend allüberall durch die spanische Herrschaft über die Urbewohner Amerika's hereingebrochen war; sie waren sehr genau davon unterrichtet, wie ganze Völkerschaften, stamm- und sprachverwandt mit ihnen selbst, unter den Anstrengungen und Qualen der spanischen Zuckerpflanzungen und Bergwerke vom Erdboden verschwunden waren oder zu verschwinden im Begriffe standen. Sie wußten auch, daß die Spanier ihre Herrschaft überall aufgerichtet hatten unter Vorantragung des Kreuzes und unter dem Vorwande der Religion; sie waren folglich gegen dieses Volk und gegen diese Religion mit der tiefsten Abneigung, ja

mit dem bitterſten Haſſe erfüllt. Caſas hatte deßhalb einen ungleich ſchwereren Stand, als wenn er ſich bloß der Unwiſſenheit gegenüber befunden hätte: er befand ſich der wüthenden Erbitterung gegenüber. Um ſo bewunderungswürdiger iſt vor Allem, und ganz abgeſehen von der Frage des Erfolges, der feſte Glaube, mit welchem er nebſt ſeinen Mitbrüdern an's Werk ging, ein Glaube, wahrlich nahe hinanreichend an jenen Glauben, welcher die Verheißung des Erlöſers hat, daß er ſelbſt Berge verſetzen könne.

Die Hauſirer wandten ſich nach dem von Caſas ihnen gegebenen Rathe zunächſt nach dem Wohnſitze eines Caziken, welcher damals in den zwei Grenzprovinzen Zacápula und Quiché beſonderes Anſehen und eine weit ausgedehnte Herrſchaft beſaß. Sie wurden vor ihn gelaſſen, brachten ihm einige kleine Geſchenke dar und legten dann ihre übrigen Waaren zum Kaufe aus. Als die Geſchäfte vorüber waren, gab man ſich der Unterhaltung hin, und die Händler nahmen Veranlaſſung, ihre religiöſen Geſänge zu beginnen und mit den einfachen Muſikinſtrumenten des Volkes, bei dem ſie ſich befanden, ihren Geſang zu begleiten. Dieſe Lieder machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Indianer, welche mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit den Wahrheiten lauſchten, die ihnen hier in einem für ſie ſo höchſt anſprechenden Gewande vorgeſtellt wurden. Die Handelsleute wurden genöthigt, acht Tage lang bei ihnen zu verweilen und ihre Geſänge immer von Neuem zu wiederholen, theils ſtückweiſe, theils im ganzen Zuſammenhang.

Der Cazike ſelbſt nahm großen Antheil an der Sache und begehrte eine nähere Erklärung des Inhalts der Geſangſtücke; darauf ſagten die Händler, eine derartige Erläuterung ſeien ſie zu geben nicht im Stande, das könnten nur die Väter, von welchen ſie ſelbſt die Lieder gelernt hätten. Das gab Veranlaſſung, die Dominicanermönche zu beſprechen, ihre Ordenstracht zu ſchildern, ihre von dem Leben und Treiben aller anderen

Spanier so ganz und gar verschiedene Handlungsweise hervorzuheben. Männer ohne Liebe zum Gold, die kein Fleisch essen, keine Frauen haben, in Verehrung vor schönen Bildern knieen, Tag und Nacht Gott lobsingen, die konnten wohl im Stande sein, den Inhalt der gehörten schönen Verse besser zu erklären; zudem, wurde beigefügt, haben diese Väter eine solche Liebe für derartige Gesänge, daß sie nöthigenfalls bis an's Ende der Welt gehen würden, um sie andern Menschen zu lehren.

Der Cazike wünschte in der That und sprach diesen Wunsch auch aus, diese tugendhaften, ausnahmsweisen und außerordentlichen Europäer kennen zu lernen. Er gab den Handelsleuten, als sie nach Guatemala zurückkehrten, einen jungen Mann, seinen Bruder, mit, der beauftragt war, den Vätern Geschenke zu überbringen und sie, wenn er die Erzählungen der Krämer in allen Beziehungen der Wahrheit gemäß finden sollte, zu einem Besuche bei dem Häuptling einzuladen.

Die Dominicaner nahmen begreiflicher Weise diesen Boten und Kundschafter mit der größten Freundlichkeit und Zuvorkommenheit auf; sie beschlossen, vorerst Einen der Ihrigen, den Vater Luis Cancer, mit dem Indianer zu senden, auf daß er wo möglich das Wohlwollen des Caziken für die Dauer befestige, jedenfalls aber genau prüfe, ob und in welchem Grade die Eingeborenen Empfänglichkeit zeigen für die Religion und Cultur, um deren Verbreitung und Begründung bei ihnen es sich handelte.

Pater Cancer kam, von den Indianern auf's Beste empfangen und mit jeder Art von Aufmerksamkeit behandelt, im Lande Zacápula an; der Häuptling nahm ihn mit allen Zeichen von Hochschätzung und Bewunderung auf. Der Pater wußte seinerseits diesen günstigen Stand der Dinge mit Gewandtheit zu benützen und durch Worte nicht minder als durch kleine Geschenke sein ganzes Zutrauen zu gewinnen. Schließlich theilte er ihm mit, seine Ordensbrüder hätten von der Regierung die feste Zusicherung erlangt, daß außer ihnen selbst

kein Spanier das Land betreten dürfe, damit die Eingeborenen nicht beläſtigt würden. Außerdem errichtete er eine Art von Feldkapelle, in welcher er das heilige Meßopfer darbrachte, während der Häuptling mit ſeinen Indianern dem wunderbaren Schauſpiel aus ehrerbietiger Ferne ſtaunend zuſah.

Eben dieſes Schauſpiel in ſeiner einfachen und erhabenen Schönheit, verglichen mit den theils ſchauerlichen, theils lächerlichen Uebungen der heidniſchen Religion, ſteigerte die Neigung des Häuptlings für den chriſtlichen Glauben. Er ließ ſich deßhalb, im Anſchluß an die früher gehörten Geſänge, durch den Pater Cancer die Lehren dieſes Glaubens in geordnetem Zuſammenhang auseinander ſetzen, faßte den Entſchluß, Chriſt zu werden, zertrümmerte und verbrannte ſeine Götzenbilder, und veranlaßte durch ſein Beiſpiel, und zwar ohne Zwang, viele und hervorragende Leute aus ſeinem Machtbezirk, ein Gleiches zu thun. Der Miſſionär ſelbſt beſuchte die ganze Umgegend, ſoweit die Herrſchaft des ihm günſtigen Caziken reichte, und überall fand er bei den Eingeborenen die nämliche gute Stimmung, ihn aufzunehmen und anzuhören: er fand die Leute auf einer tiefen Stufe von Uncultur, Unreinlichkeit, Armuth und Elend, aber weder verlaſſen von natürlichen Talenten, noch befleckt durch ſchwere Laſter, namentlich auch nicht grauſam oder blutdürſtig, ſondern den Lehren der Menſchlichkeit und der Vernunft zugänglich.

Als Pater Cancer mit ſo erfreulichen Nachrichten nach Guatemala zurückkehrte, beſchloß Caſas in gewohntem Feuereifer ſogleich, ſelbſt in das fremde Land zu ziehen und in Begleitung ſeines Ordensbruders Pedro de Angulo nicht nur dem apoſtoliſchen Werke in den zwei ſchon genannten Grenzprovinzen obzuliegen, ſondern dasſelbe wo möglich auch in das eigentliche Kriegsland, alſo nach Tuzulutlan, weiter zu tragen.

Geſagt, gethan; Caſas und Angulo fanden bei dem Häuptling von Zacápula die nämliche freundliche Aufnahme, wie ſie dem Pater Cancer zu Theil geworden war: der Cazike ließ

sich taufen und hieß von jetzt an Don Juan. Allerdings war die erste Kapelle in der Zwischenzeit von einigen Indianern, die mit all' diesen religiösen Neuerungen nicht einverstanden waren, verbrannt worden: allein über einen derartigen Zwischenfall setzte Casas sich leicht hinaus, indem er eine neue bauen ließ. Begleitet von einer Anzahl Indianer, welche Don Juan ihm zur Beschützung mitgab, bereisten Casas und Angulo die ganze Umgegend bis in das Gebiet Coban, von welchem Manche behaupteten, daß es schon zum eigentlichen „Kriegsland" gehöre. Die Bewohner dieser Gegend hatten noch niemals einen Europäer gesehen, stellten sich deßhalb überall links und rechts von dem Wege auf, welchen der für sie so außerordentlich neue und merkwürdige Zug verfolgte, versuchten übrigens — wohl schon aus Rücksicht auf die Indianer-Escorte — keinerlei Feindseligkeit, sondern zeigten im Allgemeinen eher ein freundliches Entgegenkommen, das sich an einzelnen Orten sogar durch Darbringung kleiner Geschenke aussprach.

Nachdem sie das Land so weit und so gründlich kennen gelernt hatten, als es für dießmal möglich war, kehrten die Missionäre nach Zacápula zurück.

Die erste Maßregel, welche sie nunmehr mit dem befreundeten und bekehrten Häuptling verabredeten, bestand darin, daß die Indianer, welche bisher in einzelnen, zerstreuten Gehöften gelebt hatten, sich zu geordneten Dörfern und größeren Ortschaften vereinigen sollten. Der Cazike ging auf diesen Gedanken ein, weil er wohl erkannte, daß die Verwirklichung desselben, ganz abgesehen von den religiösen Fragen, seinen Unterthanen in Bezug auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens die entschiedensten Vortheile bringen müsse. Anderer Meinung waren aber die besagten Unterthanen selbst; weder den Befehlen ihres Fürsten, noch den Bitten und Ermahnungen der Missionäre mochten sie in diesem Punkte nachgeben; um keinen Preis der Welt wollten sie den Berg oder das Thal, die Hütte oder Baracke verlassen, in welcher sie geboren waren und bisher ge-

lebt hatten: das war ihre Heimath, und es war mindeſtens unvorſichtig, mit der Zumuthung eines ſo ſchweren Opfers die Sache anzufangen, zumal gar nicht einzuſehen iſt, warum das Zuſammenſein in Dörfern und Flecken, ſo bequem und förderlich es ſein mag, für das Beſtehen des Chriſtenthums in einem Volke geradezu weſentlich oder unerläßlich ſein ſoll.

Schließlich brachte man es im Laufe des Jahres 1538 ſo weit, daß ungefähr hundert Familien ſich zu einem Dorfe vereinigten, welches den Namen Rubinal erhielt; es wurde vor Allem eine Pfarrkirche gebaut, und die mancherlei Annehmlichkeiten des regelmäßigen Gottesdienſtes, des ſicheren und geordneten Zuſammenlebens, verbunden mit der beſtändig gleichen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der Miſſionäre, machten doch ſogar bei denjenigen Indianern einen günſtigen Eindruck, welche ſich der neuen Lebensweiſe noch nicht anzuſchließen vermochten.

Nachdem die Miſſionäre ihre neue Orts- und Pfarr-Gemeinde gegründet, eingerichtet und in Ordnung gebracht hatten, glaubten ſie nach Guatemala zurückkehren zu müſſen, um über die durch ihre Predigt des göttlichen Wortes erzielten Fortſchritte Bericht zu erſtatten, ſich aber gleichzeitig auch des unverbrüchlichen Feſthaltens an jener entſcheidenden Bedingung zu verſichern, daß Niemand gegen ihren Willen das Land betreten dürfe, um jede Störung in der Chriſtianiſirung dieſes Volksſtammes zu verhüten. Auch wünſchte Caſas, daß der Cazike Don Juan die Reiſe mitmache, um ihn zu überzeugen, daß doch nicht alle Spanier ſo ſchlimm und grauſam ſeien, wie er ſie ſich vorgeſtellt hatte; der Häuptling ging auch wirklich auf dieſen Vorſchlag ein und verſah ſich zu dieſem Zwecke mit einem zahlreichen Gefolge von Indianern, welches jedoch von den Miſſionären oder auf ihren Rath bedeutend an Zahl ermäßigt und auf ſchon ziemlich bekehrte und civiliſirte Leute beſchränkt wurde.

Es war in der That wieder einmal ein wohlverdienter Lichtpunkt des Erfolges und des Triumphes in dem drangſalvollen

Leben unſeres Helden der chriſtlichen Liebe, als er den Caziken Don Juan, dieſen unmittelbaren Nachbarn des eigentlichſten Kriegslandes, dieſen Beherrſcher eines bis jetzt für Chriſtenthum und Bildung ganz unnahbar gebliebenen Volksſtammes, in der Hauptſtadt von Guatemala einführen konnte als lebendigen Beweis für die Thatſache, daß einzig und allein durch die Kraft des göttlichen Wortes und durch die Wirkung theilnehmender Menſchenliebe dieſes Land zum Frieden mit Spanien gebracht, dieſer Stamm zum Glauben der Kirche bekehrt worden ſei. Abermals, und ach! zum wie vielten Male mag ſein trotz der zunehmenden Laſt der Jahre immer gleich feurig ſchlagendes Herz mit Dank gegen Gott aufgejubelt und aufgejauchzt haben in der ſeligen Hoffnung, ſeine Ideale doch noch vor ſeinem Hinſcheiden zu einem weſentlichen Theil verwirklicht zu ſehen. Es war in der That eine höhere Leiſtung, als er ſie jemals in den früheren Perioden ſeines Lebens hatte aufweiſen können: es war ein Erfolg reiner Innerlichkeit, ein Triumph der Kirche durch das gehorſame und demüthige Werkzeug ihres Dieners und Sendboten. Und dennoch, welche Täuſchungen ſtanden ihm auch für den Reſt ſeines Lebens noch bevor!

Caſas nahm mit ſeinen Gäſten ſelbſtverſtändlich Quartier im Dominicaner-Kloſter; ſobald ihre Ankunft bekannt ward, erhielten ſie den Beſuch des Biſchofs Marroquin und des Statthalters Alvaredo. Der indiſche Häuptling empfing dieſe Beſuche mit der Ruhe und Würde eines Mannes, der ſich einer weſentlich gleichen Stellung und Rangſtufe bewußt iſt. Der Statthalter war ſo zufrieden, daß er ſeinen prachtvollen rothen Seidenhut mit buntem Federbuſch vom Haupte nahm und ihn dem Indianer aufſetzte, welcher dieſes Geſchenk mit gelaſſener Dankbarkeit annahm. Eines andern Tages kamen Biſchof und Statthalter abermals gleichzeitig, nahmen den indianiſchen Fürſten in die Mitte und gingen ſo mit ihm aus, um ihm gemächlich die Stadt und was ſie Schönes bot zu zeigen. Sie durchwanderten die Straßen, beſuchten die Kaufläden und Magazine,

die ſchönſten Tuch- und Seiden-Waaren wurden dem Fremdling vorgezeigt, die prachtvollſten Koſtbarkeiten ſeinen Augen enthüllt; auch hatte der Biſchof zuvor Sorge getragen, daß, wenn der Indianer an irgend Etwas eine beſondere Freude zeige, es ihm in der verbindlichſten Weiſe als Geſchenk angeboten werde.

Der Sohn der Wildniß verlor auch nicht einen einzigen Augenblick ſeinen Ernſt und ſeine Ruhe: er achtete auf Alles, verhehlte aber auch nicht, wie wenig eigentlichen Werth alle dieſe Herrlichkeiten für ihn haben würden, und nahm von Allem, was ihm angeboten wurde, trotz aller Vorſtellungen der beiden ihn begleitenden hohen Herren Nichts an. Mit beſonderer Theilnahme ruhte plötzlich ſein Blick auf einem Bildniß der ſeligſten Gottesmutter; der Biſchof erklärte ihm, was das Kunſtwerk vorſtelle, und der Cazike bemerkte darauf, ganz dasſelbe hätten ihm auch die Väter Dominicaner geſagt. Das Bild wurde herabgenommen und der Biſchof bat ihn herzlich, es nicht zurückzuweiſen; das ließ er ſich denn auch gefallen, empfing das Geſchenk mit Zeichen äußerſter Ehrfurcht, und befahl einem der angeſehenſten Männer aus ſeinem Gefolge, dasſelbe mit Sorgfalt und Ehrerbietung nachzutragen.

In dieſer ehrenvollen und ſchmeichelhaften Weiſe verlief die beabſichtigte Zeit ſeines Beſuches, und Don Juan kehrte, ſehr zufrieden mit dem Benehmen der Spanier, in ſein Land zurück. Dahin folgte ihm auch Vater Caſas mit ſeinem Gehilfen Rodrigo Ladrada, um die Bekehrung des Landes zum Chriſtenthum fortzuſetzen und die Miſſionsarbeiten in das angrenzende Gebiet von Coban auszudehnen. Hier waren Land und Leute ganz ſchauerlich, ſo, wie es früher in Bezug auf Tuzulutlan geſchildert worden iſt; allein auch hier zeigte ſich, daß bei näherer Unterſuchung und bei wirklich liebevollem, menſchlich-freundlichem Entgegenkommen die Wilden nicht ſo ſchlimm waren, wie ſie auf den erſten Blick ausſahen; im Gegentheil bemerkte man an ihnen eine große Lenkſamkeit und ein ſanftes Temperament. Auch überzeugte man ſich, daß ihre

Religion nicht so menschenunwürdig war, wie in manchen anderen Theilen oder Gegenden Amerika's: ihre Gesetze, ihre bürgerliche Verfassung waren nicht ohne eine gewisse durchdachte Ordnung, und den Geboten des natürlichen Sittengesetzes gehorchten sie im Allgemeinen mit größerer Treue, als die meisten uncivilisirten — und civilisirten? — Völker.

Kein Wunder also, daß Casas große und schwärmerische Hoffnungen faßte, auch dieses Volk durch christliche Lehre und Predigt zur Bekehrung, Bildung und zu friedlich-freundschaftlichem Verkehr mit den Spaniern zu bringen: allein gerade als er mit der größten Begeisterung diesem Gedanken nachhing und in die mit demselben verbundenen, rastlosen Arbeiten sich vertiefte, mußte er dem Rufe des Bischofs Marroquin und seiner Ordensgenossen Folge leisten, welche ihn nach Guatemala zurückriefen; so ward er genöthigt, den Lieblingsgedanken seines Herzens in den ersten Anfängen seiner Verwirklichung zu verlassen und die weitere Entwicklung desselben seinen Schülern und Nachfolgern zu überlassen, welche diese Aufgabe auch mit Glück und Geschick weiter geführt haben.

Der Hauptgrund, weßhalb Vater Casas nach Guatemala zurück gerufen ward, bestand in dem dringenden Wunsche des Bischofs, ihn nach Europa zu senden. Es fehlte in seiner Diöcese außerordentlich fühlbar an Missionären, und der Kirchenfürst hatte beschlossen, die Zahl derselben auf eigene Kosten zu vermehren. Diese Angelegenheit, welche ihm sehr am Herzen lag, glaubte er wohl mit Recht durch Niemanden besser besorgen lassen zu können, als durch Casas, der sich durch die diplomatischen Erfahrungen seiner früheren Jahre wie nicht minder durch seine zahlreichen Reisen zu Land und zur See die erforderlichen Kenntnisse und Eigenschaften für ein solches Geschäft gewiß in ganz besonders hohem Grad angeeignet hatte.

Mir wäre es lieb, wenn ich jetzt erzählen könnte, er habe diesen Auftrag schlechterdings nicht angenommen oder sich wenigstens unter Berufung auf seine früheren Schicksale und auf

seine jetzige, so hoffnungsreiche Missionsthätigkeit aus Leibeskräften dagegen gewehrt: allein ich bin nicht so glücklich, dieß wahrheitsgemäß sagen zu können. Die Geschichte erzählt vielmehr ganz ruhig weiter, daß Casas seine Mission in die möglichst tüchtigen Hände gelegt, dann aber den Auftrag des Bischofs mit Vergnügen angenommen habe.

Er war eben in der That ein Geist ohne Rast und ohne Ruhe; er besaß ein Temperament, in welchem immer noch alle Eigenschaften des Südfranzosen kochten und gährten, und gerade deßhalb ist es an ihm um so höher anzuschlagen, daß er bei allem Wechsel der Stimmungen, Neigungen und Bestrebungen im Einzelnen gleichwohl sein ganzes Leben hindurch einer und derselben Grundidee treu zu bleiben vermochte. Er suchte und verfolgte sie auf den verschiedensten Bahnen, bald in jäher Eile umspringend, bald Jahre lang auf einem und demselben Pfade beharrend: aber niemals vergaß er sie, niemals verlor er sie auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte.

So war es auch jetzt. Hatte ihn während zwei Jahren sein kühner Gedanke, die wildesten Eingebornen Amerika's auf dem „einzig erlaubten Wege" zu bekehren, ganz erfüllt und auf's Höchste begeistert, so erschien ihm jetzt die Aufgabe, Arbeiter zu suchen in diesen neuen Weinberg des Herrn, im Lichte der dringendsten Nothwendigkeit und der höchsten Wichtigkeit. Er mag weder bedacht haben, daß dieses Geschäft vielleicht durch manche andere Persönlichkeit gleich gut besorgt werden könnte, noch auch, daß er auf diese Weise wieder vollständig in die längst aufgegebene Welt zurückgeworfen werden könne. Kurz, er reiste in Begleitung des uns schon bekannten Paters Cancer und des ihm ganz besonders persönlich treu ergebenen Paters Rodrigo de Ladrada von Guatemala ab, und begab sich über Mexico nach Spanien, wo er zu Anfang des Jahres 1539 wohlbehalten anlangte.

Es war gewiß eine eigentliche und ächte Missions-Thätigkeit und Aufgabe, die er mit dieser Reise verfolgte. Allein

wer im damaligen Spanien, auch in rein kirchlichen Dingen, Etwas bedeuten oder erreichen wollte, der mußte seine Blicke vor Allem nach dem kaiserlich-königlichen Hofe wenden, und da war die Versuchung für unsern Casas zu groß; er konnte nicht umhin, das traurige Loos seiner geliebten Indianer abermals den Mächtigen der Erde an's Herz zu legen, und Hilfe zu suchen, wo keine zu finden war. Wer vermag den rastlosen Kämpfer darob zu tadeln? Suchte und erstrebte er doch niemals irgend Etwas für sich, immer nur Alles für die Sache: bloß das kann man sagen, daß er die Kräfte seiner letzten Lebensjahre in seiner abermaligen Berührung mit Europa mehr oder minder vergeudet hat, während er vielleicht, wenn er der Missionsaufgabe ausschließlich treu geblieben wäre, in Amerika Großes und Herrliches hätte leisten können.

Uebrigens läßt sich durchaus nicht läugnen, daß seine Thätigkeit am Hofe und bei den Staatsmännern auch ihre Früchte trug — wenigstens auf dem Papier. Casas war in der That und Wahrheit immer noch derjenige, als welchen ihn dereinst der scharfblickende Cardinal Ximenes amtlich erklärt und ausgezeichnet hatte, der „Beschützer der Indianer"; und er bedrängte die maßgebenden Männer so unablässig mit seinen Bitten und Vorstellungen, er zeigte ihnen so glänzend und so überlegen das volle Gewicht seiner Kenntnisse und Erfahrungen, daß er in der That Mancherlei erreichte.

Zuerst suchte er natürlich für seine Wilden von Coban und Tuzulutlan zu sorgen; er bewirkte die kaiserliche Bestätigung jener Vertragsbestimmung, wornach kein Spanier außer den Missionären des Dominicaner-Ordens das Missionsgebiet betreten durfte; er brachte es dahin, daß an die Caziken, welche die Missionäre in ihrem Werke unterstützt hatten, Briefe mit der Unterschrift des spanischen Königs ausgefertigt wurden, in welchen den Indianer-Häuptlingen der Dank des mächtigsten europäischen Monarchen für ihr Verhalten ausgesprochen ward; es wurde gestattet, daß die Missionäre auf allen ihren Reisen

und Unternehmungen sich von den befreundeten Indianern durften begleiten lassen, so daß in der That der Indianer frei nach Guatemala kommen konnte, dagegen der Spanier nicht nach Tuzulutlan; ferner erhielten die Missionäre die Ermächtigung, überallher andere Indianer nach dem Missionsgebiete zu führen, um durch Unterricht in Handwerken, Künsten, namentlich in der Musik das Civilisirungswerk der Dominicaner fördern zu helfen; den Uebertretern aller dieser neuen und außerordentlichen Vorschriften wurden, ohne Rücksicht auf ihre etwaige Rangstellung, die härtesten Strafen angedroht.

Während Casas solchergestalt durch unabläßiges Wirken am Hof und bei der Regierung für sein Missionswerk thätig war, vergaß er am allerwenigsten die unmittelbare Veranlassung und Sorge, welche ihn nach Europa geführt hatte. Zu Anfang des Jahres 1541 waren Mönche aus dem Dominicaner- und aus dem Franciscaner-Orden in genügender Anzahl gewonnen und zur Reise nach Guatemala vorbereitet. Alles ging auf Kosten des Bischofs Marroquin, und wir wissen beispielsweise, daß diesen Kirchenfürsten jeder einzelne Mönch bloß von Sevilla bis nach Vera Cruz in Mexiko auf siebenzig Ducaten zu stehen kam — in der That keine Kleinigkeit! Casas schickte sich bereits ernstlich an, mit seinen künftigen geistlichen Mitarbeitern den Weg über den Ocean anzutreten; aber in diesem Augenblicke erhielt er vom Cardinal Loaysa, dem damaligen Präsidenten des „obersten Rathes für Indien", wie man immer noch das Ministerium der amerikanischen Angelegenheiten nannte, die Weisung, seine Reise zu verschieben, weil bei hochwichtigen Angelegenheiten, die gerade damals jene Behörde beschäftigten, die Unterstützung durch seinen Rath und seine Einsicht unentbehrlich sei.

Da einer solchen Bitte oder Anordnung, wie man es nun auch nennen mochte, füglich nicht zu entrinnen war, so theilte Casas seine Expedition in zwei Abtheilungen, schickte die Franciscaner voraus und gab ihnen den Pater Cancer mit, um

dem Bischof die nöthigen Depeschen und amtlichen Urkunden zu überbringen; er selbst wollte sodann mit den Dominicanern nachfolgen.

Die wichtigste Angelegenheit, mit welcher der „Rath für Indien" sich gerade damals beschäftigte, war die Redaction und endgiltige Feststellung der sogenannten „Neuen Gesetze", welche in Zukunft die gegenseitigen Verhältnisse der Indianer und der Spanier in Amerika endgiltig regeln sollten. Karl V. hatte in der vollständigen Ruhelosigkeit, welche die europäischen Angelegenheiten ihm auferlegten, die amerikanischen lange Zeit nur zu sehr vernachlässigt, und wenn er den letzteren seit einiger Zeit eine gesteigerte Theilnahme zuwandte, so mag dieß großentheils dem Umstand zuzuschreiben sein, daß der kaiserliche Herr recht wohl wußte, aus welcher Weltgegend er den größten Theil der Geldmittel für seine europäischen Feldzüge bezog. Immerhin war man in den obersten Regierungskreisen beim Anfang des fünften Jahrzehnts jenes merkwürdigen Jahrhunderts geneigter, entschlossener und besser vorbereitet, die amerikanischen Dinge zu reformiren, als jemals zuvor. Der Bischof von Burgos, Fonseca, welcher so lange Zeit hindurch der eigentliche böse Genius der amerikanischen Verwaltung gewesen war, hatte sein Haupt zum Tode niedergelegt, und sein Nachfolger Loaysa, bisher des Kaisers Beichtvater, faßte die Sache von der ernsten Seite und mit dem Sinne eines gewissenhaften Mannes an.

Seinem Scharfblick konnte es unmöglich entgehen, daß die zahlreichen Gesetze und Verordnungen, welche die spanische Regierung im Lauf der Jahre namentlich auch im Interesse des geistigen und leiblichen Wohles der Indianer erlassen hatte, von der unmenschlichen Tyrannen-Schaar spanischer Entdecker, Eroberer, Pflanzer und Beamten nicht nur nicht beobachtet, sondern geradezu in ihr Gegentheil verkehrt wurden. Auch lehrte die Statistik mit entsetzlichen Zahlen, daß bei dieser Lage der Dinge die indianische Bevölkerung ihrem völligen Aussterben

mit raſchen Schritten entgegenging. Loayſa war ſelbſt Dominicaner; er hatte ſogar das Amt als Ordensgeneral bekleidet und war deßhalb erfüllt von dem Berufe ſeines Ordens, im Namen der katholiſchen Kirche dem himmelſchreienden Elend und den furchtbaren Verbrechen in Amerika entgegenzutreten; er kannte Alles, was ſeine Ordensbrüder jenſeits des Oceans für die Sache des Chriſtenthums und der Menſchlichkeit geleiſtet hatten, und war jedenfalls mit den leitenden Gedanken, wenn auch vielleicht nicht immer mit den praktiſchen Manieren des Vaters Caſas einverſtanden.

Im Jahr 1540 hatte Loayſa eine beſondere, natürlich aus Theologen und Juriſten zuſammengeſetzte Commiſſion aufgeſtellt, um das Reformwerk geſetzgeberiſch vorzubereiten und durchzuführen; die öffentliche Meinung in allen Kreiſen der ſpaniſchen Bevölkerung nahm den lebhafteſten Antheil an der Sache, und daß Caſas dabei nicht zurückblieb, als er gerade im günſtigen Augenblicke nach Europa kam, verſtand ſich von ſelbſt. Er ſtellte ſich im Gegentheil ſo recht eigentlich an die Spitze der Reformbewegung, indem er namentlich eine ſehr ausführliche Denkſchrift an den Kaiſer und König verfaßte und einreichte, worin im Ganzen nicht weniger als ſechzehn Rettungsmittel gegen die verzweiflungsvollen Zuſtände der neuen Welt angegeben waren.

Unter dieſen Rathſchlägen lautete der achte und wichtigſte folgendermaßen:

„Euer Majeſtät mögen geruhen, in feierlicher Verſammlung der Cortes als Grundgeſetz der Monarchie zu beſchließen, zu genehmigen und zu verkünden, daß alle Indianer in allen ſchon jetzt beſtehenden oder in Zukunft noch zu gründenden ſpaniſchen Staaten Amerika's der königlichen Krone von Caſtilien und Leon als *freie* Unterthanen und Vaſallen angehören; daß keine Perſon, welche zu dieſen Bevölkerungen gehört, einem Spanier ‚zugetheilt' oder ‚anempfohlen' werden darf, daß es vielmehr ein unabänderliches Grundgeſetz ſein und bleiben müſſe,

kein freier Menſch könne unter irgend einem Vorwand oder Rechtstitel aus ſeiner Verbindung mit der Krone herausgeriſſen und unter die Herrſchaft oder Botmäßigkeit eines ſeiner Nebenmenſchen gebracht werden. Keine Verdienſte, keine Anſprüche, keine Vorwände oder Namen oder neue Bezeichnungen irgend welcher Art ſollen im Stande ſein, eine Ausnahme von dieſem Geſetze jemals möglich zu machen."

Da war nun freilich der Nagel ſo recht auf den Kopf getroffen. Anerkennung der freien Menſchenwürde und Perſönlichkeit, volle Gleichheit der ſpaniſchen und der amerikaniſchen Bevölkerung vor dem Geſetz, vollſtändige Durchſchneidung aller feudalen und nichtfeudalen, perſönlichen Abhängigkeitsverhältniſſe einer Race von der andern, das waren allerdings die grundſätzlich richtigen Mittel, deren praktiſche Durchführung, wenn die Staatsregierung die erforderliche Kraft, Weisheit, Mäßigung und Entſchiedenheit beſaß, die Grundübel Amerika's allein zu heilen vermochte.

Um aber zu zeigen, wie unumgänglich nothwendig es ſei, die Sache gerade auf dieſem Wege anzugreifen, ſchrieb und veröffentlichte Caſas um die nämliche Zeit das berühmteſte ſeiner bisher gedruckten ſchriftſtelleriſchen Werke, die „Brevisima relacion de la destruccion de las Indias" (Kurzer Bericht über den Verfall und die Verwüſtung Amerika's).

Schon durch dieſes Buch allein würde Caſas ſich einen unſterblichen Namen für alle Zeiten geſichert haben. In demſelben hat er ſein ganzes Herz ausgeſchüttet, all' ſeine Erfahrungen über die namenloſen Leiden der Eingeborenen Amerika's und über das grimmige Unrecht, welches man an ihnen verübt hat, niedergelegt, und das Urtheil der Geſchichte über die ſpaniſche Herrſchaft in Amerika während der erſten fünfzig Jahre nach der Entdeckung endgiltig begründet. Das Büchlein iſt im Jahr 1542 geſchrieben, und dem damaligen Prinzen von Aſturien, ſpäteren König Philipp II. zugeeignet; ſchon des

künftigen Königs Herz wollte Caſas rechtzeitig für ſeine Schützlinge einnehmen und gewinnen.

Niemand wagte zu behaupten, daß dieſe Schrift im Ganzen und Weſentlichen auf etwas Anderem beruhe, als auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit. Dennoch hat man ſie bis in die neueſte Zeit „übertrieben" geſcholten. Warum? Wohl nur deßhalb, weil darin die thatſächliche Wahrheit in einer farbenglühenden, auf den perſönlichen Eigenſchaften des Verfaſſers und auf dem reichen Glanz der ſpaniſchen Sprache beruhenden Darſtellung vorgetragen wird. Denn davon, daß auch nur eine von Caſas behauptete Thatſache als irrthümlich oder unwahr wäre nachgewieſen worden, iſt mir wenigſtens nichts bekannt. Man wollte eben das Haarſträubende nicht glauben, und nannte es deßhalb gern „übertrieben"; es war aber nichtsdeſtoweniger buchſtäblich wahr. Denn inſofern der Vorwurf der Uebertriebenheit ſich gegen die Anſichten, gegen die Berechnungen und Vorausſichten des Verfaſſers wendet, iſt es doch offenbar der beſſern Einſicht und richtigeren Berechnung eines jeden Leſers vorbehalten, Alles gut zu machen, was Caſas in ſeiner angeblichen Leidenſchaft geſündigt haben ſoll; etwas ganz Anderes iſt es mit den Thatſachen, welche der Rechnung und dem Urtheil als Grundlage dienen ſollen, und auf dieſem Gebiete kann es ſich offenbar nicht um Uebertreibung oder Nichtübertreibung handeln, ſondern einzig und allein um Wahrheit oder Unwahrheit.

Der eigentliche und wahrhaftige Grund aber, weßhalb namentlich die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber faſt ausnahmslos gegen das Buch von Caſas eingenommen ſind, iſt ein ganz anderer. Sie finden einen Mangel an Vaterlandsliebe darin, daß der für ſeine Indianer begeiſterte Mönch vor der ganzen Welt und ohne alle Nebenrückſichten die ungeheure Schande und das fluchwürdige Verbrechen ſeiner Nation nicht nur eingeſtanden, ſondern ſelbſt veröffentlicht und ſo recht an das glänzende Licht eines ſüdlichen Tages gebracht hat. Das,

meinen ſie, wäre weder nothwendig noch zweckmäßig geweſen, um die von ihm vertretenen Intereſſen der Indianer zu fördern; es habe vielmehr nur dazu gedient, Spanien und die Spanier vor ganz Europa verhaßt und verächtlich zu machen, und die Erbitterung gegen die Indianer, welch' ſchuldloſen Opfern man auch die Verantwortlichkeit für die verkehrten und maßloſen Handlungen ihres „Beſchützers" aufgebürdet habe, von Neuem und in erhöhtem Grade zu entflammen. Caſas habe ſich alſo auch in dieſem Fall als ein geringer Denker, zugleich aber auch als ein ſehr zweifelhafter ſpaniſcher Patriot erwieſen.

Es iſt in der That nicht ſchwer, dieſe Einwürfe bis zur vollſtändigſten Widerlegung abzufertigen. Sie beweiſen nämlich, um mich einer hergebrachten logiſchen Ausdrucksweiſe zu bedienen, in ſo hohem Grade zu viel, daß ſie in Wahrheit gar Nichts beweiſen können. Wäre das richtig, was man gegen Caſas und ſein Buch vom ſpaniſch-patriotiſchen Standpunkte einwendet, ſo dürfte niemals ein großer und bedeutender Mann dem Volke, welchem er angehört und das er auf irgend einem verhängnißvollen Irrweg wandeln ſieht, die Wahrheit ſagen: er müßte immer vor allen Dingen die Frage unterſuchen, was möglicherweiſe das „Ausland" ſagen wird.

Dem iſt aber nicht ſo. Der ächte Vaterlandsfreund, welcher ſich ſeiner treuen und hingebenden Liebe für ſein Vaterland bewußt iſt, fragt in keiner Beziehung nach dem Auslande, wohl aber in jeder Beziehung nach Recht und Gerechtigkeit; und wo er ſein Volk dem Irrthum und dem Unrecht entgegeneilen oder ihm ſchon preisgegeben ſieht, da erhebt er die Stimme der Wahrheit, gänzlich unbekümmert um die Kritik inländiſcher wie ausländiſcher Stimmen. Hätte Spanien, das ſchon ſo oft gewarnte, ſich durch das Buch des großen Dominicaners zur Umkehr auf ſeinen verderblichen Bahnen beſtimmen laſſen, ſo hätte das im hervorragendſten Sinne des Wortes dem ſpaniſchen Intereſſe auch dem Ausland gegenüber gedient: nicht die Worte und Schriften des Indianerapoſtels haben Spanien

erniedrigt, sondern der Umstand, daß man ihnen nicht gehorchte.

In der Absicht, kurz zu sein, und in der Ueberzeugung, daß meine Leser mich jedenfalls verstanden haben, beeile ich mich, weiter zu gehen. Möchte nur jeder Vorwurf der Uebereilung oder Erregtheit, der unserem Helden gemacht wird, so leicht zu widerlegen sein, wie dieser des mangelnden Patriotismus! Ich selbst habe an mehr als einer Stelle darauf hingewiesen, daß südfranzösisches Blut und Leben in der Familie Casas' wogte; allein daraus schließen zu wollen, daß er dem Lande, das seit Jahrhunderten seiner Ahnen wohlverdientes Vaterland gewesen war, nicht mit Leib und Seele angehört habe als durchaus treuer Bürger, das wäre gerade so verstandeswidrig, wie wenn man in unseren Tagen kirchentreue Katholiken schon deßhalb, weil sie kirchentreue Katholiken waren und sind, ohne Unterscheidung der Person und der Umstände wegen mangelndem Patriotismus öffentlich angeschuldigt und beschimpft hat. Fort mit diesen Gedanken, fort mit diesen Bildern!

Das Buch des Indianer-Protectors erregte einen Sturm des Unwillens und der Entrüstung nicht nur in Spanien, sondern in ganz Europa, dessen sämmtliche civilisirten Länder und Sprachen es rasch auch im Wege der Uebersetzung kennen lernten: und die Veröffentlichung desselben beschleunigte in hohem Grade die rasche Erledigung der gesetzgeberischen Arbeit für die neue Welt. Die „Neuen Gesetze" wurden von dem Kaiser-König am 20. November 1542 zu Barcelona genehmigt und unterzeichnet; zu Anfang des folgenden Jahres wurden sie im ganzen spanischen Reiche, namentlich auch in Sevilla, der Ausgangsstation für Amerika, verkündet.

Diese Gesetzgebung enthielt in der That grundsätzlich die Befreiung der Eingeborenen von jeglichem Joch persönlicher Abhängigkeit, in welchem bisher die Eingeborenen gegenüber den Spaniern sich befunden hatten. Ihr Inhalt und selbst ihre sprachliche Form legten Zeugniß ab von dem entschiedenen Ein-

fluß, den Pater Casas auf ihr Zustandekommen ausgeübt hat. Dieses Zeugniß ist in der Folge bestätigt worden durch die Erbitterung der amerikanischen Spanier und durch die dankbare Liebe und Verehrung der Eingeborenen.

Casas selbst war natürlich abermals voll Dank gegen Gott, voll Anerkennung gegen die Regierung, voll glühender Freude des Mitleids für seine bedrängten und mißhandelten Nebenmenschen: Angesichts dieses papiernen Gesetzes glaubte er alle Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten der thatsächlichen Verhältnisse als besiegt ansehen zu dürfen, und alle Arbeiten, Drangsale, Enttäuschungen, Qualen und Verkennungen so vieler Jahre waren vergessen in einem einzigen Augenblick.

Wie hätte er auch dieses Leben zu ertragen vermocht, wenn ihm Gott nicht diesen leichten Sinn und dieses harmlos elastische Gemüth verliehen hätte?

VI.

Casas als Bischof der römisch-katholischen Kirche.

Ganz beschäftigt und im tiefsten Innern in Anspruch genommen von den Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen für seine Indianer, erhielt Casas die Nachricht, Kaiser Karl V. habe ihn als Bischof für die reiche Diöcese Cuzco in Peru vorgeschlagen, beziehungsweise ernannt. Der Staatssecretär Francisco de los Cobos brachte ihm persönlich die Urkunde seiner Ernennung, allein weder die Zureden dieses Beamten, noch sein Hinweis auf den entschiedenen Willen des Kaisers vermochten unseren Helden zur Annahme des ihm angetragenen, ehrenvollen und einträglichen Amtes zu bestimmen. Mit Versicherungen seiner ehrerbietigsten Dankbarkeit gegen den Kaiser und seiner eigenen Unfähigkeit entließ er den Staatssecretär unter der festen Erklärung, daß er als Ordensmann, als „Sohn des Gehorsams" es unmöglich finde, in das neue amtliche Verhältniß einzutreten.

Casas verließ sogar, um an dem Ernst seiner Entschließung keinen Zweifel aufkommen zu lassen, die Stadt Barcelona, wo damals der kaiserlich-königliche Hof sich aufhielt, ohne Urlaub, um nicht weiteren Bitten und Bestürmungen in dieser Angelegenheit ausgesetzt zu sein. Und allerdings hatte er Grund und Recht genug, es in dieser Beziehung ganz besonders genau zu nehmen. Denn er hatte nicht vergessen, wie er seiner Zeit beim Beginn seiner persönlichen Beziehungen mit dem noch jetzt regierenden Monarchen, vor vollen vierundzwanzig Jahren, feierlich erklärt hatte, daß er nun und nimmermehr irgend einen weltlichen Vortheil, irgend eine Gnadenerweisung oder Gunstbezeugung anstreben werde um seiner Bemühungen für die Sache der Indianer willen. Um keinen Preis wollte er sich in dieser Frage Lügen strafen lassen; weder Habsucht, noch auch nur Mangel an Festigkeit und Folgerichtigkeit sollten seine Feinde ihm vorwerfen können.

Er hatte Recht: abgesehen von den schauderhaften Bürgerkriegen, in welche er als Bischof von Cuzco so recht mitten hineingerathen wäre, hatte doch seine ganze öffentliche Laufbahn sich nicht in Peru, sondern in Mittelamerika abgespielt; und außerdem konnte gegen ihn bei dem großen Reichthum dieses bischöflichen Stuhles in einem solchen Falle nicht ohne einen Schein von Grund eingewendet werden, er habe sein Wort gebrochen und unter dem Vorwand eines rein kirchlichen Amtes sich irdische Belohnungen zuwenden lassen. Ich sage mit Bedacht: nicht ohne einen *Schein* von Grund, denn wer immer diesen Mann der unabläßigen Selbstaufopferung auch nur ein wenig kannte, für den war es im Voraus gewiß, daß die Einkünfte der Diöcese Cuzco in *seinen* Händen nicht *ihm* gehört haben würden, sondern den Armen, den Elenden, den Unterdrückten und Verfolgten, vor Allem aber den Indianern. Allein immerhin: er wahrte auch den Schein, und er hatte Recht.

So weit konnte aber doch auch der gröbste Unverstand nicht gehen, in dem Verzicht eines Priesters auf jede irdische

Belohnung um der Indianersache willen auch einen unbedingten Verzicht zu erblicken auf die Möglichkeit seiner Erhebung zum Bischof. Die bischöfliche Würde ist in der That keine zeitliche, irdische oder gar weltliche Belohnung; sie war es nie und auch in jenem Jahrhundert nicht. Ihre Annahme ist für den Befähigten, falls sie ihm geboten wird, unter Umständen eine hohe Verpflichtung, deren er sich gar nicht so ohne Weiteres zum Voraus durch Verzicht entschlagen kann; und das bischöfliche Amt bleibt auch für den nach menschlichem Ermessen höchst Befähigten unter allen Verhältnissen eine schwere Bürde.

Der Kaiser und der Rath von Indien hatten den Gründen nachgegeben, welche Casas in Bezug auf Cuzco vorgetragen hatte, ohne daß man sich von ihrer durchschlagenden Richtigkeit so recht überzeugt hätte: sie fanden aber mit Recht in seinen Auseinandersetzungen nicht die Erklärung, daß er keinen Bischofsstuhl der ganzen katholischen Welt ohne alle Rücksicht auf die Umstände annehmen würde. Das hatte Casas in der That nicht erklärt, wie er es denn auch weder sagen konnte noch durfte.

Nun wurde gerade im Jahr 1543 auch der Bischofsstuhl von Chiapa in der gleichnamigen Provinz von Mexico durch den Tod seines ersten Inhabers, Don Juan de Arteaga, frei, und alsbald ward Casas zu seinem Nachfolger ernannt. Zwar wiederholte er auch in diesem Falle seine inständigen Bitten und Vorstellungen, allein er gab schließlich nach, und zwar jetzt wiederum mit vollem Recht: denn es lag in den Umständen des Falles für ihn kein Grund zu einer beharrlichen Ablehnung, während im Gegentheil für die Annahme sehr triftige, gute und entscheidende Ursachen geltend gemacht werden konnten.

Die neue Gesetzgebung, welche man so eben zu Stande gebracht hatte, sollte nach dem aufrichtigen Willen, nach der ernstlichen Absicht der damaligen spanischen Regierung auch wirklich durchgeführt und mit aller Entschiedenheit vollzogen werden. In diesem Sinn erfolgten nunmehr die Ernennungen der

Biſchöfe und ſonſtigen geiſtlichen Würdenträger, die Anſtellungen der politiſchen und richterlichen Beamten, kurz alle und jede Maßregeln der Regierung. Das war auch im höchſten Grad nothwendig in einem Lande, wo ſeit einem halben Jahrhundert jedem Geſetz und jeder Regierungsverordnung mit thatſächlichem Hohn begegnet worden war. Man hatte, gerade auf den Rath von Caſas, eine beſondere, neue oberſte Regierungsbehörde (Audiencia) für Peru geſchaffen, und unter einer anderen ſelbſtändigen Audiencia die mittelamerikaniſchen Länder Guatemala, Nicaragua, Honduras und Yucatan, den eigentlichen Schauplatz der Lebensthätigkeit des Indianerapoſtels, mit der Bezeichnung „Audiencia der Grenzlande“ vereinigt. Daß gerade der hervorragende Mann, deſſen Syſtem durch die neue Geſetzgebung zum Siege gelangen und verwirklicht werden ſollte, bei dieſer Verwirklichung in keiner irgend bemerkbaren Weiſe mitarbeiten dürfe, konnte in der That kein vernünftiger Menſch erwarten oder verlangen; und wenn er mitarbeitete, wie und wo er konnte, ſo durfte ihm gewiß deßhalb Niemand den Vorwurf machen, er breche ein früher gegebenes Wort: denn einen ſolchen Verzicht hatte Caſas wahrhaftig niemals ausgeſprochen, auch gewiß in ſeinem ganzen Leben nicht einen Augenblick daran gedacht. Auf ſeine Empfehlung hin wurde zum Präſidenten der neuerrichteten „Audiencia der Grenzlande“ jener Maldonado ernannt, welcher als Statthalter von Guatemala das Unternehmen der friedlichen Bekehrung von Tuzulutlan nicht nur nicht hintertrieben, ſondern unterſtützt und gefördert hatte. Nun trennte aber die ungeheuere Entfernung von mehr als 400 Meilen die Sitze der beiden Audiencias von Guatemala und von Mexico, und es war zu befürchten, daß in dem großen Mittellande zwiſchen beiden Regierungsſitzen die alten Mißbräuche und Jammerſcenen fortdauern möchten. Dieſes Mittelland umfaßte aber ganz vorzugsweiſe die Diöceſe von Chiapa, und es war deßhalb im höchſten Grade begreiflich, wenn die ſpaniſche Regierung gerade den dortigen Biſchofsſtuhl mit einem Mann beſetzt wiſſen wollte,

der in ſeiner Perſon die ſeltenen Tugenden höchſter Uneigennützigkeit und wahrhaft heiligen Eifers mit einer allſeitigen, auf vieljährige Erfahrung gegründeten Kenntniß der thatſächlichen Verhältniſſe zu vereinigen im Stand wäre.

Eine ſolche Perſönlichkeit war Caſas, und wohl kein einziger Menſch in der alten und in der neuen Welt konnte ſich rühmen, in all' den angedeuteten Beziehungen höher zu ſtehen, als gerade er: ſeine heiligmäßige perſönliche Tugend, ſeine genaue Kenntniß der Indianerſprachen, ſeine ein halbes Jahrhundert umfaſſende Erfahrung in allen Verhältniſſen und Zuſtänden Amerika's und ſeiner verſchiedenartigen Bewohner wieſen gleichſam mit Gewalt darauf hin, daß er nicht nur überhaupt Biſchof werden müſſe, ſondern gerade Biſchof in dem ſo gefährlichen und von allen Seiten umſtürmten Mittellande, wo ſchon Columbus zuerſt die Grundſäulen ſpaniſcher Herrſchaft aufgerichtet hatte. Denn, war auch Chiapa mexicaniſch, ſo war doch der Einfluß ſeines biſchöflichen Stuhles ganz vorzugsweiſe berechnet auf das angrenzende Mittelland, und die beinahe gänzliche Armuth desſelben mußte jeden zweideutigen Vorwurf vollſtändig entwaffnen.

Gleichwohl ließ Caſas ſich weder durch den Hinblick auf die Intereſſen ſeiner Indianer, noch durch die anhaltenden Vorſtellungen ſeiner Staatsregierung in ſeinem Widerſtande entwaffnen: das entſcheidende Wort mußte geſprochen werden durch die Ordensvorgeſetzten, und dieſe erklärten es für eine Gewiſſenspflicht, daß er das biſchöfliche Amt anzunehmen habe.

Caſas unterwarf ſich; man kann nur ſagen, daß er vollkommen richtig gehandelt hat; allein damit verträgt ſich gleichwohl der Gedanke, daß er vermöge ſeiner äußerſt lebendigen Perſönlichkeit und ſeiner ſogar noch in hohem Alter zu Uebertreibungen geneigten, unendlich erregbaren Phantaſie im Grunde genommen diejenigen Eigenſchaften nicht beſaß, welche die katholiſche Kirche bei ihren Oberhirten in erſter Reihe wünſchen und vorausſetzen muß.

Bartholomäus de las Casas, Bischof von Chiapa, erschien in dieser seiner neuen Eigenschaft erstmals auf dem gerade einfallenden Ordenscapitel der Dominicaner zu Toledo, und zwar einzig zu dem Zweck, die erforderliche Anzahl von Missionären für die Länder Guatemala und Chiapa zu erbitten. Seine Wünsche wurden begreiflicher Weise erfüllt, die Bestätigung des hl. Stuhles für die bischöfliche Würde ließ auch nicht lange auf sich warten. Die Mönche, welche den neuen Bischof nach Amerika begleiten sollten, versammelten sich auf den zwei Punkten Valladolid und Salamanca, um von dort aus in Sevilla zusammenzutreffen. Am Passionssonntag, in der Fastenzeit des Jahres 1544, wurde Casas zu Sevilla, im unaussprechlich großartigen Dome dieser Hauptstadt des südlichen Spaniens, mit aller kirchlichen Feierlichkeit consecrirt, und am 10. Juli 1544 trat er, begleitet von seinem ganzen Gefolge von Missionären, im Hafen von San Lucar die schon so oft zurückgelegte, im Interesse der Menschheit und mit Glück zurückgelegte Reise über den Ocean abermals an; dießmal auf den großartigen, wenn auch noch nicht von Dampf getragenen Schiffen der spanischen Kriegs- und Handels-Flotte nach Amerika.

Zu Anfang des Monats September langte man auf St. Domingo an. Casas erschien abermals mit einem neuen und großen Erfolge, wie er solche von Anfang an aus Europa mitgebracht hatte; dießmal kam er mit der höchsten denkbaren Anerkennung seines Wirkens als Missionär, mit einer Anerkennung, zu welcher sich die höchsten Oberhäupter des Staates und der Kirche vereinigt hatten: er kam als rechtmäßiger Bischof der römisch-katholischen Kirche, als anerkannter Nachfolger der Apostel Jesu Christi.

Gewiß leitete er in seinem zu jeder Freude und zu jedem Jubel augenblicklich aufgelegten Temperament aus dem soeben bezeichneten Verhältniß die frohesten und glänzendsten Hoffnungen ab für eine Zukunft, deren Ende er sich nicht vorzustellen vermochte, so lange er sich in dieser wunderbar fortdauernden,

wahrhaft großartigen Rüſtigkeit fühlte; gewiß nahm er ſich auch vor, mit verſtärkter Energie und Schonungsloſigkeit allen Feinden der Sache Gottes entgegenzutreten, und die Vorſätze einer klugen Mäßigung waren ſicherlich die letzten, mit denen er ſich beſchäftigte.

Bald, ſehr bald folgten auch dießmal die Enttäuſchungen, die bittern Erfahrungen. Die „neuen Geſetze“ waren ihrem geiſtigen Urheber über den Ocean vorangegangen, und nicht minder war ſein Verhältniß zu dieſer Geſetzgebung, wenn nicht gerade allgemein bekannt, ſo doch zum Voraus ſchon allgemein angenommen und vorausgeſetzt. Es empfing ihn daher der allgemeine Haß, die rückſichtsloſeſte Behandlung von Seiten der an der Indianerſklaverei betheiligten ſpaniſchen Bevölkerung. Man verwünſchte ihn als den Urheber einer geſellſchaftlichen Umwälzung, deren Durchführung, ſo glaubte man, den ganzen Wohlſtand des Landes zu Grunde richten werde. Dieſe rohe Erbitterung ging ſo weit, daß ſogar das Dominicanerkloſter die gewöhnlichen Almoſen und Wohlthaten nicht mehr erhielt, bloß weil der Biſchof von Chiapa darin wohnte.

Natürlich war Caſas nicht der Mann, um ſich durch ähnliche Dinge irgendwie entmuthigen oder einſchüchtern zu laſſen; er machte die „Audiencia“ bekannt mit den beſonderen Vollmachten, welche die ſpaniſche Regierung ihm behufs Befreiung der Indianer ertheilt hatte; er forderte ſie förmlich und feierlich auf, alle Diejenigen, welche innerhalb dieſes Regierungsbezirkes in irgend einer Art und Weiſe als Sklaven behandelt oder gehalten würden, in Freiheit zu ſetzen. Ich bin der Meinung, daß ſchon dieſes erſte Auftreten des Biſchofs von Chiapa ein Fehler war; mir ſcheint, es wäre beſſer und gerade für ſeine Sache nützlicher geweſen, wenn er vor Allem ruhig von ſeinem Bisthum Beſitz ergriffen, ſein amtliches und perſönliches Anſehen in ſeiner Diöceſe feſt begründet, und dann erſt angefangen hätte, den allgemeinen Fragen näher zu treten. So, wie er ſich benahm, ſchürte und ſteigerte er die Erbitterung

namentlich der Regierungsbeamten, welche von Anfang an — wir haben entsetzliche Beispiele davon kennen gelernt — den Weg gefunden hatten, um aus der Indianersklaverei den größten Vortheil für ihre eigenen Börsen zu ziehen. Auch begnügte man sich keineswegs damit, gegen Casas zu zürnen und zu toben; man beschloß vielmehr einen allgemeinen, energischen Widerstand gegen die neue Gesetzgebung; man beschloß, den Vollzug derselben gerade so zu hintertreiben, wie man den Vollzug der alten hintertrieben hatte. Von allen Seiten der Insel ertönten die Beschwerden der Pflanzer; statt dieselben einfach, wie es ihre Pflicht war, unter Berufung auf das ordnungsmäßig verkündete Gesetz mit aller Energie zurückzuweisen und niederzuschlagen, ließ die Audiencia sie zu und duldete, während sie selbst mit endloser Verschleppung über alle diese Dinge verhandelte, daß die Hauptstadt eine förmliche Abordnung ernannte, welche sich an den königlichen Hof begeben sollte, um den Widerruf und die Aufhebung der neuen Gesetze zu erwirken.

Das Gesammtergebniß war, daß die neue Gesetzgebung jedenfalls auf St. Domingo für's Erste unvollzogen blieb.

Mit diesem ganz entschiedenen Mißerfolg verließ Casas St. Domingo, das er besser gar nicht betreten hätte, und schiffte sich nebst seinen Begleitern nach Yucatan ein, von wo er Chiapa zu erreichen gedachte. Am 14. Dezember 1544 reisten sie ab, hatten unterwegs mehrere heftige Stürme auszustehen, wobei es mehrmals vorkam, daß der Bischof selbst das Amt des Steuermannes auf sich nehmen mußte, weil der Mann am Ruder Nichts von seiner Kunst verstand, kamen jedoch schließlich am 6. Januar 1545 wohlbehalten in Campeche an.

Nicht belehrt durch seine Erlebnisse auf St. Domingo, fing Casas hier die nämliche Sache abermals an. Er warf den Spaniern ihre Behandlung der Indianer öffentlich vor, forderte sie feierlich auf, dieselben alsbald in Freiheit zu setzen, und drohte ihnen für den Fall des Ungehorsams mit den

„neuen Geſetzen“ und deren Strafbeſtimmungen. So verwandelte ſich die gute Aufnahme, welche er anfänglich gefunden hatte, ſehr bald in Widerwillen und Gehäſſigkeit; es ward ihm Gehorſam wie Unterſtützung gleichmäßig verweigert, und er hatte ſchließlich die größte Mühe, nur ein Schiff zur Weiterreiſe nach Chiapa aufzubringen.

Caſas wollte den Seeweg über Tabasco einſchlagen, als den kürzeren und bequemeren; da erhielt er die furchtbare Trauerkunde, daß eine von ihm bereits vorausgeſandte Barke, auf welcher ſich einige Ordensmänner und der größte Theil des geſammten Gepäckes befanden, Schiffbruch gelitten hatte. Neun Mönche und dreiundzwanzig Leute von der Schiffsmannſchaft waren ertrunken; die Ladung war vollſtändig verloren. Der Schrecken und das Entſetzen der noch übrigen Mönche war nun ſo groß, daß ſie ſich weigerten, das ſchon vollſtändig eingeladene und ſegelfertige Schiff, auf welchem ſie die Reiſe machen ſollten, zu betreten. Caſas, für Schickſalsſchläge jeder Art unempfänglich wie immer, einzig nur erfüllt von Begeiſterung und Gottvertrauen, weinte und trauerte mit ſeinen Gefährten, dann aber ſuchte er ſie nicht nur zu tröſten, ſondern auch zu beleben und zu ermuthigen; er ſetzte ihnen auseinander, daß der Schiffbruch ſicherlich nur durch die Ungeſchicklichkeit, Nachläſſigkeit und Faulheit der Mannſchaft herbeigeführt worden ſei — wie es denn auch wirklich der Fall war — daß aber unter ſeiner eigenen Führung, bei günſtigem Wind und ruhiger See nichts zu befürchten ſei.

Und dann betrat der Greis von 71 Jahren zuerſt das Schiff, erwartend, ob die jungen Männer, die Miſſionäre werden wollten, es über ſich brächten, ihm nicht nachzufolgen. Einer nach dem Andern ſtieg ein; doch waren ſie noch ſo voll Angſt, daß Keiner den Andern anzuſehen oder anzureden wagte. In dieſem Zuſtand brachten ſie bei herrlicher Seefahrt und ohne die geringſte Gefahr eine Nacht und einen Tag zu; keine Speiſe, keinen Trunk Waſſer berührten ſie; nur Thränen und

Schluchzen unterbrachen das düstere Schweigen in dem Augenblick, als sie an der Todesstätte der vorausgegangenen Gefährten vorüberkamen. Doch erhoben sie die Gemüther zum pflichtmäßigen Gebet für die Seelen der Heimgegangenen. Als dieß vollbracht war, erklärte Casas die Zeit der Trauer für abgeschlossen; er ließ kochen und auftragen, zerlegte und vertheilte mit eigener Hand die Speisen, und ging mit dem Beispiel ruhigen und heiteren Genusses der Gaben Gottes den Uebrigen voran. Tags darauf landeten sie in einem Hafen der Insel Terminos, in deren Nähe das Unglück geschehen war; sie fanden hier das Wrack der gescheiterten Barke und einige Kisten von der Ladung; die Leichen hatte der Ocean sämmtlich fortgespült. Es wurde rasch ein Feldaltar errichtet und ein feierlicher Trauergottesdienst unter freiem Himmel abgehalten.

Hier trennte sich die Reisegesellschaft: die Missionäre blieben auf der Insel, um die Ankunft eines Ordensmannes und einiger Leute von der Mannschaft abzuwarten, die sich aus dem Schiffbruch gerettet hatten; dann sollten sie mit einander den Landweg nach Tabasco einschlagen. Der Bischof mit seinem unmittelbaren Gefolge setzte die Seereise bis nach Tabasco fort und trat hier die Landreise an nach Ciudad-Real de Chiapa, der Stadt seines bischöflichen Sitzes.

Während dieser Reise und bei seiner Ankunft in Ciudad-Real war Casas der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, Liebe und Begeisterung. Die ganze Bevölkerung wetteiferte, ihm den Ausdruck dieser Empfindungen in allen nur möglichen Formen entgegenzubringen. Er selbst war für diese Ehrenbezeugungen nichts weniger als unempfindlich; sie erfreuten ihn als Entschädigung für so unendlich viel ausgestandenes Ungemach, für so manche herbe Kränkung und schwere Beleidigung. Am meisten aber freuten sie ihn deßhalb, weil sie im Stande waren, dasjenige hervorzubringen und zu wecken, was in dem Gemüthe des Bischofs von Chiapa nur allzuleicht hervorzubringen und zu wecken war, nämlich frohe Hoffnung für die

Sache, um derentwillen allein er ja die Bürde des bischöflichen Amtes auf seine zwar alten, aber immer noch starken Schultern genommen hatte. Als daher die Missionäre wenige Tage nach dem Bischof gleichfalls wohlbehalten in Ciudad-Real ankamen, wies er sie mit Vergnügen auf die Kundgebungen von Freude, Liebe und Verehrung hin, deren Gegenstand er noch immer war, und setzte ihnen die günstigen Erwartungen auseinander, welche sich für ihn an diese Lage der Dinge knüpften.

In der That war sein erstes Auftreten am Bischofssitze ein verständiges, weises, gemäßigtes, deßhalb auch glückliches; zwischen dem Domdekan Gil Quintana und einer Anzahl angesehener Einwohner der Stadt waren gewisse Streitigkeiten ausgebrochen, die uns hier im Einzelnen nicht näher berühren; den wohlwollenden und tactvollen Bemühungen des Bischofs gelang es binnen kurzer Zeit, Alles beizulegen und den kirchlichen Frieden vollständig wiederherzustellen.

Nun entstand eine gegenseitige Täuschung, die wirklich komisch sein würde, wenn es sich dabei nicht um so hochernste Fragen und Interessen handeln würde.

Casas auf der einen Seite zog aus dem lobenswerthen, aber kleinen Friedenserfolge, welchen er in den Angelegenheiten der Christen unter sich erzielt hatte, nach seiner bekannten Denkweise ohne Weiteres den Schluß, daß die Leute ihm zu Liebe auch den Handel mit Indianersklaven sofort aufgeben und diejenigen, welche sie schon besaßen, in Freiheit setzen würden. Seine Begeisterung für diese Sache war zu groß und schwärmerisch, als daß er sich, sobald sie in Frage kam, irgendwo oder irgendwann in seinem Leben vor Täuschung und Verblendung hätte bewahren können.

Auf der andern Seite fanden die Bewohner von Ciudad-Real, daß ihr neuer Bischof, dessen verehrungswürdige Persönlichkeit und heiligmäßige Tugenden ja schlechterdings nicht weggeläugnet werden konnten, doch bei Weitem nicht so schlimm sei

als der Ruf, der ihm vorausgegangen war. Von allen Seiten hatte man nach Chiapa geſchrieben, um die Bewohner der Provinz und namentlich der Biſchofsſtadt vor Caſas zu warnen und gegen ihn aufzuhetzen; ja man hatte die Leute förmlich bejammert und bemitleidet, daß ihnen dieſer Oberhirte beſchieden ſei. In einem ſolchen Brief hatte es wörtlich geheißen:

„Bei uns ſagt man allgemein, die Bewohner der Diöceſe Chiapa müſſen recht tief in ſchweren Sünden ſtecken, ſonſt hätte ſie der liebe Gott nicht gezüchtigt durch Zuſendung einer ſo großen Plage und ſchweren Geißel, wie dieſer Antichriſt von Biſchof iſt.“

Dieſem wahnſinnigen Haſſe nun, dachten die Bewohner von Ciudad-Real, entſpricht doch wirklich die Perſon unſeres neuen Biſchofs nicht; ſein ganzes Auftreten iſt Freundlichkeit, Liebe, Verſöhnung und Mäßigung. Sie zogen daraus ihrerſeits den ebenſo unbegründeten Schluß, er werde auch mit ſich reden laſſen, wenn die Sprache einmal auf die Indianer kommen werde. Und weil man deutlich ſah, daß Caſas für Ehrenbezeugungen u. dgl. keineswegs unempfindlich war, ſo fing man an zu hoffen, die gefürchtete Härte ſeines Standpunktes werde ſich, wie man es im ganzen ſpaniſchen Amerika gar nicht anders wußte und gewohnt war, mildern und abſtumpfen laſſen durch Aufmerkſamkeiten, Gaben und Geſchenke aller Art.

So war man denn beiderſeits auf die bitterſte Enttäuſchung und auf den härteſten Zuſammenſtoß gehörig vorbereitet.

So bald als nur immer möglich eröffnete Caſas ſeine Thätigkeit gegen die Sklaverei und für die Indianer. Und läugnen wir es nicht, er war dabei, wir müſſen dieß recht nachdrücklich in den Vordergrund ſtellen, er war dabei nicht nur in ſeinem Rechte, ſondern er handelte nach ſeiner ſtrengen Pflicht. Er war nicht ein Privatmann, der für irgend eine, wenn auch noch ſo gute und liebenswürdige Privatliebhaberei auftrat. Er war von der Staatsregierung für dieſe Provinz und Diöceſe beauftragt mit dem Vollzug zu Recht be-

ſtehender, ordnungsmäßig verkündeter Geſetze. Er war als Biſchof von der Kirche geſendet mit dem Auftrag, zu lehren und zu verkündigen das Evangelium Jeſu Chriſti, die Erlöſungspredigt der Freiheit, welche keine Sklaverei kennt, ſondern den allgemeinen, gleichen und ausnahmsloſen Beruf aller menſchlichen Seelen, Kinder Gottes und Erben des ewigen Lebens zu ſein. Er hatte alſo die Sklaverei zu bekämpfen, er hatte die Indianer zu beſchützen und zu vertheidigen.

Die Frage iſt nur, ob der edle Biſchof von Chiapa ſeine gute und heilige Sache mit den richtigen, den Verhältniſſen entſprechenden Mitteln angegriffen hat.

Er machte ſehr bald die ganz ausnahmsloſe Erfahrung, daß weder ſeine unter vier Augen ertheilten Rathſchläge und Ermahnungen, noch ſeine öffentlichen Reden und Predigten irgend einen, auch nur den allergeringſten Erfolg aufzuweiſen hatten. Der Sklavenhandel dauerte ungemindert fort, und kein einziger Menſch dachte daran, ſeine Indianer in Freiheit zu ſetzen. Alle verſicherten vielmehr nachdrücklich und unerſchütterlich, von dem Fortbeſtande eben dieſes Inſtituts hänge ihr ganzer Wohlſtand, hänge die ganze geſellſchaftliche Ordnung und Verfaſſung des Landes ab. Gegenüber von dieſem paſſiven Widerſtand fehlte dem Biſchof das Entſcheidende, nämlich eine ausreichende weltliche Macht, um zu brechen, was ſich nicht wollte beugen laſſen. Er griff alſo zu den Mitteln ſeiner geiſtlichen Gewalt.

. Er ſchloß einfach alle Diejenigen von den heiligen Sacramenten aus, welche auf Sklavenbeſitz und Sklavenhandel nicht verzichten wollten. Das war eine gewaltige Maßregel; denn man darf nicht vergeſſen, daß die Spanier jener Zeit zwar ein vielfach tief geſunkenes, aber doch ein weſentlich gläubiges Geſchlecht waren. Sie wünſchten freilich ihren Leidenſchaften nachgehen zu dürfen, aber den Segen und die Gnadenmittel der Kirche wollten ſie doch nicht verlieren; ſie erblickten in Letzterem die einzig mögliche Rettung und Erlöſung von Erſterem.

Und seien wir doch ja nicht zu strenge: wir halten keine Sklaven, sind keine Pflanzer, haben keine Gold- und Silberbergwerke, mißhandeln keine Indianer, aber Eines haben wir doch fast Alle gemein — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — mit den amerikanischen Spaniern jener Zeit: wir wünschen der Gnade Gottes nicht verlustig zu werden, und doch auf unsere großen oder kleinen Leidenschaften nicht zu verzichten.

Doch genug; man wird diese Bemerkungen ungalant, übertrieben und „subjectiv" finden, wie schon so viele andere, welche ich der gleißnerischen Heuchelei in's geschminkte Angesicht geworfen habe; sie werden aber nichtsdestoweniger wahr bleiben. Gewiß ist, daß Bischof Casas aller und jeder Heuchelei das Messer auf die Brust setzte, indem er die nachfolgenden, grundsätzlich wohl gerechtfertigten, aber praktisch nicht nur unausführbaren, sondern ganz verderblichen Maßregeln ergriff.

Er suspendirte über einmal sämmtliche Beichtväter der ganzen Hauptstadt, mit Ausnahme des Domdekans und eines einzigen Domherrn, und auch diesen Beiden stellte er ein Verzeichniß von Gewissensfällen zu, die er sich selbst vorbehielt: lauter Sünden der Ungerechtigkeit gegen die Nebenmenschen.

Ich will nicht beurtheilen, welches die Folgen eines ähnlichen Verfahrens sein würden, wenn heutzutage diese oder jene gesellschaftliche Lieblingssünde in katholischen Ländern ähnlich angegriffen würde: ich will auch nicht untersuchen, noch weniger entscheiden, ob den Spaniern jener Zeit die Verwerflichkeit der Sklaverei gegenüber dem Gesetze Gottes zu vollem und klarem Bewußtsein zugerechnet werden konnte. Ueber beide Punkte habe ich meine eigenen Gedanken; es ist aber nicht nothwendig, daß Leser und Leserin alle meine Gedanken erfahren; ich beschränke mich also darauf, zu erzählen, wie es dem Bischof Casas zu seiner Zeit und mit seinen Maßregeln ergangen ist.

Die Bewohner von Ciudad-Real suchten ihren erzürnten Bischof zuerst durch Schmeicheleien und Komplimente zu be-

ſänftigen: dann ſchickten ſie den Domdekan und die Barmherzigen Brüder zu ihm und ließen um Milderung bitten. Sie hielten ihm ſodann eine päpſtliche Bulle über die Theilung Amerika's zwiſchen Spaniern und Portugieſen entgegen; allein mit vollem Recht entgegnete der Biſchof, daß in dieſer Bulle nicht einmal von einem Krieg gegen Indianer, geſchweige denn von einer Unterjochung derſelben in Sklaverei die Rede ſei. Außerdem, bemerkte Caſas, könne ſogar der heilige Vater ihm nicht befehlen, die heiligen Sacramente der Buße und des Altars ſolchen Menſchen zu ſpenden, die nicht nur keinen Vorſatz haben, ſich zu beſſern, ſondern die geradezu fortfahren, thatſächlich und offenkundig in der Sünde zu beharren.

Jetzt ließen die Spanier, welche den Ausſchluß aus der kirchlichen Gemeinſchaft ſchlechterdings nicht zu ertragen vermochten, ihren Biſchof förmlich durch den Notar auffordern, er möge ihren Beichtvätern die Erlaubniß wieder ertheilen, ſie zu abſolviren: zugleich bedrohten ſie ihn für den entgegengeſetzten Fall mit Beſchwerden beim Erzbiſchof von Mexico, beim Papſt, beim König und beim Staatsminiſterium; ſie wollten ihn ſchildern als einen Aufwiegler, als einen Friedensſtörer gegen die Chriſten und als einen Beſchützer und Begünſtiger der wilden und menſchenfreſſenden Heiden.

Er war natürlich von unerſchütterlicher Feſtigkeit. Er ſetzte ihnen nicht nur klar auseinander, wie er als Biſchof mit dieſer ſtrengen Handhabung ſeiner geiſtlichen Amtsgewalt auf feſtem canoniſchem Rechtsboden ſtehe, ſondern er fügte den weiteren Nachweis hinzu, daß ſie auch durch den Gehorſam gegen König, Geſetz und weltliche Obrigkeit auf's Strengſte verpflichtet ſeien, zu thun, was er ihnen gebiete. Er las ihnen die „neuen Geſetze" abermals vor und wies ihnen den groben Widerſpruch ihres Verhaltens mit dem Inhalt derſelben nach. Man hielt ihm entgegen, daß man ſich gegen dieſe Geſetze beſchwert und Abhilfe erbeten habe, daß ſie jedenfalls nicht verpflichtend ſeien vor erfolgter Verwerfung der Beſchwerde. Dagegen verwies

der Biſchof auf das göttliche und natürliche Geſetz, gegen welches weder Appellation noch Beſchwerde zuläſſig ſei, und welches die Sklaverei und überhaupt jede Gefangenſchaft eines unſchuldig unterdrückten Nebenmenſchen ſchlechterdings verbiete.

Die gänzlich erfolgloſe Unterredung ward abgebrochen, aber ſchon in den nächſtfolgenden Tagen kam es zu höchſt ſchlimmen und ärgerlichen Auftritten; der Domdekan mißbrauchte gröblich das Vertrauen ſeines Biſchofs, handelte den ſtrengſten Befehlen desſelben zuwider, und fing an, eine große Anzahl von Leuten, welche offenkundig Sklaven beſaßen und Sklavenhandel trieben, zu den Sacramenten zuzulaſſen.

Der Biſchof wünſchte ihn brüderlich zu ermahnen und lud ihn zu dieſem Zwecke zu Tiſch ein; er kam aber nicht, ſondern legte ſich in's Bett und ließ ſich krank melden. Caſas war jedoch nicht der Mann, ſich ſo mißbrauchen zu laſſen; er ſchickte nach einander Mahnung, Drohung, Kirchenbuße und Verhaftsbefehl.

Es blieb dem Domdekan nichts Anderes übrig, als dem biſchöflichen Gerichtsdiener zu folgen; allein auf der Straße fing er an, um Hilfe zu ſchreien und Jedermann Abſolution zu verſprechen; das Volk ſtrömte in bewaffneten Schaaren zuſammen, man befreite den Domdekan gewaltſam aus den Händen der Vollzugsbeamten; die Dominicaner wurden in ihrem Kloſter eingeſperrt, und die Menge ſtürmte wüthend, mit dem Geſchrei: „Im Namen des Königs!“ in die biſchöfliche Wohnung ein. Der Biſchof ſelbſt wollte aus ſeinem Zimmer hervortreten, um die Aufrührer anzuſprechen; ein anweſender Mönch, die äußerſte Gefahr befürchtend, riß den Kirchenfürſten faſt mit Gewalt in ſein Gemach zurück, und bei dieſer Gelegenheit drangen die Führer des Aufruhrs mit in dasſelbe ein, durch Worte und Geberden, ja unter wilden und entſetzlichen Flüchen den ehrwürdigen Greis mit augenblicklichem Tode bedrohend.

Auch während dieſes furchtbaren Auftritts bewahrte Caſas ſeine ganze Unerſchrockenheit und Ruhe; er ſprach ſo einfach er-

habene Worte, ſeine Haltung und Geberde war ſo ächt biſchöflich und niederſchmetternd, daß ſich die Rotte nach kurzer Zeit beſchämt entfernte.

In der folgenden Nacht verließ der Domdekan die Stadt. Caſas verzichtete darauf, ihn gefänglich einziehen zu laſſen; der Treuloſe hatte ſich ſelbſt der Möglichkeit, gegen den Willen ſeines Biſchofs die Sacramente zu ſpenden, beraubt; außerdem ward nun der Kirchenbann gegen ihn ausgeſprochen und verkündet.

Die Dominicaner jedoch waren ſo in Schrecken gerathen, daß ſie ihrem Biſchof zuſprachen, er möge um der fortgeſetzten Bedrohungen willen ſich aus der Stadt entfernen.

„Wohin ſoll ich gehen?“ entgegnete Caſas. „Wo werde ich ſicher ſein, ſo lange ich die Botſchaft der Freiheit meiner Menſchenbrüder verkünde? Würde es ſich um meine eigene Sache handeln, ſo würde ich ſie gern aufgeben, um all' dieſen Unruhen und Schrecken ein Ende zu machen; aber es handelt ſich um die mir anvertrauten Schafe, um dieſe armen, unterdrückten, in ungerechter und unerträglicher Knechtſchaft ſeufzenden Indianer, und um die ſchwere Sünde, welche andere Chriſten, die mir gleichfalls anvertraut ſind, gegen ſie verüben. Hier iſt mein Platz, denn hier iſt meine Kirche, und ich gedenke nicht, ſie zu verlaſſen. Kommt es dazu, daß mein Blut vergoſſen wird, ſo geſchehe es in Gottes Namen, wenn es nur dazu dient, jene Frucht hervorzubringen, auf die all' mein Sehnen und Trachten gerichtet iſt: die Abſchaffung dieſer ungerechten und empörenden Sklaverei. Uebrigens bin ich an Auftritte dieſer Art ſeit Jahrzehnten gewöhnt und habe ſtets die Erfahrung gemacht, daß die Flamme des Aufruhrs eben ſo raſch, wie ſie empor lodert, auch wieder in ſich zuſammenfällt.“

Während Caſas noch alſo ſprach, ward ihm gemeldet, es ſei ein Mann tödtlich verwundet worden. Dieſer Mann war gerade derjenige, welcher den Biſchof in ſeinem eigenen Zimmer am wüthendſten mit Ermordung bedroht, Spottgedichte gegen ihn

verfaßt, und mehrmals, um ihn einzuschüchtern und zu erschrecken, unmittelbar vor seinem Fenster Flintenschüsse abgefeuert hatte. Der Bischof erhob sich augenblicklich, begab sich mit den Mönchen, die gerade in seiner Umgebung waren, an Ort und Stelle, wo der Unglückliche lag, wusch und verband persönlich seine Wunden, ließ sofort den Arzt rufen und empfahl ihm den Verwundeten so angelegentlich und zärtlich, als ob er sein Bruder wäre. Sogar dieser verwilderte Mensch konnte solch hoher Tugend, Menschenliebe und Selbstverleugnung nicht widerstehen; er wurde wieder hergestellt, und sobald er im Stande war, zu gehen, bat er den Bischof fußfällig um Verzeihung und war von diesem Tage an sein eifrigster Anhänger.

Allein gleichwohl gingen die Dinge nicht gut.

Die Väter Dominicaner sahen sich genöthigt, Ciudad-Real zu verlassen. Die Abneigung gegen sie hatte begonnen, als man gleich bei der ersten Predigt vernahm, daß sie wie ein Mann für die Grundsätze und Bestrebungen des Bischofs einzutreten entschlossen seien. Diese Abneigung steigerte sich von Tag zu Tag bis zu dem Grade, daß man ihnen jede Unterstützung verweigerte und mit dieser Lieblosigkeit den rohesten Hohn verband.

„So geht doch," sagte man ihnen, „ehrwürdige Väter! Die Provinz ist ja so groß und es gibt darin noch so viele Indianer, denen ihr predigen und die ihr bekehren könnt; dazu hat euch ja der König gesandt und so viel Geld an euch gehängt: Wir sind ja schon Christen, wir brauchen euch nicht; bei uns wißt ihr nichts zu thun, als auf unsere Kosten große Klöster zu bauen und durch eure Lehre und Predigt uns um unser Vermögen zu bringen."

Solcher Mißhandlung gegenüber entschlossen sich die Dominicaner, die Stadt zu verlassen und einzeln unter den Indianern der benachbarten Gegenden das Evangelium zu verkünden. Hier fanden sie in der That eine bessere Aufnahme, als bei den angeblichen Christen der Hauptstadt, und dehnten ihre Thätigkeit bis nach Chiapa aus, wo sie alsdann für's Erste ihre Haupt-

niederlaſſung gründeten. Der ſpaniſche Pflanzer, welchem die Indianer von Chiapa „zugetheilt und anempfohlen“ waren, fand es — aus welchen Gründen, wiſſen wir nicht — für den Augenblick ſeinen Intereſſen entſprechend, die Väter freundlich aufzunehmen, ihre Bekehrungsarbeit zu unterſtützen und über ſeine eigentlichen Geſinnungen ſie vollſtändig zu täuſchen. Später freilich legte er die Hülle ab und es kam zu blutigen Zuſammenſtößen der entgegengeſetzten Intereſſen und Beſtrebungen.

Die Väter Dominicaner meldeten dem Biſchof ihre glücklichen Erfolge und luden ihn auf das Herzlichſte zu ſich ein. Er folgte dieſer Einladung und wurde von den Indianern ſo glänzend, als dieſe armen Menſchen es nur vermochten, mit Triumphbogen, Blumen und Kränzen, Sinnſprüchen und Feſtgedichten, ſowohl in ihrer eigenen als in ſpaniſcher Sprache, mit volksthümlichen Tänzen und Feſtlichkeiten aller Art empfangen. Dabei zeigten ſich die Indianer noch im Beſitz einer ſolchen Menge von Goldſchmuck und ſonſtigen Koſtbarkeiten (nach europäiſcher Denkweiſe), daß man ſich nur wundern mußte, wie es ihnen möglich geworden war, dieſe Dinge ſo lange Zeit vor der ſpaniſchen Habſucht geheim zu halten. Jetzt zeigten ſie harmlos Alles, um den Biſchof der chriſtlichen Freiheit zu ehren: und ſo erfuhren die Spanier, daß und was es hier noch zu rauben gab.

Schaarenweiſe ſtrömten dieſe Indianer dem Biſchof zu, baten um die heilige Taufe und um Unterricht im chriſtlichen Glauben, ſowie um Zuſendung weiterer Miſſionäre.

Caſas weinte Freudenthränen, und indem er ſich zu ſeinem Gefolge wandte, ſagte er zu ihnen und namentlich zu Denjenigen, welche er erſt aus Europa mitgebracht hatte:

„Wird man mir jetzt endlich glauben? Sieht man hier nicht Alles erfüllt, was ich ſchon in Europa vorausſagte? O ſchreibet doch an alle eure Brüder und ſchildert ihnen das Heilsbedürfniß und die Heilsbereitſchaft dieſer Völker! Möchten ſie doch herüberkommen in großer Anzahl! Denn ſo groß die

Anstrengungen und Strapazen sind, — größer noch ist Frucht, Segen und Verdienst durch die Bekehrung dieser unsterblichen Seelen."

Allein auch in diesen Freudenkelch mischte sich für Casas der bittere Wermuth der Ungerechtigkeit, Bedrückung und Mißhandlung, unter welchen er auch hier, wie überall, die unglücklichen, geknechteten Indianer seufzen sah. Nicht nur um Taufe und um Glauben, sondern auch um Schutz und Hilfe gegen die rohe Willkür und barbarische Grausamkeit der Spanier wendeten sich die armen Leute massenhaft an ihn. Der Eine klagte um die entehrte Tochter, der Andere um die geraubte Gattin, ein Dritter um sein ausgeplündertes Haus, der Vierte um die gewaltsam ihm geraubte Freiheit.

Eines Tages warfen sich zu den Füßen des Bischofs mehrere Indianer und jammerten, die Spanier hätten ihnen Hab und Gut mit brutaler Gewalt hinweggenommen und unter dem Vorwand, sie wollten es ja bezahlen, nicht einmal den hundertsten Theil des wahren Werthes als Kaufpreis oder Entschädigung angeboten. Dann hätten sie zu ihm nach der Hauptstadt sich flüchten wollen, um Schutz und Hilfe zu suchen, und dafür hatte man sie gefänglich eingezogen und auf's Grausamste körperlich gezüchtigt.

Wiederum weinte Casas, aber aus bitterstem Schmerze. Thränen des Mitleids waren das Einzige, was er hatte für die Unglücklichen; um ihnen irgendwie zu helfen, dazu fehlte ihm die Macht und die Gewalt.

Er faßte den Entschluß, vor der „Audiencia der Grenzlande" persönlich Schutz und Recht für seine Indianer zu suchen, und kehrte zu diesem Zweck vorerst nach Ciudad-Real zurück, um sich von da nach Gracias-á-Dios zu begeben, wo die genannte Behörde ihren Sitz hatte. Auf den Rath seines Begleiters Pedro de Angulo schlug er den Weg mitten durch die „Kriegslande" ein, um den Fortschritt des Missionswerkes in diesen Gegenden mit eigenen Augen zu schauen.

Es war im Juni des Jahres 1545, als Casas wiederum nach Coban kam. Beinahe hätte er sich versucht gefühlt, seinen Augen nicht zu trauen. Die Väter Missionäre hatten ihr Kloster ausgebaut und lebten darin im sichersten Frieden; um sie her eine unglaubliche Menge von Menschen, vor so kurzer Zeit noch wilde und grimmige Barbaren, jetzt bekehrt zum christlichen Glauben, entwöhnt von all' ihren rohen, menschenunwürdigen Gewohnheiten, in geordneter bürgerlicher Verfassung und hoffnungsvoller Civilisation, in Ortschaften, Dörfern und Flecken beisammenwohnend. Casas konnte nicht aufhören, inbrünstig Gott zu danken, daß er ihm die Gnade erwiesen habe, der Begründer von so viel Glück und Segen zu sein.

Alle Häuptlinge des Landes statteten ihm ihre Besuche ab und suchten ihn nach Kräften zu ehren; sie Alle dankten ihm ehrfurchtsvoll und herzlich, daß er sie zu Christen gemacht habe auf dem Weg der Lehre und der Liebe, ohne Gewalt und ohne Blutvergießen.

Casas antwortete ihnen in ihrer eigenen Sprache, und ermahnte sie, treu zu beharren in dem Glauben, den sie empfangen hätten; und um sie für ihr bisheriges Verhalten zu belohnen, überreichte er ihnen die mitgebrachten königlichen Schreiben, durch welche ihnen verheißen wurde, daß weder sie selbst noch ihre Völker aus irgend einem Grund oder Vorwand jemals von der Krone Spaniens getrennt und in Abhängigkeits- oder Unterwürfigkeits-Verhältnisse zu irgend welcher einzelnen Persönlichkeit gebracht werden dürfen.

Es muß jedoch zugegeben werden, daß keineswegs alle spanisch-amerikanischen Zeitgenossen die Verdienste des Bischofs von Chiapa und seiner Dominicaner um die Bekehrung und Civilisation der wilden Völker von Tuzulutlan und Coban in dem nämlichen Lichte erblicken wollten, in welchem dieselben soeben dargestellt worden sind. Es ist sogar richtig, daß einzelne Persönlichkeiten, von welchen man dieß am allerwenigsten hätte erwarten sollen, unserem Indianer-Apostel in dieser Frage

untreu geworden sind, und es ist außerordentlich schwer, die thatsächliche Wahrheit und die innersten Beweggründe der handelnden Personen bei den verwickelten und verworrenen Verhältnissen jener Zeiten und Länder zu durchblicken. So hat z. B. der uns als Casas' Freund wohlbekannte Bischof Marroquin von Guatemala am 17. August 1545 folgenden merkwürdigen Brief an Kaiser Karl V. geschrieben, der es sehr wohl verdient, nach seinem ganzen Inhalt hier mitgetheilt zu werden:

„Geheiligte, kaiserliche, katholische Majestät! Erst nach meinem letzten unterthänigsten Schreiben ist es mir möglich geworden, mich nach der Provinz Tuzulutlan zu begeben. Ich kam am Vorabend von St. Peter und Paul in Cabecera an. Schon unterwegs kamen mir zahlreiche Boten der verschiedenen Häuptlinge entgegen: sie sprachen mir die Freude ihrer Gebieter über meine Ankunft aus, und eine halbe Stunde vor dem Ort empfing mich die gesammte Bevölkerung, Männer und Frauen, mit allerlei Tänzen und musikalischen Productionen; dann wurde eine feierliche Anrede an mich gehalten und mir der Dank der Bevölkerung ausgesprochen für die Mühe, welche ich ihnen zu Liebe auf mich genommen hätte. Ich antwortete, daß es meine Pflicht sei, ungleich Größeres für sie zu leisten, sowohl nach dem Gebote Gottes, als nach Euer Majestät Befehl: ich lobte und pries Gott für ihren guten Willen und guten Anfang. Dem Anscheine nach sind diese Leute culturfähig.

Ich unternahm die Reise, um Euer Majestät als Augenzeuge eingehenden Bericht über die dortigen Zustände geben zu können. Dieses ganze Land bis zu dem nördlichen Meer wurde entdeckt durch Diego Alvaredo. Er hat es erobert, unterworfen und unter seiner Leitung haben sich hundert Spanier darin niedergelassen. Allein um jene Zeit ertönte der mächtig verlockende Ruf vom Goldlande Peru, welchem Rufe folgend Diego und seine Soldaten dieses Land wieder verließen. Seither wurde unter dem Eindruck größerer Thaten dieser Winkel

der Erde vergeſſen, und wie denn die amerikaniſchen Spanier Feinde der Dominicaner ſind, ſo haben ſie dieſen Mönchen oft geſagt, warum ſie denn nicht lieber nach Tuzulutlan gingen. Dieß veranlaßte den Vater Caſas und ſeine Genoſſen, um Euer Majeſtät Vollmacht nachzuſuchen zur friedlichen Bekehrung des Landes. Unter der Vermittlung eines Grenzhäuptlings, deſſen Gebiet Tecuciſtlan heißt, ſowie durch einige Geſchenke und durch das Verſprechen, daß keine Spanier in's Land kommen dürften, fanden die Miſſionäre nach und nach Eingang bei den Wilden. Das Wort Gottes gefällt dieſen Leuten wohl; ſie ſind zufrieden, daß man Nichts von ihnen verlangt, und ich hoffe, daß mit Gottes Hilfe und durch den dankenswerthen Eifer der Mönche mit der Zeit die ganze Bevölkerung zum Chriſtenthum bekehrt werden ſoll.

Das Land ſelber iſt das ärmſte und unwegſamſte, welches man bis jetzt in Amerika entdeckt hat; es eignet ſich nicht zur Coloniſation durch Spanier, denn der Spanier iſt nicht mit Wenigem zufrieden. Die Grenzſtadt Cabecera wird von der Stadt Guatemala ungefähr dreißig Meilen entfernt ſein, und von dort bis zum nördlichen Meer mag die Entfernung noch weitere fünfzig Meilen betragen; in dieſer ganzen Landſtrecke befinden ſich jetzt ſechs oder ſieben Ortſchaften, die Etwas heißen. Ich hebe all' dieß hervor, weil ich weiß, daß der Biſchof von Chiapa und ſeine Ordensleute blaue Wunder erzählen werden, während in der That das, was ich hier ſage, Alles iſt. Als ich das Land wieder verließ, kam Vater Caſas eben an. Ich bitte Eure Majeſtät, die Ordensleute zu begünſtigen und aufzumuntern; für ſie iſt es ein ſehr gutes Land, denn ſie ſind ſicher vor Spaniern, Niemand legt ihnen Etwas in den Weg und ſie können nach ihrem Belieben ſchalten und walten. Ich ſelbſt werde ſie beſuchen und ermuthigen, obgleich der Herr Biſchof von Chiapa ſagt, das ſtehe ihm zu. Doch weiß ich, daß von ihm nur Erfindungen und Einbildungen zu erwarten ſind, die er ſelbſt nicht mehr recht verſteht. Sein

ganzes Gebäude ist gegründet auf Heuchelei und Habsucht. Das hat er gezeigt, sobald er die Mitra erlangt hatte. Da brach die verhüllte Eitelkeit wieder hervor, als ob er niemals Mönch gewesen wäre, und als ob für die Angelegenheiten, welche er unter den Händen hat, nicht viel mehr Demuth und Heiligkeit erforderlich wäre, als bei ihm zu finden ist. Doch ich wollte ja nur über die Zustände von Tuzulutlan berichten, also schließe ich. Euer Majestät ꝛc."

Das ist gewiß ein merkwürdiger Brief, von einem Bischof über seinen Amtsbruder an das Staatsoberhaupt gerichtet. Mag es sein, daß Casas sich auch im „Kriegslande" von seiner glühenden Phantasie zu Uebertreibungen hinreißen ließ; mag es auch sein, daß seine Ordensbrüder mit einer gar nicht unberechtigten Vorliebe auf das von ihnen mit ebensoviel Muth als Ausdauer geschaffene Werk blickten; jedenfalls ist es besser, so warm und begeistert zu sein, wie Casas, als so kühl und lieblos, wie Marroquins Sprache aus diesem Briefe uns entgegentönt. Hier ist ja keine Spur von Herzenstheilnahme an dem Schicksale der armen Indianer, hier ist nicht das mindeste Gefühl von Freude oder Bewunderung, daß endlich einmal in einem Winkel Amerika's die große Aufgabe gelungen sei, aus wilden Indianern civilisirte Christen zu machen; hier ist nichts als kalte, kleinliche Zweifelzucht gegenüber den großen Leistungen eines großen Mannes, und schließlich das Gift einer schwersten Beleidigung, hinter dem Rücken eines Abwesenden, der sich nicht vertheidigen kann, ohne die geringste thatsächliche Begründung in des Königs Ohr geblasen. Aber dennoch muß sogar dieser mindestens *herbe* Beurtheiler, von welchem man nicht zu sagen weiß, warum seine früheren Freundschaftsgefühle gegen Casas einer so harten Betrachtung Platz gemacht haben, *auch er* muß im Wesentlichen zugeben, daß das große Werk in Coban und Tuzulutlan im Wesentlichen gelungen ist. Und wenn er geringschätzig beifügt, auf sechs oder sieben größere Ortschaften beschränke sich die ganze Herrlichkeit, so muß man

doch wahrlich billiger Weise bedenken, daß dieses im Lauf weniger Jahre von ein paar Mönchen unter Casas' Leitung begonnene und durchgeführte Werk von Niemand (namentlich nicht von Marroquin) thatkräftig unterstützt worden war, daß auch vor diesen paar Mönchen kein Mensch daran gedacht, oder gar den Muth besessen hatte, das Gleiche zu unternehmen. Ich bin deßhalb der Meinung, daß eine besonnene geschichtliche Kritik in diesem Falle keinen Anlaß hat, das Wort der Gegner unseres Helden seinem eigenen und dem Wort seiner Freunde vorzuziehen. Was man wahrheitsgemäß zugeben muß, das wird sich darauf beschränken, daß Casas auch in diesem Falle, wie jeder Zeit und überall, die Welt und die Menschen mit den Augen seiner großartigen Begeisterung, nicht aber mit dem Blinzeln einer spanischen Krämerseele angeschaut hat. Worin bei der ganzen Sache seine Eitelkeit oder gar seine Habsucht gefunden werden soll, das vermag wenigstens ich nicht zu entdecken.

Uebrigens hatte Casas seine kurze Herzensfreude und geistige Erhebung sehr nothwendig, um Alles zu ertragen, was ihm in der nächsten Zeit bevorstand.

In der Stadt Gracias-á-Dios, wo er die Audiencia aufzusuchen kam, traf Casas auch seine zwei bischöflichen Amtsbrüder von Nicaragua und Guatemala. Es sollte die Consecration eines Bischofs stattfinden, aber beide Prälaten wollten die Gelegenheit wahrnehmen, um über die fortgesetzten Bedrückungen der Indianer in ihren Diöcesen und über die nicht etwa bloß mangelhafte, sondern noch gar nicht angefangene Vollstreckung der neuen Gesetze Klage zu führen.

Uns, die wir einer längst abgeschlossenen Vergangenheit ruhig und leidenschaftslos gegenüberstehen, die wir das ganze Geschlecht der in Amerika waltenden Spanier in seiner großen Verwerflichkeit kennen, scheint es fast unmöglich, jedenfalls unbegreiflich, daß drei mitten unter diesem Geschlecht lebende und fortwährend von ihm mißhandelte Kirchenfürsten sich in der

gemeinsamen Ueberzeugung begegnen konnten, es bedürfe nur ihrer Worte, um gewissermaßen die Welt umzukehren.

Allein damals nahm sich die Sache doch einigermaßen anders aus. Die neue Regierungsbehörde war ja geradezu und ausschließlich zu dem Zwecke gegründet worden, welchen jetzt die Bischöfe verfolgten, und bei der Ernennung ihrer sämmtlichen Mitglieder waren Rath und Empfehlung des Vaters Casas in erster Reihe maßgebend gewesen, so daß man hätte glauben sollen, nicht nur das Gebot der Amtspflicht, sondern auch die dankbare Rücksicht auf seine Person müßten dem, was er vortragen würde, allermindestens aufmerksames Gehör und wohl auch einige thatsächliche Berücksichtigung sichern. Allein alle diese Erwartungen wurden auf's Bitterste getäuscht, und zwar ganz besonders durch den Präsidenten Maldonado, welchem Casas um der Verdienste willen, die sich der falsche Mann in seinen früheren Stellungen als provisorischer Statthalter von Mexico und Guatemala gegenüber der Sache der Indianer erworben hatte, der entscheidende Fürsprecher behufs der Erhebung zu seinem jetzigen hohen Amte gewesen war.

Dieser Maldonado hatte sich inzwischen mit einer Tochter des Eroberers von Yucatan, des Generals Montejo, verheirathet, und die spanischen Geschichtschreiber vermuthen — wohl nicht ohne einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit — daß diese Familienverbindung ihn ganz in die Interessen und in die Gefühllosigkeit der bekannten spanischen „Erobererpolitik" hineingezogen habe. Dieser Montejo war ein besonders erbitterter Feind von Casas, und der Letztere hatte gleichfalls in rücksichtsloser Weise keine Gelegenheit unbenützt gelassen, um es offen und nachdrucksvoll auszusprechen, daß ihm Montejo als der Schlimmsten Einer gelte.

Der Bischof von Chiapa reichte bei der Audiencia eine ausführliche Denkschrift ein über das schwere, unverantwortliche Unrecht, welches den Indianern seiner Diöcese durch den Nichtvollzug der neuen königlichen Gesetze zugefügt werde; zugleich

ſchlug er im Einzelnen die praktiſchen Mittel vor, um den ſchreienden Uebelſtänden abzuhelfen. Allein Alles, was er ſchrieb und ſagte, fand nicht die allergeringſte Beachtung, ſondern die Herren Juriſten bemühten ſich mit der beleidigendſten Abſichtlichkeit, gegen den ehrwürdigen Greis die äußerſte Mißachtung an den Tag zu legen.

„Hinaus mit dem Narren!“ hörte man ſagen, wenn er in den öffentlichen Sitzungsſaal kam, und eines Tages überhäufte — unglaublich, aber wahr — Präſident Maldonado ſelbſt den Biſchof mit den gröbſten Beſchimpfungen, wie „ſchlechter Menſch, Schurke, ſchlechter Mönch und ſchlechter Biſchof“.

Allein Caſas war nicht umſonſt Biſchof der katholiſchen Kirche geworden; die Indianer waren und blieben ſeine Leidenſchaft, aber die andern Leidenſchaften waren abgetödtet in ſeinem Herzen. Ohne die leiſeſte Spur einer Erregung legte er die rechte Hand auf ſein Herz, neigte das Haupt ein klein wenig und erwiederte, dem Präſidenten feſt in's Auge blickend:

„Herr Licentiat Alonſo Maldonado, ich verdiene es vollſtändig, daß Ihr mir all' Dieß ſagt.“ Denn ſeine Creatur war es, die ihn beſchimpfte.

Nach langen, vergeblichen Bemühungen brachte es Caſas doch ſo weit, daß eines der Mitglieder der Audiencia mit einer Unterſuchung der öffentlichen Zuſtände der Provinz Chiapa beauftragt wurde, und daß hiebei der Vollzug der „neuen Geſetze“ als maßgebende Richtſchnur zu gelten habe. Durch dieſen Beſchluß ſchlugen die traurigen Menſchen ſich ſelbſt in's Angeſicht; denn etwas Anderes hatte ja Caſas zum Beſten der Indianer gar nicht verlangt, und bloß, weil er dieß verlangte, war er ſo unwürdig mißhandelt und beſchimpft worden.

Mit ſeiner ſchwer errungenen Genugthuung machte Caſas ſich eiligſt auf den Weg, um das heilige Weihnachtsfeſt zu Hauſe in ſeiner biſchöflichen Kirche zu feiern. Allein bevor er ankam, hatte ein Mitglied ſeines Domcapitels durch einen Privatbrief aus Guatemala die Einſetzung eines Viſitations-

Commissärs in Erfahrung gebracht. In dem Briefe hieß es unter Anderem: „Der Bischof von Chiapa kehrt zurück, um den Ruin seiner armen Bischofsstadt zu vollenden. Er bringt noch einen Commissär mit, um das Land von Neuem abzuschätzen. Man kann gar nicht begreifen, warum man sich in Ciudad-Real diese Dinge gefallen läßt."

Das war genug für das hochwürdige Domcapitel und für die ehrenwerthe Einwohnerschaft von Ciudad-Real, um in offenes Complott gegen ihren Bischof zu treten. Man setzte ohne Weiteres voraus, Casas habe durch falsche Berichte irgend welche Maßregeln zum Nachtheil der Stadt erschlichen, und beschloß, sich den Vollzug derselben nicht gefallen zu lassen, so lange nicht Seine Majestät der König von Allem vollständig unterrichtet sei; der Bischof habe noch niemals eine Vollmacht vorgewiesen, kraft deren er für seine neuen Entwürfe, Plane und Gebräuche die vollziehende Gewalt im Namen des Königs in Anspruch zu nehmen berechtigt sei. Man müsse also den Bischof bei seiner bevorstehenden Rückkehr auffordern, keine Neuerungen vorzunehmen, sondern sich zu verhalten und zu verfahren, wie alle übrigen Bischöfe von Mexico, bis der König, an welchen man bereits eine Abordnung gesandt habe, seinen Willen werde ausgesprochen haben. Sollte der Bischof hierauf nicht eingehen wollen, so dürfe man ihm die Ausübung seines Amtes nicht gestatten, sondern müsse vielmehr den Bezug seiner amtlichen Einkünfte in so lange sperren, bis auch in dieser Beziehung der König entschieden habe.

Die Schuld an all' diesen Mißhelligkeiten schoben sie dem Bischof zu und insbesondere seiner verhängnißvollen Maßregel, durch welche er nunmehr seit einem vollen Jahr die große Mehrzahl der Bevölkerung wegen ihres einfachen Festhaltens am Fortbestand einer allüberall geduldeten, gesellschaftlichen Einrichtung von den heiligen Sacramenten ausschließe.

Ganz besonders verwahrte man sich auch gegen die lächerlicher Weise eingebildete neue Abschätzung des Grundeigenthums

behufs einer Steuererhöhung — eine Sache, an die Caſas wohl in ſeinem ganzen Leben keinen Augenblick gedacht hat.

Hierauf gingen die Herren von Ciudad-Real ſo weit, daß ſie eigenmächtig den Beſchluß über des Biſchofs Amtseinkünfte nicht nur faßten, ſondern auch verkündeten und jedem Uebertreter eine Strafe von hundert Dukaten androhten.

Als ſodann die Nachricht von der bevorſtehenden Ankunft des Biſchofs eintraf, faßte man den im Hinblick auf ſeine Perſönlichkeit ebenſo empörenden als lächerlichen Beſchluß, ihm in bewaffnetem Zuge entgegenzugehen, um die oben erwähnte förmliche Aufforderung an ihn zu richten; auf allen Wegen und nach allen Richtungen wurden Schildwachen und Kundſchafter ausgeſtellt, um rechtzeitig zu erfahren, woher und um welche Stunde der entſetzliche Feind herankommen werde.

Dieſer Feind war ein Greis von 71 Jahren, ein armer Dominicaner-Mönch; er näherte ſich ſeiner Biſchofsſtadt in Begleitung eines einzigen Freundes und Ordensgenoſſen, zu Fuß, mit einem Stab in der Hand, mit dem Roſenkranz am Gürtel und dem Brevier in der Hand. In dieſer furchtbaren Ausrüſtung kam der Biſchof nach Copanabaſtla, einem Indianerdorf in der Nähe von Ciudad-Real, wo eine Niederlaſſung von Dominicanern ſich befand. Bei ihnen kehrte Caſas an, um ſich über den Stand der Dinge in der Heimath und über die Stimmung der Einwohner zu unterrichten. Die Nachrichten lauteten in ſolchem Grade ungünſtig, daß die Mönche den Biſchof auf's Inſtändigſte baten, nicht weiter zu gehen, um nicht ſeine kirchliche Würde und ſein weißes Haupt neuen Beſchimpfungen oder gar dem ſchon oft angedrohten Tode auszuſetzen. Allein der Biſchof, ſeiner hohen Pflichten nicht minder als ſeiner Würde, ſeiner ſtets noch gewaltigen Kraft nicht weniger als ſeiner weißen Haare eingedenk, blieb ruhig und feſt wie immer. Gerade vorwärts auf dem Weg der Pflicht, das war ſein feſter Entſchluß, und demzufolge ſchickte er ſich an, furchtlos in die Stadt und in ſeine Kirche einzuziehen.

„Gehe ich nicht in die Stadt," so begründete er gegenüber den entgegengesetzten Vorstellungen seine Entschließung, „so entferne und verbanne ich mich selbst von meiner Kirche, und nicht ohne Grund würde man in diesem Fall mir sagen können: ‚Der Mann mit bösem Gewissen flieht, ohne daß ein Mensch daran denkt, ihn zu verfolgen.' Wenn ich nicht einmal den Versuch mache, meine Kirche zu betreten, wem kann ich bei Kaiser und Papst den Vorwurf machen, er habe mich vertrieben? Freilich sind Schildwachen ausgestellt, aber mit welchem Grund und Recht darf ich geradezu annehmen, es sei geschehen, um mich umzubringen? Sollte ich es für möglich halten, daß diese Leute gegen mich erbittert genug sind, um mir beim ersten Wort das Herz mit Dolchstichen zu durchbohren, ohne mir auch nur die nöthige Zeit zu lassen zur Verbannung von Groll oder Zorn aus meinem Herzen? Ich kann es nicht glauben. Kurzum, ehrwürdige Väter, ich bin fest entschlossen, im Vertrauen auf Gott und auf euer Gebet hineinzuziehen, weil ich ohne Verletzung meiner Pflicht weder hier bleiben, noch an einen dritten Ort gehen kann."

Dieß gesagt, erhob er sich von seinem Stuhle und schickte sich an, weiter zu gehen. Den Mönchen traten die Thränen in die Augen, und er, so gerührt er mit ihnen sich fühlte, sprach ihnen mit seiner kraftvollen Stimme Hoffnung, Muth und Gottvertrauen ein.

Unterwegs stieß der Bischof auf die Wachen, die seiner Ankunft harren sollten. Höchst geistreicher Weise und bezeichnend für die nichtsnutzige Faulheit der in Amerika entarteten Spanier hatte man sogar mit diesem Amte Indianer beauftragt. Sie dachten natürlich an nichts Weniger als an die Möglichkeit, dem Bischof etwas zu Leide zu thun. Beim ersten Anblick der hochehrwürdigen, imposanten und ihnen Allen so wohlbekannten Gestalt des Kirchenfürsten warfen sie sich zu seinen Füßen, baten ihn flehentlich um Verzeihung wegen des Befehles, in dessen Gehorsam sie hier stehen müßten, und entschuldigten

dieſen Gehorſam mit dem von der ſtädtiſchen Behörde gegen ſie ausgeübten Zwang. Dann aber wurden die armen Menſchen mächtig überfallen von Furcht und Angſt, weil ſie die Ankunft des Biſchofs nicht dem erhaltenen Befehle gemäß unverzüglich nach der Stadt gemeldet hatten; wußten ſie doch genugſam, welcherlei Strafen der Sklavenbeſitzer und Sklavenhändler liebt. Da kam ihnen Caſas zu Hilfe durch den Einfall, die Schildwachen mit Hilfe ſeines einzigen Reiſegefährten einen nach dem andern an einen und denſelben Strick zu binden, damit ſie als ſeine Gefangene, ſo wie er ſie jetzt in die Stadt trieb, Entſchuldigung für ihren Ungehorſam finden möchten. In der That zog die Colonne, nachdem ſie die Nacht hindurch marſchirt war, am frühen Morgen des folgenden Tages in der beſchriebenen Weiſe in die Stadt ein, wurde von gar Niemand bemerkt und begab ſich unmittelbar in die biſchöfliche Kirche. Dorthin ließ Caſas einen Geiſtlichen, der ihm treu war, kommen, erkundigte ſich nach dem Stand der Dinge und ließ ſodann die Vorſteher und Mitglieder der Gemeindebehörden von ſeiner Ankunft mit dem Bemerken in Kenntniß ſetzen, daß er ſie im Gotteshaus erwarte.

Sie kamen und mit ihnen die ganze Stadt; wer Platz fand, ſetzte ſich, wie um eine Predigt zu hören. Der Biſchof trat aus der Sacriſtei, um die Verſammlung anzureden; allein nicht das geringſte Zeichen auch nur höflichen Anſtandes, geſchweige denn kindlicher Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, empfing ihn.

Sofort erhob ſich der Geheimſchreiber des Stadtrathes und las den erſten Theil der an den Biſchof gerichteten Aufforderung vor, worin man ihn erſuchte, er möge ſeine Diöceſanen behandeln, wie es ſich gebühre, und Nichts thun, was ſie in ihren Vermögensverhältniſſen ſchädige; thue er alſo, dann würden auch ſie ihn als ihren rechtmäßigen Oberhirten betrachten und ihm in Ausübung ſeines Amtes gehorchen. Die für den entgegengeſetzten Fall ausgeſprochenen Drohungen im zweiten Theile

des Actenstückes las der Secretär wahrscheinlich aus einem bei ihm zurückgebliebenen Reste spanischer Gesinnung nicht vor. In der That, dieses Geschlecht war tief gesunken, bis es bei der Möglichkeit angelangt war, in schroffstem Widerspruch gegen alle Ueberlieferungen und Charakterzüge spanischer Nation, gegen einen geweihten Fürsten der Kirche Gottes so aufzutreten in einem Falle, wo man diesem Bischof höchstens Mangel an Klugheit, aber doch wahrlich auch nicht das mindeste Unrecht vorwerfen konnte.

Casas hörte ruhig zu, so lange der Andere las. Dann erhob er sich und antwortete in der mildesten und bescheidensten Weise. Er zeigte ihnen, wie herzlich bereit er sei, für sie, die ihm anvertrauten Seelen, jeden Augenblick sein Blut und Leben hinzugeben, geschweige denn ihnen beizustehen in der Erhaltung ihres Vermögens, so weit dieses Bestreben weder die Pflichten gegen Gott, noch jene gegen den Nächsten verletze. Mit inniger Zärtlichkeit und tiefer Rührung bat er sie, doch wohl zu überlegen, was sie thun, und nicht auf ihre Leidenschaften zu hören; derartige Aufregungen und Aufruhrscenen könnten ja unmöglich zu etwas Anderem als zu ihrem Verderben gereichen. Mit einem Wort, er entfaltete eine solch' hinreißende Macht seiner glanzvollen Beredtsamkeit, daß bei Weitem die meisten seiner Zuhörer den Gefühlen der Beruhigung und des kirchlichen Gehorsams Eingang in ihre Herzen gewährten und die bösen Geister des Zornes und der Erbitterung aus denselben zu vertreiben suchten.

Nur Einer der Gemeinderäthe, verhärteter und wohl auch dümmer als die Andern, sagte dem Bischof, ohne sich von seinem Sitze zu erheben oder sonst ein geringstes Zeichen von Ehrerbietung an den Tag zu legen, geradezu in's Gesicht, er solle sich glücklich schätzen, über solche Personen von Stand und Rang, wie sie in dieser Stadt wohnen, als Bischof gesetzt zu sein; er möge sie von jetzt an mit mehr Höflichkeit und Respect behandeln; auch könne man es nur höchst seltsam finden, daß

er, ein einzelner Mann ohne ſtaatliche Gewalt, eine ſo anſehnliche Gemeindevertretung ohne Weiteres zu ſich beſtelle, während es eigentlich in der Ordnung geweſen wäre, daß er zuerſt in den einzelnen Häuſern ſeine Beſuche mache und nachher in der Sitzung der Gemeindebehörden ſich vorſtelle, um in aller Beſcheidenheit die ihm gutdünkenden Vorſchläge zu machen.

Jetzt aber erhob der Biſchof ſich zu der vollen Würde ſeines Amtes und ſprach: „Wenn ich euch einmal um Etwas von eurem Hab und Gut bitten wollte, dann werde ich in eure Häuſer kommen und euch darum anſprechen; allein ihr und alle Anderen, in deren Namen ihr geſprochen habt, ſollet wiſſen, daß wenn ich mit euch zu reden und zu verhandeln habe über Angelegenheiten, welche den Dienſt Gottes, den Zuſtand eurer Gewiſſen und das Heil eurer Seelen betreffen, daß ich euch dann zu mir rufen und euch befehlen werde, dahin zu kommen, wo ich bin; und in ſolchem Fall müſſet ihr auf meinen Befehl kommen, mag es euch noch ſo ſehr zuwider ſein, und möget ihr unterwegs noch ſo oft ſtraucheln und ſtolpern; ihr müſſet kommen, ſage ich euch, wenn ihr überhaupt katholiſche Chriſten ſeid und ſein wollt!“

Der heilige Stolz und das zornige Feuer, mit welchem er dieſe Worte ſprach, ließen weder dem geiſtreichen Vorredner, noch irgend einem Andern den Muth zu einer Antwort, der Biſchof aber überließ ſie ihrer Beſtürzung und Beſchämung; er erhob ſich, um in ſeine Sacriſtei zurückzukehren.

In dieſem Augenblick näherte ſich ihm mit größerer Ehrerbietung, als man ihm bisher erwieſen hatte, der ſtädtiſche Geheimſchreiber und bat im Namen der geſammten Bürgerſchaft, der Biſchof möge Beichtväter bezeichnen, welche die Einwohner Beicht hören, abſolviren und überhaupt als Chriſten behandeln würden.

„Von Herzen gern,“ erwiederte Caſas, und indem er ſich nochmals zu der Verſammlung wandte, ſprach er: „Ich bezeichne als Beichtväter, ausgerüſtet mit meiner vollen biſchöf-

lichen Autorität, den Domherrn Juan de Perera und sämmtliche Väter Dominicaner in meiner Diöceſe."

Aber jetzt erſchallte der allgemeine Ruf, dieſe Beichtväter könne man nicht brauchen, ſondern nur Solche, welche den Bürgern „Hab' und Gut ſchützen und erhalten".

Nun bezeichnete ihnen Caſas noch zwei kluge und einſichtsvolle Prieſter, auf welche er Vertrauen hatte, einen Weltgeiſtlichen und einen vom Orden der barmherzigen Brüder. Der Begleiter des Biſchofs, Vater Pedro de Angulo, welcher die Beiden nicht kannte und glaubte, Caſas fange an, nachzugeben, wagte es unbeſonnener und unbeſcheidener Weiſe, ihn am Mantel zu zupfen mit den Worten: „Biſchöfliche Gnaden, lieber ſterben als das." Ein Naheſtehender hörte dieſe unkluge Rede und ſofort erneuerte ſich der Tumult mit einer ſolchen Heftigkeit, daß der Biſchof ſogar mit perſönlicher Mißhandlung in ſeiner eigenen Kirche bedroht ward. Glücklicher Weiſe traten gerade in dieſem Augenblicke zwei Väter vom Orden der barmherzigen Brüder in die Kirche, um den Biſchof in ihr Haus einzuladen. Ihnen gelang es, den Aufruhr einigermaßen zu ſtillen und den Prälaten nebſt ſeinem Begleiter aus der Kirche zu führen.

Der Biſchof war aber kaum in eine Zelle der hilfreichen Mönche getreten und hatte noch nicht angefangen, ſeine tief erſchöpften Kräfte wieder zu ſammeln, als die bis zum Wahnſinn erbitterten Parteigänger der Sklaverei ſich bewaffnet über das Kloſter herſtürzten, alle Räume desſelben mit wildem Geſchrei und Toben erfüllten, und bis zu dem Gemache vordrangen, in welchem der Biſchof ſich befand. Bei dieſem Gebrüll, bei dieſen Drohungen und Schmähungen, beim Anblick der Feuerwaffen, welche von allen Seiten auf ſeine Bruſt als ein nicht zu verfehlendes Ziel gerichtet wurden, glaubte der ehrwürdige Greis ſelbſt, daß ſeine letzte Stunde gekommen ſei, und ſprach dieſen Glauben unverholen aus; allein auch in dieſen ſchweren Augenblicken ſprach und that er Nichts, was ſeines

Amtes, seiner Ueberzeugung und seines stets bewährten Muthes unwürdig gewesen wäre. Erst nachdem der schauerliche Auftritt lange Zeit gedauert hatte, stellte sich allmälig heraus, daß die Gefangennahme der indianischen Schildwachen die eigentliche Ursache des erneuerten Aufruhrs war, indem man in diesem harmlosen Scherz eine unverzeihliche Beschimpfung erblickte. Als Casas endlich dieß erfuhr, rief er aus:

„Daran soll Niemand eine Schuld tragen, als ich allein: ich überraschte sie, ohne daß sie mich nur erblickten, und habe sie gebunden, damit man ihnen nachher wegen ihres Ungehorsams nicht eine harte Strafe auferlege."

Da brach ein Bürger von Ciudad-Real unwillkürlich in die Worte aus: „So geht es in der Welt! Der Beschützer der Indianer bindet seine Schützlinge und treibt sie als Gefangene Meilen weit vor sich her; dann aber verklagt er uns wieder beim König, daß wir sie mißhandeln."

Ein Anderer der Anwesenden dagegen ließ sich zu so unfläthigen und rohen Aeußerungen hinreißen, daß Casas ihm erwiederte:

„Ich will Euch nichts weiter antworten, sondern Eure Strafe ganz dem lieben Gott anheimstellen; denn Ihn, nicht mich, habt Ihr beleidigt."

Unterdessen stieß die Pöbelrotte im Klosterhof fortwährend die wüthendsten Drohungen aus und prügelte sogar den Diener des Bischofs durch, weil es fälschlich hieß, er habe die Indianer gebunden. Als nun die barmherzigen Brüder ihr Hausrecht und ihren Hausfrieden so schmachvoll entehrt und gebrochen sahen, da ging sogar ihnen die Geduld und Abtödtung des Ordensstandes aus; sie griffen ihrerseits gleichfalls zu den Waffen und trieben die ganze Canaille mit Feuer und Schwert zum Tempel hinaus. Als die Rädelsführer in der bischöflichen Zelle dieß sahen, folgten sie ihren Kameraden freiwillig nach und ließen den Vielgequälten allein.

Ich habe diese Ereignisse, welche von Tagesanbruch bis Vor-

mittags eilf Uhr über Caſas ergingen, mit großer Abſichtlichkeit ſo ausführlich erzählt; denn beſſer, als Alles, was man darüber räſonniren und ſagen könnte, ſprechen die Thatſachen. Sie zeigen gewiß, wie im höchſten Grade wohlberechtigt ein ſtrenges Urtheil über die in Amerika durch ſchändliche Leidenſchaften aller Art tief gefallenen Spanier iſt; ſie zeigen uns das Leben in jenen ſpaniſch-amerikaniſchen Städten, die Zuſtände der Gemeindeverwaltung, den Charakter der Einwohner im allerſchlimmſten Lichte; ſie überzeugen uns endlich von Neuem, daß es unſerem biſchöflichen Helden nach wie vor an den erſten Anfangsgründen der Menſchenkenntniß fehlte; denn mit einer nur geringen Gabe derſelben ausgerüſtet, hätte er gewiß in ſeiner damaligen, ihm ſo wohl bekannten Lage den Scherz mit den Indianern, der ſogar von einer gewiſſen Eitelkeit nicht freizuſprechen iſt, ſich nicht erlaubt.

Bezeichnend aber für die Wankelmüthigkeit der Menſchen und nebenbei auch für das Vorhandenſein einer entſchieden biſchofstreuen Partei in Ciudad-Real, die allerdings im Augenblicke der Gefahr nirgends ſich zeigte, iſt die Thatſache, daß ſchon, bevor die Mittagsſtunde zwölf ſchlug, der arme Biſchof von einer zweiten Sturmfluth Beſuchender überfallen ward. Zu Tauſenden zogen ſie mit allen Zeichen tiefſter Ehrerbietung durch ſein Gemach, warfen ſich vor ihm auf die Kniee nieder, küßten ſeine Hände, baten flehentlich um Verzeihung für alles Geſchehene, verſicherten ihm hoch und heilig, daß ſie ihn als ihren wahren und rechtmäßigen Biſchof und Oberhirten von ganzem Herzen anerkennen. Die Vornehmeren, um ihre friedliche Geſinnung recht ſpaniſch bezeichnend auszudrücken, gürteten ihre Degen vom Körper los, und die Gemeindevorſteher ließen die Gerichtsſcepter, nach damaligem Gebrauch die Abzeichen ihrer Würde, nicht vor ſich hertragen. Schließlich holten ſie den Biſchof mit allem Jubel einer ſüdlichen Volksmenge und in feierlicher Proceſſion aus ſeinem Kloſter ab und geleiteten ihn nach einem der vornehmſten Häuſer der Stadt, das

man in aller Schnelligkeit zu seiner Wohnung bestimmt und eingerichtet hatte. Hier wurde er mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft; am zweiten Weihnachtstage fanden öffentliche Spiele in ritterlichen Künsten und gymnastischen Uebungen ihm zu Ehren statt: kurz die Ehrerbietung, der Gehorsam, die Unterwürfigkeit schienen jetzt mindestens eben so groß zu sein, als kurz zuvor die Abneigung, Erbitterung und Wuth thatsächlich und unzweifelhaft groß gewesen waren. Die bischöfliche Partei hatte eben, nachdem ihre Gegner alles Maß und Ziel in so schändlicher und strafwürdiger Weise überschritten hatten, vorübergehend wieder die Oberhand gewonnen, und der urtheilslose Pöbel, die gedankenlose Masse der Menschen lief, wie dieß immer und überall geschehen ist, Denjenigen nach, welche gerade im Augenblick den beherrschenden Einfluß und die Gunst des Tages zu besitzen so glücklich waren. Uebrigens hatte diese Bevölkerung, wie ich schon angedeutet habe, in ihrer leidenschaftlichen und grenzenlosen Geldsucht, in ihrer wild entfesselten Sinnlichkeit und in ihrem rastlosen Abenteuerleben auch die Ruhe, Festigkeit und Beharrlichkeit des damaligen spanischen Nationalcharakters vollständig eingebüßt, so daß es kein Wunder ist, wenn wir eine ganze, große und volkreiche Hauptstadt in der Behandlung der allerwichtigsten Lebensfragen innerhalb weniger Tage beinahe sinnlos von einem Extrem zum anderen taumeln sehen.

Allein Bischof Casas war und blieb tief erschüttert. Die Dinge hatten zwar dem äußern Anschein nach sich zum Frieden und zur Ruhe gewendet, Casas war aber doch viel zu einsichtsvoll, um nicht einzusehen, daß gerade die entscheidenden Fragen, welche den Keim stets wiederkehrenden Unfriedens in sich trugen, vollständig ungelöst blieben. Ihm war es in der That nach seiner persönlichen Ueberzeugung wie nach seiner amtlichen Stellung nicht zuzumuthen, daß er auf der eingeschlagenen Bahn umkehre und am Schlusse eines Lebens, reichlich angefüllt mit Arbeiten, Leiden und Thaten, seine ganze Vergangenheit thatsächlich verdamme und Lügen strafe. Er

hatte die Sklaverei als Todsünde der Besitzenden aufgefaßt und demgemäß hatte er als Bischof gehandelt: vielleicht hat er die Mitra schließlich nur deßhalb angenommen, um sein theologisches System über die Sklavenfrage praktisch in's Leben einzuführen. Die Urtheile über die Berechtigung seines Auftretens als Bischof, über den Ausschluß aller Sklavenbesitzer von den Sacramenten sind natürlicher Weise sehr verschieden; daß die Zeitgenossen das Verhalten des Bischofs Casas in ihrer ungeheuren Mehrheit mißbilligten und verdammten, ist eben so gewiß, als daß dieses Urtheil auf den schnödesten Beweggründen beruhte und heutzutage bei Niemanden mehr Billigung finden wird. Wie man aber auch denken mag über die Frage der erlaubten Zweckmäßigkeit oder sittlichen Nothwendigkeit seiner Handlungsweise — so viel ist gewiß, daß Casas in jedem vorkommenden Falle wieder nach den alten Grundsätzen handeln mußte, daß es für ihn schlechterdings unmöglich geworden war, einen Sklavenbesitzer als im Vollbesitz der kirchlichen Gemeinschaftsrechte befindlich zu behandeln.

Auf der andern Seite war mit Sicherheit vorauszusehen, daß in Zukunft, so wenig wie bisher, auch nur ein einziger Spanier um des Bischofs oder um des Christenthums willen seinen Sklaven die Freiheit schenken werde. Das geforderte Opfer war ein großes, und dieses Geschlecht war selbst für kleine zu klein; außerdem hatten die Halsstarrigen die nur zu wohl begründete Hoffnung, daß Casas, von seinen spanischen Mitbrüdern im bischöflichen Amt allein gelassen, durch keinerlei Entscheidung des päpstlichen Stuhles gestützt, schließlich in der Hauptsache unterliegen werde und müsse.

In der That — er stand allein. Mit seiner gewaltigen und siegreichen Beredtsamkeit hatte er der spanischen Centralregierung in Europa die Ueberzeugung beigebracht, sein System lasse sich im Leben durchführen. Von diesem Gedanken ausgehend, hatte man die „neuen Gesetze" erlassen und seit ihrer Verkündung keinen ruhigen Tag erlebt, sondern nichts als

Händel, Verdruß und Entzweiung, nicht nur unter den entgegengesetzten Parteien, sondern sogar, was das Allerschlimmste war, unter den verschiedenen römisch-katholischen Bischöfen selbst, welche doch sämmtlich auf dem Boden der christlichen Lehre und des kirchlichen Amtes zu stehen behaupteten und gewiß auch aufrichtig glaubten, da eine Lehrentscheidung Roms nirgends vorlag. Das war nun das Schrecklichste: eine ganze Bevölkerung wußte mit vollster Sicherheit, daß, wenn sie sich die Mühe geben wollte, bis in die nächste Diöcese zu wandern, sie dort ohne allen Anstand losgesprochen werde wegen ganz genau der nämlichen Dinge und Handlungen, wegen welcher ihr im Bisthum Chiapa ebenfalls im Namen Gottes die ewige Verdammniß als unausbleibliches Schicksal verkündet ward. Ein solcher Zustand, verbunden mit den verführerischen Einflüsterungen selbstsüchtiger Leidenschaft, konnte nur zur sicheren Untergrabung aller Religiosität im Volke führen. In der That mißbilligten sehr viele Bischöfe, Theologen und Juristen die Sacramenten-Verweigerung des Bischofs von Chiapa ganz entschieden: sie sagten — und es steht mir nicht zu, irgendwie über ihre Beweggründe und Ueberzeugungen zu richten —, es sei eine nutzlose und verkehrte Sache, wenn ein Einzelner in Amerika eine Uebung einführen wolle, die von keinem Andern jemals versucht worden sei, und die mit einer wesentlichen Grundlage der gesellschaftlichen Zustände im vollsten Widerspruch stehe. Man warf ihm vor, seine Verfahrensweise enthalte, ohne daß eine oberstthirtliche Entscheidung erfolgt sei, die schärfste, und von Casas' Seite unbefugte Verurtheilung des gesammten spanisch-amerikanischen Episcopats von der ersten Entdeckung bis auf den heutigen Tag.

Casas war ein Enthusiast und Schwärmer, sobald die Indianerfrage praktisch in Anregung kam, allein er war nichtsdestoweniger ein sehr gescheidter, besonnener und einsichtsvoller Mann, so lange es sich nur um den Ueberblick einer Situation, um die Abwägung und Beurtheilung verschiedener einander

entgegenstehender Umstände handelte. Alles, was soeben auseinander gesetzt wurde, das lag klar und deutlich ausgebreitet vor dem Auge seines Geistes: er mußte sich fragen, ob er unter diesen Verhältnissen jemals auf eine gedeihliche und segensreiche Wirksamkeit als Bischof von Chiapa rechnen könne, und gewiß! er mußte diese Frage, wenn auch mit sehr betrübtem Herzen, entschieden verneinen. Dazu kam, daß die gewaltsamen und entsetzlichen Auftritte, deren Zeuge und Opfer er gewesen war, sich tief in seine so lebhafte Phantasie eingegraben hatten, und daß in seinem hohen Alter bei aller wunderbaren Rüstigkeit doch nicht mehr die volle Widerstandskraft seiner jüngeren Jahre vorhanden sein konnte.

Kurz, es ist höchst wahrscheinlich, daß Casas entweder an oder kurz nach dem Tage seiner Rückkehr in die bischöfliche Stadt und Kirche von Ciudad-Real den Entschluß faßte, auf die Ausübung seines oberhirtlichen Amtes zu verzichten, weil er sich der geistlichen Leitung einer *solchen* Bevölkerung nicht gewachsen fühlte, und aus der Saat seiner bestgemeinten, edelsten Bestrebungen nur das Unkraut der widerwärtigsten Streitigkeiten, Händel und Aufruhrscenen hervorwachsen sah.

Zwei Umstände waren es, welche gerade um diese Zeit seine Entfernung von der Stadt Ciudad-Real erleichterten und beschleunigten. Für's Erste wurde er selbst nach Mexico berufen, um bei einer Versammlung von Bischöfen mitzuwirken, welche sich doch einigermaßen mit verschiedenen untergeordneten Maßregeln zum Besten der Indianer beschäftigen sollte. Sodann aber erwartete man für die nächsten Wochen die Ankunft des von der Audiencia zu Gracias-á-Dios abgesandten Commissärs zur Visitation der Provinz Chiapa. Casas wäre ihm am liebsten ganz aus dem Wege gegangen, weil er von seinem Zusammentreffen mit diesem Commissär, dem Licentiaten *Juan Rogel*, nicht viel Gutes ahnte. Allein plötzlich war der Herr Licentiat da, und es ließ sich schlechterdings nicht vermeiden, mit ihm zu sprechen und dabei, wie immer, seine Pflicht zu thun.

Der Commiſſär, ſelbſt ordentlicher Rath der Audiencia, hatte in den Vordergrund ſeiner Aufgabe in der That die neue Regulirung der Grundſteuer ſtellen laſſen, da die Herren Juriſten den allgemeinen Klagen ihr Ohr unmöglich verſchließen konnten. Gleichwohl ging Rogel mit großer Langſamkeit und unter aller möglichen Verzögerung an den Beginn ſeiner Wirkſamkeit. Der allezeit feurige Biſchof konnte dieß nicht ertragen, ja nicht mit anſehen, und forderte den Commiſſär dringend und energiſch auf, vor Allem den unermeßlichen Uebeln abzuhelfen, unter welchen die armen Indianer durch den Nichtvollzug der „neuen Geſetze" fort und fort leiden müßten.

Da ergrimmte eines ſchönen Tages der geſtrenge Herr Licentiat, welchem die Geduld ausgegangen war, und fuhr den Biſchof mit folgenden, mehr als unhöflichen Worten an:

„Biſchöfliche Gnaden wiſſen recht gut, daß die neuen Geſetze zwar zu Valladolid unter Mitwirkung der bedeutendſten und angeſehenſten Perſönlichkeiten zu Stande kamen, daß aber einer der Hauptgründe, welche dieſe Geſetze in Amerika ſo allgemein verhaßt gemacht haben, gerade in der anregenden und mitwirkenden Theilnahme Euer Gnaden an dieſem Geſetzgebungswerke beſteht. Alles mißlingt, was Ihre Hand berührt. Die Eroberer halten nun einmal Euer Gnaden für ſo leidenſchaftlich gegen jene geſtimmt, daß ſie Ihre ganze Thätigkeit nicht ſowohl der Liebe zu den Indianern, als vielmehr dem Haß gegen die Spanier zuſchreiben. Dieſer Argwohn iſt ſo heftig, daß die Leute lieber ihren Sklavenbeſitz verlieren würden, als Euer Gnaden hier anweſend zu ſehen, während ich meinen Auftrag vollziehe. Nun hat der Viſitator von Mexico Sie zu der von ihm veranſtalteten Zuſammenkunft von Biſchöfen eingeladen, und wie ich höre, ſind Sie bereits mit Ihren Reiſevorbereitungen beſchäftigt. Das freut mich, und noch mehr würde es mich freuen, wenn Sie dieſe Vorbereitungen beſchleunigen und recht bald abreiſen würden. Denn ſo lange Euer Gnaden hier ſind, kann ich Nichts thun. Ich kann es

durchaus nicht darauf ankommen laſſen, daß die Leute ſagen, ich thue irgend Etwas aus Rückſicht auf Sie oder im Einvernehmen mit Ihnen. Denn wenn ich noch ſo ſehr durch meinen Auftrag zu einer Maßregel geradezu ſtreng verpflichtet wäre, ſo würde doch in dem bezeichneten Fall Ihrer Anweſenheit ſchon aus dieſem einzigen Grunde Alles umſonſt, Alles verlorene Mühe ſein."

Dieſe grobe Anſprache iſt höchſt merkwürdig. Sie zeigt uns auf das Deutlichſte, bis zu welchem Grade von Verbiſſenheit die Gegner unſeres Caſas gelangt waren, ſeit er die Autorität des biſchöflichen Amtes zur Durchführung ſeiner Plane zu Gunſten der Indianer benutzen wollte. Sie zeigt uns aber auch ferner, daß die Audiencia zu Gracias-á-Dios, als ſie, ſcheinbar auf den Antrag und nach dem Wunſche des Biſchofs von Chiapa, die Entſendung eines Viſitations-Commiſſärs nach der gleichnamigen Provinz beſchloß, dieſem zugleich den — wenn auch nicht offenen und amtlichen — Auftrag gab, dem biſchöflichen Wirken des vielgehaßten Mannes auf die eine oder andere Weiſe ein Ende zu machen. Sie zeigt uns endlich, daß Caſas in ſeinem Auftreten mindeſtens Tactfehler begangen haben *muß*; denn ſonſt hätte er ſich nicht ſolche Dinge in's Geſicht ſagen laſſen können, ohne allermindeſtens durch ruhiges Dableiben kräftig und thatſächlich zu widerſprechen.

Das that er aber nicht, ſondern er folgte dem Rathe des unartigen Licentiaten, beſchleunigte ſeine Reiſezurüſtungen ſo ſehr, als nur möglich, und verließ ſeine Biſchofsſtadt Ciudad-Real zu Anfang der Faſtenzeit des Jahres 1546, gerade ungefähr ein Jahr, nachdem er dieſelbe mit ſo frohen Hoffnungen zum erſten Male betreten hatte. Die angeſehenſten Einwohner gaben ihm das Geleite und beſuchten ihn ſogar mehrmals, während er ſich einige Tage in dem benachbarten Cinacatlan aufhielt, um von den dort niedergelaſſenen, ihm innig befreundeten Dominicanern Abſchied zu nehmen.

Nach den vorausgegangenen Auftritten bitterſter Entzweiung

hätte man ſelbſt dieſe Höflichkeits-Erweiſe kaum erwarten ſollen; vielleicht iſt aber der Verdacht nicht ganz unbegründet, daß dieſelben geleiſtet wurden in der geheimen Hoffnung des Nicht-wiederſehens.

Von Cinacatlan reiste Caſas nach Chiapa, um von dem dortigen Dominicaner-Convent ſich zu verabſchieden und ſeinen Reiſegefährten, den Pater Rodrigo Labrada, der faſt das ganze letzte Jahr hindurch krank gelegen war, zu ſich zu nehmen. Außer ihm beſtand ſein Gefolge aus dem Pater Vincenz Ferrer, welcher auch ſein Reiſegefährte nach Gracias-á-Dios geweſen war, aus dem Pater Luis Cancer, einem der Bekehrer von Coban, und endlich aus dem Domcapitular Juan de Perera, der ihm ſtets treu geblieben war, einem Prieſter voll Einſicht, Klugheit und Tugend. So traten ſie denn in Gottes Namen mit einander die Reiſe nach Mexico an.

Es wurde ſchon weiter oben angedeutet, daß, wie nach den übrigen ſpaniſchen Staaten der neuen Welt, ſo auch nach Mexico eigene Viſitatoren geſandt worden waren, um den Vollzug der „neuen Geſetze" zu betreiben und zu überwachen. Die mit dieſem ſchwierigen und dornenvollen Amte für das ungeheure Land Mexico beauftragte Perſönlichkeit war Don Francisco Tellez Sandoval, Mitglied des „oberſten Raths für Indien", ein ganz ausgezeichneter Geſchäfts- und Regierungsmann. Als er ſich von dem heftigen Widerſtand überzeugte, den alle Klaſſen der ſpaniſchen Bevölkerung einſtimmig gegen den Vollzug der fraglichen Geſetze erhoben, und als er ſehen mußte, daß der Vicekönig Don Antonio Mendoza, und mit ihm die übrigen geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten und Behörden des Landes geradezu an die Spitze dieſes Widerſtandes ſich ſtellten, nahm er die Vorſtellungen und Bitten, welche ihm von allen Seiten an die Adreſſe des Kaiſers überreicht wurden, um die Wiederaufhebung der neuen Geſetze herbeizuführen, an und geſtattete den Aufſchub des Vollzugs in ſo lange, bis die von dem Lande zu dem bezeichneten Zweck an den Monarchen ge-

ſchickten Abgeordneten von Europa zurückkommen werden. In der Zwiſchenzeit beſchloß er in Uebereinſtimmung mit ſeinen amtlichen Inſtructionen, eine Verſammlung von Biſchöfen und ſonſtigen gelehrten, einſichtsvollen Männern zu halten, um neben anderen Geſchäften vorzugsweiſe die zahlreichen ſtaats- und privatrechtlichen Fragen zu prüfen und zu beantworten, welche jeden Augenblick aus der Eroberung Amerika's, aus dem Verhältniß der Eingeborenen zu den Eroberern, aus der Vertheilung der Erſteren unter die Letzteren und aus der ſo entſtandenen Sklaverei der Indianer entſtanden. Er wollte die Bevölkerung nicht glauben laſſen, daß die ganze Angelegenheit einſchlafen könne oder dürfe, er wollte ſie im Gegentheil bis zum Eintreffen der endgiltigen Regierungs-Entſcheidung unausgeſetzt mit dieſen Angelegenheiten beſchäftigt erhalten; jedenfalls wollte er der außerordentlich kleinen, für Freiheit und Recht der Indianer kämpfenden Minderheit, deren Haupt Caſas war, Gelegenheit geben, ihre Gründe in voller Freiheit geltend zu machen gegenüber der großen Mehrheit, welche gegen eine weſentliche und grundſätzliche Verbeſſerung des harten Looſes der Indianer und für Aufrechterhaltung der bisherigen Zuſtände ſtimmte.

Bei einer ſolchen Gelegenheit durfte ſelbſtverſtändlich Caſas nicht fehlen. Seine Plane ſcheiterten zwar regelmäßig in der rauhen Wirklichkeit des Lebens entweder an der unerſchütterlichen Felſenmauer der rohen, ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften, in welche dieſe ſpaniſche Bevölkerung ſo tief verſunken war, oder an den kleinen Klippen, welche ſeine eigene Unkenntniß der Menſchen und ſein gänzlicher Mangel an Regierungstalent ihm entgegenſtellten; wo es aber galt, die Richtigkeit und Chriſtlichkeit ſeiner Ideen, ſeiner Grundſätze, kurz der ganzen Sache, für welche er kämpfte, auf dem Schlachtfeld der Debatte und durch die Mittel der Beredtſamkeit geltend zu machen und zu beweiſen, da war er an ſeinem Platze, da war er unbeſiegbar und unvergleichlich, weil er eben die ganze und volle Wahr-

heit für sich hatte, gegen sich aber nur den Widerstand der Welt und der äußeren Umstände. Seine Gegner wußten das Alles recht wohl, und ihr Haß gegen ihn war zwar sehr groß, aber doch nicht größer, als ihre Furcht vor ihm. So brachte denn die Nachricht, daß er nach Mexico berufen sei, eine solche Aufregung und Erbitterung unter der spanischen Bevölkerung hervor, daß der Vicekönig und der Visitator selbst aus Furcht vor bedeutenden Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung ihm schrieben, er möge sich einige Zeit auf einer Unterwegsstation aufhalten, bis die Gemüther sich einigermaßen beruhigt hätten und sie selbst in der Lage wären, ihn dessen zu versichern.

Diese Beruhigung trat denn auch allmälig hervor, und der Bischof von Chiapa zog in der Hauptstadt Mexico ein, mitten am Vormittag, während alle Straßen voll von Menschen waren, ohne daß die geringste unehrerbietige Handlung, oder auch nur das leiseste unpassende Wort gegen ihn verübt oder gesprochen ward. Im Gegentheil: „seht dort den heiligen Bischof, den hochwürdigsten Beschützer und Vater der Indianer", so hörte man bei seinem Einzug sehr Viele aus der Menge sagen, obgleich auch sie sich jeder Demonstration enthielten.

Casas stieg im Kloster seines Ordens ab und erhielt unverzüglich den Besuch des Vicekönigs und sämmtlicher Räthe seiner Audiencia. Dagegen zeigte er — gewiß unkluger, vielleicht sogar ungerechter Weise — gleich Anfangs deutlich, wie wenig er sich aus diesen Herren zu machen gesonnen und entschlossen sei. Er ließ ihnen nämlich sagen, sie möchten ihm verzeihen, wenn er ihren Besuch nicht erwiedere; sie waren nämlich im Kirchenbann, weil ein Priester in Antequera eine körperliche Züchtigung als Strafe für ein Vergehen erduldet hatte, ohne daß die Audiencia pflichtmäßig über der strengen Beobachtung der für solche Fälle bestehenden gesetzlichen Vorschriften gewacht hätte. Das war aber eine Sache, welche den Bischof von Chiapa nicht berührte, und er hätte ganz füglich, ohne sich, der Kirche, dem Christenthum und den Indianern

das Geringſte zu vergeben, die ganze Geſchichte ignoriren dürfen.

Die Verſammlung oder Commiſſion begann nunmehr ihre Berathungen: ſie beſtand aus ſechs Biſchöfen und einer größeren Anzahl geiſtlicher und weltlicher Autoritäten auf den Gebieten der Gottesgelehrtheit und der Rechtswiſſenſchaft.

Es würde zu weit führen, wenn wir dieſen Berathungen bis in's Einzelne folgen wollten; die nachſtehenden kurzen Mittheilungen werden genügen.

Vor Allem wurden die Principien aufgeſtellt, welche als unverrückbare Grundlagen für alle ſpäteren Berathungen und einzelnen Entſcheidungen dienen ſollten. Bei dieſem hochwichtigen Gegenſtand entfaltete Caſas die ganze ungeheure Macht ſeiner Ueberzeugungstreue und auf ihr fußenden Beredtſamkeit; ſein Sieg war ein ſo vollſtändiger, daß er ſogar die einſtimmige Annahme der von ihm vertheidigten und geforderten Grundſätze durchgeſetzt zu haben ſich rühmen konnte.

Von den acht Principien, welche aufgeſtellt wurden, ſollen hier nur drei als für den Gegenſtand unſerer Betrachtung beſonders wichtig hervorgehoben werden, nämlich die folgenden:

1. Alle Ungläubigen, welcher Religionsgemeinſchaft oder Secte ſie auch immer angehören mögen, haben nach göttlichem, natürlichem und Völkerrecht das volle Eigenthum über ihr ohne widerrechtliche Schädigung Dritter erworbenes Vermögen, und mit dem gleichen, unzweifelhaften Rechtsanſpruch beſtehen auch ihre ſtaatsrechtlichen Einrichtungen, ihre Fürſtenthümer, Königreiche, Aemter, Würden und Gerichtsbarkeiten;

2. der entſcheidende und ausſchließliche Grund, aus welchem der apoſtoliſche Stuhl die höchſte Oberherrlichkeit über Amerika der Krone von Caſtilien und Leon übertragen hat, war und iſt die Predigt des Evangeliums und die Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens, keineswegs aber die Erhebung von Fürſten und Herren zu Reichthümern, Titeln und Machtbefugniſſen, auf welche ſie vorher keinen Anſpruch hatten.

3. Indem der heilige apoſtoliſche Stuhl die ſchon erwähnte Oberherrlichkeit der Krone von Caſtilien und Leon übertrug, beabſichtigte er keineswegs, die natürlichen Könige und Beherrſcher der Indianer ihrer Staaten, Herrſchaften, Gerichtsbarkeit und Würden zu berauben; ebenſo wenig und noch viel weniger beabſichtigte der päpſtliche Stuhl, den Königen von Caſtilien irgend eine Erlaubniß oder Machtvollkommenheit zu ertheilen, durch welche oder in deren Folge die Verbreitung des Glaubens und die Bekehrung der Heidenvölker verhindert, geſtört, verzögert oder beſchränkt werden könnte.

Das war eben eine der größten und herrlichſten Eigenſchaften an Caſas, eine Eigenſchaft, um deren willen er gerade der Welt des heutigen Tages als ein wahres Muſter vorgeſtellt zu werden verdient. Obgleich er ganz und gar erfüllt, getragen und begeiſtert war von ſeinen perſönlichen Ideen und eigenartigen Vorſtellungen, hat er doch niemals vergeſſen, dieſelben in gläubiger Treue anzuſchließen und in unbedingtem Gehorſam zu unterwerfen dem univerſalen Standpunkt und der unabänderlichen Lehre der katholiſchen Kirche. Obgleich begeiſterter Vorkämpfer der Menſchheitsrechte,

„Die am Himmel hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt",

wollte er doch Alles, was er wollte, nur im Geiſte und Sinn der Kirche, welcher er feſt und treu angehörte als eifriger Prieſter, als entſagungsvoller Mönch, als ächt katholiſcher Biſchof. Nichts in ſeinem Leben berechtigt zu dem Argwohn, als habe die einfach natürliche und an ſich ſo liebenswürdige Idee der Menſchenfreundlichkeit ihn jemals ganz in ihre Arme gezogen; im Gegentheil, er war und blieb ein ächter Dominicaner, welcher, durchaus erfüllt von dem übernatürlichen Standpunkt des Chriſtenthums und der katholiſchen Kirche, das Schickſal, die Bekehrung, die Civiliſation der Indianer als einen Beſtandtheil des göttlichen Erlöſungsplanes und ſich

ſelbſt wie alle Gleichgeſinnten als demüthige Mitarbeiter an der Verwirklichung dieſes Planes betrachtete.

Und ſage Niemand: die Erfahrung hat ihn beſiegt und widerlegt. Es iſt richtig: die Mehrzahl der unter ſpaniſche Botmäßigkeit gerathenen indianiſchen Bevölkerungen iſt von der Erdoberfläche verſchwunden; aber ein anderer, bedeutender Theil derſelben hat mit dem Eroberervolk im Lauf der Zeiten ſich zu einem neuen Geſchlechte verbunden, welches zwar, wenn ich mich ſo kühn ausdrücken darf, jetzt noch in ſeinen ſchlimmſten Tölpeljahren ſteht, von dem aber ganz gewiß in kommenden Jahrhunderten die dauernde Civiliſation von Mittel- und Süd-Amerika ausgehen wird. Im Uebrigen möge Jeder thun, wie Caſas that: eifrig ſeine Pflicht thun und demüthig den Ausgang dem unerforſchlichen Willen des Allerhöchſten anheimſtellen.

Die oben aufgeführten drei Sätze enthielten in der That das Weſentliche von Alledem, was Caſas ſeit drei Jahrzehnten gepredigt hatte: ſein Buch „über die einzig erlaubte Art der Bekehrung“ hatte ſich die Durchführung der nämlichen Wahrheiten zum Gegenſtand und Zweck erwählt, und um der nämlichen Wahrheiten willen war er dereinſt im Jahr 1519 vor Kaiſer Karl V. ſo kühn und ſo apoſtoliſch aufgetreten: von dieſen gleichen Wahrheiten war er getrieben und begeiſtert in ſeiner Laufbahn als Diplomat und Coloniſator, als Miſſionär und als Biſchof. In Gemäßheit dieſer Anſchauungen wurden nunmehr die einzelnen, der Verſammlung vorzulegenden Fragen und Fälle, namentlich des Sklavenhandels im Umtauſch gegen Waffen, Thiere und ſonſtige Waaren, unterſucht und abgeurtheilt. Folglich konnte es nicht geläugnet werden, daß Caſas nebſt ſeinen Dominicanern nicht mehr allein ſtand, daß ſie ihre ſtrengen und folgerichtigen Anſichten vertheidigten aus chriſtlicher Begeiſterung und Menſchenliebe, nicht aus bloßer Liebhaberei für die Indianer, am allerwenigſten aus Gehäſſigkeit gegen die Spanier.

Hier war eine Verſammlung von Männern, hervorragend

durch hohe amtliche Stellung, Weisheit und Tugend, die Trefflichſten des ganzen ſpaniſchen Amerika: einſtimmig bekannten ſie ſich zu den Grundſätzen des Biſchofs von Chiapa. Und ſie begnügten ſich nicht mit ihren rein theoretiſchen Erklärungen: ſie arbeiteten in Gemäßheit dieſer Grundſätze ein Formular aus, nach welchem die Beichtväter ſich richten ſollten bei Sündenbekenntniß und Losſprechung aller ſpaniſchen Geſchäftsleute in Amerika, und außerdem eine eingehende und ausführliche Denkſchrift an den König von Spanien und an ſein Miniſterium für Amerika, deren Tendenz dahin ging: „Nachdem der Vollzug der neuen Geſetze in ihrer Geſammtheit ſich als durchaus unausführbar erwieſen habe, möge Seine Majeſtät wenigſtens die in der Denkſchrift einzeln aufgezählten, wichtigſten und weſentlichſten Punkte vollſtrecken laſſen, und auf dieſe Weiſe den unläugbaren, ſchweren Uebelſtänden abzuhelfen ſuchen, an welchen die amerikaniſchen Staaten krankten.“

Allein gleichwohl war auf dieſer in ſo mancher Hinſicht denkwürdigen und dankeswürdigen Verſammlung die eigentliche und unmittelbare Frage der Indianerſklaverei weder mit der Ausführlichkeit noch mit der folgerichtigen Gründlichkeit behandelt worden, welche Caſas wünſchte und wünſchen mußte: und deßhalb erlebte er den Schluß der Verhandlungen in einer bitteren und düſtern Seelenſtimmung. Zu wiederholten Malen hatte er den Vorſchlag gemacht, der Frage auch ganz unmittelbar praktiſch auf den Leib zu rücken: allein es hatte niemals an Vorwänden und Ausflüchten gefehlt, um eine ſolche Verhandlung der aufregendſten und peinlichſten Fragen abzulehnen. Der Biſchof von Chiapa — in ſolchen Fragen immer noch ſo unerfahren wie ein Kind, trug ſein Anliegen dem Vicekönig in Perſon vor und erhielt die bezeichnende, aber gewiß aufrichtige Antwort, daß man über dieſen Gegenſtand aus „Staatsraiſon“, ſagen wir „aus politiſchen Gründen“, zu ſchweigen habe, und daß auf ſeine eigene Anordnung dieſe Frage ungelöst bleiben müſſe.

Damit war in der That geſagt, daß alle theoretiſchen Sätze, Wahrheiten und Verbeſſerungsvorſchläge auch dieſer Verſammlung todtgeboren ſeien.

Caſas gab dem Vicekönig keine unmittelbare Antwort auf ſeine Trauerbotſchaft: allein wenige Tage nachher hatte er Gelegenheit, in deſſen Gegenwart zu predigen. Er predigte über die Stelle des Propheten Iſaias, Kap. 30, V. 9 ff., wo es heißt:

9. „Es iſt ein Volk, das zum Zorne reizet, lügenhafte Kinder, Kinder, die das Geſetz Gottes nicht hören wollen;
10. „Die zu den Sehern ſagen: ſehet nicht! und zu den Propheten: Erſchauet uns nicht, was wahr iſt; ſaget uns Schmeicheleien, erſchauet uns Irrthümer!
11. „Nehmet uns den Weg, lenket ab von uns den Pfad; laſſet den Heiligen Israels weichen von unſerem Angeſichte."

Von dieſer Schriftſtelle machte der Kanzelredner eine ſo beredte und gewaltige Anwendung auf die muthloſe und zweideutige Politik des Vicekönigs, daß dieſer Herr, welcher jeder Zeit gemäßigt und einſichtsvoll geweſen und mit dem herannahenden Alter in mehr als gewöhnlichem Grade gottesfürchtig geworden war, auch die glänzenden Tugenden und die hohe Gelehrſamkeit des Biſchofs von Chiapa immer hoch geſchätzt hatte, ſeiner Mahnung nicht zu widerſtehen vermochte. Er geſtattete ihm daher, innerhalb ſeines Kloſters alle ihm gutſcheinenden öffentlichen Verſammlungen und Berathungen abzuhalten, nicht nur über die Sklavenfrage, ſondern auch über alle möglichen ſonſtigen Punkte, von denen er ein günſtiges Ergebniß für das Wohl der Eingeborenen hoffen zu dürfen glaubte. Auch erbot er ſich, die Ergebniſſe und Beſchlüſſe, welche aus ſolchen Berathungen hervorgehen würden, dem König anzuempfehlen, auf daß dieſelben ernſtlich in Vollzug geſetzt würden. — Eitelkeit, und nichts als Eitelkeit!

Das nächſte Ergebniß dieſer vicekönigliche Gunſt beſtand darin, daß Caſas die Mitglieder der früheren Verſammlung, mit Ausnahme der Biſchöfe, nochmals um ſich vereinigte; die Biſchöfe waren entweder ſchon abgereist, oder, was ſehr wahrſcheinlich iſt, ſie lehnten die Theilnahme an einem praktiſch ſo hoffnungsloſen Unternehmen ab. Nun wurden längere Zeit hindurch öffentliche Verhandlungen und Beſprechungen abgehalten über die Sklaverei der Indianer und Alles, was damit zuſammenhing, über alles grauſame Unrecht, das gegen die Eingebornen ſeit der Zeit der erſten Entdeckungen verübt worden war. Natürlich fielen die Beſchlüſſe eben ſo glänzend im Sinne des Biſchofs von Chiapa aus, als die Hoffnungsloſigkeit irgend einer Verwirklichung auch dem blödeſten Auge einleuchten mußte.

Und gerade dieſes freimüthige, aber erfolgloſe Ausſprechen der Wahrheit und Gerechtigkeit war leider die letzte Arbeit, welche Caſas auf dem Boden Amerika's ſeinen geliebten Indianern zu widmen vermochte. So unerſchütterlich er war und blieb in der Vertheidigung ſeiner Sache, ſo hatte er doch durch ſeinen letzten, mit biſchöflicher Amtsgewalt ausgeführten Verſuch die Einſicht gewonnen, daß es ihm nicht vergönnt ſei, das Ziel ſeiner Wünſche verwirklicht zu ſehen. Die feſte, ſelbſt gefahrdrohende Entſchloſſenheit der geſammten ſpaniſchen Bevölkerung, um keinen Preis ihre Sklaven in Freiheit zu ſetzen, die gegenüber dieſen Geſinnungen und Zuſtänden völlig machtloſe, ſchwankende und unwürdige Politik und Handlungsweiſe der Statthalter und Vicekönige, die Thatſache, daß die neueſte königliche Geſetzgebung ſchlechterdings nirgends in Vollzug geſetzt werden konnte, und endlich der unverholene, grimmige Haß, welchem der Beſchützer der Indianer überall begegnete — all' dieß waren Gründe genug, um ihn zu überzeugen, daß ſeine Rolle ausgeſpielt ſei. Nachdem einmal in ſchweren Stunden der Entſchluß gefaßt war, führte er ihn mit der entſchloſſenen Kraft und Raſchheit ſeines Charakters durch, rüſtete ſich zur

Reise nach Europa, ernannte als seinen Generalvicar den oft und treu bewährten Domcapitular Juan de Perera, und schiffte sich zu Anfang des Jahres 1547 in Veracruz nach Sevilla ein.

Er war 73 Jahre alt geworden und durchkreuzte nun zum letzten Mal den Ocean, über welchen ihn so oft — wenn ich recht zähle, zwölfmal — der heilige Eifer für die Verbreitung des Christenthums und die innigste Liebe zu seinen Mitmenschen getragen hatte. Er war vielfach enttäuscht, hatte furchtbar gelitten, hatte übermenschlich gearbeitet, statt Lohn und Anerkennung nur bittern Groll und Haß geerntet; aber sein Geist war noch frisch, seine Willenskraft ungebeugt, seine Arbeitslust unvermindert, sein Körper kraftvoll und gesund. Gewiß, ein außerordentlicher Mann.

VII.

Letzte Lebensjahre.

Gleich als ob ihm in Amerika nicht die geringste Unannehmlichkeit begegnet wäre, begann Casas unmittelbar nach seiner Ankunft in Europa die Thätigkeit für das Wohl der Indianer auf's Neue. Die spanische Centralregierung war unstreitig wohlwollend und von christlichen Absichten beseelt; sie war nur ungeschickt und verurtheilte ihre eigenen Gesetze und Anordnungen zur Machtlosigkeit, indem sie ihnen nicht den gehörigen thatsächlichen Nachdruck gab. Bei den spanischen Regierungsmännern in Europa hatte Casas seit langen Jahren viel gegolten, und selbst jetzt, trotz aller schweren Mißerfolge, die er seit seiner Ernennung zum Bischof aufzuweisen hatte, gelang es ihm, bald diese, bald jene Regierungsmaßregel anzuregen oder durchzusetzen, die auf das Wohl der Indianer wenigstens *berechnet* war. Casas untersuchte nicht, ob und welchen praktischen Werth solche Anordnungen im einzelnen Falle haben würden: vertrieben von dem Schauplatz seiner Thaten und

Arbeiten, ſuchte er die Wirkſamkeit für ſein Ideal da auf, wo er ſie noch finden konnte, und verſchmähte in unermüdlicher Liebe und Gewiſſenhaftigkeit, als ein wahrhaft getreuer Arbeiter, ſelbſt das geringſte Erreichbare nicht. So wurde die willkürliche Abſetzung der bekehrten Indianerhäuptlinge oder Caziken durch die ſpaniſchen Beamten verboten und der Rückerſatz des ihnen abgenommenen Vermögens, ſowie die Wiedereinſetzung der Abgeſetzten und Vertriebenen in ihre frühere Würde anbefohlen — gewiß mit außerordentlich geringem Erfolge; es wurden die Miſſionäre in Schutz genommen gegen die Chikanen und Verfolgungen der Sklavenbeſitzer, bei welcher Gelegenheit Caſas in ſeinem ſtets gleichen Freimuth an den Kaiſer ſchrieb, der einzige Zweck und Rechtsgrund ſeiner Herrſchaft in Amerika ſei die Ausbreitung des Chriſtenthums, für welche die Vorſehung ſich Seiner Majeſtät als ihres Werkzeuges zu bedienen für gut finde. Der Schutz der Miſſionäre war aber um ſo nothwendiger, als die Sklavenhalter, um der Erfüllung ihrer Pflichten auch auf dieſem Gebiete gänzlich zu entgehen, ein wahrhaft empörendes Mittel gefunden hatten. Sie ſtellten nämlich auf ihren ausgedehnten Beſitzungen den, leider damals ſehr zahlreichen, Auswurf des Weltclerus als angebliche Seelſorger an, und verwehrten alsdann den Miſſionären, namentlich den Dominicanern, den Zutritt zu den Indianern unter dem Vorwand, die letzteren hätten ja ſchon ihre Prieſter, es ſei ja für ihr Seelenheil auf das Beſte geſorgt.

In der That und Wahrheit aber waren dieſe von den Sklavenbeſitzern angeſtellten Weltgeiſtlichen ſehr oft nicht nur gänzlich unwiſſende und höchſt unſittliche Menſchen, die entweder als Abſchaum der Geſellſchaft von Spanien herüberkamen oder in Amerika ſelbſt mit wahrhaft barbariſcher Fahrläſſigkeit der Biſchöfe die Weihen erhalten hatten, ſondern ſie gaben ſich ſogar dazu her, als Sklavenaufſeher die Einkünfte ihres Prieſteramts zu vermehren. Was aber ein ſolcher Aufſeher oder Calpixque in Wirklichkeit war, das ſagt uns

Casas in einer seiner Denkschriften mit folgenden erschütternden Worten:

„Außer Alle dem, was die Indianer auszustehen und zu dulden haben, um den Spanier zufriedenzustellen, welchem sie ‚anempfohlen' sind, wird noch in jedem Dorfe ein wahrer Henker über sie gesetzt unter dem Namen Calpixque. Das ist der Mann, welcher die Indianer auspeitscht und durchprügelt und mit den empörendsten Martern peinigt; der Mann, welcher sie zu Grunde richtet durch die unausgesetzten maßlosen Arbeiten, die er ihnen auferlegt; der Mann, vor welchem keine Frau und kein Mädchen sicher ist und der den armen Leuten ihren letzten übriggebliebenen Reichthum, ihre Hühner, wegfrißt. Damit sie aber wegen solch' ungeheurer Qualen und Mißhandlungen nicht Klage und Beschwerde führen, droht er ihnen mit einer Anklage wegen Götzendienerei, und sie dulden weiter, um nicht verbrannt zu werden."

Und ein solches Amt bekleideten Priester, und gegen solche Menschen mußte Casas die Indianer von Europa aus durch seine Ordensbrüder zu schützen suchen. Die Regierung verordnete, was er beantragte, aber mit welchem Erfolge, weiß ich wahrlich nicht.

Außer diesen fortgesetzten Bemühungen, dem Wohle der Indianer durch seinen Einfluß in spanischen Regierungskreisen zu dienen, fällt in die ersten Jahre nach Casas' Rückkehr in die alte Welt auch sein berühmter Streit mit Sepúlveda.

Doctor Juan Ginés de Sepúlveda, von dem geistreichen Amerikaner Ticknor in seiner spanischen Literaturgeschichte mit Recht als „einer der ersten spanischen Gelehrten und Sophisten seiner Zeit" bezeichnet, war neben dem schon früher gelegenheitlich von uns besprochenen Oviedo der thätigste und gefährlichste Gegner des Bischofs von Chiapa in seinem europäischen Wirkungskreise. Er stand in Gunst bei Kaiser Karl V. und erhielt von demselben den Auftrag, die Ereignisse seiner Regierungszeit geschichtlich zu bearbeiten. Er hat diese

Aufgabe gelöst, und zwar, wie es scheint, zur Zufriedenheit des Monarchen; übrigens wurde das Werk zum ersten Mal im Jahr 1780 gedruckt. Allein er war auch sonst literarisch thätig und galt eben nach dem Geschmack seiner Zeit als ein hochbedeutender Geist. Seine Kenntnisse umfaßten die Theologie, die Philosophie, die Rechts- und Staatswissenschaften, die antike und moderne Literatur, und all' diesem außergewöhnlichen Apparat von Gelehrsamkeit stand noch die Eigenschaft eines mit glänzender Rednergabe ausgestatteten Debatters zur Seite. Sepùlveda widmete den amerikanischen Fragen, insbesondere der Frage nach der Berechtigung der spanischen Eroberungskriege und der Indianersklaverei, die angestrengteste Aufmerksamkeit, und es liegt meines Erachtens kein genügender Grund vor, zu glauben, wie Casas glaubte, er sei von den amerikanischen Spaniern bestochen oder bezahlt worden; wir wollen zu seiner Ehre annehmen, was man bis zum vollen Beweis des Gegentheils von jedem Nebenmenschen voraussetzen sollte, daß er nämlich aus wahrer Ueberzeugung gehandelt habe. Er gelangte zu Ergebnissen, welche dem Systeme des Bischofs von Chiapa schnurstracks entgegengesetzt waren.

In seinem Gespräche: „Democrates" stellte er unter Anderem folgende Sätze auf:

1. Von Ungerechtigkeit kann nicht die Rede sein, wenn der Stärkere Denjenigen sich unterwirft, welcher durch das Geschick und durch sein ganzes Wesen bestimmt und berufen ist, Andern zu gehorchen.

2. Die Indianer sind von Natur Sklaven, Barbaren, ungebildet und bildungsunfähig; wenn sie sich also weigern, anderen, vollkommener ausgebildeten Menschen zu gehorchen, so ist es gerecht, sie auf dem Wege der Gewalt und des Krieges zu unterwerfen, gerade so wie der Stoff unter die Form, der Körper unter den Geist, die Sinnlichkeit unter die Vernunft sich beugen soll und muß.

Dieser „Democrates", eine sorgfältige und meisterhafte Ar-

heit, vertrat in Wahrheit die überwiegende politische Ansicht der damaligen spanischen Nation, während Casas auf dem allein richtigen Standpunkte des Christenthums und der Kirche stand. Immerhin war Sepùlveda's Auftreten für Casas gefährlich gegenüber dem Publikum, wenn er auch gerade damals die Regierung auf seiner Seite hatte. Diese Regierung verweigerte dem Buche sogar die damals nothwendige Druckerlaubniß auf Grund der Gutachten mehrerer Universitäten. Allein Sepùlveda, der einen bedeutenden Theil seines Lebens in Italien zubrachte, so daß er fast eben so sehr Italiener wie Spanier war, wußte diese Druckerlaubniß in Rom zu erlangen, und zwar veröffentlichte er das lateinisch geschriebene Buch zunächst in Form einer Vertheidigung gegen die Censur des Bischofs von Segovia, aber gleichwohl unter Mittheilung des vollständigen Textes. Zugleich bearbeitete er einen in spanischer Sprache geschriebenen, für das gewöhnliche, ja ungebildete Publikum berechneten Auszug aus dem größeren Werke, der natürlich weit gefährlicher war als dieses.

Gerade um diese Zeit war der Bischof von Chiapa nach Europa zurückgekehrt und beschloß sofort, gegen den neuen, weder schwachen noch ungefährlichen Gegner in die Schranken zu treten.

An eigentlich wissenschaftlicher Gelehrsamkeit, an rednerischer Kunst und Methode, an Feinheit und Eleganz der Sprache war ihm Sepùlveda überlegen. Casas, der Mann unermüdlicher Thaten und Arbeiten, der fast immer, mit Ausnahme seiner ersten Klosterjahre, nur gelegenheitlich und nebenbei den Wissenschaften obliegen konnte, mußte sich in diesem neuen Kampfe einfach und vollständig verlassen auf die Kraft der Wahrheit und auf die Beredtsamkeit der Begeisterung.

Er schrieb und veröffentlichte eine Vertheidigung der Indianer zur Widerlegung der zwei Hauptgrundsätze Sepùlveda's, und zeigte hierin mit allem Aufwand seiner Beredtsamkeit und seiner überreichen Erfahrungen, daß gerade die

Anſchauungen ſeines Gegners es ſeien, durch deren furchtbare praktiſche Befolgung der Tod vieler Hunderttauſende von Menſchen, die vollſtändige Vernichtung ganzer Volksſtämme, die Verödung und Verwüſtung von mehr als zweitauſend Meilen Küſtenlänge herbeigeführt worden ſei. Er zeigte dem gelehrten Herrn Doctor, daß er bei aller Gelehrſamkeit eben doch dießmal über einen Gegenſtand geſchrieben habe, den er nicht verſtehe, deſſen er nicht mächtig ſei; daß ihm ſowohl die Thaten der Eroberer, als auch die Leiſtungen der friedlichen Glaubensboten nur höchſt ungenau bekannt ſeien, daß er namentlich über Charakter, Sitten, Eigenſchaften, Zuſtände der Eingebornen nur ganz armſelig und nothdürftig, namentlich aber höchſt einſeitig und parteiiſch unterrichtet ſei. Er bewies den Widerſpruch, in welchem ſich die Anſichten ſeines Gegners mit dem Naturrecht, mit der Menſchenliebe, vor Allem aber mit dem Chriſtenthum, mit der Lehre und Uebung der Kirche befänden. Er wies ferner nach, daß auch die verſchiedenen Mord- und Blut-Thaten der Indianer nur vereinzelte Acte der Rache ſeien gegen vorher begangene Grauſamkeiten und Schandthaten der Europäer. Was aber den Eifer Sepúlveda's anbelangt, die Leute nöthigenfalls mit Gewalt zu Chriſten zu machen, ſo richtete Caſas folgende kurzen, aber gewiß treffenden Worte an ſeinen Gegner:

„Der Herr Doctor braucht nicht glaubenseifriger zu ſein, als der liebe Gott ſelbſt; er braucht ſich nicht mehr zu beeilen mit der Bekehrung der Sünder, als unſer Herr und Heiland. Der Herr Doctor begnüge ſich, dem Beiſpiele des Heilandes zu folgen, er begnüge ſich mit derjenigen Art und Weiſe, die Menſchen zu bekehren, welche der Heiland ſelbſt eingeſetzt und angeordnet hat, nämlich mit der friedfertigen, auf Hervorbringung wahrer, innerer Ueberzeugung gerichteten Lehre und Predigt des Evangeliums. Fern aber bleibe von uns jene andere, angebliche Art der Glaubensverbreitung, welche der Teufel erfunden und ſein Nachahmer und Apoſtel Mohamed mit be-

ständigen Kriegen, unabsehbarem Elend und unendlichem Blutvergießen in der Wirklichkeit der Geschichte ausgeführt hat."

Die öffentliche Meinung war durch den Streit zwischen Casas und Sepúlveda auf's Höchste erregt: die Frage, um welche es sich handelte, war in der That die Frage nach der Zukunft Spaniens, und wenn dieses Land und Volk jetzt, nach dem Verlust beinahe aller seiner amerikanischen Besitzungen, und nach Begehung beinahe aller denkbaren revolutionären und antirevolutionären Fehler, leider machtlos und erniedrigt in Europa dasteht, so liegt der Grund davon zu einem großen Theil in dem Umstand, daß die Indianerfrage damals nicht im Sinne von Casas entschieden ward.

Die damalige Regierung übrigens nahm an der Sache so regen und lebendigen Antheil, daß sie eine eigene Commission aufstellte, die, wie immer in solchen Fällen, aus Juristen und Theologen zusammengesetzt war und in feierlicher Sitzung unter Vorantritt des „obersten Rathes für Indien" die beiden literarischen Kämpfer persönlich und mündlich anhören, schließlich aber die streitigen Fragen förmlich entscheiden sollte.

Zuerst wurde Doctor Sepúlveda angehört, welcher sein Möglichstes leistete, um den Sieg für seine Grundsätze und für deren praktische Befolgung zu erlangen. Sodann las Casas an fünf aufeinanderfolgenden Tagen statt mündlichen Vortrags, zu welchem der an Zahlen und sonstiger Statistik überreiche Stoff sich nicht wohl eignete, seine bereits veröffentlichte Streitschrift vor. Hierauf ertheilte die Versammlung dem berühmten Theologen Domingo de Soto den Auftrag, einen Auszug oder Bericht auszuarbeiten und vorzulegen über die hauptsächlichsten, von den beiden Gegnern vorgetragenen Gründe und Gegengründe; dieser Bericht wurde denselben mitgetheilt, um ihre etwaigen Gegenbemerkungen zu machen. Allein eine Entscheidung erfolgte nicht, und es läßt sich nicht läugnen, daß die Commission auch ihre guten Gründe dafür geltend zu machen vermochte, daß sie keine Entscheidung gab.

Der Hauptgrund bestand wohl in der sich immer mehr Bahn brechenden Ueberzeugung, daß solche theoretischen Entscheidungen zu nichts taugten und zu nichts führten, weil in der That das Schicksal des spanischen Amerika bereits im Sinne der „Eroberer" thatsächlich, gewaltsam und unwiderruflich entschieden war.

Sodann aber wagte die Commission es offenbar nicht, sich entschieden für Casas auszusprechen.

Sie handelte in diesem Falle nichts weniger als muthig, nichts weniger als lobenswerth: allein die Pflicht unparteiischer Wahrhaftigkeit gebietet doch, auch gegenüber dem bestverdienten Lobe unseres Casas, die Gründe wenigstens kennen zu lernen, von welchen die Commission bei ihrem schwachmüthigen Verhalten geleitet war oder doch geleitet zu sein glaubte. Die ganz gewiß richtige Lehre des Bischofs von Chiapa lief eben, im Grunde genommen, darauf hinaus, daß jede spanische Eroberung in Amerika wesentlich rechtswidrig und nur durch das höchststehende Ziel der Verbreitung des christlichen Glaubens gerechtfertigt sei: diesen Standpunkt hatte er namentlich in seiner „Anweisung an die Beichtväter" im strengsten Sinn des Wortes festgehalten, und es war sicherlich nicht schwer, diese Lehren und ihren Vertheidiger als staatsgefährlich anzuschwärzen: denn der bloß rechtliche und politische Gesichtspunkt, aus welchem die spanische Herrschaft über Amerika von den „Eroberern" und von Sepúlveda begründet werden wollte — er war damit rein vernichtet. Dazu kamen ferner die Hetzereien und Anklagen, welche die Stadt und das Domcapitel Ciudad-Real durch ihren Bevollmächtigten, den Domcapitular Gil Quintana, unablässig betrieben. Das war jener Dombecan von Chiapa, jener ungetreue und ungehorsame Priester, der in der Fastenzeit des Jahres 1545 durch offenkundige Empörung gegen seinen Bischof alle später eingetretenen ärgerlichen und gewaltsamen Ereignisse vorbereitet und veranlaßt hatte. Während Casas in Mexico verweilte, demüthigte er sich vor dem Bischof und bat um Los-

ſprechung von der über ihn verhängten Kirchenſtrafe. Nichts war leichter zu erlangen, als die Gewährung einer ſolchen Bitte von dem liebenswürdigen Herzen eines Caſas; er war unfähig zu irgend einem Groll und bat den Losgeſprochenen herzlich, ſich zu beruhigen und nunmehr zu ſeiner Kirche zurückzukehren. Sobald aber Quintana durch die erlangte Losſprechung in den Stand geſetzt war, überall öffentlich aufzutreten, benutzte er jede Gelegenheit, um den Biſchof bei dem Publikum und bei den Behörden anzuſchwärzen und anzuklagen. Ja, als es gewiß war, daß Caſas die Reiſe nach Europa angetreten hatte, ließ Quintana ſich von Gemeindebehörde und Domcapitel zu Ciudad-Real Vollmachten ausſtellen, um als ihr Abgeordneter am ſpaniſchen Hofe gegen die Zerrüttung aller Verhältniſſe aufzutreten, welche Caſas durch ſein Verhalten in Bezug auf das Sacrament der Buße hervorgerufen habe.

Von dieſer Vollmacht hat Quintana den denkbar ausgiebigſten Gebrauch gemacht. Er war unermüdlich thätig, um die Reſignation ſeines Biſchofs, ſo weit es auf ihn ankam, zur Nothwendigkeit zu machen; als er ſein Ziel erreicht und in Europa noch einige Zeit darob triumphirt hatte, kehrte er nach Amerika zurück und fand unterwegs in den Wogen des Oceans ſein Grab.

So traurig nun dieſer Vertreter der dem Biſchof von Chiapa entgegengeſetzten Richtung war, immerhin blieb die Sache der Regierung ſo bedenklich und dem ſpaniſchen Volk ſo verhaßt, daß Caſas amtlich aufgefordert wurde, vor dem Rathe für Indien nähere Aufklärungen über ſeine Lehre und die ihr entgegenſtehenden Zweifel zu geben. Damit war die unfreundliche Mahnung verbunden, er möge ſich mit ſeiner Arbeit beeilen, weil ſeine Erklärungen unverzüglich dem Kaiſer vorgelegt werden müßten. Caſas legte alſo einfach die genau formulirten Sätze, für welche er ſein ganzes Leben lang gekämpft hatte, der mit dieſen Sätzen ſo genau bekannten und ihrem Urheber früher ſo freundlich geſinnten Behörde ohne jegliche nähere Be-

gründung vor; die Begründung und den Beweis, so sprach er sich aus, wolle er nachträglich in einem besonderen Buche liefern, was er auch bald nachher in seiner „Beweisführung" wirklich gethan hat. Die Zusammenstellung seiner Thesen aber beschloß er mit folgenden bezeichnenden Worten:

„Dieß ist es, erlauchte Herren, was ich empfinde und denke seit 49 Jahren, während welcher ich das Unrecht in Amerika angeschaut, und seit 34 Jahren, während welcher ich das Recht als Abhilfe des Unrechts studirt habe."

Der grundsätzliche Anstoß, an welchem seine Bestrebungen schließlich auch bei der wohlgesinnten spanischen Regierung in Europa scheiterten und scheitern mußten, bestand eben darin, daß Casas mit einem Freimuth ohne Gleichen und mit einer Aufrichtigkeit, die von keinem Hinterhalt etwas wußte, die Souveränetät des Königs von Spanien über seine amerikanischen Länder ausschließlich von der pflichtgemäßen und ächt christlichen Erfüllung des Berufs als Glaubensboten abhängig machte. Dadurch verstieß er natürlich in erster Reihe gegen die „Eroberer-Politik", in zweiter Reihe aber auch gegen dasjenige, was sich „spanischer Nationalpatriotismus" nannte; und aus diesem letzteren Grunde sah sich auch die Regierung genöthigt, ihn schließlich fallen zu lassen und den ächtesten Apostel der Menschenliebe und des Christenthums seinen ergrimmten Gegnern wenigstens thatsächlich und insofern zu opfern, daß sie ihm keinen Einfluß mehr auf die Regierung Amerika's gestattete. Allein seine hohen Jahre, seine tadellose Persönlichkeit, seine heldenmüthigen Tugenden schützten ihn vor jeder Verfolgung, und wahrscheinlich war es besonders das persönliche Interesse Kaiser Karls V. an seinem genialen und unermüdlichen Hofkaplan, was ihn allen seinen Feinden gegenüber sicherstellte.

Einer entgegengesetzten Ansicht huldigte offenbar ein Mann, der den resignirten und hochbetagten Bischof von Chiapa in den letzten Jahren seines Lebens mit grimmigem und grundlosem

Haſſe verfolgt hat; ich meine den Franciscaner-Mönch Toribio Motolinia (das letztere Wort hatte in der mexicaniſchen Urſprache die Bedeutung von „arm" und war von dem Inhaber des Namens mit offenbarer Coquetterie dem eigenen vorangeſtellt worden). Dieſer Mönch war mit Anderen ſeines Ordens auf Antrag des Entdeckers von Mexico, Cortès, hinübergeſchickt worden und kurz nach der Einnahme der Hauptſtadt in dem großartigen Lande angekommen. Toribio ragte unter ſeinen Mitbrüdern hervor durch die Strenge ſeiner klöſterlichen Uebungen und Tugenden, durch ſein entſchiedenes Talent als Prediger, und überhaupt durch ſeine bedeutende geiſtige Begabung. Im Laufe der Zeit erwarb er ſich beträchtliche und gründliche Kenntniſſe in der Geſchichte und in den Alterthümern des Landes, gab auch verſchiedene Schriften über dieſe Gegenſtände heraus, welche von den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern jener Zeit mit Ehre und Auszeichnung genannt und angeführt werden. Im höchſten Grade aber zeichnete er ſich aus durch ſein edelmüthiges und aufopferungsvolles Verhalten gegen die Indianer: was er nur hatte oder aufzubringen wußte, das verſchenkte er an ſie, und oft ſah man ihn ohne alle und jegliche Nahrung ausharren, um hungernden Indianern das Wenige zu geben, was er für ſich ſelbſt bekam. Daß ein ſolcher Mann ſich gegen Caſas und ſeine Lehre ausſprach, daß er ſich ſogar mit leidenſchaftlicher Heftigkeit dagegen ausſprach, das war ein Triumph für die Gegner des Biſchofs von Chiapa, ein tiefkränkender Schmerz für ihn ſelbſt, und jedenfalls ein Gegenſtand des höchſten Erſtaunens für das geſammte, mit der amerikaniſchen Frage fortwährend lebhaft beſchäftigte ſpaniſche Publikum.

Um die Sache vollſtändig zu verſtehen, muß man ſich mit der entſchiedenſten Neigung zur Nachſicht ganz in die Zuſtände jener Zeit verſenken: man muß ſich vor Allem erinnern des leidigen, oft ſogar neidigen Gegenſatzes, in welchen die beiden Orden der Dominicaner und Franciscaner ſchon ſo frühe hinſichtlich der

Beurtheilung und Behandlung der amerikaniſchen Eingebornen gerathen waren: dazu kam dann insbeſondere bezüglich der mexicaniſchen Dinge die außerordentliche Verehrung, welche den Franciscanern von Cortès und ſeinen Miteroberern beſtändig erwieſen ward; endlich läßt es ſich ſehr leicht denken, daß die Antipathie der Franciscaner gegen die Dominicaner und deren hervorragendſten Führer Caſas eben ſo gut auf wirklicher Ueberzeugung beruhte, wie ſonſt noch ſo Vieles im menſchlichen Leben auf Ueberzeugung beruht und doch verkehrt iſt. Freilich die Art ſeines Auftretens wird durch alle dieſe Gründe nicht im Mindeſten entſchuldigt.

Toribio reichte im Jahr 1555 unmittelbar beim König eine Vorſtellung ein, in welcher unter dem Vorwande einer Vertheidigung der Eroberer, Statthalter, Sklavenbeſitzer und Sklavenhändler die heftigſten perſönlichen Angriffe gegen Caſas gerichtet wurden, welchem Toribio an der allgemeinen Verbitterung und Verwilderung der ſpaniſch-amerikaniſchen Zuſtände bei weitem die größte Schuld beimaß. Wir wiſſen nicht, ob und in welchem Grade Caſas perſönlich unter dieſem neuen Angriff gelitten hat: ſicher iſt, daß er ihn nicht beantwortete. Er mußte es, nach der Rolle, die er im Leben geſpielt hatte, begreiflich finden, wenn man ihm bis zum Tode keine Ruhe ließ.

Caſas hatte im Jahr 1550 auf ſein Bisthum förmlich verzichtet, und durch ſeinen Einfluß war ſein Freund und Ordensbruder Thomas Caſillas auch ſein Nachfolger geworden, ein Mann, der als Superior der Miſſionäre Caſas auf ſeiner letzten Reiſe nach Amerika begleitet und ſeither in Bekehrung der Indianer rüſtig gearbeitet hatte.

Seit dieſer Zeit zog Caſas ſich in das Dominicanerkloſter zum hl. Gregor in Valladolid zurück, und auch dahin begleitete ihn ſein getreuer Freund und Lebensgefährte, Pater Rodrigo de Ladrada. Hier ruhten ſie nun während ihrer letzten Jahre aus von den ſchweren Strapazen ihres Lebens, welches Beide, der Eine in gewaltiger Kraft, der Andere in liebevoller

Demuth und Untergebenheit, den höchſten Idealen des Chriſtenthums gewidmet hatten. Gebet, Mahlzeit, Spaziergang, Alles war den beiden hochbetagten Männern gemeinſam. Und obgleich es gewiß war, daß ſie nicht mehr große Thaten zu Gunſten der von ihnen vertheidigten Sache auszuführen im Stande ſein könnten, ſo war ihre Gewiſſenhaftigkeit doch ängſtlich genug, um ihnen ſelbſt dieſe nothgedrungene Ruhe vorzuwerfen. Ladrada war zugleich der Beichtvater ſeines Biſchofs; der Erſtere war mit der Zeit ziemlich taub geworden und ſprach in Folge deſſen ſehr laut. Da iſt es denn mehr als einmal geſchehen, daß man, ohne es zu wollen, hören mußte, wie der Pater im Bußgericht zu ſeinem biſchöflichen Pönitenten ſagte: „Biſchof, Ihr fahret ſicherlich zur Hölle, denn Ihr thut nicht für die unglücklichen Indianer, was Ihr könntet und wozu Ihr verpflichtet ſeid.“

Uebrigens blieb Caſas bis in's höchſte Alter körperlich und geiſtig bei rüſtiger Kraft; auch war ſeine Kloſterruhe keineswegs eine ſo vollſtändige, wie ſein geſtrenger Beichtvater ſie aufgefaßt zu haben ſcheint. Allerdings widmete er ſich in erſter Reihe und mit dem Begeiſterungsfeuer eines Novizen den ſtrengen Verpflichtungen ſeines Ordenslebens; allein nebenher arbeitete er unermüdlich an ſeinem umfaſſenden amerikaniſchen Geſchichtswerke weiter, und wurde auch, trotz allem Vorgefallenen, in zahlreichen Fällen amerikaniſcher Geſchäftsangelegenheiten von der Regierung zu Rath gezogen und förmliche Gutachten von ihm erhoben.

Und dieſe letztere Thätigkeit war keineswegs immer ohne Erfolg; manche verkehrte Maßregel ward durch ſeinen Rath abgewendet, manches beſtimmte und bedeutende Gute in Amerika gewirkt, und zwar nicht nur für die indianiſche, ſondern auch für die gegen Caſas ſtets ſo liebloſe ſpaniſche Bevölkerung.

So wollte die Regierung im Jahr 1566 die „Audiencia der Grenzlande“, welche ſchon früher von Gracias-á-Dios nach Guatemala verlegt worden war, noch weiter hinweg nach Panamà verlegen. Die Bewohner der ausgedehnten Gegenden, welche durch dieſe Maßregel einer oberſten Regierungs- und

zugleich Gerichts-Behörde ſo zu ſagen vollſtändig verluſtig gehen ſollten, wandten ſich, von der Regierung zunächſt abgewieſen, an den zweiundneunzigjährigen Biſchof im Dominicaner-Kloſter zu Valladolid um Hilfe. Da vergaß er Alter und Schwäche und eilte perſönlich nach Madrid, wo er auch in der That als Lohn der weiten und beſchwerlichen Reiſe die Wiederherſtellung der Audiencia von Guatemala bei der Regierung durchſetzte; ſo groß war ſeine geiſtige Kraft und die Gewandtheit ſeiner Rede noch in einem Alter, das wahrlich die äußerſten Grenzen des menſchlichen Daſeins erreicht hatte. Die ächte Demuth des Ordensgeiſtes, mit welcher der hochberühmte Mann ſich dem Kloſterleben und allen ſeinen Strengheiten unterworfen hatte, ſie belohnte ſich auf's Schönſte, indem ſie ihm die Fähigkeit erhielt, bis in die letzten Tage ſeines Lebens als wirkſamer Wohlthäter aufzutreten für das geliebte, jetzt von ihm ſo weit entfernte Land, deſſen Glück die ganze Aufgabe ſeines irdiſchen Daſeins geweſen war.

Allein auch dieſes, durch eine Fülle außerordentlicher Kraft ausgezeichnete und geſegnete Leben mußte ſich endlich beugen vor dem Tod, der auch den kühnſten Geiſt mit furchtbarer Gewalt erinnert, daß er ein Geſchöpf iſt. Mitten in der Freude, den centralamerikaniſchen Provinzen eine große Wohlthat erwieſen zu haben, wurde Caſas, noch in Madrid, wo er im Dominicanerkloſter Atocha weilte, von ſeiner letzten Krankheit ergriffen; ſie iſt zugleich die erſte, von welcher ich im Leben dieſes kerngeſunden Mannes irgend eine Nachricht gefunden habe. Ueber ſeine letzten Tage iſt mir nichts Einzelnes bekannt geworden: er ſtarb im Atocha-Kloſter am 31. Juli 1566, im Alter von vollen 92 Jahren. Er wurde begraben in der großen Kapelle der Mutter Gottes, der „Mutter der ſchönen Liebe", welcher er gedient hatte ſein Leben lang. Unermüdliche Menſchenliebe und opferwillige Demuth — welch' hohe Tugenden! Sie hatte er geübt, in ihnen war er zum vollendeten Muſter geworden. Wer fühlt ſich im Stande, gegenüber ſolchen Eigen-

ſchaften und ihren entſprechenden Leiſtungen mit Splitterrichterei zu verweilen bei den Gebrechlichkeiten, die jeder menſchlichen Kraft und Thätigkeit unabweisbar aufgeprägt ſind? Keine minder ehrenvolle Handlung, keine Spur einer unedlen Geſinnung befleckt die Erinnerung an dieſen großen Mann.

Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück.

Ich will kein beſonderes Kapitel beginnen, ſondern nur einige um der Vollſtändigkeit willen unerläßliche Worte meinem Lebensbilde von Caſas hinzufügen über ihn in ſeiner Eigenſchaft als Schriftſteller.

Wer immer dem Lebensgange dieſes Apoſtels der Menſchlichkeit mit einiger Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, der wird es überhaupt erſtaunlich finden, daß der Mann der That und des unabläſſig auf ihn einſtürmenden Lebens auch noch Zeit gefunden hat, die Feder in die Hand zu nehmen. In der That hat Caſas, abgeſehen von ſeinen letzten wie von ſeinen erſten Kloſterjahren, alle ſeine zahlreichen, zuweilen recht langſamen Reiſen über den Ocean zu unausgeſetzten Studien und zu unabläſſiger ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit benutzt; keinen Weg wollte er unbenutzt laſſen, um ſeinen hohen und heiligen Ideen Eingang zu verſchaffen in die Gemüther ſeiner hartherzigen Zeitgenoſſen. Die glühende Begeiſterung, von welcher Caſas erfüllt war, drückte ſeinen Schriften den Stempel der Genialität, der höchſten Lebendigkeit, der unmittelbarſten Anſchaulichkeit auf; dieſen herrlichen Eigenſchaften gegenüber konnte es aber unter den Eindrücken eines ſo wechſelvollen, ſtürmiſchen, drangſalreichen Lebens auch ebenſo wenig fehlen an gar manchen Spuren von Eilfertigkeit, Zerſtreutheit, Flüchtigkeit und Uebereilung. Es muß jedoch bemerkt werden, daß ein abſchließendes und vollſtändig gerechtes Urtheil über Caſas als

Schriftsteller gar nicht möglich, wenigstens zur Zeit nicht möglich ist, indem, Dank einer nur in Spanien möglichen Trägheit, eine große Anzahl seiner Schriften noch gar nicht gedruckt und also nur wenigen gelehrten Männern zugänglich ist, welche mit der gleichen warmen Liebe für die spanische Nation und ihre großen Männer zugleich ein freundlicheres Lebensglück verbinden, als es dem Verfasser dieses armen Büchleins beschieden ist.

Im Einzelnen erlaube ich mir nur sehr geringe Ansprüche an die Geduld meiner freundlichen Versammlung von Lesern und Leserinnen.

Gedruckt, und zwar schon im Jahr 1552 in Sevilla zusammen gedruckt, besitzen wir von Casas folgende Schriften:

1. Die (schon früher besprochene) Kurze Berichterstattung über die Verwüstung Amerika's, unstreitig das berühmteste, mit einer glühenden Feder geschriebene Werk unseres Helden.

2. Dreißig juristische Sätze über die rechtliche Grundlage der königlich spanischen Herrschaft in Amerika. Wir kennen diese Frage in ihrem ganzen Zusammenhang zur Genüge.

3. Streitschrift gegen den Doctor Sepúlveda über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der spanischen Eroberungskriege gegen die Indianer.

4. Gutachten des Bischofs von Chiapa über die Sklavenfrage in Amerika, verfaßt im Auftrag der spanischen Regierung.

5. Auszug aus einer Vorstellung an den Kaiser über 16 Mittel zur Verbesserung der amerikanischen Zustände (im Jahr 1542).

6. Rathschläge und Anweisungen für die Beichtväter Amerika's.

7. Eine spätere Vertheidigung der gefahrvollen, unter Ziffer 2 angeführten Schrift.

8. Untersuchung der Frage, ob Könige und Fürsten berechtigt sind, ihre Unterthanen an Privatpersonen in irgend einer Weise zu veräußern.

Schon dieſe Schriften haben genügt, um für Caſas neben all' ſeinen ſonſtigen Leiſtungen den unſterblichen Ruhm als ein großer Schriftſteller der ſo großartigen ſpaniſchen Literatur zu begründen; in noch höherem Grade würde dieß ohne Zweifel der Fall ſein, wenn auch ſeine noch ungedruckten Werke veröffentlicht wären, über die ich natürlich nur dem Hörenſagen nach einige flüchtige Bemerkungen machen kann:

1. Das hochwichtige Büchlein „Ueber die einzig erlaubte Art der Bekehrung zur wahren Religion" iſt wahrhaft unbegreiflicher Weiſe meines Wiſſens noch nie gedruckt worden; es muß geradezu das eigentliche Weſen, den innerſten Kern der Gedankenwelt des Biſchofs von Chiapa enthalten.

2. Eine Schrift über „Die Schätze Amerika's" iſt mir ihrem Inhalte nach gar nicht näher bekannt.

3. Eine Anzahl von Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der indianiſchen Frage.

4. Vertheidigung der Indianer hinſichtlich ihrer natürlichen und geiſtigen Eigenſchaften, und Schilderung ihres Landes und ihrer Sitten; endlich aber iſt dem geſammten Inhalte nach meines Wiſſens bis auf den heutigen Tag ungedruckt ſein großes Hauptwerk:

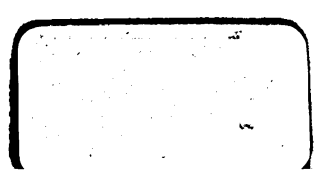
5. Allgemeine Geſchichte Indiens (d. h. Amerika's) vom Jahr 1492 bis 1520. Dieſes umfaſſende Buch begann Caſas i. J. 1527, vollendete es i. J. 1561, und verfügte letztwillig, daß kein Theil desſelben früher als 40 Jahre nach dem Tode des Verfaſſers veröffentlicht werden ſolle. Das Werk des Biſchofs von Chiapa iſt die Hauptquelle für alle ſpäteren Geſchichtſchreiber über den nämlichen Gegenſtand geworden, und die Ehre der vollſtändigen Veröffentlichung wurde ihm wahrſcheinlich nur deßhalb nicht zu Theil, weil es größtentheils wörtlich in die verſchiedenen ſpäteren Werke übergegangen iſt. Es umfaßt im Manuſcript drei große Folio-Bände, und es wäre in jeder Hinſicht ein verdienſtvolles Unternehmen, dieſe

großartige Reliquie endlich einmal vollſtändig an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen.

Ich ſchließe. Es iſt mir nicht gegeben, am Schluſſe eines Buches noch viel Pathetiſches über deſſen Inhalt und Gegenſtand zu ſagen. Im vorliegenden Falle iſt es deutlich genug, daß ich, geleitet durch das thatenreiche Leben des Biſchofs von Chiapa, die Wahrheit folgender Sätze meinem Leſerkreis anſchaulich machen wollte:

1. Die katholiſche Kirche trägt keine Schuld an der blutigen Unterdrückung der Eingebornen Amerika's unter ſpaniſcher Herrſchaft.
2. Wenn einzelne Diener der Kirche ſich dem politiſchen Syſtem der Eroberer beugten, ſo thaten ſie es gegen den Geiſt und Willen der Kirche.
3. Die wahren Vertreter des kirchlichen Gedankens, des Chriſtenthums und damit zugleich der Menſchlichkeit im ſpaniſchen Amerika waren die Dominicaner und ihr hervorragendes Ordensmitglied, der Biſchof von Chiapa. Durch ſie, durch ihn ward gerettet, was für ſpätere Jahrhunderte von der Geſchichte Mittel- und Süd-Amerika's noch gehofft werden kann.

Möge es recht Vieles und Großes ſein!

Inhalt.

		Seite
I.	Einleitung. Die Zustände der Indianer unter spanischer Herrschaft bis zum Jahr 1514	1
II.	Jugend- und Vorbereitungsjahre des Helden bis zum Jahr 1514	24
III.	Casas als diplomatischer Colonisator	44
IV.	Casas als Colonisator auf eigene Rechnung und Gefahr	71
V.	Casas als Missionär	95
VI.	Casas als Bischof der römisch-katholischen Kirche . .	126
VII.	Letzte Lebensjahre	177